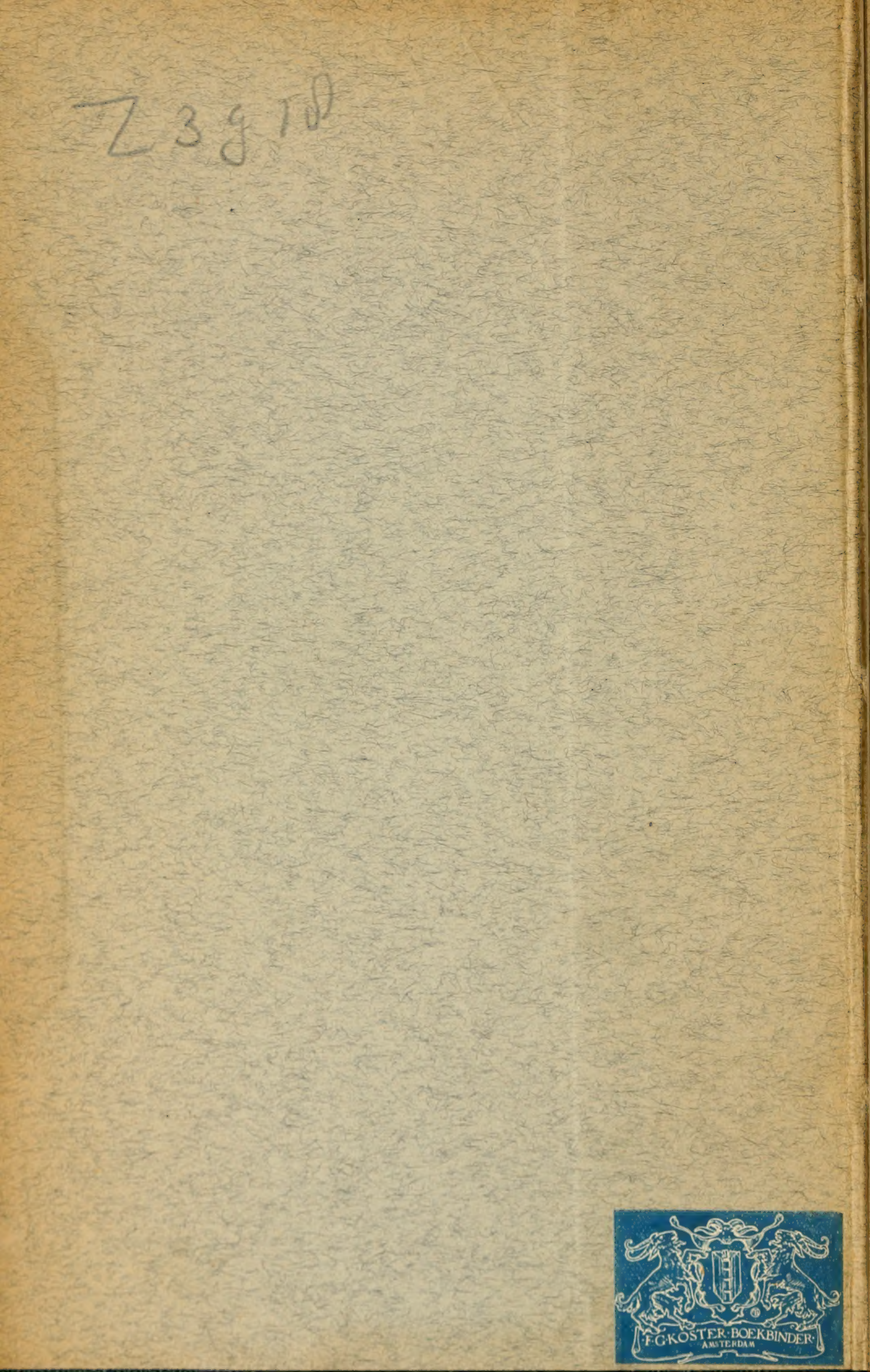
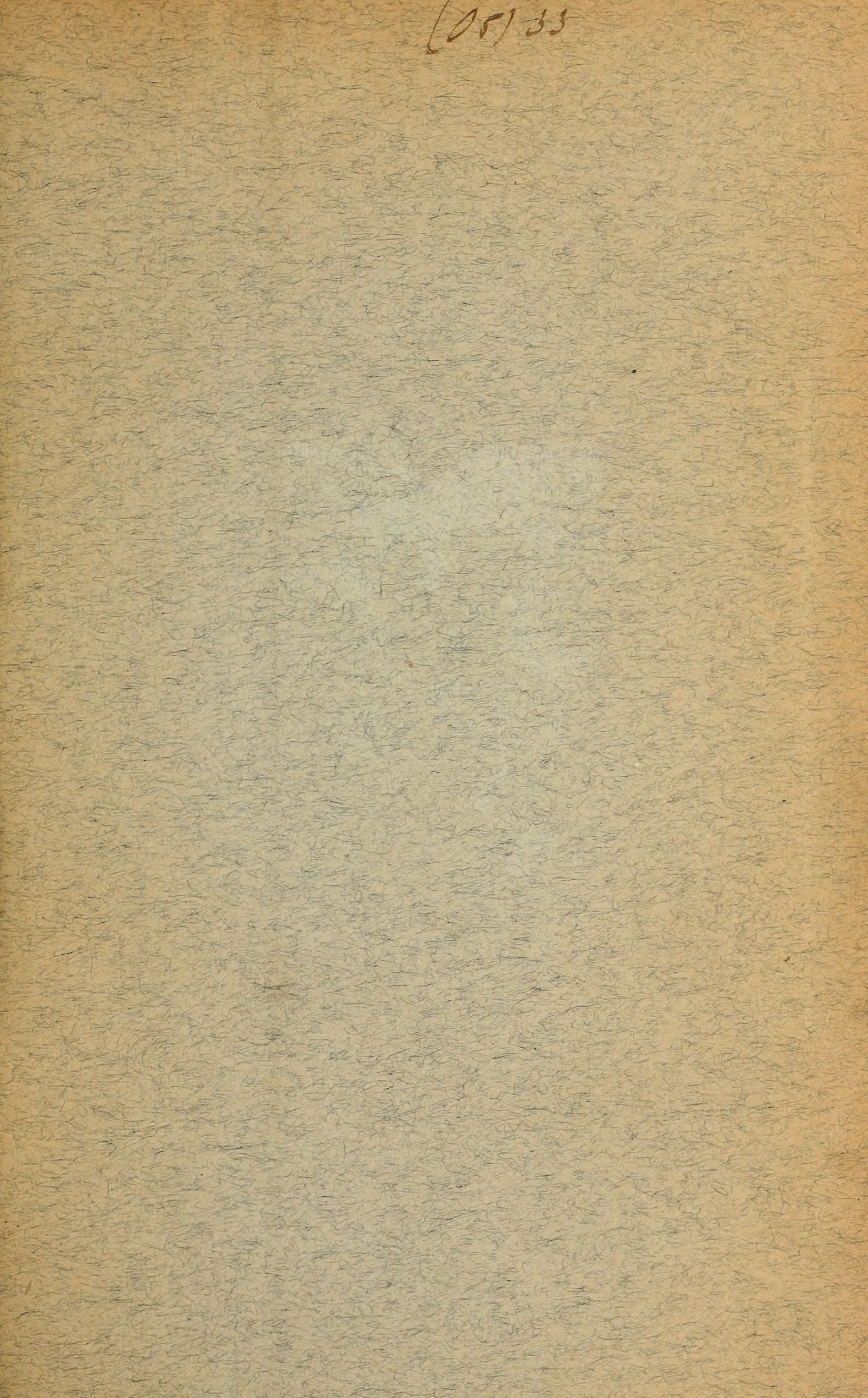



F·G·KOSTER·BOEKBINDER·
AMSTERDAM


(05) 33

Vierteljahrschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte

Unter ständiger Mitwirkung

von

Dr. Georges Espinas (Paris), Prof. Dr. Henri Pirenne (Gent), Prof. Dr. Gius. Salvioli (Neapel), Prof. P. Vinogradoff (Oxford)

herausgegeben

von

Prof. Dr. St. Bauer
in Basel

Prof. Dr. G. von Below
in Freiburg i. Br.

Dr. L. M. Hartmann
in Wien

Prof. Dr. K. Kaser
in Graz

VII. Band

Verlag von W. Kohlhammer
Berlin W. 35 Derfflingerstrasse 16
Stuttgart Urbanstrasse 14
Leipzig Rossplatz 16
1909



Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

Inhalt des siebten Bandes.

I. Abhandlungen.

Seite

MÜLLER, JOHANNES, Die Finanzpolitik des Nürnberger Rates in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts 1

SIEVEKING, H., Die kapitalistische Entwicklung in den italienischen Städten des Mittelalters 64

LETACONNOUX, J., Les voies de communication en France, au XVIII[e] siècle 94

BÜCHNER, OSKAR, Dr., Die norwegische Agrarverfassung von der Kalmarer Union (1397) bis zur Verfassungsänderung (1660) unter besonderer Berücksichtigung des Pachtwesens 213

MASSON, P., Un type de règlementation commerciale au XVIII[e] siècle. Le commerce français du Levant 249

BÜCHNER, OSKAR, D., Die norwegische Agrarverfassung von der Kalmarer Union (1397) bis zur Verfassungsänderung (1660) unter besonderer Berücksichtigung des Pachtwesens. (Fortsetzung und Schluß) . . 391

V. BELOW, G., Stadtgemeinde, Landgemeinde und Gilde 411

SEGRE, ARTURO, I consigli economici e finanziari di un banchiere italiano del secolo XVI 446

II. Miszellen.

HARTMANN, LUDO M., Grundherrschaft und Bureaukratie im Kirchenstaate vom 8. bis zum 10. Jahrhundert 142

HENNIG, PAUL, Durchschnittliche Herstellungskosten eines wissenschaftlichen Werkes im 18. und im 20. Jahrhundert 158

V. BELOW, G., Die Frage des Rückgangs der wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands vor dem Dreißigjährigen Krieg 160

V. BELOW, G., K. Th. v. Inama-Sternegg † (29./11. 1908) 167

KUSKE, BRUNO, Dr., Die Kölner Handelsbeziehungen im 15. Jahrhundert 296

PIRENNE, H., Draps de Frise ou draps de Flandre? 308

FECHNER, H., Prof., Dr., Die Wirkungen des preußischen Merkantilismus in Schlesien 315

HARTMANN, LUDO M., Eine Episode aus der Geschichte von Amalfi . 486

CARO, G., Schuppose und mansus servilis 495

KEUTGEN, F., Die hansischen Handelsgesellschaften 505

RAMSAUER, WILH., Das Inventar eines deutschen Marschbauernhofes aus dem letzten Jahre des 30jährigen Krieges 511

Seite

III. Literatur.

Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte, im Auftrage des Hansischen Geschichtsvereins herausg. von D. SCHÄFER. Bd. I: R. HÄPKE, Brügges Entwicklung zum mittelalterlichen Weltmarkt. Besprochen von G. v. BELOW 340
Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein. 85. Heft . . 342
BAASCH, ERNST, Dr., Weinakzise und Weinhandel in Hamburg. Besprochen von K. v. KAUFFUNGEN 384
BECHT, H. E., Statistische gegevens betreffende den handelsomzet van de Republiek der Vereenigde Nederlanden gedurende de 17e eeuw (1579—1715). Academisch prœfschrift. Besprochen von WÄTJEN 550
Beschreibung des Oberamts Urach. Herausgegeben vom K. Statistischen Landesamt. Besprochen von G. v. BELOW 576
BOTHE, FRIEDRICH, Dr., Frankfurter Patriziervermögen im 16. Jahrhundert. Besprochen von MAX JANSEN 380
BOTHE, FRIEDRICH, Dr., Das Testament des Frankfurter Großkaufmanns Jakob Heller vom Jahre 1519. Besprochen von MAX JANSEN 383
CHOLEAU, JEAN, Condition actuelle des serviteurs ruraux bretons, domestiques à gages et journaliers agricoles. Besprochen von ANDRÉ LESORT 193
DARMSTÄDTER, PAUL, Die Vereinigten Staaten von Amerika, ihre politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung. Besprochen von ROBERT LIEFMANN 388
DÄNDLIKER, K., Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich. Besprochen von G. v. BELOW 540
Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte. Herausgegeben von Prof. Dr. GEORG STEINHAUSEN. Zweite Abteilung: Ordnungen. Deutsche Hofordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. ARTHUR KERN. Besprochen von VIKTOR ERNST 548
Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. G. SCHMOLLER zur 70. Wiederkehr seines Geburtstages, 24. Juni 1908, dargebracht 197
Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung. Besprochen von G. v. BELOW . . . 208
Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen. Vortrag von Prof. Dr. ALFONS DOPSCH. Besprochen von J. PEISKER . . 326
Die Kölner Zunfturkunden nebst anderen Kölner Gewerbeurkunden bis zum Jahre 1500. Bearbeitet von HEINRICH v. LŒSCH. Besprochen von ERICH KOBER 541
DOPSCH, ALFONS, Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen. Besprochen von A. GRUND 534
DOREN, A., Studien aus der Florentiner Wirtschaftsgeschichte. Bd. II: Das Florentiner Zunftwesen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert. Besprochen von G. v. BELOW 183
DUBOIS, CHARLES, Etude sur l'administration et l'exploitation des carrières, marbres, porphyre, granit etc., dans le monde romain. Thèse pour le Doctorat présentée à la Faculté des Lettres de Paris. Besprochen von J. VENDEUVRE 533
Erwiderung. Von PH. HECK 577

Seite

Festschrift zu G. Schmollers 70. Geburtstag: Beiträge zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 197

Freiburg, Die Verfassungsgeschichte der Saline Werl. Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung, in Verbindung mit den münsterschen Fachgenossen herausgegeben von Al. Meister. Besprochen von G. v. Below 538

Friedensburg, F., Die Münze in der Kulturgeschichte. Besprochen von G. v. Below 575

Goldschmidt, Hans, Zentralbehörden und Beamtentum im Kurfürstentum Mainz vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Abhandlung zur mittleren und neueren Geschichte, herausgeg. von Below, Finke, Meinecke, Heft 7. Bespr. von Ziekursch 375

Grewe, Joseph, Dr., Das Braugewerbe der Stadt Münster bis zum Ende der fürstbischöflichen Herrschaft im Jahre 1802. Besprochen von Fr. Lau 368

van der Grinten, L., Dr., Beiträge zur Gewerbepolitik des letzten Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster Maximilian Franz 1784–1801. Besprochen von Croon 388

Grundrisse und Bausteine zur Staats- und zur Geschichtslehre, zusammengetragen zu den Ehren G. Schmollers und zum Gedächtnis des 24. Juni 1908, seines 70. Geburtstages. Besprochen von G. v. Below 197

Gummerus, Herm., Die Fronden der Kolonen (Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar. L. 1906–1907. Nr. 3). Besprochen von L. M. Hartmann 337

Haff, Karl, Dr. jur., Die dänischen Gemeinderechte, 1. Teil: Almende und Markgenossenschaft. Besprochen von Heinrich W. Höfflinger 383

Heck, Ph., Die friesischen Standesverhältnisse in nachfränkischer Zeit. Mit sprachwissenschaftlichen Beiträgen von Theodor Siebs. Besprochen von Heinrich W. Höfflinger 338

Heinrich Ritter von Srbik, Der staatliche Exporthandel Österreichs von Leopold I. bis Maria Theresia. Besprochen von Prof. Dr. phil. H. Fechner 558

Hermandung, Alex, Das Zunftwesen der Stadt Aachen bis zum Jahre 1681. Besprochen von Heinrich v. Lœsch 363

Hintze, O., Historische und politische Aufsätze. 4 Bde. Besprochen von G. v. Below 344

Hirn, Joseph, Tirols Erhebung im Jahre 1809. Bespr. von Hermann Wopfner 566

Histoire des doctrines économiques par Joseph Rambaud. Besprochen von Lucien Brocard 569

Jecht, R., Quellen zur Geschichte der Stadt Görlitz bis 1600. Bespr. von G. v. Below 547

Jensen, O., Der englische Peterspfennig und die Lehenssteuer aus England und Irland an den Papststuhl im Mittelalter. Besprochen von A. Gottlob 177

Kaindl, R. F., Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. 2. Bd.: Geschichte der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen bis 1763, in der Walachei und Moldau bis 1774 378

Klatt, Kurt, Das Heergewäte. Besprochen von G. v. Below . . . 362

Seite

KOGLER, FERDINAND, Die älteren Stadtrechtsquellen von Kitzbühel. Besprochen von HEINRICH W. HÖFFLINGER 371

KRAUS, CHR., Entwicklung des Weseler Stadthaushaltes von 1342—90, dargestellt auf Grund der Stadtrechnungen. Besprochen von G. V. BELOW 342

LAHUSEN, JOHANNES, Zur Entstehung der Verfassung bairisch-österreichischer Städte (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, herausgegeben von GEORG V. BELOW, HEINRICH FINKE, FRIEDRICH MEINECKE, Heft 5). Besprochen von FERD. KOGLER . 371

LANGENBECK, W., Geschichte des deutschen Handels. Besprochen von MAX GEORG SCHMIDT 574

LOHMEYER, K., Geschichte von Ost- und Westpreußen. 1. Bd.: Bis 1411. Besprochen von G. V. BELOW 378

LOTZ, A., Geschichte des deutschen Beamtentums. Mit Buchschmuck und zahlreichen kulturhistorischen Abbildungen versehen von J. SCHLATTMANN und E. STRACH. Besprochen von G. V. BELOW 569

MAUGIS, E., Recherches sur les transformations du régime politique et social de la ville d'Amiens des origines de la commune à la fin du XVI[e] siècle. Besprochen von GEORGES ESPINAS 188

MAYER, MELCHIOR, Dr. phil., Die Lebensmittelpolitik der Reichsstadt Schlettstadt bis zum Beginn der französischen Herrschaft Besprochen von Dr. K. V. KAUFFUNGEN 192

Minden-Ravensberg unter der Herrschaft der Hohenzollern. Festschrift zur Erinnerung an die dreihundertjährige Zugehörigkeit der Grafschaft Ravensberg zum brandenburgisch-preußischen Staat. Bespr. von G. V. BELOW 576

MOSER, MAX, Der Lehrerstand des 18. Jahrhunderts im vorderösterreichischen Breisgau. Besprochen von JOSEPH HÜRBIN 385

V. MÖLLER, E., Die Elendenbruderschaften. Ein Beitrag zur Geschichte der Fremdenfürsorge im Mittelalter. Besprochen von G. V. BELOW 547

Nochmals die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen (Berichtigung). Von ALFONS DOPSCH 581

OSSWALD, PAUL, Die Gerichtsbefugnisse der patrimonialen Gewalten in Niederösterreich. Ursprung und Entwicklung von Grund-, Dorf- und Vogtobrigkeit. Besprochen von SIEGFR. RIETSCHEL 172

OVERMANN, ANTON, Die Entwicklung der Leinen-, Woll- und Baumwollindustrie in der ehemaligen Grafschaft Mark unter brandenburgisch-preußischer Herrschaft. Bespr. von WALTHER TUCKERMANN 563

POËTE, MARCEL, L'enfance de Paris. Formation et croissance de la ville des origines jusqu'au temps de Philippe-Auguste. Besprochen von G. V. BELOW 340

RÉBILLON, A., Les Anciennes Corporations Ouvrières et Marchandes de la ville de Rennes. Besprochen von P. BOISSONNADE 552

G. Frhr. VON DER ROPP, Urkundenbuch der Stadt Friedberg. Besprochen von Dr. K. V. KAUFFUNGEN 175

ROSCHER, W., System der Volkswirtschaft. 1. Band. Die Grundlagen der Nationalökonomie, 24., vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von R. PÖHLMANN 344

ROSCHER, W., Politik. Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie. 3. Aufl. 344

Seite

Schmidt, Ludwig, Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts (= Handbuch der mittelalterlichen und neueren Gesch. Herausgeg. von G. v. Below und F. Meinecke. Abt. II. Politische Gesch.) Besprochen von Fritz Kern . . . 532

Schrecker, Ulrich, Das landesfürstliche Beamtentum in Anhalt von seinen ersten Anfängen bis zum Erlaß bestimmter Verwaltungsordnungen (ungefähr 1200—1574). (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausg. von O. Gierke, 86. Heft.) Besprochen von G. v. Below 546

Sée, Henri, Les classes rurales en Bretagne du XVIe siècle à la Révolution 193

Stephinger, Dr., Zur Methode der Volkswirtschaftslehre. Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. Besprochen von Max Frischeisen-Köhler 324

Thoms, Henry Eduard, Die Entstehung der Zünfte in Hildesheim. Besprochen von Heinrich v. Lœsch 368

Trois publications de jeunes érudits français viennent d'apporter une contribution de faits et d'idées à l'histoire des formes de la production agricole en France: l'utilisation des marais de l'ouest, l'exploitation d'une grande forêt du nord-ouest, le pâturage communal dans le centre, telles sont les questions qui ont été abordées par chacun d'eux, et dont il importe de donner ici un résumé. Besprochen von Georges Bourgin 349

Widmann, Hans, Geschichte Salzburgs. I. Band (bis 1270). Besprochen von Ludwig Bittner 386

Widmann, H., Geschichte Salzburgs. II. Band (1270—1519). Besprochen von Ludwig Bittner 540

Wopfner, Hermann, Das Almendregal des Tiroler Landesfürsten. Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs, herausgeg. von Alfons Dopsch. 9. Heft. Besprochen von Hans Fehr 372

Bei der Redaktion zur Besprechung eingelaufene Schriften S. 209 ff., 389 f., 590 ff.

Anhang.

Bibliographie der Social- und Wirtschaftsgeschichte für 1908, Oktober bis Dezember, für 1909, Januar bis September. Bearbeitet vom Internationalen Institut für Social-Bibliographie in Berlin.

Die Finanzpolitik des Nürnberger Rates in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Von

Johannes Müller.

I. Die Finanzlage der Reichsstadt Nürnberg um das Jahr 1570.

Die früher festgehaltene Fiktion, daß die Finanzmisere Nürnbergs erst durch den Dreißigjährigen Krieg hervorgerufen worden sei, hat längst der besseren Einsicht von dem finanziellen Niedergang der Reichsstadt schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts weichen müssen, und zwar hat man mit Recht als einen Hauptgrund der unaufhaltsam fortschreitenden Finanznot Nürnbergs die der Stadt durch den zweiten Markgrafenkrieg aufgebürdete Schuldenlast angesehen, die in dem Zeitraum von 1552 bis 1560 von 450 000 fl. auf $4^1/_2$ Millionen Gulden angewachsen war und der wirtschaftlichen Widerstandskraft des scheinbar noch kerngesunden Gemeinwesens einen irreparablen Stoß versetzte.

Weniger bekannt als dieser Einfluß der erwähnten äußeren Katastrophe auf die Finanzverhältnisse Nürnbergs sind verschiedene wirtschaftliche Vorgänge sowohl innerhalb wie außerhalb der Reichsstadt, die zeitlich fast genau mit dem Ende des die Frankenlande orkanartig durchbrausenden Markgrafenkrieges zusammenfielen, und von denen jeder für sich der Nürnberger Bürgerschaft, insbesondere dem Handelsstand, zwar keine unheilbaren Wunden zu schlagen vermochte, die aber in ihrer Gesamtheit und durch die ihnen anhaftende längere Dauer in ihren Wirkungen schließlich so verderblich wurden wie das Ungewitter des zweiten Markgrafenkrieges.

Der folgenreichste dieser Vorgänge wirtschaftlicher Art war die Unterbindung des Verkehrs mit den Niederlanden, der für die Handelsblüte Nürnbergs im 16. Jahrhundert einen der Hauptfaktoren gebildet hatte und der mit dem Ausbruch des niederländischen Freiheitskampfes zu Ausgang des 7. Jahrzehnts einen ganz bedenklichen Stoß erlitt. Die Hemmung dieses Verkehrs, an dem vor allem Antwerpen, der Hauptstapelplatz der Kolonialprodukte Ost- und Westindiens, der Rohstoffe Nord- und Osteuropas und der Manufakturwaren Westeuropas, beteiligt war, läßt sich im wesentlichen auf zwei Ursachen, auf die durch die kriegführenden Mächte verübten Gewalttaten auf der großen Handelsstraße des Niederrheins und auf das drückende Steuer- und Zollsystem Philipps II., zurückführen, das vor allem die Ausfuhr aller Produkte aus den Niederlanden in erschreckender Höhe — ein Zehntel vom Wert aller Waren — belastete und neben neuerrichteten Zöllen am Niederrhein den Großhandel Nürnbergs aufs empfindlichste schädigte.

Die Gewalttaten der Kriegführenden in den Niederlanden gegen die Handeltreibenden begannen im Jahr 1568 während des Zuges Oraniens gegen Alba, bei dem die von den Niederlanden rheinaufwärts fahrenden Schiffe der Frankfurter angehalten und ihrer spanischen und italienischen Waren beraubt wurden, und erreichten ihren Höhepunkt in der am 4. November 1576 durch die Spanier ausgeführten Plünderung Antwerpens, durch welche zwanzig namhafte Nürnberger Handelshäuser großen Schaden erlitten.

Die Klagen der deutschen Reichsstädte, insbesondere Kölns, Straßburgs, Regensburgs, Nürnbergs, Ulms, Augsburgs, über die schweren Zölle und Auflagen am Niederrhein, die durch Alba zu Nymwegen, Arnheim, Duisburg und Dordrecht seit 1566 erhoben wurden, wurden zum erstenmal auf dem Reichstag zu Augsburg 1566 laut und wiederholten sich von da an durch die siebziger und achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts auf allen Städte-, Reichs- und Reichsdeputationstagen, ohne bei der notorischen Schwäche des Reiches gegenüber dem Ausland zu einem Ergebnis zu führen. Mochten die Reichsstädte in den bei den Reichstagen dieser Zeit übergebenen Suppliken die Schädigung

des gesamten deutschen Handels noch so überzeugend darlegen, mochte der Nürnberger Handelsstand in seinem am 13. Oktober 1571 dem Rat seiner Vaterstadt übergebenen Bedenken noch so sehr darauf hinweisen, wie geringfügig die vom Reiche von seinen Ausfuhrprodukten, wie Kupfer, Zinn, Schafwolle, Wachs, Leder und anderen Stoffen, erhobenen Zölle gegenüber dem hohen Ausfuhrzoll der von den Niederlanden heraufgehenden und im Inland bereiteten Waren seien[1]): die Reichsregierung bezw. der Reichsfürstenstand, der durch seine beiden Kollegien, das Kurfürsten- und das Fürstenkollegium, auf den Reichstagen die Entscheidung in den Händen hatte, verhielt sich diesen Vorstellungen gegenüber mehr oder weniger teilnahmslos, ja vermehrte unter Umständen, wie es die rheinischen Kurfürsten machten, durch Steigerung der Rheinzölle die Beschwernisse der städtischen Handelswelt.

Diese Zollerhöhungen am Niederrhein bildeten aber nur ein Glied in der Kette von Verkehrserschwerungen, die zu Beginn der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Fürstenmacht dem städtischen Handel aufzulegen begann. Ungefähr in demselben Jahre, in dem der Herzog von Alba neue Zölle an der Nordwestgrenze des Reiches einführte, belastete König Karl IX. von Frankreich die deutschen Kaufleute mit schweren Zöllen, ja zwang dieselben auf Betreiben der den Deutschen mißgünstigen Florentiner, für die in Lyon liegende Schweizer Besatzung den Sold aufzubringen.

In noch viel höherem Maße als in Frankreich waren um dieselbe Zeit die Zölle in Italien, und zwar sowohl in den von Spanien beherrschten Landesteilen als auch in den übrigen zu Nürnberg in Handelsbeziehungen stehenden Staaten (Venedig, Genua), gesteigert worden. In Aquila, dem bekannten Safranmarkt im Neapolitanischen, wurde der Zoll auf ein Pfund Safran auf einen halben Gulden erhöht; für die von Mailand über Bellinzona oder Como herausgehenden Güter hatten die Nürn-

---

1) Supplik der nach Italien, Frankreich, Spanien und den Niederlanden handelnden Kaufleute an den Rat von Nürnberg wegen neuer Imposten. 1571, Okt. 13. Nürnberger Kreisarchiv S. VII, Lade 123, Nr. 220.

berger pro Saum, d. h. $2^1/_2$ Zentner, einen Zoll von 3 Gulden zu entrichten, wozu noch Waggebühren in Mailand selbst und eine von den Spaniern auf die Häuser gelegte Steuer kamen. — In Genua war der Zoll auf eine Kiste mit Samt, der früher 23 ℔ 16 Schillinge betragen, seit 1565 auf 36 ℔ 11 Schillinge, der Zoll auf einen Ballen Leinwand um 15 ℔ erhöht worden. Transitgut zahlte in Genua im allgemeinen einen Zoll von 7 % des Wertes, während Spezereien und Samt nunmehr einen zehnprozentigen Einfuhrzoll, Leinwand einen solchen von $11^1/_8$ % des Wertes zu entrichten hatten.

Auch in Schlesien, Böhmen, im Erzherzogtum Österreich[1]) und in Bayern waren um 1570 die alten Zölle gesteigert und neue Mauten errichtet worden, so daß sich der im Jahr 1571 zu Eßlingen versammelte Städtetag veranlaßt sah, bei den Kreisversammlungen den Antrag zu stellen, daß dieselben zusammen mit den Reichsstädten an den Kaiser Maximilian die Bitte um Abstellung dieser Zollerhöhungen richten möchten. „In Summa, wir Deutschen werden, wo wir hinauskommen, von fremden Nationen im wenigsten verschont und uns alle althergebrachten Freiheiten ohne alles Nachgedenken entzogen und dahin gesehen, wie ein jeder Potentat und Herrschaft sein Land und Untertanen in Aufnehmen bringen und uns davon abstoßen kann.“ So urteilten die Nürnberger Kaufleute in der oben erwähnten Supplik vom 13. Oktober 1571 über die Wirkungen der damals rings um Deutschland errichteten Zollschranken, die in Verbindung mit den den Westen und den Norden Europas durchtobenden Kriegen zweifellos dazu angetan waren, „die Kommerzien und Hantierungen an allen Orten fast mehrerenteils daniederzulegen“ und den Wohlstand der vor allem auf den Handel angewiesenen Reichsstädte zu untergraben.

Auf den Rückgang des Nürnberger Handels in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wirkte nun neben den eben geschilderten allgemeinen Verhältnissen noch ein besonderer Um-

1) Im Erzherzogtum Österreich ob d. Enns wurde z. B. i. J. 1569 der Viehzoll (Ochsenzoll) von 12 ₰ pro Stück um 15 kr. pro Stück erhöht. Nürnberger Ratsbuch 33, Fol. 302.

stand ein, der einesteils mit den von Nürnberg von altersher besonders gepflegten Beziehungen zu den großen Handelsplätzen Italiens, andernteils mit dem in Nürnberg herrschenden milden Zollsystem gegenüber den Fremden zusammenhing und dem Nürnberger Großhandel einzelne bisher erfolgreich gepflegte Handelssparten, wie den Spezerei-, Samt- und Seidenhandel, fast ganz aus den Händen wand. Dieser den Nürnberger Handel in höchst ungünstiger Weise beeinflussende Vorgang ist die um die Mitte des 16. Jahrhunderts beginnende Niederlassung zahlreicher Italiener in Nürnberg und die von diesen Welschen je länger je mehr betätigte Beherrschung des Handels mit Spezereien sowie mit Samt- und Seidenwaren, die von den Nürnberger Kaufleuten in zwei Gutachten vom Jahre 1571, in der schon erwähnten Supplik vom 13. Oktober und in einem Bedenken vom 10. Dezember 1571, in treffender Weise folgendermaßen erklärt wird.

Zur Zeit Kaiser Maximilians I., so erklären die Nürnberger Kaufleute in der Einleitung zu ihren die italienischen Zollverhältnisse schildernden Darlegungen, war zwischen dem Deutschen Reich und der Republik Venedig ein Vertrag abgeschlossen worden, wonach die Venetianer und etliche andere Italiener nicht Macht haben sollten, über Trient hinaus nach Deutschland zu handeln, wogegen die Deutschen nicht über das Meer hinaus nach der Levante handeln sollten. Von diesem Vertrag sind nun die Italiener seit etwa einem Menschenalter einseitig abgewichen, indem sie sich als Händler in großer Menge im Reiche niedergelassen haben. Nach Nürnberg, wo vor kurzem über zwei italienische Kaufleute nicht gewesen, das aber durch seine zentrale Lage, durch die Befreiung der Fremden von den bürgerlichen Lasten und durch seine niedrigen Zölle für sie einen besonderen Anziehungspunkt gebildet, sind sie seit der Zeit, da ihnen der Rat eigene Haushalte hier zu haben vergönnt, in großer Anzahl eingedrungen und haben daselbst die vornehmsten Gewerbe, als den Spezerei-, Samt- und Seidenhandel, an sich gebracht, desgleichen auch die niederländischen Handlungen auf allerlei Mittel und Wege von den hiesigen Kaufleuten in ihre Hände gebracht. Die Erfahrung gibt nämlich, daß die inlän-

dischen Kaufleute es den Italienern bei weitem nicht gleich tun können in Ansehung der Vorteile, die sie nicht allein im Einkaufen in ihrem Land mit den Zöllen und in anderen Wegen haben, zu denen die deutschen Handelsleute gar nicht zugelassen werden, sondern auch heraus in den Städten Deutschlands, wo sie vor den Bürgern freigelassen werden, sonst aber denselben Schutz und Schirm genießen wie die einheimischen Händler. Den Nürnberger Kaufleuten, wie den Imhof und den Welsern, die bisher viel mit Spezereien gehandelt, gereicht z. B. das zu merklichem Abbruch, daß die Italiener von ihrem Land aus in die fremden Länder, wo solche Waren herkommen, handeln können, wogegen die Deutschen solche Spezereien in Venedig einkaufen müssen, wo die Italiener 10 bis 12 Gulden auf jedes Hundert von den Deutschen Nutzen haben. Können die Italiener schon durch diese beiden Vorteile ihre Waren gegenüber den deutschen Kaufleuten billiger geben und so Deutschlands Reichtum aussaugen, so verstehen sie ihre Handlung vor den Nürnberger Handelsleuten noch dadurch in hohen Schwang und Aufnahme zu bringen, daß sie mit dem Zoll, der an ihm selbst allhier gering ist, allerlei ungebührliche Nebenwege suchen, so daß sie bei anderen Vorteilen, die sie ohnedies von den Deutschen bei den Ihrigen haben, noch dazu durch allerlei Mittel die Waren dem Käufer ohne Zoll hinauszubringen pflegen. Um den Zoll zu defraudieren, brauchen die Welschen besonders die List, daß sie ihre Güter für Transitwaren ausgeben, was sie darum haben durchführen können, weil auf sie kein sonderlich genaues Aufmerken geschehen, sondern dem, was sie selbst fürgegeben, geglaubt worden. Aus all diesen Gründen sind die Italiener in Haufen nach Nürnberg, allda sie ihre Gelegenheit besser fanden denn sonstwo im Reich, eingedrungen und haben alle Gewerbe und Handlung daselbst an sich gezogen.

„Da nun“, so schlossen die nach Italien, Frankreich, Spanien und den Niederlanden handelnden Nürnberger Kaufleute ihre Supplik vom 13. Oktober 1571, „die Italiener uns Deutschen nicht den geringsten Vorteil in ihrem Lande gönnen, vielmehr sich wider uns legen und unsere Wohlfahrt uns allenthalben

entziehen und mit allerlei Beschwerden, wo sie können und mögen, von allem Gewerbe und Handlung uns abzudrängen jederzeit beflissen sein, auch solchen Beschwerden, so uns in dieser Stadt von ihnen begegnen, auf anderen Wegen unseres Erachtens, dieweil sie nunmehr so stark eingewurzelt, nicht vorzukommen als durch eine stattliche neue Auflage, so gelangt an E. Herrlichkeit unsere untertänige und hochfleißige Bitte, die wollen gen. Stadt sowohl als gen. Bürgerschaft Wohlfahrt und Nutzen, auch hiergegen den Schaden, so erfolgen möchte und bereits vor Augen ist, mitleidig und väterlich erwägen und die Sachen nicht dahin kommen lassen, daß wir samt gemeiner Bürgerschaft von dem Handel allzusehr gedrungen und den Italienern, wie sie es in Frankreich dahin gebracht, in die Hände sehen müssen, daß vielmehr die geschwinden und schädlichen vorteilhaften Finanzen und welschen Praktiken, dadurch die Italiener alles haben und wir Deutsche endlich nichts behalten würden, abgeschafft und eine bürgerliche, ehrbare, jedem erträgliche Gleichheit hergestellt werde."

Bei der Beurteilung der Wirkungen dieser für den Nürnberger Handelsstand sehr mißlichen äußeren Verhältnisse darf nun aber keinesfalls der Umstand übersehen werden, daß die Nürnberger Kaufleute, wie sie in verschiedenen ihrer damals verfaßten Gutachten selbst zugaben, auch durch ihre eigene Schuld gegenüber den Italienern um jene Zeit ins Hintertreffen gekommen waren. Die Italiener hatten nämlich schon lange vor den Deutschen den Gebrauch eingeführt, ihre Waren auf Wiederschicken nach den Haupthandelsplätzen Süddeutschlands, vor allem nach Augsburg und Nürnberg, zu versenden und von diesen Handelszentren aus die umliegenden Gebiete mit Waren im Kommissionshandel zu versorgen[1]). Da die Italiener infolge des direkten Einkaufs der

---

1) Vgl. das Gutachten der 23 vornehmsten Nürnberger Kaufleute vom 16. Mai 1572, auf die Beschwerden der welschen Händler in Nürnberg bezüglich der Ersteigerung des Zolls an den Rat von Nürnberg erstattet. „Das Weglegen der Lager der Italiener von Nürnberg nach Leipzig, Linz, Wien, Krakau, Warschau und anderen Orten ist im Falle der unbedingten Abweisung der Welschen sehr zu fürchten, da die Italiener in Seide und Samt besser sortiert als die hiesigen Händler und schon lange im Gebrauch haben, ihre

Spezereien in Ägypten und der Seiden- und Samtstoffe in ihrem eigenen Lande zudem in diesen Waren auch besser sortiert waren als die Deutschen, so erlangten sie bei ihrer sonstigen Betriebsamkeit gar bald auch im Detailhandel mit Samt und Seide die bessere Kundschaft, namentlich den Adel, wodurch dann wieder die Krämer in Nürnberg in ihrem Erwerb stark beeinträchtigt wurden [1]).

So litt also sowohl der Großhandel als auch das Krämerhandwerk Nürnbergs durch das Eindringen der italienischen Händler, wie der Balbani, Vieri, Odeschalca, Torisani usw., in Nürnberg fast in gleicher Weise und dieser Rückgang des Wohlstandes der Kaufmannschaft, der vornehmsten Stütze der reichsstädtischen Macht, mußte mit Naturnotwendigkeit auf die Steuerkraft der gesamten Bürgerschaft einen ungünstigen Einfluß ausüben und hiedurch wiederum die Deckung der städtischen Geldbedürfnisse, die gerade damals eine bedeutende Steigerung erfuhren, in Frage stellen.

Wie stand es nun um den städtischen Haushalt Nürnbergs um die Mitte des 16. Jahrhunderts oder, genau präzisiert: Welche Entwicklung nahm der Ausgaben- und Einnahmenetat Nürnbergs von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Ende der sechziger Jahre, d. h. bis zu dem Zeitpunkt, wo die ersten systematischen Versuche zur Hebung der immer drohender sich gestaltenden Finanznot der Stadt gemacht wurden? Die Beantwortung dieser Frage, die für ein Verständnis der vor kein leichtes Problem gestellten Finanzpolitik des damaligen Nürnberger Rats unbedingt erforderlich ist, soll das nächste Ziel dieser wirtschaftsgeschichtlichen Studie sein. Erst nach Klarlegung der Haushaltungs-

Waren auf Wiederschicken zu versenden, z. B. von Augsburg durch Schwaben nach Frankfurt oder durch Bayern nach Regensburg." Nürnberger Kreisarchiv S. VII, L. 123, Nr. 220, Beilage 8.

1) Vgl. die Supplik der Nürnberger Kaufleute vom 13. Oktober 1571: dazu scheuen sie (die Italiener) sich nicht, wider der Stadt Nürnberg Satzungen und Ordnung Samt und Seide in allen Sorten zu ein, zwei, drei Ellen auszuschneiden, ziehen so besonders die Kundschaft des Adels, der zuvor von den hiesigen Krämern solche Stoffe gekauft, an sich, rühmen sich auch, daß sie mit solchem Ausschneiden ihre halbe Zehrung hie gewinnen. Nr. 220, Beilage 4.

verhältnisse Nürnbergs unmittelbar vor und zirka anderthalb Jahrzehnte nach dem zweiten Markgrafenkrieg kann die Finanzpolitik des Rats sowohl nach ihren Zielen als nach den von ihr angewandten Mitteln recht gewürdigt werden.

Der Haushaltetat Nürnbergs wies im Jahre 1550 zirka 147 000 fl. Ausgaben und rund 168 000 fl. Einnahmen auf, schloß also mit einem Überschuß von rund 21 000 fl. ab[1]). Stellt man die einzelnen Ausgabeposten nach ihrer inneren Verwandtschaft zusammen, so ergeben sich im ganzen nur drei Gruppen, nämlich

1. die Ausgaben für die Verwaltung der Stadt (22 138) und der Landämter (10 878) inklusive derjenigen für die Rechtspflege (1270) und das Bauwesen (16 951), mit einer Summe von 51 237 fl.,

2. die Ausgaben für die Sicherung der städtischen Interessen nach außen: a) Auswärtiger Dienst 12 942 fl., b) Kriegswesen 15 488 fl., c) Reichshilfe (6340) und Kaisersteuer (1100), zusammen 35 870 fl.,

3. die Verzinsung der öffentlichen Schuld mit der Summe von 52 736 fl., wozu dann noch als besondere einmalige Ausgaben im Betrage von 6705 fl. solche für den Erwerb von Besitztümern (Forsthube Reichelsdorf, ein Haus in der Peuntgasse und Ablösung eines Ewigzinses zu Rupprechtstegen) kamen.

Da diese besonderen Ausgaben, wie leicht zu erkennen ist, in der Hauptsache die Abrundung der territorialen Interessensphäre der Stadt bezweckten, so können dieselben ohne weiteres der zweiten Gruppe, dem Aufwand für die Pflege der auswärtigen Beziehungen, zugerechnet werden und die Verteilung der drei am Ausgabenetat beteiligten Gruppen gestaltet sich dann so, daß die Ausgaben für die Verwaltung inklusive Bauwesen und Rechtspflege und für die Verzinsung der öffentlichen Schuld, die einander nahezu gleichkommen, mit zirka 70 %, die Ausgaben für die Wahrnehmung der städtischen Interessen nach außen mit rund 30 % an dem Gesamtausgabenetat beteiligt sind.

Dieses Verhältnis, das für die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts

1) P. Sander, Die reichsstädtische Haushaltung Nürnbergs II, S. 788 ff.

wohl das normale gewesen, kann als ein durchaus erfreuliches bezeichnet werden; denn solange der Aufwand für die Verzinsung der öffentlichen Schuld nicht mehr als ein Drittel des jährlichen Gesamtaufwandes betrug und sich die Ausgaben für die Verwaltung und diejenigen für die Wahrnehmung der äußeren Beziehungen der Stadt ungefähr die Wage hielten, konnte die Finanzlage Nürnbergs als eine auf gesunder Basis beruhende angesehen werden, zumal wenn die Verteilung der Einnahmen auf die Bewohnerschaft der Stadt den Forderungen der Gerechtigkeit einerseits und die Verwaltung der vereinnahmten Geldmittel andrerseits den Grundsätzen einer rationellen Sparsamkeit entsprach. Beides war aber, wie die nachfolgende Übersicht dartun wird, um die Mitte des 16. Jahrhunderts der Fall.

Die Einnahmen, die im Jahre 1550 nach P. Sander (II, S. 792) rund 168000 fl. betrugen, lassen sich nach ihrem volkswirtschaftlichen Charakter gleich den Ausgaben am besten in drei Gruppen einteilen, nämlich in

1. die direkte Steuer oder die Losung . . . 56800 fl.,
2. die indirekten Steuern oder das Ungeld auf die Getränke . . . . 77514 fl.,
3. die Verkehrs- und Gewerbsteuern nebst den sonstigen Gebühren (Strafgeldern), die privatwirtschaftlichen Einkünfte und die Einnahmen aus den Landpflegeämtern, zusammen 32250 fl., wozu dann noch 2300 fl. außerordentliche Einnahmen kamen.

Nach dieser provisorischen Übersicht kamen auf die Losung $33\frac{1}{2}\%$, auf das Ungeld 46% und auf die übrigen Einnahmen $20\frac{1}{2}\%$ der Gesamteinnahmen, d. h. aus der Losung und dem Ungeld wurden vier Fünftel des Einnahmenetats gedeckt, während die übrigen Einnahmeposten zusammen nur ein Fünftel der Gesamteinnahme der Stadt repräsentieren. In Anbetracht der hervorragenden Bedeutung der Losung und des Ungeldes für die Herstellung des Gleichgewichts in dem städtischen Haushalt Nürnbergs ist es notwendig, auf das Wesen und den Steuerfuß dieser beiden Steuerarten um die Mitte des 16. Jahrhunderts etwas näher einzugehen.

Die Losung war eine bis zum Jahre 1504 alle zwei Jahre, von da an fast alljährlich erhobene Vermögenssteuer, deren Steuerfuß jedesmal durch einen besonderen Ratsbeschluß festgestellt wurde, die aber von 1453 an bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts nach nahezu feststehenden Sätzen für Bargeld inklusive Silbergeschirr, Geschmeide und Verbrauchsgegenstände, für Renten, für Gülten und für Häuser nebst Grundstücken gefordert worden zu sein scheint.

Auf Bargeld und fahrender Habe lag eine einprozentige Steuer, von Renten wurde ein Sechstel der Rente, von Gülten dagegen nur ein Achtzehntel ihres Betrages als Losung bezahlt; Häuser wurden, je nachdem sie vom Besitzer selbst benützt oder zu Zins ausgeliehen waren, nach ihrem Kapitalwert oder nach ihrem Mietertrag gleich den Renten, Wiesen und Weinberge nach ihrer nutzbaren Fläche (vom Tagwerk 1/8 fl.) versteuert. Der Losungskala lag also das für den Ausgang des Mittelalters und den Beginn der Neuzeit durchaus gerechtfertigte Prinzip zugrunde, die aus dem Grundbesitz fließenden Renten weniger zu belasten als das reine Kapitaleinkommen und das in gewerblichen und kommerziellen Unternehmungen angelegte Kapital, das weit höhere Erträge abwarf als der mit mancherlei Lasten verbundene Grundbesitz. Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Voraussetzungen für diese Bevorzugung der Grundrenten vor dem Kapitaleinkommen nicht mehr zutrafen, da ging der Rat von Nürnberg, wie wir im Verlaufe dieser Untersuchung noch sehen werden, von dem erwähnten Grundsatz ohne Bedenken ab und zog auch den Grundbesitz in stärkerem Maße zu der Losung heran.

Die Unkosten für die Veranlagung und Einhebung der Losung, die im ganzen und großen den beiden obersten Finanzbeamten der Stadt, den zwei Vorderen Losungern und dem Losungschreiber oblag, sind im Verhältnis zu den bedeutenden Summen, die diese Steuer ertrug, außerordentlich gering gewesen, denn von den zwei Vordern Losungern, die das ganze Finanzwesen der Stadt leiteten, erhielt im 15. Jahrhundert jeder bloß 342 fl., der Losungschreiber zirka 126 fl.

Das Nürnberger Ungeld war in der Hauptsache eine Wein- und Bierkonsumsteuer, von der nur diejenigen geistlichen und

adeligen Personen befreit waren, die fremde Getränke für den Eigenbedarf nach Nürnberg einführten.

Das Ungeld vom Bier, das vom einheimischen Bier in Form einer Brausteuer, vom fremden nach Fudern, später nach Eimern erhoben wurde, betrug im Anfang des 15. Jahrhunderts ohne Unterschied der Herkunft einen halben Gulden pro Fuder, stieg aber bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts für einheimische Biere pro Eimer (1 Fuder = 12 Eimer) auf 1 ℔ 9 ₰ alt, für fremdes Bier auf 1 ℔ 21 ₰, d. h. auf das Vier- und Fünffache der ursprünglichen Höhe. Im Jahre 1546, in welchem abermals eine Erhöhung des Bierungelds stattfand, zahlte das einheimische rote Bier vom Eimer 1 ℔ 24 ₰, das einheimische weiße Bier 1 ℔ 26 ₰, das fremde Bier 2 ℔ 19 ₰ Ungeld, so daß das fremde Bier um ein Drittel höher versteuert war als das in Nürnberg gebraute.

Das Weinungeld war im Spätmittelalter nach der Qualität des zu versteuernden Weines in vier Sätze abgestuft, so daß der Landwein (Franken-, Neckar-, Tauberwein) vom Fuder 2 fl., der Rheinwein nebst dem Elsässer pro Fuder 3 fl., der Reinfal (italienischer, dalmatinischer) pro Fuder 6 fl., der Malvasier und Romany (griechischer und spanischer) pro Fuder 8 fl. bezahlte. Im Anfang des 16. Jahrhunderts unterschied man bei der Besteuerung bloß noch zwischen dem Landwein und dem sogenannten schweren Wein; das Ungeld des ersteren betrug pro Eimer 4 ℔ 6 ₰ alt, also pro Fuder 6 fl.

Auch dieses Weinungeld erfuhr in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine mehrmalige und sehr erhebliche Steigerung; denn im Jahre 1540 betrug dasselbe für den Eimer Landwein 6 ℔ 24 ₰, im Jahre 1552 bereits 11 ℔ 10 ₰, womit es aber, wie wir später sehen werden, immer noch nicht seine Maximalhöhe erreicht hatte. Die Einnahmen aus dem Ungeld, die im Jahre 1510 eine Summe von 42 374 fl. ergeben hatten, hatten im Jahre 1540 die Höhe von 59 893 fl., im Jahre 1563 die Höhe von 91 149 fl. erreicht, hatten sich also im Verlauf eines halben Jahrhunderts mehr als verdoppelt. An den Gesamteinnahmen aus dem Ungeld partizipierten das Weinungeld und das Bierungeld

in der Weise, daß auf ersteres etwas über zwei Drittel, auf letzteres ungefähr ein Drittel kamen[1]).

Die Verwaltungsunkosten für die Vereinnahmung der Getränksteuern stellten sich erheblich höher als die für die Einhebung der Losung, da der Rat zum Schutz vor den beim Ungeld immer wieder versuchten Steuerhinterziehungen außer den eigentlichen Steuerbeamten, dem Ungelter und den zwei Ungeltschreibern, den fünf Visierern und dem Verwalter des unter dem Gewandhause befindlichen Kellers für schwere Weine, auch möglichst alle im Weinhandel beschäftigten Hilfsarbeiter, wie die Schröter, die Weinrufer, die Ansticher, die Weinkieser und die Knechte am Weinmarkt, eidlich in Pflicht nahm und für ihre Mitwirkung in der Weinhandelspolizei entsprechend entlohnen mußte.

Trotz aller vom Rat angewandten Vorsichtsmaßregeln und strengen Strafen gegen Ungelddefraudanten kamen aber doch im Weinhandel immer wieder Betrügereien vor; welchen Umfang dieselben oft annahmen, geht unter anderem daraus hervor, daß im April 1576 vom Rat auf einmal 43 Wirte wegen Betrügereien im Weinhandel zu einer Gesamtstrafe von 12085 fl. verurteilt wurden, ein Beweis dafür, daß das Geschäft der Weinpanscher und Weinschmierer in den sogenannten Biedermeierzeiten nicht weniger geblüht hat als in unseren Tagen[2]).

Unter den übrigen Einnahmen, die, wie oben erwähnt, zusammen nur ein Fünftel des Jahreseinkommens der Stadt darstellten, kommen nach Ausscheidung der aus Getreideverkäufen gewonnenen Summe von 5450 fl., die nur ein Ersatz der für den Ankauf des städtischen Kornes verwendeten Geldmittel war, nur noch die

---

1)

Jahr	Gesamtungeld	Weinungeld	Bierungeld
1551	72 046 fl.	45 124 fl.	26 922 fl.
1563	91 149 „	66 378 „	24 771 „
1568	106 759 „	74 558 „	32 501 „

2) Unter den mit den höchsten Strafen (800—1000 fl.) belegten Wirten befanden sich der „Weiße Löwe“, der „Goldene Zirkel“, die Wirte zur „Eichel“ und zum „Steg“; an zweiter Stelle (mit 500 fl. Strafe) rangierten dann Endres Hausdorf zum „Roten Hahn“, J. Angermann zum „Roten Ochsen“, der „Bauernwirt“ Stephan Pon etc.

8404 fl. betragenden Einnahmen der Landpflegeämter und der Jahresertrag des Zolles mit einer Summe von 7107 fl. in Betracht.

Die beiden letzterwähnten Einnahmeposten erscheinen im Verhältnis zu ihrer Bedeutung wenig ertragreich und darum hat der Rat, als sich in den siebziger Jahren eine Vermehrung des aerarii publici als unbedingt notwendig erwies, bei seinen Steuerprojekten gerade auf diese beiden Einnahmequellen sein Augenmerk gerichtet. Es darf jedoch hinsichtlich der Einnahmen der Landpflegeämter die bisher unerwähnt gebliebene Tatsache nicht übersehen werden, daß die Landbezirke durch die sogenannte Bauernsteuer, die vor dem Bauernkrieg nur als eine niedrig bemessene Kriegssteuer zur Ablösung der persönlichen Dienstpflicht, seit 1528 aber als eine alle drei Jahre sich wiederholende ein- bis zweiprozentige Vermögenssteuer von den Untertanen auf dem Land erhoben wurde und als solche im Jahre 1548 die stattliche Summe von 21 303 fl. eintrug, zur Bestreitung des städtischen Haushalts mehr herangezogen waren, als es nach den Einnahmeposten der Landpflegeämter den Anschein hat.

Der hier kurz skizzierte Haushaltungsetat vom Jahre 1550 kann als ein Normaletat der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angesehen werden; da die „Rechnung der Stadt" in den normalen Jahren, die in diesem Zeitraum doch die Mehrzahl bildeten, mit Überschüssen abschloß, so konnte dem Schatz der Stadt fast alljährlich eine erhebliche Summe zugeführt werden, so daß dieser im Jahre 1551 trotz des vorausgegangenen Schmalkaldischen Krieges und eines an Kaiser Karl V. gegebenen uneinbringlichen Darlehens von 100 000 fl. die stattliche Höhe von $^3/_4$ Million Pfund erreicht hatte.

Dies war die durchaus befriedigende Finanzlage der Stadt Nürnberg um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Welch ein von Grund aus verändertes Bild bot dieselbe aber schon zwanzig Jahre später dar! Da gab es kein Gleichgewicht mehr zwischen Ausgaben und Einnahmen, geschweige denn Überschüsse, sondern es entstand vielmehr alle Jahre ein Fehlbetrag von 50—70 000 fl., dessen Deckung durch neue Steuern oder Anlehen dem Rate schier unüberwindliche Schwierigkeiten bereitete und der zudem

bei seinem chronischen Charakter die trostlose Perspektive auf den baldigen völligen Untergang des Gemeinwesens eröffnete.

Daß die Hauptursache dieser traurigen Wendung der Dinge vor allem die durch den zweiten Markgrafenkrieg veranlaßte enorme Mehrung der Schuldenlast der Stadt gewesen, ist schon in dem einleitenden Abschnitt dieser Abhandlung bemerkt worden. Aber bei der schier unversiegbaren Arbeitskraft des Handels- und Gewerbestandes Alt-Nürnbergs und bei der mit einer seltenen Klugheit geleiteten Finanzpolitik des patrizischen Regiments gerade in jener kritischen Epoche fragt man sich doch immer wieder, ob es dem zielbewußten Stadtregiment unter günstigeren äußeren und inneren Verhältnissen nicht möglich gewesen wäre, die durch den Markgrafenkrieg überkommene Schuldenlast innerhalb der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts völlig von sich abzuschütteln und so den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges mit frischen Kräften entgegenzugehen.

Aus den folgenden Erörterungen, die sich an eine gedrängte Übersicht des Ausgaben- und Einnahmenetats Nürnbergs im Jahre 1570 anschließen werden, dürfte sich zur Evidenz ergeben, daß dem Rate Nürnbergs unter den gegebenen Umständen eine schier unlösbare Aufgabe gestellt war, daß somit all die klug erdachten und zum Teil auch mit Energie durchgeführten Maßregeln finanzpolitischer Natur nur halbe Erfolge erzielen konnten oder überhaupt an der Ungunst der Verhältnisse scheitern mußten.

Der Haushaltetat Nürnbergs vom Jahre 1570 schloß nach der Stadtrechnung mit einer Gesamtausgabe von rund 343 000 fl. und einer Gesamteinnahme von rund 350 000 fl. ab, so daß sich scheinbar kein Defizit, vielmehr sogar für dieses Jahr noch ein Überschuß von zirka 7000 fl. ergeben würde[1]). Wenn dies nun auch nach dem offiziellen Jahresabschluß für das angegebene Rechnungsjahr zutrifft, so wäre es doch voreilig, daraus den Schluß zu ziehen, daß die für den Stadtrat bestimmten Nachweise

1) Die für die Ausgaben von 1570 angesetzte Summe (343 078 fl.) stimmt mit der von P. Sander in seinem verdienstvollen Werke „Die reichsstädtische Haushaltung Nürnbergs“ B. II, S. 804 angegebenen Summe (343 506 fl.) nahezu überein.

der „Stadtrechnung“ die sämtlichen Jahresausgaben der Stadt darstellten und daß das Jahr 1570, das hier als Ausgangspunkt der Finanzreformversuche des Nürnberger Rates gewählt worden ist, auch ein normales Rechnungsjahr in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gewesen sei. Was den letztgenannten Punkt betrifft, so war nämlich das Jahr 1570 insofern ein von der Norm abweichendes, als in demselben gleichwie in den Jahren 1564—1569 und 1571—1572 seitens der Bischöfe von Bamberg und Würzburg von der seit dem Markgrafenkrieg kontrahierten Schuld von 600000 fl. an Stelle der damals fälligen Ratenzahlungen von je 75000 fl. je 25000 fl., also zusammen 50000 fl., an die Stadt Nürnberg zurückbezahlt worden sind, wodurch dann ein Ausgleich zwischen den Ausgaben und den Einnahmen und dazu der obenerwähnte scheinbare Überschuß von 7000 fl. im Jahre 1570 erzielt wurde. Eliminiert man jedoch diese von 1564—1572 erfolgten Ratenzahlungen der beiden bischöflichen Schuldner, die vom Rat mit Recht als sogenannte „böse Schuldner“ angesehen wurden, aus den Einnahmetiteln der genannten Jahre, so würden sich als Defizite ganz respektable Summen ergeben. Diese Fehlsummen würden sich aber noch bedeutend erhöhen, wenn in den offiziellen Stadtrechnungen auch alle diejenigen unverzinslichen Darlehen vorgetragen wären, mit denen die Stadt aus politischen Rücksichten den deutschen Kaisern und benachbarten Reichsfürsten bezw. deren Räten beisprang und von welchen, eben aus Gründen der Politik, so manche nur den eigentlichen Regenten der Reichsstadt, den Septemviri, bekannt werden durften. So erfahren wir aus einem im Nürnberger Kreisarchiv aufbewahrten Schuldbuch, in welchem über die in dem Zeitraum 1564—1573 entstandenen Ausstände der Reichsstadt genau Buch geführt ist, von folgenden unverzinslichen Darlehen des Jahrganges 1569/70 an fürstliche und adelige Personen, die in der Jahresrechnung von 1570 nicht vorgemerkt sind:

1569 April, an Adam Freiherrn von Hassenstein und Lobkowitz . . . . 300 fl.

1569 Oktober, an Pfalzgraf Reichart, Administrator von Waldsassen . . . . 2000 „

1570	Januar, an Sebastian von Redern, Amtmann zu Baiersdorf	600 fl.
1570	Ostern, an Christ. von Karlowitz auf Rotenhaus	2 266 „
1570	Mai, an Markgräfin Elisabeth von Brandenburg	5 000 „
1570	Mai, an den brandenburgischen Hofmeister Eitel von Westernach	300 „ [1])
	Sa.:	10 466 fl.

Die Rückzahlung fast aller dieser unverzinslichen Darlehen, zu denen in vielen Jahrgängen noch zinsfreie Fürlehen an Bürger der Stadt, wie September 1569 an H. Doppengießer und Gerhart von Hieff, Färber der englischen Tücher, im Betrage von 1360 fl. kamen, mußten vom Rat den Schuldnern oft auf viele Jahre hinaus gestundet werden, so daß der hieraus erwachsene Verlust an Zinsen schon in wenigen Jahren sich auf mehrere tausend Gulden belief.

Zur Abnormität des Ausgabenetats des Jahres 1570 trägt dann noch der weitere Umstand bei, daß in diesem Jahre Nürnberg zufällig weder Kreisanlagen noch Beiträge für den Landsberger Bund zu bezahlen hatte. Das bedeutete in Ansehung der in dem Jahrzehnt 1566—76 von Nürnberg aufgewendeten Gesamtsumme von Kreisanlagen (21 261 fl.) und Landsberger Bundesbeiträgen (26 000 fl.) wiederum ein Minus von 4—5000 fl. im Ausgabenetat 1570 oder eine dementsprechende Mehrung des Defizits in diesem Jahre. Faßt man alle diese besonderen Umstände zusammen ins Auge, so ergeben sich als Defizite jener Zeit Summen, die mit der in den Ratsbedenken jener Jahre als Fehlbetrag angegebenen Summe von 50—70 000 fl. wohl übereinstimmen [2]).

1) Schuldt-Püchlein der Stadt Nürnberg, angefangen 1564. I. Ausgesetzte Schulden. II. Was zu Treus hannden einem Erb. Rat in deposito erlegt worden. III. Was ein Erb. Rat zu zaln schuldig. Nürnberger Kreisarchiv M.-Scr., Nr. 295.

2) Nach einer Zusammenstellung der von Nürnberg von 1543—1584 geleisteten Reichs-, Kreis- und Landsberger Bundesanlagen (Nürnberger Kreis-

Die Tatsache allein, daß die Summe des von Nürnberg im Jahre 1570 verkauften Ewig- und Zinsgeldes die im gleichen Zeitraum abgelöste Zinsgeldsumme um 28528 fl. überstieg (vgl. hierzu die Übersicht in Rubrik III b der Tabelle für die Ausgaben von 1570), beweist schon zur Genüge die Unterbilanz in dem Haushaltetat der Reichsstadt Nürnberg in der fraglichen Epoche.

Im übrigen stellt sich der Etat des Jahres 1570, in gedrängte tabellarische Form gebracht, folgendermaßen dar: (s. S. 20 u. 21.)

Vergleicht man diesen Ausgabenetat vom Jahre 1570 mit dem vom Jahre 1550, so bemerkt man sofort, daß die dritte Gruppe der Ausgabenposten, die Verzinsung der öffentlichen Schuld, die dem ganzen Etat sein besonderes Gepräge gibt, mit

---

archiv S. I, L. 119, Nr. 17) betrugen die auf Nürnberg treffenden Kreisanlagen von 1566 bis 1576:

1566 Dez. 30	. . .	2 352 fl.	(Anlagen pro 1564, 1565 und 1566)
„ Aug. 12	. . .	185 „	(Kontribution für die Reichsstädte)
1567 Febr. 5	. . .	1 568 „	(ein Monatssold)
„ Aug. 4	. . .	1 568 „	(ein Monatssold für die Unterhaltung der 1200 Pferde im Reich)
1568 Dez. 8	. . .	1 568 „	(1 Monat zum Vorrat des fränkischen Kreises)
„ Dez.	. . .	7 840 „	(5 Monatssolde zu den Unkosten der Gothaischen Expedition)
„ Dez.	. . .	376 „	(desgleichen)
1569 März 19	. . .	3 136 „	(2 Monate zum fränkischen Kreisvorrat)
„ Juli 27	. . .	1 568 „	(1 Monat zum fränkischen Kreisvorrat)
1575 Sept. 1	. . .	1 100 „	(Städtekontribution)
	Sa.:	21 261 fl.	

Die auf Nürnberg treffenden Beiträge zum Landsberger Bund von 1566 bis 1576:

1567 Febr. 5	. . . .	1 000 fl.
„ Juni 22	. . . .	1 000 „
1568 Dez. 8	. . . .	2 500 „
1569 Okt. 6	. . . .	3 000 „
„ Dez. 5	. . . .	3 000 „
1572 April 30	. . . .	8 500 „
1573 ?	. . . .	4 000 „
1574 Mai 14	. . . .	2 000 „
1576 April 16	. . . .	1 000 „
	Sa.:	26 000 fl.

67 %, also mit etwa zwei Dritteln an den Gesamtausgaben beteiligt ist, während die Ausgaben für die Verwaltung nebst der Rechtspflege auf 16 %, diejenigen für die Sicherung der städtischen Interessen nach außen auf 17 % zurückgegangen sind. Hinsichtlich der 1570er Verwaltungsausgaben ist bemerkenswert, daß trotz der Mehrausgaben für die städtische Verwaltung und Rechtspflege im ganzen dieselben nur um einige hundert Gulden höher sind als diejenigen vom Jahre 1550. Es ist diese Tatsache auf eine entsprechende Einsparung bei der Verwaltung der Landpflegeämter zurückzuführen, deren Verwaltungsunkosten um einige tausend Gulden hinter den Einnahmen zurückblieben.

Die Ausgaben für die Pflege der auswärtigen Beziehungen der Stadt, deren Anteil an dem Gesamtausgabenetat relativ auch zurückgegangen, waren absolut, d. h. gegenüber den im Jahre 1550 dafür verwendeten Geldmitteln, um mindestens 15 000 fl., ja rechnet man die durchschnittlich 4000—5000 fl. betragenden fränkischen Kreisanlagen und Landsberger Bundesbeiträge hinzu, sogar um 20 000 fl. pro Jahr gestiegen. Diese für den Stadtsäckel sehr empfindlich sich bemerkbar machende Mehrung der zweiten Gruppe der Ausgabeposten rührte vor allem davon her, daß seit dem Regierungsantritt Kaiser Maximilians II., bezw. seit dem ersten Reichstag dieses Herrschers, dem Augsburger Reichstag vom Jahre 1566, die Reichs- und Kreisanlagen gegenüber den vorhergehenden Regierungen ganz bedeutend in die Höhe gegangen waren, so daß z. B. für die von Kaiser Ferdinand I. von 1556—1564 geforderten Türkenhilfen nebst Festungsbaugeld von Nürnberg nur 21 Römermonate, d. h. effektiv 32 588 fl., zu bezahlen waren, während dem Kaiser Maximilian II. in dem Zeitraum von 1566—1576 an Reichs- und Kreisanlagen 70 Römermonate, wovon Nürnberg 111 113 fl. zu zahlen hatte, bewilligt wurden. Diese bedeutende Vermehrung der Reichs- und Kreiskontributionen seit dem Jahre 1566 hatte für Nürnbergs Ärar aber auch noch andere unliebsame Zufälligkeiten im Gefolge. Der Säckel der Stadt wurde nämlich bei solchen Gelegenheiten, d. h. wenn andere, besonders fürstliche Reichsstände mit der Erlegung ihrer Reichs- und Kreisanlagen allzulange im Rückstand blieben, nicht selten zu sogenannten Fürlehen an die Reichs- und Kreiskasse in Anspruch genommen

Ausgaben im Jahre 1570 für

I. Verwaltung der Stadt und des Landes inkl. Bauwesen und Rechtspflege	fl.	fl.	II. Sicherung der städtischen Interessen nach außen	fl.	fl.	III. Verzinsung der öffentlichen Schuld	fl.	fl.
a) Verwaltung der Stadt	—		a) Auswärt. Dienst.			a) Ewig- und Zinsgeld bezahlt		
1. Precia famulorum .	$5\,963^{3}$		1. Ratsbotschaften . .	5 189		in Nürnberg	$134\,937^{2}$	
2. Sold der ehrbaren Diener	$5\,913^{6}$		2. Fürstenschenk . .	$2\,243^{5}$		„ Augsburg	19 402	
3. Ratszeichen . . .	$2\,508^{2}$		3. Verehrungen . . .	1 908		„ Frankfurt	24 187	
4. Mahlzeiten und Collationes	1 163		4. Allerlei Unkosten .	375^{7}		„ Leipzig	1 600	
5. Ausgaben der Losungstube . . .	1 151		5. Werbung f. d. Frankfurter Messe . .	167^{13}	$9\,883^{5}$	im Oberland	$38\,777^{5}$	
6. Gewand der Amtleute	790		b) Kriegswesen.			Leibgeding bezahlt . .	641	236 091
7. Papier und Perment	426^{17}		1. Söldner und Syndici	6 211		Verwaltung		51 516
8. Türmer, Torsperrer etc.	803		2. Kriegstube u. Kundschaft	3 205		Äußerer Dienst . . .		55 471
9. Nachtwächter . .	450^{19}		3. Schützen	450^{17}		Sa.:		343 078
10. Stadtknechte . . .	321^{5}		4. Schießgeld auf dem Land	275				
11. Hauswirt	295		5. Waffen und Munition	313				
			6. Streifen und Halten	569^{11}	$11\,024^{11}$			

12. Kastenamt . . .	479^{3}	
13. Malzmesser . . .	487^{4}	
14. Zuschuß zu den Ämtern in d. Stadt	263	
15. Marstall	834^{4}	
16. Schadengeld für Pferde	156	
17. Pensionen	298	
18. Erlassene Schulden	882^{13}	23 195
b) Verwaltung der Landpflegeämter	8 098	8 098
c) Verwaltung des städtischen Bauamts	16 732	16 732
d) Rechtspflege inklusive Rechtfertigung . .	3 491	3 491
Sa.:		51 516

c) Reichsanlagen und sonstige auswärtige Verpflichtungen.		
1. Die letzten 12 Monate der anno 1566 bewilligten Türkenhilfe	18 816	
2. Kaisersteuer . . .	1 100	
3. 42. und 43. Kammerziel	426	
4. Abfindung an Kurmainz f. d. Eröff. der Miltenb. Staffel	200	20 542
d) Besondere Ausgaben.		
1. Für das Einreiten K. Maximilians II. in Nürnberg . .	12 810	
2. Für das Durchreiten K. Maximilians II. durch Nürnberg .	1 212	14 022
Sa.:		55 471

b) An Ewig- u. Zinsgeld	abgekauft u. damit Zins für folgende Summen abgelöst:	verkauft, d. i. aufgenommen:
	fl.	fl.
in Nürnberg	99 911	1497 51
„ Augsburg	22 000	56 100
„ Frankfurt	26 000	28 000
„ Leipzig	11 500	—
im Oberland	47 712	1 500
	207 123	235 651

Demnach 28 528 fl. mehr aufgenommen als abbezahlt an Ewig- und Zinsgeld.

und Nürnberg konnte herzlich froh sein, wenn ihm diese zu Reichszwecken vorgestreckten Summen in absehbarer Zeit wieder zurückbezahlt bezw. bei der Erlegung der eigenen Kontributionen in Anrechnung gebracht wurden[1]).

Mit dem Ausgabenetat Nürnbergs um das Jahr 1570 verhielt es sich demnach so, daß bei der ersten Gruppe desselben, den Verwaltungsunkosten, kaum noch etwas Nennenswertes eingespart werden konnte, da dieselben schon an sich auf das äußerste zurückgeschnitten waren, und bei der zweiten Gruppe, den Unkosten für den auswärtigen Dienst, eine Erleichterung nur dann zu erhoffen war, wenn die Ansprüche des Reichsoberhauptes an die Opferwilligkeit der Reichsstände, an die Maximilian II. schon ziemlich hohe Anforderungen gestellt hatte, ermäßigt wurden. Statt zu einer Ermäßigung kam es aber unter dem Nachfolger Maximilians II., dem Kaiser Rudolf II., der einen an Geld- und Menschenopfern ungemein verlustreichen vierzehnjährigen Krieg (1592—1606) gegen die Türken zu führen hatte, zu einer weiteren bedeutenden Vermehrung der Reichskontributionen, die von 1576 bis 1606 auf nicht weniger als 326 Römermonate (60 Monate noch unter Maximilian II., 266 Monate unter Rudolf II.) anschwollen und damit Nürnberg an Türkensteuern allein jährlich eine Last von 17 039 fl. auferlegten[2]).

Da also von den drei Lagern, auf denen der Ausgabenetat Nürnbergs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ruhte, das mittlere, über welches der Rat der Stadt in keiner Hinsicht eine

1) Anläßlich der im Jahre 1567 ins Werk gesetzten Gothaischen Expedition, d. h. Reichsexekution gegen Herzog Johann Friedrich von Sachsen und Wilhelm v. Grumbach, zu der Nürnberg nach den Beschlüssen des Augsburger und Regensburger Reichstags in den Jahren 1566 und 1567 an Anlagen für den fränkischen Kreis 8 Römermonate hatte geben müssen, hatte die Stadt im April 1567 auch ein Furlehen von 20 000 fl. bewilligt, für dessen Wiederbezahlung innerhalb Jahresfrist wohl Kurfürst August von Sachsen im Falle der Nichteinbringlichkeit vom Reich sich verbindlich gemacht hatte, das dieser knauserige Fürst aber dann doch unter allerlei Vorwänden bis zum Jahre 1571 zu zahlen sich weigerte. (Manual der H. Älteren Nr. 6 Fol. 68, 98, 114. Nürnberger Kreisarchiv.)

2) Vgl. des Verf. Steuer- und Finanzwesen des h. r. Reichs im 16. Jahrhundert. (N. Jahrbücher f. d. klass. Altertum, Gesch. u. deutsche Literatur, 9. Bd., S. 662.)

Gewalt besaß, gleichsam wie eine unendliche Schraube den ganzen Etat immer weiter emporschraubte, so konnten einsichtige Finanzpolitiker, wollten sie aus dem Dilemma nur einigermaßen herauskommen, zu keiner anderen Erwägung kommen, als durch Erhöhung der alten Steuern oder durch Auferlegung neuer Steuern oder auch durch Aufnahme unverzinslicher Darlehen wiederum zu Überschüssen im Nürnberger Haushalt zu gelangen und hiedurch Mittel zur Abtragung eines Teiles der gewaltigen Schuldenlast zu gewinnen. Ehe wir jedoch diese drei möglichen Wege zur Sanierung der Finanzlage Nürnbergs näher verfolgen, sei noch eine kurze Übersicht über den Einnahmenetat des Jahres 1570 gegeben. Es wird erst dadurch eine geeignete Grundlage zur Würdigung der von dem Stadtregiment Nürnbergs in den sechziger und siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts gemachten Reformvorschläge geschaffen.

Einnahmen im Jahre 1570.

		fl.	fl.
	I. Losung der Stadt.		
1.	Hinterstellige Losung vom Jahr 1569 . .	1 125	
2.	Anderthalbe Losung der Nürnberger Bürger, Ewiggeld der Klöster, etlicher Almosen, auch fremder Personen, welche das Ewiggeld einzunehmen haben	106 194^{18}	
3.	Losung von Wöhrd	352^{2}	
	Losung von Gostenhof	150^{19}	
4.	Nachsteuer	3 600	111 422^{19}
	II. Getränksteuern.		
1.	Ungeld von Wein (58 546^{3}) und von Bier (47 867^{15}) in der Stadt	106 415^{10}	
2.	Ungeld von Wöhrd (912^{16}) und Gostenhof (712^{7})	1 624^{3}	
3.	Weinungeld vom Land	1 819	
4.	Weinungeld von den 3 Siechkobeln St. Peter, St. Jobst und St. Johannis	217^{3}	
5.	Hausgeld schwerer Weine (985 Lägel à 6 ₰), wovon 5/6 dem Rat gehörig	19^{111}	
6.	Niederlage der Weine (69^{3}), davon 26 fl. ab für den Pfleger dieses Amtes, bleibt . .	43^{3}	
7.	Schrotamt in der Stadt und in Wöhrd . .	66^{17}	
8.	Visieramt	187	110 392^{14}

		fl.	fl.
	III. Verkehrs- und Gewerbesteuern nebst den sonstigen Gebühren, privatwirtschaftliche Einkünfte und Einnahmen aus den Landpflegeämtern.		
1.	Zoll	9 019	
	Waggeld (große Wage 1213^{13}, Silberwage 96^{15})	$1\,310^{14}$	$10\,329^{14}$
2.	Gewerbesteuern (Waidhaus (133), Färberzinse (617^{13}), Aufschlag auf die Wolltücher (382^{10}), Hausgeld des Gewands (14^{14}), Leinwandschau (153^{12}) etc.	$1\,162^{14}$	$1\,162^{14}$
3.	Gebühren und Strafgelder: Neubürger (630^{7}), erlaubte Meisterrechte (56^{10}), Pfänder in der Stadt (247^{11}) etc. . . .	929^{5}	929^{5}
4.	Geld- und Immobilienzinse: Zinsmeister (3998^{11}), Zins von Gostenhof und Wöhrd (587), Zins von der Stadt Straubing (100), von den Ebracher Höfen (10) etc. . . .	$4\,695^{11}$	$4\,695^{11}$
5.	Ertrag des Reichswaldes	$3\,528^{7}$	$3\,528^{7}$
6.	Eigenbetrieb und Getreideverkauf: Kornburger Steinbruch (422^{15}), Unschlittamt (788^{6}), Getreideverkauf (15 903), Kupferverlag (8913)	$26\,017^{1}$	
	Agiogewinn	14 177	$40\,184^{1}$
7.	Einnahmen aus den Landpflegeämtern . .	10 745	
	Hinterstellige Bauernsteuer	4 444	15 189
8.	Besondere Einnahmen:		
	a) Abgelöstes Gattergeld	2 999	
	b) von den Bischöfen zu Bamberg und Würzburg	50 000	52 999
	Sa.:		$350\,831^{5}$

Überblickt man den Einnahmenetat vom Jahre 1570, der nach Abzug der damals anfallenden bischöflichen Schuldsumme von 50 000 fl. an eigenen Einnahmen noch rund 300 000 fl. aufweist, nach den beim Etat vom Jahre 1550 aufgestellten Gesichtspunkten (1. direkte Steuer, 2. indirekte Steuer und 3. übrige Einnahmen), so bemerkt man, daß die Losung, die im Jahre 1570 eine anderthalbfache war, d. h. $1\frac{1}{2}$% des Bar-

vermögens beanspruchte, mit etwas über 38 %, das Ungeld ebenfalls mit ca. 38 % und die übrigen Einnahmen zusammen mit knapp 24 % an den eigenen Einnahmen der Stadt beteiligt waren. Der Anteil der Getränksteuern an den Gesamteinnahmen, der 1550 noch 46 % betragen hatte, war also trotz der seit 1550 erfolgten zweimaligen Erhöhung des Wein- und Bierungeldes um 8 % zurückgegangen, ein sicheres Zeichen dafür, daß der Wohlstand der Bevölkerung Nürnbergs, der in dem jeweiligen Konsum von Bier und Wein deutlich zum Ausdruck kommt, seit der Mitte des Jahrhunderts bedeutend zurückgegangen war[1]).

Dieser Rückgang des Wohlstandes machte sich vor allem im Konsum des Weines, der mehr und mehr durch das Bier verdrängt wurde, bemerkbar; die Einnahmen aus dem Wein- und Bierungeld, die sich anno 1550 noch wie 2 : 1 verhalten hatten, kamen im Jahre 1570 einander fast gleich, obwohl die Steigerung der Wein- und Bierungeldsätze seit 1551 ungefähr gleichen Schritt gehalten hatte. Es hatten sich nämlich beide von der Mitte der vierziger bis zur Mitte der sechziger Jahre ungefähr verdoppelt; denn das Weinungeld, das im Jahre 1546 pro Eimer 6 ℔ 24 ₰ betragen hatte, betrug 1564 15 ℔, das Bierungeld, das im Jahre 1546 pro Eimer 1 ℔ 26 ₰ betragen hatte, war 1568 auf 3 ℔ 2 ₰ gestiegen. Hierdurch war für eine Maß Wein ein Preisaufschlag von 6 2/3 Pfennig, für eine Maß einheimischen Bieres ein solcher von 1 1/2 Pfennig eingetreten[2]). Da ein Maß Bier damals zu 5 bis 6 Pfennig (Rotbier zu 5 Pf., Weißbier zu 6 Pf.) ausgeschenkt wurde, so war der durch das Ungeld verursachte Preisaufschlag schon beim einheimischen Bier kein unbedeutender; noch größer war selbstverständlich die Einwirkung der Ungeldsteigerung in den sechziger Jahren auf das weiße und das fremde Bier, deren Ungeld-

1) In einem der Gutachten aus dem Anfang der siebziger Jahre heißt es: „Die Einnahme aus dem Weingeld ist zurzeit viel geringer als früher, da die Bürgerschaft wegen Armut des Weins nicht viel zecht. Der gemeine Mann trinkt auf dem Land 3 Maß Wein um dasselbe Geld, um das er in Nürnberg 2 Maß kauft.“

2) Vgl. die den Berthold Holzschuherschen Vorschlägen vom Jahr 1570 beigegebenen Tabellen über die Höhe des Ungeldes vom Jahr 1500 bis 1570. Nürnberger Kreisarchiv S. I, L. 124, Nr. 8.

sätze, bisher 3 ℔ 23 ₰ und 4 ℔ 6 ₰, im Jahre 1568 pro Eimer um 32 Pfennig, also auf 4 ℔ 25 ₰ bezw. 5 ℔ 8 ₰, erhöht wurden.

Unter den übrigen Einnahmen, die, wie erwähnt, nicht ganz ein Viertel des Einnahmenetats darstellten, kommen die Gewerbesteuern, die Gebühren, die Immobiliarzinse und die Einnahmen aus dem Reichswalde wegen ihrer unbedeutenden Erträgnisse für die Gestaltung des Haushaltungsplanes Nürnbergs im 16. Jahrhundert kaum in Betracht. Anders dagegen ist es mit den Verkehrsteuern (Zoll und Waggeld), den Einnahmen aus den Eigenbetrieben und aus den Landpflegeämtern, die wegen ihrer größeren Erträge sowie wegen ihrer Steigerungsfähigkeit bei den in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ventilierten Steuerprojekten notwendigerweise eine hervorragende Rolle spielen mußten.

Über diese Steuerquellen Nürnbergs zur Zeit der Spätrenaissance soll deshalb im folgenden in gedrängtester Form das Wichtigste bemerkt werden.

Der Nürnberger *Zoll*, der im 16. Jahrhundert im großen und ganzen noch nach einer im Jahre 1465 hergestellten Zollordnung erhoben wurde, unterschied zunächst zwischen einem sogenannten *Wegzoll* oder *Brückengeld*, das jeder, er sei Bürger oder Gast, von jedem ein- und auspassierenden Wagen oder Karren in der Höhe von 1 Pfennig (2 Heller) bezw. $^1/_2$ Pfennig bezahlen mußte, es sei denn, daß er Getreide oder Malz führte, die beide auch vom Wegzoll befreit waren.

Von dieser zur Instandhaltung der Brücken der Stadt bestimmten Abgabe wurde dann der *eigentliche Zoll* unterschieden, den mit Ausnahme all derjenigen Städte, zu denen Nürnberg in einem gegenseitigen Zollbefreiungsverhältnis stand, alle Fremden für die von ihnen ein- oder durchgeführten Waren in der Weise tragen mußten, daß sie für Transitgut in der Regel die Hälfte des für dieselbe Ware festgesetzten Einfuhrzolles entrichteten. Für den Zolltarif selbst galt als Hauptgrundsatz, daß man von den *feineren oder teueren Waren*, wie Spezereien, edlen Metallen, Gewand, Tüchern, Rauhwaren, Garnen, den sogenannten *Pfundzoll* oder den hundertsten (früher den sechzigsten) Teil ihres Verkaufswertes geben

mußte, während für minderwertige oder grobe Ware entweder ein Gewichtszoll (z. B. bei unedlen Metallen, Wachs, Schafwolle etc.) oder ein Raumzoll (z. B. bei Honig, Hering nach Tonnen) oder ein Stückzoll (z. B. bei Vieh, Fellen, Stockfischen etc.) festgesetzt war. Die beiden letztgenannten Zölle wurden von den fünf Unterzöllnern an den fünf Haupttoren der Stadt sofort bei der Durchfahrt durch das Tor erhoben und zwar in der Weise, daß von den besseren Gütern, wie Honig, Hopfen etc., der sogenannte große Torzoll (zwischen 2 Pfennigen und 1 Schilling pro Tonne bezw. Wagen sich bewegend), von den gewöhnlichen landwirtschaftlichen Erzeugnissen, wie Kraut, Heu etc., und den Massenartikeln aus Holz, Ton, Glas usw. der sogenannte kleine Torzoll, der pro Wagen 1 Pfennig betrug, genommen wurde, wobei dann noch von jedem Wagen mit Gerätschaften je 2 Stück an den Obersten Zollner und die Unterzöllner abgegeben werden mußten. Gewichts- und Pfundzoll wurden von dem Zollschreiber an der Großen Wage, nachdem die Waren zum Verkauf ausgewogen worden waren, eingefordert und in Anwesenheit des Obersten Zollners eingenommen bezw. alle Vierteljahr mit denjenigen Gästen verrechnet, die über ein Jahr in Nürnberg zu liegen pflegten.

Schon der Umstand, daß noch nach der Mitte des 16. Jahrhunderts, also bereits 100 Jahre nach Erlaß der Zollordnung vom Jahre 1465, die Zollerhebungen nach dem mittelalterlichen Zolltarif vorgenommen worden sind, weist darauf hin, daß die Zölle in Nürnberg im Zeitalter der Spätrenaissance im Verhältnis zu den in den umliegenden Gebieten eingeführten Zöllen viel zu niedrig waren, und daß sowohl der Zolltarif wie auch die Art der Zollerhebung einer durchgreifenden Reform bedürftig waren.

Unter den städtischen Eigenbetrieben ragten durch den Umsatz größerer Summen neben dem Getreideverkauf, der aus den von der Stadt aufgespeicherten Kornvorräten (teils Losungskorn, teils freihändig angekauftes Getreide) bewerkstelligt wurde, der Kupferverlag und die Aufwechselung von Scheidemünzen und fremden Münzen gegen grobe Reichsmünzen hervor. Der aus dem sogenannten Kupferverlag entspringende Gewinn, den die Stadt aus ihrer Beteiligung an dem von den

Fürern und anderen Nürnberger Kupferspekulanten im Mansfeldischen betriebenen Kupferbergbau zog, hing mit den damaligen verfahrenen deutschen Münzverhältnissen zusammen, die zum Teil auf das Mißverhältnis zurückzuführen sind, das zwischen dem stetig steigenden Marktpreis des Silbers und dem durch die Reichsmünzordnung vom Jahre 1559 festgesetzten Betrag des aus einer 16lötigen Mark Silbers auszuprägenden Geldes bestand[1]. Da die Reichsstände den Feingehalt der großen Silbermünzen nicht zu ändern wagten, so suchten sie dem Schaden, der ihnen aus der Ausprägung der für den Verkehr notwendigen Gulden und Taler entstanden wäre, durch die Ausprägung von möglichst viel Scheidemünzen, die mit der wachsenden Zahl an Gehalt abnahmen, zu entgehen und sich für diesen Zweck in den Besitz von möglichst viel Kupfer zu setzen. Das dadurch bedingte, zum Teil sprungweise vor sich gehende Steigen des Kupferpreises kam also denjenigen Reichsständen zugute, die Besitzer von ergiebigen Kupferbergwerken waren, und darunter befand sich damals auch die Stadt Nürnberg.

Der beträchtliche Gewinn aus dem Aufwechsel von Münzen hing in gleicher Weise wie der aus dem Kupferverlag aufs engste mit der gleichzeitigen verhängnisvollen Entwicklung des deutschen Münzwesens zusammen. Da grobe Münzen, wie eben dargetan, im Laufe der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts immer schwerer aufzutreiben waren, das Bedürfnis nach denselben seitens des Fürstenstandes und der Handelswelt aber stetig stieg, so mußte beim Auswechseln kleinerer Münze gegen große ein immer höheres Aufgeld bezahlt werden und der Hauptgewinn daraus mußte notwendigerweise denjenigen Städten bezw. Stadtregimentern zufallen, die, wie Nürnberg, zu den vornehmsten Plätzen für große Zahlungsgeschäfte gehörten und an welchen die für den Münz-

1) Eine feine Mark zu 16 Lot sollte nach der Reichsmünzordnung 10 fl. 13½ kr. ergeben. Nach dem Gutachten von Fachs (Lünig, Staatskonsilia I, 329) gaben die Händler schon im Jahr 1568 die Mark Silber nicht gern unter 10 fl. 6 Groschen her; in Straßburg kostete dieselbe 1581 bereits 11 fl. 12 kr. Vgl. M. Ritter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation II, 461, Anm. 2.

verkehr im Reich bestehenden Ordnungen möglichst streng durchgeführt wurden [1]).

Die Aufwechsel- und Kupferkaufüberschüsse konnten als durchaus gewisse und dabei von Jahr zu Jahr wachsende Einnahmen angesehen werden, solange die schlimmen Münzverhältnisse im Reiche bestanden, und das ist bekanntlich bis in den Anfang dès Dreißigjährigen Krieges der Fall gewesen. Den letzten bedeutenden Einnahmeposten unter der dritten Gruppe der Einnahmen stellten die Landpflegeämter, die, wie oben erwähnt, alle drei Jahre zu einer ein- bis zweiprozentigen direkten Steuer, der sogenannten Bauernsteuer, herangezogen wurden, die aber außerdem an Boden- und sonstigen Zinsen, an Zoll und Waggeld, aus Produkten der Land- und Forstwirtschaft und der Fischerei und mancherlei Gebühren jährlich so viel ertrugen, daß daraus nicht nur die Verwaltungskosten der Landpflegeämter selbst und der Landpflegestube gedeckt, sondern auch ein Überschuß erzielt werden konnte, der sich im Jahre 1570 auf 2647 fl. belief. Diese geringe Reineinnahme vom platten Land, die in keinem Verhältnis zu den großen Vorteilen stand, die die Bauern aus ihren wirtschaftlichen Beziehungen zu der Stadt zogen, mußte den Gedanken nahelegen, die bisher den Landpflegeämtern eingeräumte Vorzugsstellung in bezug auf direkte und indirekte Steuern etwas zu beschränken und so die Untertanen auf dem Land auch hinsichtlich der allgemeinen Lasten den Stadtbürgern annähernd gleichzustellen.

Bei einem zusammenfassenden Vergleich zwischen dem Haushaltetat Nürnbergs im Jahre 1550 und dem vom Jahre 1570 ergibt sich in Kürze folgendes Bild:

1) Ein Beweis für die Strenge des Nürnberger Rates gegen solche Bürger, die sich gegen die Reichsmünzordnung Kaiser Ferdinands I. vergingen, ist der im Jahr 1595 beginnende Prozeß gegen den bekannten Nürnberger Geldwechsler Bartholomäus Albrecht, der wegen angeblicher Einführung geringhaltiger Münzen, wegen Aufkaufs großer Mengen Goldes und Prägung von Dukaten daraus seines Amtes als Genannter entsetzt und dessen Barvermögen im Wert von 70000 fl. vom Rat konfisziert wurde. Vgl. C. F. Gebert, Barth. Albrecht, der Nürnberger Münzer und Erzkäufer.

Die Ausgaben der Stadt für Verwaltung und Rechtspflege zeigen am Anfang und Ende des zwanzigjährigen Zeitraumes fast die gleiche Höhe, ein Resultat, das bei der Vermehrung der städtischen Ämter von der Mitte des Jahrhunderts ab aller Wahrscheinlichkeit nach nur durch die größte Sparsamkeit in den Sachausgaben hatte erreicht werden können.

Im Gegensatz zu dem erfreulichen Stillstand des städtischen Haushaltplanes bei der Gruppe der Unkosten für die Verwaltung war bei den Ausgaben für den auswärtigen Dienst von 1550 bis 1570 eine bedenkliche, bei denen für die Verzinsung der öffentlichen Schuld eine erschreckende Mehrung eingetreten. Der Eindruck, den diese Mehrungen auf die die Verantwortung tragenden Männer des Nürnberger Stadtregiments machten, mußte um so tiefgehender sein, als keinem einsichtigen Politiker jener Tage entgehen konnte, daß die nach Solimans Tod (1566) etwas zurückgedämmte Türkenflut bei nächster bester Gelegenheit von neuem gegen das christliche Europa vorbrechen und damit den deutschen Reichsständen, vor allem den immer noch kapitalkräftigen Reichsstädten, neue schwere Opfer an Geld auferlegen werde.

Bestand so für den Ausgabenetat der Stadt die sichere Aussicht, daß ein wesentlicher Teil desselben in näherer oder fernerer Zeit noch in ganz anderen Progressionen als bisher wachsen werde, so eröffneten sich den besorgten Blicken der reichsstädtischen Staatslenker hinsichtlich der Deckung der sich immer noch mehrenden Ausgaben nicht minder unerfreuliche Aspekten. Die direkte Vermögenssteuer, die um die Mitte des Jahrhunderts als einfache Losung ca. 56 000 fl. ertragen und damit mehr als ein Drittel der Ausgaben bestritten hatte, mußte zwanzig Jahre später, wenn sie diese Aufgabe noch erfüllen sollte, als anderthalbfache, ja unter Umständen sogar als doppelte Losung der im schwersten Existenzkampf stehenden Bürgerschaft auferlegt werden. Die Getränksteuern, die um die Mitte des Jahrhunderts bei mäßig hohen Sätzen gerade so viel ertragen hatten, daß damit die Hälfte der Ausgaben der Stadt gedeckt werden konnte, reichten im Jahr 1570, nachdem ihre Sätze mehr als verdoppelt worden waren, nicht mehr zur Bestreitung eines Drittels der

städtischen Gesamtausgaben aus. War bei einer solchen Belastung der Untertanen mit direkten und indirekten Steuern noch daran zu denken, diese Lasten, zum Schaden vor allem „des gemeinen Mannes“, nochmals zu steigern? Und doch mußten zur notdürftigen Herstellung des Gleichgewichts zwischen Ausgaben und Einnahmen und zur Vermeidung der Erschütterung des Kredits der Stadt nach außen Mittel und Wege gefunden werden, diese einträglichsten Steuerquellen, die beiden Säulen des städtischen Einnahmenetats, noch etwas ergiebiger zu machen, als sie es bisher schon waren, und sodann den drei anderen, minder stark sprudelnden Quellen nachzugraben, um auch hier für den Ärar einiges zu gewinnen und zugleich den Grundsätzen der Gerechtigkeit zwischen Einheimischen und Fremden einerseits, zwischen den Bürgern der Stadt und den Untertanen auf dem Land anderseits Rechnung zu tragen. Bevor wir jedoch in die Erörterung der vom Rat gefaßten Bedenken und getroffenen Maßnahmen eintreten, halten wir einen Moment inne und versuchen, uns die Sinnesart und die staatsmännische Befähigung derjenigen Persönlichkeiten zu vergegenwärtigen, die in jenen Jahren die Geschicke Nürnbergs leiteten und das reichsstädtische Finanz- und Steuerwesen in die neuen Bahnen lenkten; denn von der Einsicht und dem festen Willen dieser Männer hing doch in erster Linie das Gelingen der vom Rat ergriffenen Maßregeln ab.

Da sind denn zunächst die beiden Losunger des entscheidenden Jahrzehnts (1566—1576), Endres Imhof der Ältere und Sebald Haller, zu nennen, die beide ihr verantwortungsvolles Amt gerade in der Mitte der sechziger Jahre angetreten haben und die auch fast zu gleicher Zeit, Haller im Oktober 1578, Imhof im Oktober 1579, im höchsten Greisenalter durch den Tod von ihrem Posten abberufen worden sind. Was zunächst Endres Imhof, den ersten Losunger, betrifft, so ist von demselben zur Genüge bekannt, daß er nicht nur klaren staatsmännischen Blick, verbunden mit einer durch jahrzehntelange Tätigkeit im städtischen Dienst erworbenen außerordentlichen Geschäftskenntnis, besaß, sondern auch von einer seltenen Rechtschaffenheit und Lauterkeit des Sinnes erfüllt war, die ihn vor

jeder eigennützigen Handlungsweise, vor jeder Parteinahme zugunsten seines Standes, des Patriziates, bewahrte[1]).

Eine kaum geringere Geschäftskenntnis und Erfahrung in politischen Dingen besaß der damalige zweite Losunger, Sebald Haller, der zwar nicht wie Endres Imhof die Schule des praktischen Handelslebens durchgemacht, sondern als Geheimsekretär Kaiser Karls V. in seiner Jugend mehrere Jahre am kaiserlichen Hof im Ausland, in Spanien, England und Italien, zugebracht hatte, sodann, in den Dienst seiner Vaterstadt zurückgekehrt, die Stufen der Ämter daselbst bis zum Losungsherrn rasch durchlaufen und als Ratsherr besonders gern zum Gesandtschaftsdienst auf den damals stattfindenden Reichstagen sowie als Kriegskommissarius im zweiten Markgrafenkrieg verwendet worden war. Auch dieser Patrizier hat, nach den von ihm in den siebziger Jahren verfaßten Bedenken zu schließen, ein warmes Herz für die unteren Volksklassen gehabt und sich bei seinen Voten über die Neuerungen im Finanz- und Steuerwesen von dem Grundsatz leiten lassen, „des armen Mannes möglichst zu schonen, dagegen der Habhaften und Vermöglichsten halber das Fürträglichste vorzunehmen“[2]).

Unter den übrigen Herren Älteren, den eigentlichen Regenten der Stadt, ragten neben den zwei schon genannten durch Charakter und Geschäftserfahrung Balthasar Derrer, der vorderste Losunger nach Endres Imhofs Tod, und Gabriel Nützel, einer der Hauptgehilfen Endres Imhofs bei der siegreichen Abwehr des Markgrafen Albrecht von den Mauern Nürnbergs, hervor. Beide hatten den gleichen Bildungsgang wie Endres Imhof durchgemacht, d. h. sie waren in früher Jugend in die Fremde, der eine nach Venedig, der andere nach Lyon, gegangen und hatten daselbst den Handel praktisch erlernt, waren also jedenfalls mit den Bedürfnissen des Geschäftslebens aufs beste vertraut.

Unter den jüngeren Ratsherren, die einen bestimmenden Einfluß auf die Gestaltung der Finanzreformen ausübten, sind

1) Vgl. hiezu des Verf. Aufsatz „Endres Imhof der Ältere“. (Unterhaltungsbl. des Fränk. Kurier, 1907, N. 2, 4 und 6.)

2) Vgl. Sebald Hallers Bedenken vom 12. Juni 1575. Nürnberger Kreisarchiv S. I, L. 115, Nr. 7.

Willibald Schlüsselfelder und der jüngere Endres Imhof, die beide in den achtziger und neunziger Jahren das vorderste Losungsamt verwalteten, hervorzuheben. Ihnen oblag vor allem die Bearbeitung der Gutachten über Zoll-, Akzis- und Ungeldfragen, die bei der Umgestaltung des damaligen Nürnberger Steuerwesens selbstverständlich von der größten Bedeutung waren und die von den beiden Ratsmitgliedern mit Verständnis und Einsicht für die tatsächlichen Bedürfnisse des Gemeinwesens behandelt wurden.

An geschäftlicher Erfahrung, redlichem Willen und uneigennütziger Gesinnung fehlte es also den leitenden Männern nicht, die die schwierige Aufgabe zu lösen hatten, das viel zu stark beschwerte Schifflein der Nürnberger Stadtrepublik wieder flott zu machen und den von den Altvordern ererbten Ruhm weiser Sparsamkeit und gerechter Verteilung der staatsbürgerlichen Lasten unter den Bewohnern der Stadt und den Untertanen auf dem Land zu erhalten. Welche Mittel von diesen politisch wohlgeschulten Nürnberger Patriziern zur Hebung der Finanznot angewendet und welche Erfolge dabei gewonnen worden sind, darüber soll der zweite Teil dieser Untersuchung Aufklärung bringen.

II. Die finanzpolitischen Maßnahmen des Nürnberger Rates von 1566 bis 1580.

Am Schluß der ersten Hälfte dieser Abhandlung haben wir den Charakter und die politischen Fähigkeiten derjenigen Persönlichkeiten zu zeichnen versucht, die in der uns beschäftigenden Epoche die Geschicke Nürnbergs leiteten und die innere Verwaltung, insbesondere das Finanzwesen, der im raschen Niedergang befindlichen Reichsstadt auf Jahrzehnte hinaus bestimmten. Ein eigentümliches Zusammentreffen fügte es nun, daß diese Männer gerade in dem Zeitpunkt an die Spitze des Gemeinwesens traten, als dasselbe durch zwei Ereignisse im Reiche vor neue schwierige Aufgaben gestellt wurde, die den an und für sich nur mühsam im Gleichgewicht sich haltenden Staatshaushalt Nürnbergs ganz zu zerrütten drohten und deshalb zur Abhilfe der schon ein Jahrzehnt sich fortschleppenden Finanznot dringend

aufforderten. Diese Ereignisse waren der im Jahre 1566 durch den Sultan Soliman heraufbeschworene Türkenkrieg, der die Hilfe des Reichs in einer Höhe (48 Römermonate) erforderte, wie sie bis jetzt noch nicht von den Reichständen geleistet worden war, und die vom Augsburger Reichstag 1566 ausgesprochene Acht gegen Wilhelm von Grumbach und dessen Beschützer, den Herzog Johann Friedrich von Sachsen, deren Vollstreckung neben den zwei sächsischen Kreisen und dem westfälischen Kreis dem fränkischen Kreis übertragen ward und so Nürnberg außer den übermäßigen Reichsanlagen in der Form erhöhter Kreisanlagen noch weitere finanzielle Opfer auferlegte.

Als die dahin zielenden Beschlüsse des Augsburger Reichstags im April und Mai 1566 durch die Nürnberger Reichstagsgesandten Gabriel Nützel und Thomas Löffelholz dem Rate gemeldet wurden, erwuchs für denselben die schwierige Aufgabe, zu prüfen, wie der erschöpfte Stadtsäckel den neuen großen Forderungen gerecht werden könnte, und damit verband sich zugleich die noch wichtigere Frage, auf welche Weise man ohne allzugroße Beschwerung der Bürgerschaft zu einer solchen Summe Geldes kommen könnte, daß damit ein Teil der aufgenommenen Summen abgelöst und so die unerträglich hohe Zinsenlast etwas gemildert werden könnte.

Zur Deckung der durch die hohe Türkensteuer veranlaßten momentanen Mehrausgaben [1]) beschloß der Rat am 1. Juli 1566, zwar nur eine einfache Losung zu erheben, aber die damit verbundene Kopfsteuer, den sogenannten Voraus, der bisher nur 4 ℔ alt (gleich $^1/_2$ fl.) betragen, auf einen Gulden zu erhöhen, und außerdem von den Bürgern, welche eigene Häuser im Wert von mehr als 300 fl. hatten, von je 100 fl. einen Gulden zur Losung geben zu lassen. Das platte Land sollte zu den erhöhten

1) Die von Nürnberg im Jahre 1566 für das Reich zu erlegenden 24 Römermonate repräsentierten eine Summe von 37 632 fl.; dazu kamen 2440 fl. Anlagen für den fränkischen Kreis und 185 fl. als Kontribution für die Reichsstädtevereinigung, so daß Nürnberg im Jahre 1566 im ganzen 40 287 fl. an Reichs- und Kreisanlagen zu bestreiten hatte. Vgl. Allerlei Anlagen der Stadt Nürnberg etc. von 1543 bis 1584. Nürnberger Kreisarchiv S. I, L. 119, Nr. 17.

Ausgaben durch eine höhere Landsteuer, und zwar die Bürger der Städte von je 100 fl. mit einem Gulden und die sonderbaren Untertanen dieser Bürger auf dem Land statt mit 4 Pfennigen mit 5 Pfennigen vom Gulden, herangezogen werden, und zudem sollte jeder gedingte Ehehalte mit Ausnahme der um Wochenlohn arbeitenden Handwerksgesellen von einem Gulden einen Batzen oder 10 Pfennige zur Steuer geben[1]).

Da man mit den durch diese Steuern gewonnenen Geldmitteln immer noch nicht auszureichen vermeinte, so wurde ferner die Verdoppelung des Ungeldes für Weißbier, das bisher $2^1/_4$ fl. vom Sümmer Malz betragen hatte, beschlossen und diese Erhöhung damit motiviert, daß dem Ungeld, wie sich bisher befunden, durch die Gewöhnung vieler stattlicher Personen an das Weißbier, das um einen Pfennig höher ausgeschenkt werde als das rote Bier, viel abgebrochen worden sei.

Wenn nun auch durch die erhöhte Losung und Landsteuer und durch das verdoppelte Weißbierungeld die für Reich und Kreis pro 1566 notwendigen Anlagen zur Not bestritten werden konnten, so war damit doch noch kein Überschuß gewonnen, mittelst dessen man die vor zehn Jahren aufgenommenen Zinsgelder hätte vermindern können. Zu diesem Zweck machte Endres Imhof am 1. Juli 1566 im Rat der Herren Älteren folgende drei Vorschläge, die dieser die mißliche Lage seiner Vaterstadt nur zu gut kennende Mann bis zu seinem Lebensende immer wieder vorbrachte, die aller Wahrscheinlichkeit nach imstande gewesen wären, auch der Finanzmisere Nürnbergs gründlich abzuhelfen, die aber im Rat der Septemvirn keine Mehrheit fanden und darum zum Schaden der Stadt unausgeführt blieben.

Der erste dieser Imhofschen Vorschläge wollte, daß die vornehmsten Bürger, die über 7000 Gulden Vermögen besaßen, in den nächsten vier Jahren, d. h. solange die hohen Reichsanlagen zur Abwehr der Türkengefahr zu entrichten waren, den fünften Teil ihres Vermögens, also 1400 Gulden, in

---

1) Vgl. außer Nürnberger Ratsbuch 33 Fol. 42 etc. Die Ratschläge der Ratsverordneten vom 1. Juli 1566, bestätigt durch Ratsbeschluß vom 26. August 1566 (Nürnberger Kreisarchiv S. I, L. 115, Nr. 4).

vier Raten dem Stadtärar ohne Zinsen überlassen sollten. Dabei sollte es jedem unbenommen sein, von dem dargeliehenen Gelde in der Losungstube innerhalb der vier Jahre so viel wieder abzulösen, als er zur Bezahlung seiner Anlage bedürftig wäre.

Der zweite Vorschlag ging dahin, daß man den Überschuß an den Einkommen der geistlichen Güter in der Stadt, den man zur Unterhaltung derselben nicht bedürfe, dem Gemeinwesen zuwenden sollte.

Der dritte Vorschlag endlich lautete: es sei wie anno 1554 der Wert der Bürgerhäuser zu schätzen und von denen, welche über 300 Gulden wert wären, eine Abgabe in der Weise zu erheben, daß von je 100 Gulden 5 Gulden der Stadt als unverzinsliches Darlehen auf drei Jahre gegeben würden[1]).

Der wichtigste von diesen drei Imhofschen Vorschlägen war der erste, weil er eine erkleckliche Summe abzuwerfen versprach[2]) und auch die meiste Aussicht hatte, von den Septemvirn bezw. dem engern Rat angenommen zu werden. Das zeigte sich z. B. im Jahre 1568, als es sich darum handelte, ob man der Bürgerschaft eine doppelte Losung auferlegen oder sich durch Anlehen, die die vermögenderen Bürger der Stadt auf mehrere Jahre ohne Zins zu gewähren hätten, helfen sollte. Im April und Juni 1568 wurde nämlich im Rat der Herren Älteren der Imhofsche Vorschlag, den inzwischen Balthasar Derrer dahin erweitert hatte, daß alle Bürger, die über 1000 fl. Vermögen hatten, den zehnten Teil ihres Vermögens der Stadt auf 10 Jahre als unverzinsliche Darlehen überlassen sollten, aber-

1) Ratschlag, welcher gestalt e. Erb. Rat mit bestem fug ohne sondere beschwerung der bürgerschaft zu einer ansehnlichen summe gelts kommen möchte. Nürnberger Kreisarchiv S. I, L. 115, Nr. 4.

2) Nach einer im Jahre 1568 von Rats wegen vorgenommenen Schätzung waren in Nürnberg um jene Zeit 416 Bürger mit einem Vermögen von mehr als 5000 fl., darunter wieder 240 mit einem Vermögen von mindestens 10000 fl. Wenn nun von diesen 416 vermöglicheren Bürgern nur der zehnte Teil ihres Vermögens dem Ärar zinsfrei dargeliehen wurde, so gewann dasselbe mit einem Schlag eine Drittelmillion Gulden zur Ablösung von Zinsgeldern; bei Annahme des E. Imhofschen Vorschlags wären es zwei Drittelmillionen Gulden gewesen.

mals erwogen. Sebald Haller und Jobst Tetzel waren diesmal dafür, dass von den Besitzern der grossen Vermögen der zehnte Pfennig auf zwei Jahre als Anlehen zu entrichten sei, Endres Imhof jedoch hegte gegen diese vor zwei Jahren von ihm vorgeschlagene starke Heranziehung der großen Vermögen nunmehr Bedenken und wünschte wenigstens zugleich die Häusersteuer zur Durchführung gebracht, was aber wieder von Derrer, Muffel und Nützel nicht unterstützt wurde. Wegen dieser zwiespältigen Meinung des Kollegiums der Herren Älteren wurde im Jahre 1568 keiner der beiden Vorschläge angenommen, dafür aber das Bierungeld pro Maß um einen Heller erhöht[1]).

Endres Imhof ließ sich aber durch diesen ersten Mißerfolg von dem einmal als richtig erkannten Wege nicht abbringen, sondern kam auf seine drei Vorschläge im Laufe des 8. Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts noch zweimal, nämlich 1570 und 1575, zurück, freilich nur, um damit beide Male die gleiche Zurückweisung wie im Jahre 1568 zu erfahren. Der Gründe, die gegen die Durchführung des ersten Imhofschen Vorschlags seitens der übrigen Septemvirn geltend gemacht wurden, waren es, wie sich aus Imhofs „Bedenken“ vom 13. Juni 1575 ergibt, dreierlei:

1. Sollten sich die vermögenden Bürger nicht so leicht mit so viel Bargeld, als nach der Anlage sie treffen würde, versehen können.

2. Wäre zu besorgen, daß durch das Verlautbaren der Maßregel im Reiche dem wohlhergebrachten Kredit der Stadt Abbruch geschehen könnte.

3. Wäre zu befürchten, daß viele vermögende Bürger, denen die Wohlfahrt des Vaterlandes und der gemeine Nutzen nicht

1) Vgl. hiefür und für das Folgende: Die Vota und Bedenken, Auflagen und Vermehrung jährlichen Einkommens betreffend, vom 9. April und 1. Juni 1568, sodann die Einzelbedenken der Herren Älteren (Endr. Imhof sen., Seb. Haller, Jörg Volkamer, Gabr. Nützel, Balth. Derrer, Jobst Tetzel) vom 13., 12., 21., 17. und 15. Juni, sowie das Bedenken der Verordneten E. Imhof junior und W. Schlüsselfelder vom 9. August 1575. Nürnberger Kreisarchiv S. I, L. 115, Nr. 5 und 7.

so hoch stehe, sich der Anlage durch Aufgebung ihres Bürgerrechts entziehen möchten.

Nur den dritten dieser Einwände gegen seinen ersten Vorschlag ließ Endres Imhof in seinem Bedenken als einigermaßen stichhaltig gelten; doch setzte er dem entgegen, daß bei dem jetzigen Unwert der liegenden Güter und bei der hohen Nachsteuer im Falle des Wegzugs von Nürnberg nicht so leicht sich jemand zum Verkauf derselben entschließen werde und daß der Rat durch eine an das Pflichtgefühl und die Vaterlandsliebe seiner Bürger mahnende ernste Schrift manchen noch Schwankenden in seiner Treue zur Vaterstadt erhalten könnte.

Doch alle diese Vorstellungen des lebens- und welterfahrenen Greises, der damals bereits 85 Jahre zählte, fruchteten nichts bei seinen Amtsgenossen, unter denen sogar sein eigener Sohn Endres, später selbst erster Losunger der Stadt, sich in Opposition zu dem Vater stellte.

Dieser jüngere Endres Imhof und Willibald Schlüsselfelder, die am 9. August 1575 auf des alten Imhofs Vorschläge ein Bedenken für den Rat zu verfassen hatten, gaben ihre Meinung dahin ab, daß „sie, die Verordneten, noch zurzeit zu dem obangedeuteten strengen Wege nicht raten könnten“, und da der Rat sich dieser Anschauung der jüngeren Ratsmitglieder anschloß, so blieben die von Endres Imhof senior und zum Teil auch von Balthasar Derrer mit seltener Zähigkeit festgehaltenen Vorschläge unausgeführt und es wurde in dem Finanzwesen Nürnbergs das seit einem Jahrzehnt beliebte „System des Fortwurstelns“ weiter geübt, ein Fehler, der sich früher oder später an dem Gemeinwesen bitter rächen mußte.

Die Gelegenheit, dem Hauptübel, der übermäßigen Schuldenlast der Stadt, von Grund aus abzuhelfen, war mit dieser Ablehnung der Vorschläge E. Imhofs und Balthasar Derrers seitens des Rates versäumt und Nürnberg blieb, wie es in einem anno 1571 verfaßten Gespräch eines Nürnberger Ratsherrn mit einem Freunde aus der Nachbarschaft heißt, in Schulden bis über die Ohren stecken, mußte zur Erhaltung seines Glaubens und seiner Treue je länger, je mehr Geld aufnehmen und sich durch das zu zahlende Interessegeld das Mark aus den Beinen saugen

lassen[1]). Denn die Reformen, die der Rat in dem Jahrzehnt 1566 bis 1576 zur Durchführung brachte, waren im ganzen doch nur Palliativmittel, die das tiefsitzende Übel nicht selbst beseitigen, sondern nur auf längere oder kürzere Zeit lindern konnten. Wir bringen zur besseren Übersicht der vom Rat getroffenen Maßnahmen dieselben unter die schon bei den Einnahmenetats vom Jahre 1550 und 1570 gemachten Gruppen und unterscheiden demgemäß 1. Reformen hinsichtlich der direkten Steuern (Losung und Bauernsteuer), 2. Veränderungen im indirekten Steuerwesen oder beim Ungeld und 3. Reformen im Zoll- und Akzisewesen.

Was die Losung betrifft, so wurde von den Kaufleuten und den Gewerbetreibenden besonders das als eine Ungerechtigkeit empfunden, daß das Getreideeinkommen viel niedriger veranschlagt wurde als das Barvermögen und das aus Renten und Zinsen fließende Vermögen, indem eine Menge von 100 Sümmer Getreide, die nicht zu offenem Kram standen, von vornherein losungsfrei waren und nur von dem Getreide, das ein Bürger darüber besaß, pro Sümmer ein ganz Geringes, einige Pfennige, zu Losung gegeben werden mußten. Um diese Ungleichheit zu beseitigen und zugleich die Losung der beerbten Bürger ergiebiger zu machen, beschloß der Rat am 2. August 1571, daß alle Bürger, Spitäler, Klöster, Almosenstiftungen usw., die Korneinkommen hatten, künftig von je fünf Sümmer Korn ein halbes Sümmer, von zehn Sümmer ein ganzes Sümmer und so progressiv weiter zur Losung zu geben hätten.

Die andern Getreidesorten, nämlich Weizen, Kern und Gerste, sollten bei der Losung pro Sümmer zu 15 Pfennigen, der Haber und Dinkel aber pro Sümmer zu 9 Pfennigen angeschlagen werden.

Dieser stabile Steuersatz traf erstens das Korn unverhältnismäßig stark und ließ zugleich den in den verschiedenen Jahrgängen sehr verschiedenen Preis des Getreides unberücksichtigt; deshalb wurde durch einen Ratsbeschluß vom 24. August 1575

1) Gespräch zwischen einem Nürnberger Ratsherrn und einem guten Freund der Stadt aus der Nachbarschaft. Nürnberger Kreisarchiv S. I, L. 115, Nr. 6.

den Bürgern auferlegt, ihre Gefälle und Einkommen auf dem Land, das sie an Getreide hatten, in seinem rechten Wert, d. h. in dem zur Zeit der Losung geltenden Wert, anzuschlagen und alsdann von 18 Gulden einen Gulden zur Losung zu geben, d. h. das Getreideeinkommen genau so wie die Gülten und Zinsen vom Land zu versteuern.

Dieser Steuersatz schien dem Rat aber noch immer zu niedrig gegriffen zu sein; denn schon am 19. Oktober 1575 beschloß derselbe, daß von je zwölf Gulden Einkommen aus Getreide ein Gulden zur Losung gegeben werde, womit dann das Verhältnis zwischen der Losung aus Renten und Zinsen und der aus Nutzungen vom Lande, das bisher 3 : 1 gewesen war, wie 2 : 1 geworden und dem höheren Wert der landwirtschaftlichen Produkte, vor allem des Getreides, zu jener Zeit Rechnung getragen war.

Entsprechend diesem Grundsatz wurden dann durch den gleichen Ratsbeschluß die Gatterzinsen, die Erb- und Eigenherrengülten und die Herrensitze auf dem Land, die bisher gleicherweise nur ein Drittel der Losung, die von Renten und Geldzinsen entrichtet wurde, gegeben hatten, auf die Hälfte dieser Rentenlosung hinaufgesetzt.

Die Landsteuer, die, wie oben erwähnt, im Jahre 1566 um ein Viertel ihres früheren Betrages erhöht worden war, noch weiter zu steigern, bezw. den dreijährigen Turnus auf einen zweijährigen herabzusetzen, dazu konnte sich der Rat in Anbetracht mehrerer, gerade im Anfang der siebziger Jahre rasch aufeinander folgender Mißernten nicht entschließen; denn erregten schon die bisher auf die Hintersassen gelegten Beschwerden deren großen Unwillen, so war, wie es in dem obenerwähnten Gespräch heißt, bei Auflegung neuer Steuern unter Umständen offener Ungehorsam von den Landbewohnern zu befürchten und darum ließ es der Rat bei dem dreijährigen Turnus und bei der im Jahre 1566 beschlossenen zweiprozentigen Vermögenssteuer der Bauern für jetzt beruhen.

Mit dem Ungeld auf Wein und Bier hatte es eine andere Bewandtnis als mit der Losung; denn die Einnahmen aus den Getränksteuern, die noch um die Mitte des 16. Jahr-

hunderts etwa die Hälfte des Gesamtausgabenetats zu bestreiten vermocht hatten, blieben in der zweiten Hälfte dieses Säkulums relativ so weit hinter den gleichzeitigen Losungseinnahmen zurück, daß im Jahre 1570 die aus Losung und Ungeld gewonnenen Summen einander vollkommen gleichkamen und beide zusammen erst drei Viertel des Einnahmenetats repräsentierten. Dieses Ergebnis war aber nur dadurch erreicht worden, daß das Weinungeld von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Jahre 1575 zweimal, das Bierungeld sogar dreimal bezw. viermal beträchtlich erhöht wurde, wie sich aus der folgenden tabellarischen Zusammenstellung ergibt.

Die Ungeldsätze von 1546 bis 1575.

Jahr	Wein[1]) pro Eimer		Rotbier pro Eimer		Weißbier pro Eimer		Fremdes Bier pro Eimer	
	℔	₰	℔	₰	℔	₰	℔	₰
1546	6	24	1	9	1	26	1	21
1552	11	10	1	24	1	26	2	19
1564	15	-	1	24	1	26½	4	6
1566[2])	15	—	1	24	3	23½	4	6
1568[3])	15	—	3	20	4	21½	5	8
1575[4])	15	—	4	21½	6	24½	7	11

Berechnet man nach dieser Zusammenstellung, welchen Einfluß diese Ungeldsätze auf die Preise des Weines und des

1) Die Sätze für Wein beziehen sich auf den Franken- und Rheinwein; für italienische und französische Weine wurde ein um ein Drittel höheres Ungeld als für deutsche Weine, für spanische und griechische Weine ein fast doppelt so hohes Ungeld bezahlt.

2) Nach Ratsbeschluß vom 1. Juli 1566 wurde das Ungeld für eine Maß Weißbier um 1 ₰ gesteigert.

3) Nach Ratsbeschluß vom 25. September 1568 wurde je ein Pfennig auf eine Maß gelegt. Ratsbuch 33, Fol. 240.

4) Nach Ratsbeschluß vom 19. Oktober 1575 wurde je ein Heller auf die Maß Rotbier, je ein Pfennig auf die Maß Weißbier und fremdes Bier gelegt. Ratsbuch 35, Fol. 129.

Bieres beim Ausschank gehabt haben, so ergibt sich, da der Nürnberger Eimer 64 Maß enthielt, folgendes Bild:

Preisaufschläge infolge der Erhöhung der Ungeldsätze für eine Maß von 1546 bis 1575.

Wein		Rotbier		Weißbier		Fremdes Bier	
bei einem Ungeldsatz von	Preisaufschlag in	bei einem Ungeldsatz von	Preisaufschlag in	bei einem Ungeldsatz von	Preisaufschlag in	bei einem Ungeldsatz von	Preisaufschlag in
	₰		₰		₰		₰
6 fl 24 ₰	3	1 fl 24 ₰	$\frac{4}{5}$	1 fl 25 ₰	$\frac{6}{7}$	2 fl 19 ₰	$1\frac{1}{4}$
						4 „ 6 „	2
11 „ 10 „	$5\frac{1}{6}$	3 „ 20 „	$1\frac{1}{2}$	4 „ $21\frac{1}{2}$ „	$2\frac{1}{5}$	5 „ 8 „	$2\frac{1}{2}$
15 „ — „	$7\frac{1}{2}$	4 „ $21\frac{1}{2}$ „	$2\frac{1}{5}$	6 „ $24\frac{1}{2}$ „	$3\frac{1}{5}$	7 „ 11 „	$3\frac{1}{2}$
pro Eimer		pro Eimer		pro Eimer		pro Eimer	

Die Maß Landwein kostete von 1566 bis 1576 im Durchschnitt 25 Pfennig[1]); demnach wurde der Wein im Detailverkauf durch das Ungeld um die Mitte des Jahrhunderts um ein Fünftel, vom Jahre 1576 an aber nahezu um ein Drittel seines Preises gesteigert. Nach den den Ratsdekreten vom 1. Juli 1566 und 19. Oktober 1575 angefügten Erläuterungen wurde die Maß rotes Bier um 5 Pfennig, die Maß Weißbier um 6 Pfennig ausgeschenkt, so daß der durch das Ungeld bewirkte Preisaufschlag beim Bier Ende der sechziger Jahre ein Drittel, in der Mitte der siebziger Jahre sogar die Hälfte des Ausschankpreises betrug. Das bedeutet gegenüber dem bayerischen Malzaufschlag, der sich bekanntlich mit einem Achtel des Ausschankpreises des Bieres begnügt (von einem Hektoliter im Werte von 24 Mark sind in Bayern 2,75 Mark Malzaufschlag zu entrichten), eine ganz exorbitante Belastung des Konsums des sogenannten flüssigen Brotes, die aber, wie es scheint, ohne jedes Murren seitens der Bürgerschaft getragen wurde; denn wir sehen erstens bei den

1) Vgl. hiezu die von P. Sander in seinem Werk über „Die reichsstädtische Haushaltung Nürnbergs“ in Beilage IV angefügte tabellarische Übersicht über die Nürnberger Lebensmittelpreise von 1440 bis 1800. — Dez. 1569 wird der Preis des Firneweins, „mit offner Hand zu schenken“, auf 24 Pfennig pro Maß vom Rat angesetzt. Ratsbuch 34, Fol. 9.

Vorberatungen der Herren Älteren im Jahre 1575 über die weiter zu ergreifenden Maßregeln „zur Abhelfung der übermäßigen Schuldenlast der Stadt“ die Mehrzahl dieses Kollegiums ohne Bedenken der neuerlichen Bierungeldsteigerung zustimmen und hören, sodann weder von seiten der Brauer noch der Konsumenten irgendeinen Widerspruch gegen die betreffenden Ratsbeschlüsse, während gegen eine Erhöhung des Weinungeldes, das mit dem Aufwechsel pro Eimer fast in die zwei Gulden anlief, also für die Maß Wein einen Preiszuschlag von acht Pfennigen bedeutete, alle Ratsherren, mit Ausnahme des Älteren Herrn Jobst Tetzel, ihre warnende Stimme erhoben[1]).

Wie die indirekten Steuern in der Stadt selbst damals eine weitere Ausgestaltung erfuhren, so wendete der Rat denselben auch auf dem Lande seine erhöhte Aufmerksamkeit zu. Bis in die siebziger Jahre war auf dem Lande bloß vom Weine nach derselben Ordnung wie in der Stadt das Ungeld erhoben worden, während das in den Städtlein, Flecken und auf den Herrensitzen gebraute Bier, wenn es auch nicht ganz ungeldfrei geblieben, so doch nach einem weit geringeren Satz als das in der Stadt gebraute Bier verungeldet wurde[2]). Durch einen Ratsbeschluß vom 13. September 1577, veranlaßt durch die damaligen Klagen der Nürnberger Bäcker über den ihnen aus dem neuen Getreideaufschlag erwachsenden Schaden, wurde angeordnet, daß die Brauer der Städtchen und Flecken der Landschaft künftig von jedem Eimer Bier einen Ort ($^1/_4$ fl.), also etwa halb so viel wie die Brauer in der Stadt, zu zahlen hätten und daß von allen fremden Bieren, die in die Städtchen und Flecken eingeführt wurden, pro Eimer ein halber Gulden Ungeld — also wiederum etwa die Hälfte des in der Stadt für fremdes

1) Zu dem Weinungeld kam seit 1571 noch ein sogenanntes Weinmarktstandgeld, indem die Käufer desjenigen Weins, der von auswärts in die Stadt kam und auf dem freien Markt zum Verkauf gebracht wurde, von jedem Eimer noch 10 Pfennig Standgeld zahlen mußten. Bedenken der Herren Älteren vom 2. August 1571. Nürnberger Kreisarchiv S. I, L. 115, Nr. 5.

2) Die Landungelter wurden erst vom Oktober 1565 an verpflichtet, ihre Jahresabrechnungen gleich den anderen Amtleuten in der Losungstube vorzulegen. Manual der Herren Älteren Nr. 6, Fol. 31.

Bier zu bezahlenden Ungeldes — zu entrichten sei. Damit war denn auch in bezug auf das Bierungeld zwischen Stadt und Land eine annähernde Gleichheit hergestellt und dabei doch den verschiedenen wirtschaftlichen Verhältnissen in beiden Bezirken im großen und ganzen Rechnung getragen.

Viel schwieriger als die weitere Ausgestaltung des Ungeldwesens erwies sich für den Rat die Einführung eines Getreideaufschlags, dem schon der in dem Nürnberger Zollwesen bisher aufrechterhaltene Grundsatz, essende Ware, insbesondere Getreide, zollfrei zur Stadt hereinzulassen, entgegenzustehen schien. Die erste Anregung zu einem solchen der Nürnberger Bürgerschaft ganz ungewohnten Aufschlag wurde, soviel aus den vorhandenen Akten zu entnehmen, im April 1568 von dem zweiten Losunger Sebald Haller anläßlich der Beratungen des Kollegiums der Septemvirn über die Eröffnung neuer Steuerquellen gegeben. Haller schlug damals vor, daß die Wirte, die Haber an ihre Gäste verkauften, von einem Metzen Haber einen Kreuzer Aufschlag entrichten sollten, und fand mit diesem Vorschlag bei der Mehrzahl der Herren Älteren auch Anklang; nur hielten dieselben dafür, daß dieser Haberaufsatz als nicht vordringlich nicht schon 1568, sondern erst im folgenden Jahre, eventuell auch noch später, eingeführt werden sollte, was denn auch geschah.

Der von Haller gegebenen Anregung ging nun Endres Imhof senior weiter nach, indem er in den darauffolgenden Jahren Zusammenstellungen darüber machen ließ, wieviel Sümmer Getreide in den elf Mühlen der Stadt jährlich vermahlen würden, um auf Grund dieser Berechnungen zu ermitteln, welche Summe Geldes dem Stadtärar bei Erhebung eines allgemeinen Getreideaufschlages in der Höhe von einem Ört ($^1/_4$ fl.) pro Sümmer zufließen würde.

Da sich nach der angestellten Ermittlung ergab, daß von den elf Mühlen in einem Jahre 42719 Sümmer Getreide vermahlen wurden, so würde sich, unter Außerachtlassung der weiteren $2^1/_2$ Tausend Sümmer, die von fremden, vor allem von Laufer Bäckern, zu den Stadtmühlen gebracht wurden, aus dem beabsichtigten Getreideaufschlag für das städtische Ärar eine jährliche Einnahme von 10679 Gulden ergeben haben.

Die Aussicht, durch einen derartigen Getreideaufschlag, der bei den damaligen hohen Getreidepreisen und im Vergleich zu den Getreidezöllen in andern, benachbarten Gebieten, z. B. in Bayern, wo von einem Schaff Getreide 6 Kreuzer Zoll bezahlt werden mußten, als ziemlich mäßig bezeichnet werden konnte, zu einem solchen gewichtigen Einnahmeposten für den Stadtsäckel zu gelangen, war für die Leiter des Gemeinwesens offenbar zu verlockend, als daß der Gedanke daran von ihnen nicht weiter hätte erwogen werden sollen. Aber der Durchführung des Projekts wagte man doch zunächst nicht nahezutreten und zwar aus Rücksicht auf die durch das eben erhöhte Bierungeld in ihrer Steuerkraft hinreichend angespannte Bürgerschaft, der man das Brot in diesen durch Mißwachs der Körnerfrüchte betrüblichen Jahren nicht auch noch von obrigkeitlicher Seite verteuern wollte[1]).

Als nun aber das Jahr 1575 wieder eine reiche Ernte brachte, da stellte sich der nun schon über acht Jahre ventilierte Gedanke an den Getreideaufschlag gleichsam wie von selbst aufs neue ein; in den von den Herren Älteren im Juni 1575 erstatteten Bedenken über die Abhilfe der übermäßigen Schuldenlast der Stadt machen nicht weniger als drei der Septemvirn, nämlich Balth. Derrer, Gg. Volkamer und Gabr. Nützel, ganz unabhängig voneinander den Vorschlag, einen Aufschlag von einem Viertel Gulden von jedem in den Stadtmühlen gemahlenen Sümmer Getreides zu erheben, den Haberaufschlag im besonderen aber von den Wirten und Pfragnern entrichten zu lassen, weil dadurch die Fremden mit ihren Pferden am meisten getroffen

1) Vielleicht hat der Rat auch aus Rücksicht auf die Geistlichkeit, die als Anwalt des gemeinen Mannes galt, die Einführung des Getreideaufsatzes damals unterlassen; darauf deutet wenigstens ein Passus in einem der um 1576 verfaßten Ratsgutachten hin, der als Zeichen des großen Einflusses der Geistlichen auf die Bürgerschaft hier wörtlich mitgeteilt sei: „Nachdem die Prädikanten alhie eine zeitlang die gemein an sich gezogen und die oren auf ire seitten gehangen, ist von nöten, ehe man solch fürhaben ins werk richtet, man thet unvermerkt inen zuvor meldung davon, mit dem andeuten, da vom Rat die sach angefangen wurd, daß sie die handlung anders nit versteen sollen, denn das solches der gemein zu gutem kommen wurd, darauf sie in iren predigten die gemein auch verweisen sollten.“

würden. „Weil“, so beginnt Balthasar Derrer den betreffenden Abschnitt seines Bedenkens, „andere Potentaten und Herrschaften von allerlei Viktualien und Getränk, sonderlich aber von Brot, Getreid und anderen nit geringe Zoll nehmen, warum solltens meine Herren in der noth nit auch thun?“

Zu demselben Resultat wie die genannten drei Septemvirn kamen auch die von den Herren Älteren mit der Abfassung eines zusammenfassenden Gutachtens beauftragten zwei Ratsmitglieder, End. Imhof der Jüngere und Willibald Schlüsselfelder, die am 9. August 1575 ihre dahin zielenden Erwägungen neben andern sechsundzwanzig Punkten übergaben und damit bei dem Kollegium der Herrn Älteren volle Zustimmung fanden. Trotz dieser klaren Erkennntnis von der Notwendigkeit des Getreideaufschlages unter den gegebenen Verhältnissen, in einem von dem Septemvirn-Kollegium gemachten Verlaß vom 24. August 1575 mit aller Schärfe ausgesprochen, zog sich die Ausführung der Maßregel nochmals über vier und ein halb Monate hinaus und zwar darum, weil keiner von den Ratsherren der Katze die Schelle anhängen wollte, der gesamte innere Rat aber vor dem Sturm des Unwillens bangte, den die Veröffentlichung der bisher ganz im verborgenen betriebenen Anordnung bei der gesamten Bürgerschaft hervorrufen mußte.

Über die Stimmung, die in den letzten Monaten des Jahres 1575 und zu Beginn des Jahres 1576 bei den Mitgliedern des Nürnberger Rates geherrscht hat, geben uns am besten zwei Unterredungen Auskunft, die der zweite Losunger Seb. Haller und der Oberste Landpfleger Balthasar Derrer mit dem Älteren Herrn Wilibald Schlüsselfelder in der Sache hatten [1]); Schlüsselfelder, der erst vor kurzem in das Kollegium der Septemvirn aufgenommen worden war [2]) und als solcher erst vollen Einblick in die traurige Finanzlage Nürnbergs bekommen hatte, war von seinen Amtskollegen neben Phil. Geuder und Endr. Imhof dem

1) Vgl. hiezu das Manual der Herren Älteren Nr. 6, Fol. 174—179.

2) Willibald Schlüsselfelder und Phil. Geuder waren am 8. September 1575 an Stelle der mit Tod abgegangenen älteren Herren Gg. Volkamer und Thom. Löffelholz in das Kollegium der Herren Älteren gewählt worden.

Jüngeren dazu ausersehen, den Getreideaufschlag durch Ausarbeitung einer Ordnung zur Ausführung zu bringen und damit gleichsam das Odium der verhaßten Steuer allein auf sich zu nehmen, wie er es schon bei der vor acht Jahren erfolgten Ungelderhöhung und bei der jüngst beschlossenen Steigerung der Losung, die vom Einkommen von Getreide herrührte, getan hatte. Als nun Schlüsselfelders Amtskollegen Ende Dezember 1575 ihre Absicht, dem neuen Septemvir die heikle Mission zu übertragen, merken ließen, entzog sich dieser derselben zunächst durch Wegbleiben von den am 28. und 29. Dezember 1575 stattfindenden Sitzungen des Geheimen Rates. Dieser schickte jedoch am 30. Dezember Balthasar Derrer und Sebald Haller in Schlüsselfelders Wohnung und ließ ihm durch die befreundeten Kollegen Vorstellungen darüber machen, daß es sich für ihn, der bisher den Getreideaufschlag in seinen den Älteren Herren vorgelegten Bedenken angelegentlichst zur Einführung empfohlen hatte, am wenigsten gezieme, seine Kraft jetzt, bei der Durchführung des Werkes, zu versagen und andern ein Beispiel zu Ungehorsam gegen Ratsbeschlüsse zu geben. Diesen Vorstellungen Derrers und Hallers hielt Schlüsselfelder aber entgegen, daß es auch dem Rat nicht wohl anstehe, ihn, der sich schon bei der Erhöhung des Ungeldes und der Losung in die Bresche geworfen habe, nunmehr auch zu diesem hässigen Handel wiederum aufzuseilen und ihn auch dieses dicke Brett, das sonst niemand gern bohren wolle, bohren zu lassen. Als Derrer und S. Haller trotz alledem mit weiteren Vorstellungen auf den Ratskollegen einzuwirken versuchten, führte derselbe ganz entsetzliche Reden, so z. B., daß das Regiment, das die Stadt mit so großen, unerträglichen Schulden belegt habe, je in der Länge nicht bestehen könnte, daß man das Geld unachtsam hinausschleudere, indem man ungetreue Leute zu Verwaltern der städtischen Einnahmen bestelle und gegen keinen derselben, auch wenn sie der Untreue überführt würden, gebührlich einschreite. Nachdem Haller und Derrer unverrichteter Dinge von Schlüsselfelders Wohnung geschieden, versuchten beide auf Anraten Phil. Geuders am 1. Januar 1576 noch einmal ihr Glück bei dem wegen seiner Erfahrung gerade in finanztechnischen Fragen schwer ersetzbaren Manne.

Aber der Erfolg der zweiten Unterredung war kein besserer als der der ersten. Schlüsselfelder berief sich gegenüber Derrers und Hallers Ermahnungen, daß er durch seine Weigerung seine Ratspflicht verletze, darauf, daß doch auch früher einzelnen Ratsmitgliedern eine Mission, die ihnen zugedacht worden, auf ihr eindringliches Bitten erlassen worden sei, und daß der Rat ihn schon deshalb mit der Sache verschonen möchte, da seine Mitbürger ihm nachredeten, daß er die hässige Auflage auf die Bahn gebracht habe. Schließlich eröffnete Schlüsselfelder seinen zwei Amtskollegen unter ausbrechenden Zähren, die ihm die Aufregung über diesen seinen Leib und seine Seele zermarternden Handel auspresste, seine innerste Meinung; er möchte, seitdem er die letzte Stadtrechnung gesehen, lieber tot als lebendig sein, denn er sehe gemeiner Stadt gänzliches Verderben vor Augen. Es wäre der Stadt bei einer solchen Schuldenlast nicht mehr zu helfen, auch nicht mit dem hässigen Getreideaufsatz. Alles wolle er auf sich nehmen, was ihm der Rat an Strafen zuerkenne, sich lebenslang auf den Turm sperren lassen; aber sein sich selbst gegebenes Wort, zu diesem Werk sich nicht brauchen zu lassen, niemals brechen.

Der Rat, dessen Lage durch das Ruchbarwerden der vorhabenden Maßregel in der Stadt und durch die aufreizenden Predigten des Pfarrers Johann Schelhammer bei St. Lorenzen inzwischen noch schwieriger geworden war[1]), ließ sich von dem einmal beschrittenen Weg durch die angedeuteten Hindernisse nicht abbringen, ordnete dem Ph. Geuder und Endr. Imhof als dritten Verordneten den Hieron. Baumgärtner bei und suchte zunächst Deckung beim Rat der Genannten. Zur Begründung der Maßregel vor dem Genannten-Kollegium, dem das Vorhaben des Stadtregimentes anfangs Januar eröffnet wurde, wurde neben der allgemeinen prekären Finanzlage der Stadt vor allem der Umstand herangezogen, daß dem Rat und der Stadt aus der Herbei-

1) Pfarrer Schelhammer hatte in seiner Neujahrspredigt 1576 dem Zweifel Ausdruck gegeben, ob der Rat die Nahrung der Armen, wie das Gerücht gehe, mit einem Ungeld belegen werde; sollte es aber wirklich geschehen, so würde er solch ein unchristliches Verfahren aus dem Wort Gottes strafen. Manual der Herren Älteren Nr. 6, Fol. 80.

schaffung des fremden Getreides aus zum Teil weit entfernten Ländern während der vorhergegangenen Teuerungsjahre große Unkosten erwachsen seien und daß es darum nur billig sei, daß die Untertanen, die während der Teuerung von der Stadt große Mengen Getreide unter dem Selbstkostenpreis bezogen hätten, nunmehr zum Ersatz dieser Unkosten durch Entrichtung eines mäßigen Getreideaufschlages beitrügen.

Das Kollegium der Genannten stimmte den Anträgen des Rates bezüglich des Getreideaufschlages am 16. Januar 1576 zu und so konnte denn am 17. Januar die Ordnung für den neuen Getreideaufschlag, der nach des Rates Meinung nur provisorischen Charakter haben sollte, in den Grundzügen festgestellt werden. Darnach sollte auf jeden Sümmer Getreide, nämlich Korn, Weizen und Kern sowie auf Mehl, das in den hiesigen Mühlen gemahlen wurde, ein halber Gulden Aufschlag gelegt werden, von dem Haber aber, den die Pfragner, Wirte und Gastgeber auf dem Markt und außerhalb der Stadt verkauften, sollten dieselben pro Metzen 3 Pfennig Aufschlag geben[1]). Um zwischen den hiesigen und den fremden Bäckern Gleichheit herzustellen, wurde bestimmt, daß alle Marktzeit auf das fremde Brot ein Standgeld gelegt werde.

Nachdem dann noch Ende Januar die Organe zur Einhebung des neuen Aufschlages, ein Amtmann mit 300 fl. Jahresbesoldung und drei Gehilfen mit je 50 fl. Solarium im Jahr, bestimmt worden waren, wurde die aufgerichtete Ordnung im Februar 1576 den Müllern, Bäckern, Wirten und Pfragnern nach den einzelnen Stadtvierteln bekanntgegeben. Dieser etwas selt-

1) Zur weiteren Begründung hieß es in dem Ratsbeschluß: Nachdem ein gewachsener Mensch des jars zu seiner unterhaltung über ein sümmer korn aufs meist nit bedarf, so trifft es auch eine solche person des jars über einen halben Gulden nit an. Und ob man gleich sagen möchte der arme mann würde hiemit zum höchsten beschwert, so ist doch hiegegen zu bedenken, daß derselbe zur unterhaltung des großen communs gar wenig oder schier nichts steuert und doch dagegen der mehrere theil der almusen um vier, fünf, sechs mal oder viel ein mehreres des jahrs geneust, also daß im ganzen reich die unvermöglichen ninder als in dieser statt beschwert werden. Ratsbuch Nr. 35, Fol. 164.

same Weg der Publizierung des Getreideaufschlages wurde vom Rat darum gewählt, weil derselbe befürchtete, durch Anschlagen eines öffentlichen Dekretes die öffentliche Meinung noch mehr zu erregen, als sie es ohnedem schon war. Denn es war ein groß Gemurmel unter den Bürgern ob des neuen Aufsatzes, von dem man sagte, daß durch ihn ein Kind von seinem ersten Brei, item, wenn einer zum Abendmahl ginge, Ungeld zahlen müßte [1]).

So war denn der so lang erwogene und zuletzt fast noch zum Scheitern gebrachte Getreideaufschlag endlich glücklich unter Dach und Fach gebracht. Welches war nun aber das finanzielle Ergebnis des mit so großen Schwierigkeiten durchgesetzten Werkes? Ein bedeutend besseres, als man bisher gemeiniglich angenommen hat. Schon im ersten Jahre — vom März 1576 bis Ende Februar 1577 — erreichte die Aufschlagsumme die stattliche Höhe von 20051 fl. und hinter diesem unerwartet hohen Betrag, der in Anbetracht der geringen Einhebungskosten von 450 fl. fast reines Einkommen war, blieben auch die Erträgnisse der drei folgenden Jahre nicht zurück [2]).

Trotz dieses glänzenden Ergebnisses hat der Rat im vierten Jahre nach der Einführung des Getreideaufschlages auf diese lukrative Einnahmequelle in der Hauptsache wieder verzichtet, indem er durch Beschluß vom 13. September 1579 wegen des Einfallens einer ganz geschwinden, unversehenen Teuerung den Aufsatz auf Korn, Weizen, Kern und Mehl bis auf weiteres wieder aufhob und nur den Aufschlag auf den Haber bestehen ließ. Der Rat hatte damit das den Genannten am 16. Januar 1576 gegebene Wort, daß der Getreideaufsatz im Falle einer Teuerung wieder abgeschafft werde, prompt eingelöst und dadurch bewiesen, daß ihm das Wohl des gemeinen Mannes mehr am Herzen lag als die Mehrung des städtischen Ärars, das von

1) Manual der Herren Älteren Nr. 3, Fol. 204 und Ratsbuch Nr. 35, Fol. 171.

2) Die von P. Sander, Die reichsstädtische Haushaltung Nürnbergs, B. II, S. 879, aufgestellte Behauptung, daß der finanzielle Erfolg des anno 1576 eingeführten Getreideaufschlages kaum der Rede wert war, beruht auf der diesem Autor unterlaufenen Verwechslung des allgemeinen Getreideaufschlags mit dem vom Jahre 1580 noch in Geltung befindlichen Haberaufschlag.

einem Ausfall von 17—18000 fl. pro Jahr selbsverständlich aufs schmerzlichste betroffen wurde.

Auf die übrigen damals auftauchenden Projekte, die Einkünfte des städtischen Ärars durch Akzisen zu heben, so durch eine Akzise auf den Detailverkauf (Ellenausschnitt) von Seide und Samt oder auf Viktualien (Geflügel, Obst etc.), hier einzugehen, erübrigt sich deshalb, weil von diesen Steuerprojekten damals doch keines zur Ausführung kam. Dieselben beweisen aber aufs augenscheinlichste, in welcher drangvollen Lage sich die Finanzen der Stadt befunden haben müssen; haben doch damals Männer, wie Endres Imhof der Ältere und Sebald Haller, sich abgemüht, durch Aufstellung von Akzisetarifen für die geringfügigsten Lebensbedürfnisse, wie die verschiedenen eßbaren Vögel und Obstsorten, dem Stadtärar allerlei neue Einnahmequellen zu eröffnen.

Von ungleich größerer Bedeutung als diese Akzisepläne war die im Jahre 1572 durchgeführte Umgestaltung des mittelalterlichen Nürnberger Zolltarifs und die damit verbundenen Änderungen im Zollwesen Nürnbergs überhaupt. Über die Grundzüge dieser Zollreformen, auf die seitens des Nürnberger Rates die größten, leider sich nur teilweise erfüllenden Hoffnungen gesetzt wurden, soll im letzten Teil dieser Abhandlung berichtet werden.

Als im Frühjahre 1568 vom engeren Rat über die Bierungelderhöhung beraten wurde, erhielten die Zollherren, Endres Imhof der Jüngere und Hans Welser, den Auftrag, in den Zollsachen Erfahrungen einzuziehen, darüber einen Ratschlag zu machen und diesen wieder an den engeren Rat zu bringen[1]).

Die Informationen, die der Rat bezüglich des Zollwesens im Auge hatte, bezogen sich vor allem auf verschiedene Mißstände, die sich in der letzten Zeit im Zollwesen bemerkbar gemacht hatten. Abgesehen von betrügerischen Angaben der Kaufleute, insbesondere der fremden Händler, über die Art ihrer Güter, die sie in loco zu verzollen hatten, war besonders der Unfug eingerissen, daß die an den Transit- oder Versandgütern im Waghaus anzubringenden Bleizeichen, die den Zöllnern unter den

1) Vgl. das Protokoll über die Sitzung der Herren Älteren vom 9. April 1568.

Toren zur Bestätigung des Transitcharakters der Güter dienten, den mit den Fuhrleuten unter einer Decke steckenden Aufladern gegeben und von diesen ungetreulicherweise mehrmals für Güter benützt wurden, wodurch die Stadt im letzten Jahre um einige hundert Gulden Torgeld gebracht worden war[1]. Um diesen Mißständen vorzubeugen, erließ der Rat am 27. Oktober 1568 folgende Anordnungen wegen des Zolls in der Wage[2]:

1. Ein jeder, Fremde oder Bürger, ist schuldig, alle Halbjahr mit den Zöllnern abzurechnen. Den barhaften Bürgern, als den Imhoff, Welser, Dilherr und ihresgleichen, soll man die Pflicht vorlegen, dieselben daran wohl erinnern und sie beim Angeloben bleiben lassen.

2. Alle Walhen, Niederländer und Fremde, desgleichen gemeine hiesige Kaufleute und Faktoren soll man schwören lassen, daß ihr Fürgeben über ihre Güter die Wahrheit sei.

3. Die Zöllner in der Wag haben die Macht, ein Faß, so sie zweifelhaftig fänden oder das bei ihnen verdächtig, zu öffnen.

4. Die Kaufleute sind schuldig, von allen Waren, die hieher kommen und hier wieder verkauft werden, die Lieferung geschehe gleich, an welchem Ort sie wolle, den Zoll zu bezahlen.

5. Die Kaufleute dürfen die Zeichen, die sie von den Zöllnern geholt oder holen lassen, anders nit, denn wie recht ist, gebrauchen oder etwas von Waren, die sie zu verzollen schuldig sind, darunter unverzollt aus der Stadt schleichen.

Von diesen fünf Bestimmungen wurde namentlich die zweite, die den Fremden und gemeinen Nürnberger Kaufleuten das eidliche Beschwören ihrer Angaben anstatt der einfachen Anzeige auferlegte, als höchst lästig empfunden und darum verstand sich der Rat auf heftige Beschwerde der Kaufleute hin in einem Verlaß vom 11. Februar 1569 dazu, das Eidschwören den Walhen, Posnern, Breslauern und andern Fremden in der Wage

---

1) Vgl. das Bedenken E. Imhofs und H. Welsers vom 12. Juli 1571, Nürnberger Kreisarchiv S. VII, L. 123, Nr. 220.

2) Nürnberger Ratsbuch Nr. 33, Fol. 248, außerdem die Beilage b des Gutachtens Endr. Imhofs jun. und H. Welsers vom 25. September 1571. S. VII, L. 123, Nr. 220.

wieder einzustellen und die Kaufleute oder Faktoren derselben bei ihren Pflichten des Zolls halber zu lassen [1]).

Diese Nachsicht des Rates gegenüber den fremden Kaufleuten sollte sich aber als durchaus unangebracht erweisen; denn schon in der nächsten Zeit wurde über den Rückgang der Zoll- und Waggeldeinnahmen von mehreren Seiten geklagt und als Grund dieser Erscheinung das ungetreue und unebene Handeln der Faktoren der fremden Kaufleute, insbesondere der italienischen Seidenhändler, angegeben. Als Beispiel des unmäßigen Schalkens mit den Zöllen seitens der Welschen werden in einem Bedenken der damaligen Zollherren die Torisani angeführt, die in den letzten sechs Jahren jährlich bloß 160 fl. Zoll bezahlt hatten, während sie nach ihrem Warenumsatz einen Jahreszollbetrag von mindestens 1000 fl. zu entrichten gehabt hätten [2]).

Diese Erfahrungen bewogen den Rat im Jahre 1571, die Zollherren E. Imhof den Jüngeren und Hans Welser mit der Abfassung eines Bedenkens darüber zu beauftragen, wie die beobachteten Unregelmäßigkeiten im Zollwesen abgestellt und die Zolleinnahmen vermehrt werden könnten.

Dieser Aufgabe entledigten sich die genannten Amtleute in zwei Gutachten, vom 12. Juli und 25. September 1571 datiert, worin sie vor dem einen möglichen Weg, nach Art der großen ausländischen Handelsplätze, wie Venedig, Lyon, eine Douane und eine neue Zollordnung mit vermehrtem Zollpersonal zu errichten, in Anbetracht der jetzt herrschenden teueren Zeiten und Kriegsläufte abrieten. Dagegen empfahlen sie, die alten Zollordnungen zu verbessern, die eidliche Bestätigung der Angaben über die Kaufmannsgüter, die der Rat nach kaum halbjähriger Wirksamkeit im Jahre 1569 wieder aufgehoben habe, den Kaufleuten von neuem aufzuerlegen und damit zugleich die Gewohnheit abzustellen, daß den Handelsleuten auf ihr bloßes Begehren in der Wage die Zeichen zu den Ballen und Fässern, worin sie ihre

1) Nürnberger Ratsbuch Nr. 33, Fol. 271.

2) Vgl. hiezu die zwei Bedenken der Ratsverordneten E. Imhof und H. Welser vom Jahre 1571. Nürnberger Kreisarchiv S. VII, L. 123, Nr. 220, Stück 1 und 2, insbesondere das 1. Stück.

Güter hinwegschickten, ausgehändigt und so Gelegenheit zum Schalken gegeben werde. Vor allem aber rieten die Zollherren, die Italiener und anderen Welschen, desgleichen die Niederländer, die losungfrei und ohne einige Pflicht in Nürnberg wohnten, durch Erhöhung der zurzeit ganz niedrigen Zollsätze auf drei- bis vierprozentige Wertzölle stärker zu den städtischen Lasten, die bisher die einheimischen Bürger fast allein getragen, heranzuziehen.

In diesem letzten Punkt stimmten die nach Süd- und Westeuropa handelnden Kaufleute Nürnbergs, die am 13. Oktober an den Rat eine Supplik wegen der Abstellung der Zollpraktiken der Welschen gerichtet hatten, mit den Zollherren ganz überein; dagegen war der Handelsstand Nürnbergs bezüglich der Errichtung einer Douana anderer Ansicht als die Verordneten des Rates, als er von denselben um seine Ansicht in dieser Angelegenheit befragt wurde. In einem am 10. Dezember 1571 erstatteten Bedenken erklärte ein viergliedriger Ausschuß der Nürnberger Kaufmannschaft folgendes:

1. Zur Mehrung der Intrada der Stadt ist die Errichtung einer Douane, wo alle eingeführten Güter niedergelegt werden müssen und jedem Kaufmann behufs der Zollabrechnung ein Konto zu errichten ist, höchst wünschenswert.

2. Um die fremden Kaufleute, die hier Handel treiben, den einheimischen möglichst gleichzustellen, ist von den fremden Nationen, den Italienern, Franzosen, Spaniern und Portugiesen, ein höherer Zoll als von den hiesigen Händlern, und zwar 2 fl. von 100 fl., zu erheben.

3. Der Durchfahrtszoll für die Güter der Fremden soll, mit Ausnahme der Transitgüter der Italiener, Franzosen, Spanier und Portugiesen, für die ein besonderer, höherer Durchgangszoll festzusetzen ist, von vier Pfennig auf einen Schilling erhöht werden.

4. Den einheimischen Kaufleuten ist das Angeloben an Eides statt insofern zu erleichtern, als auch ihren vornehmsten Handelsdienern die Eidleistung als ihren Stellvertretern in der Douana zu gestatten ist[1]).

---

1) Bedenken der Kaufleute L. Seitzinger, H. Schäufelein, Stef. Braun

Die zur Beratung der Zollreformen eingesetzte Ratskommission, aus den vier Ratsherren End. Imhof jun., Hans Welser, Wil. Schlüsselfelder und Martin Tucher bestehend, machte sich diese vier Vorschläge, mit Ausnahme desjenigen, der eine Erhöhung des Zolles auf die von den Fremden hereingeführten Transitgüter vorsah, in ihrem am 13. Dezember 1571 an den Rat erstatteten Gutachten zu eigen und auf Grund dieses Gutachtens faßte sodann der gesamte Rat am 14. Dezember folgende einschneidende Beschlüsse, die das nicht mehr zeitgemäße Zollwesen Nürnbergs wesentlich umgestalteten und die jährlichen Einnahmen der Stadt um mehrere tausend Gulden vermehrten. Die vom Rat festgesetzten Veränderungen lassen sich etwa unter zwölf Punkte zusammenfassen:

1. In das neue Zollhaus mit einer Amtsstube für die vier darin notwendigen Beamten (Buchhalter, Kassier und zwei Gegenschreiber), das in das städtische Kornhaus bei St. Lorenzen gelegt wird, müssen alle zollbaren Güter gebracht und darin unergänzt abgelegt und gewogen werden.

2. Die Zöllner unter den Toren und die Aufdinger (Güterbestätter) haben die Pflicht, alle zur Stadt hereingehenden Waren, die verzollt werden müssen, in das Zollhaus zu weisen.

3. Den Bürgern und den vom Zoll gefreiten Fremden ist das Öffnen ihrer Güter im Zollhaus erlassen; es genügt für dieselben eine eidliche Versicherung über den Inhalt der von ihnen zur Zollstätte gebrachten Fässer und Ballen.

4. Wegen der von den vier welschen Nationen, den Italienern, Franzosen, Spaniern und Portugiesen, im Zoll gebrauchten Gefahr sowie wegen der von diesen Nationen in ihren Ländern vorgenommenen Zollerhöhungen sind die von diesen vier Nationen eingeführten Güter im Zollhaus ohne Ausnahme zu öffnen und zu deklarieren und gemäß dieser Deklaration mit einem zweiprozentigen Wertzoll zu belegen.

5. Die Güter der andern fremden Nationen sind im Zollhaus wie die der vier großen fremden Nationen zu behandeln,

und Gabriel Schlüsselberger vom 10. Dezember 1571 wegen der Aufrichtung einer Duana. Nürnberger Kreisarchiv S. VII, L. 123, Nr. 220, Stück 6.

doch ist von denselben wie bisher nur ein einprozentiger Wertzoll zu bezahlen.

6. Die Safranschauer und Unterkäufer haben in jeder Bürgermeisterfrage Laufzettel von allen zollbaren Waren in die Douane zu schicken, damit sich die Zollbuchhalter in der Abrechnung des Zolls danach richten können.

7. Von den Transitgütern der vier großen fremden Nationen ist ein einprozentiger Wertzoll zu entrichten; die Transitgüter der übrigen fremden Nationen dagegen haben wie bisher vom Zentner nur vier Pfennige Durchfahrtszoll zu bezahlen.

8. Die Nürnberger Bürger und die vom Zoll gefreiten Fremden dürfen Waren aus dem Zollhaus zollfrei nach auswärts verschicken, nachdem sie geschworen, daß sie die alleinigen Eigentümer dieser Güter und letztere an keinen Fremden verkauft werden, der den Zoll hierfür in Nürnberg billig zu geben hätte. Die zum Versand bestimmten Güter derjenigen fremden Nationen, die nicht zollfrei sind, sind vor ihrer Verschickung im Zollhaus zu öffnen und zu beschreiben und danach mit einem einprozentigen Wertzoll zu belegen.

9. Alle eingepackten Waren, die von Nürnberg aus versandt werden, sind vom Kassier des Zollhauses mit einem den Nürnberger Adler tragenden Bleizeichen zu bezeichnen und außerdem auf sogenannten Ausfuhrzetteln (Politten) kurz zu beschreiben; erst nach Vorzeigung der von den Zollbeamten ausgestellten Politten und Bleizeichen dürfen diese Güter die Tore der Stadt ohne weiteren Ausfuhrzoll passieren.

10. Die Amtleute des Zollhauses dürfen nur solchen Fuhrleuten Politten ausstellen, die die von ihnen geführten Güter im Zollhaus deklarieren und mit Bleiplomben haben versehen lassen.

11. Die in der Douane lagernden Waren haben nach Ablauf einer Woche von jedem Zentner pro Woche einen Schilling Lagergeld zu bezahlen.

12. Die Pflichten und Besoldungen der Amtleute im Zollhaus sind nach den von den vier Ratsdeputierten gemachten Vorschlägen noch im einzelnen zu bestimmen.

Alle diese Bestimmungen wurden nun mit unwesentlichen

Ergänzungen, namentlich über den Ausfuhrzoll der Versandwaren der Fremden, die Deklaration der Güter im Zollhaus, die Ausstellung der Politten, das Verfahren bei der alle Halbjahre (Februar und August) stattfindenden Zollabrechnung, und mit einem in mehreren Punkten abgeänderten Zolltarif versehen [1]), in eine gute Ordnung gebracht und diese am 31. Januar 1572 als neue Zollordnung publiziert. Da die neue Zollordnung vom Jahre 1572 mit den oben angegebenen Ratsbeschlüssen vom 14. Dezember 1571 inhaltlich nahezu vollständig übereinstimmt — nur die Reihenfolge der Paragraphen ist zum Teil eine andere —, so kann ich hier darauf verzichten, die Zollordnung selbst in ihrem Wortlaut anzuführen.

Wichtiger erscheint es wohl, die Änderungen, die sich infolge von Beschwerden teils der einheimischen, teils der fremden Handelsleute über Mängel der neuen Ordnung in Bälde notwendig erwiesen, kurz zu berühren. Die Nürnberger Kaufleute beschwerten sich vor allem darüber, daß alle Güter, feine wie grobe Waren, ins neue Zollhaus gebracht und daselbst unter eidlichem Geloben deklariert werden müßten, ferner darüber, daß nicht auch von der kleinen Wage aus, die vielen einheimischen Handelsleuten günstiger gelegen war als das neue Zollhaus, die Waren nach auswärts versendet werden dürften, und endlich darüber, daß den Welschen vom Rat immer noch nicht der ellenweise Ausschnitt der Seidenwaren und das pfundweise Auswiegen der Spezereien untersagt worden sei. Die Beschwerden der Italiener richteten sich, abgesehen von dem lästigen eidlichen Angeloben, namentlich gegen die ihnen auferlegte Öffnung ihrer Ballen und Kisten beim Wiederversenden ihrer Waren und gegen den hohen Eingangs- und Transitzoll, die wegen der zur Hälfte in Gold vorgeschriebenen Erlegung dieser Zollabgaben im ganzen einem vierprozentigen Wertzoll gleichkamen.

1) Der neue Zolltarif unterschied sich nur in einigen Positionen von dem alten Zolltarif; Baumwolle und Barchent wurden von jetzt an mit 30 ₰ pro Zentner, ein Ballen Leinwand und ein Faß Goltsch mit ½ fl., ein Lägel Seife mit 30 ₰, ein Lägel Baumöl mit 18 ₰ (also pro Zentner 10 bezw. 6 ₰), ein Sack Kümmel und Galläpfel mit je 12 ₰ und ein Ballen Papier mit 1 ₰ verzollt.

Nachdem die vier Verordneten, die der Rat mit der Vorbescheidung der von den Kaufleuten am 16. Mai 1572 eingereichten Supplikation beauftragt hatte, diese Beschwerden im ganzen als berechtigt anerkannt hatten, änderte der Rat durch einen Verlaß vom 12. Juli 1572 die neue Zollordnung in folgenden Punkten ab[1]):

1. Für die einem Bürger gehörigen groben Waren, die bei der Einfuhr nicht in das Zollhaus gebracht werden müssen, sondern sofort in des Bürgers Haus geführt werden dürfen, genügt an Stelle des eidlichen Gelobens die einfache Anzeige von ihrem Eintreffen in der Stadt.

2. Für die übrigen Güter, die sowohl nach dem neuen Zollhaus als nach der kleinen Wag behufs weiterer Versendung gebracht werden dürfen, wird das jedesmalige eidliche Geloben wieder abgeschafft; es wird von jedem Handelsmann, sei er Einheimischer oder Fremder, nur einmal der Eid auf die Wahrheit seiner Angaben über seine Güter, sonst nur jedesmalige genaue Anzeige derselben gefordert.

3. Den Italienern wird das Öffnen und die Besichtigung ihrer zum Versand bestimmten Güter im Zollhaus erlassen, desgleichen wird der Durchfahrtszoll für ihre Güter dem der andern fremden Nationen gleich, d. h. auf vier Pfennig pro Zentner, und der Eingangzoll von zwei Prozent auf ein Prozent herabgesetzt.

4. Zur Abstellung des Ausschnitts der Seidenwaren und des Detailverkaufs der Spezereien durch die Welschen sollen die alten Ordnungen der Stadt zur Hand genommen und darnach eine neue Ordnung gegeben werden[2]).

---

1) Nürnberger Ratsbuch Nr. 34, Fol. 226 und Beilage 10 der Bedenken und Ratschläge betreffend die Errichtung eines neuen Zollhauses. Nürnberger Kreisarchivs S. VII, L. 123, Nr. 220.

2) Diese „alten Ordnungen" scheint der Rat wenigstens bis zum Jahre 1576 nicht zur Hand genommen zu haben, da er sich gegenüber einer im Jahre 1575 von den Imhof, Welser und Konsorten eingereichten Supplik. den Italienern den Spezereihandel in Nürnberg zu verbieten, in einem Ratsbeschluß vom 13. März 1576 ablehnend verhielt, dieses milde Verfahren gegen die Welschen damit begründend, daß eine solche Sache nicht in den Reichsstädten allein gebessert werden könne, sondern das ganze Reich angehe. Nürnberger Kreisarchiv. Ratsbuch 35, F. 188.

Diesen bedeutenden Erleichterungen im Zollwesen, die die Italiener sofort wieder zu Zolldurchstechereien benützten, indem sie ihre im Zollhaus uneröffnet liegen bleibenden Güter als Transitwaren behandeln ließen und für dieselben den niedrigen Durchfahrtszoll von vier Pfennigen statt des einprozentigen Wertzolls entrichteten, folgte auf weiteres Andrängen der Welschen am 15. Februar 1573 eine weitere Lüftung der pfiffigen Leute, die, wie es in einem der kaufmännischen Bedenken jener Zeit sehr richtig heißt, conscientiam largam hatten, gegen die aber trotzdem vom Rat zu Nürnberg außerordentlich gelinde verfahren wurde. Unter diesen Milderungen waren die wichtigsten die Verlängerung der Frist, innerhalb welcher die Güter der Fremden als Transit- oder Versandgüter erklärt werden mußten, von acht Tagen auf drei Wochen und die Rückvergütung des einprozentigen Wertzolles von solchen Versandgütern, die von den Italienern von Nürnberg aus nach den Frankfurter und Leipziger Messen geschickt wurden und von da unverkauft nach Nürnberg zurückkamen [1]).

Aus den beiden Ratsverlässen vom 12. Juli 1572 und vom 15. Februar 1573, die die scharfen Bestimmungen der mit nicht geringem Geschick abgefaßten Zollordnung vom 31. Januar 1572 zum guten Teil wieder aufhoben, ist unzweifelhaft die Schlußfolgerung zu ziehen, daß der Rat von Nürnberg die im Interesse seiner Mitbürger und des Stadtärars getroffenen strengen Zollmaßregeln gegen die Fremden, die sich infolge der großen Nachsicht des Stadtregiments in den vorhergehenden Jahrzehnten in Nürnberg fest eingenistet und nach Kuckucksart die Einheimischen zum Teil aus ihrem Nest verdrängt hatten, in dieser Zeit des wirtschaftlichen und politischen Niedergangs der Reichsstadt ohne zu große Schädigung der Stadt einfach nicht durchzuführen vermochte; denn in all den damals abgegebenen Bedenken sowohl der Ratsverordneten wie auch der Nürnberger Kaufleute taucht immer wieder die Besorgnis auf, daß die Welschen, wenn die Zügel allzustraff gegen sie angezogen würden,

1) Beilage 13 und 16 der Bedenken und Ratschläge über Errichtung eines neuen Zollhauses bei St. Klaren im Nürnberger Kreisarchiv S. VII, L. 123, Nr. 220.

ihre Warenlager von Nürnberg nach andern großen mitteleuropäischen Handelsplätzen, wie nach Linz, Wien, Leipzig, Krakau, verlegen möchten und damit die Henne, die jetzt wenigstens silberne Eier legte, ganz geschlachtet werden könnte. Es wäre meines Erachtens deshalb auch ungerecht, dem damaligen Rat ob seiner Milde gegen die geriebenen Südländer, die wegen ihres weiten Gewissens in Zollsachen und wegen ihrer zur Schau getragenen Geringschätzung der deutschen Ketzer wohl eine derbe Lektion verdient hätten, Vorwürfe zu machen; derselbe befand sich infolge der durch seine Vorfahren gegen die Welschen geübten Milde und infolge des zurzeit bestehenden wirtschaftlichen Rückganges der Stadt in einer bösen Sackgasse, durch die er sich nur durch vorsichtiges Lavieren zwischen den scharfen Gegensätzen einigermaßen hindurchzuwinden vermochte.

Bei solchen mißlichen Verhältnissen ist es denn auch nicht zu verwundern, daß der finanzielle Effekt der Neuerungen im Zollwesen, den man seitens des Rates wie der einheimischen Kaufleute auf mindestens 20 000 fl. pro Jahr veranschlagte, ziemlich weit hinter den gehegten Erwartungen zurückblieb[1]). Die jährlichen Zolleinnahmen, die im Jahre 1570 rund 9000 fl. betragen hatten, stiegen nach Erlaß der neuen Zollordnung wohl um mehrere tausend Gulden, so im Jahre 1576 auf ca. 12 000 fl., in den Jahren 1579 und 1580 auf ca. 12 400 fl., um schließlich gegen das Ende des 16. Jahrhunderts die Höhe von 14 000 und etwas darüber zu erreichen. Das waren aber im ganzen doch recht bescheidene Mehrungen aus den Zolleinnahmen, die auf die Gestaltung des Haushaltsplanes der Stadt nur in geringem Maße einwirken konnten.

Fassen wir in großen Zügen die Wirkungen der finanzpolitischen Maßnahmen, die der Rat Nürnbergs in der zweiten

1) Nach einem Überschlag der aus Losung, Weinungeld, Zoll und Herd-(Rauch)steuer zu erwartenden Mehreinnahmen, in Vota und Bedenken die

Hälfte des 16. Jahrhunderts zur Vermehrung des städtischen Einkommens und zur Erleichterung der die Stadt niederdrückenden Schuldenlast getroffen hat, nochmals zusammen, so ergibt sich als Fazit etwa Folgendes:

Nachdem der von Endres Imhof dem Älteren, wohl dem am weitest blickenden und von der uneigennützigsten Vaterlandsliebe erfüllten Staatsmann Nürnbergs der Spätrenaissance, gemachte Versuch gescheitert war, dem Finanzelend der scheinbar noch so glänzend dastehenden Reichsstadt durch die Aufnahme interesseloser Fürlehen bei den vermögendsten Bürgern der Stadt von Grund aus abzuhelfen, konnte es sich für die Leiter des verschuldeten Staatswesens nur noch darum handeln, durch Vermehrung alter und Erschließung neuer Steuerquellen so viele Mittel herbeizuschaffen, daß die das Staatsschiff zerberstenden Lecke wenigstens oberflächlich verstopft und das Fahrzeug mühsam über Wasser gehalten wurde. Diese Mittel waren nun einerseits durch den weiteren Ausbau der direkten Steuern, der städtischen Losung und der Bauernsteuer, andererseits durch die Erhöhung der indirekten Steuern, nämlich des Ungeldes auf Wein und Bier, und der wichtigsten Verkehrsteuer, des Zolles, und durch die Einführung einer Getreideakzise zu gewinnen, die bei richtiger Veranlagung und strenger Kontrolle in der Durchführung immerhin so viel abwerfen konnten, daß der Bankrott des Gemeinwesens auf absehbare Zeit hintangehalten, ja unter günstigen Zeitverhältnissen sogar eine langsame Gesundung des tief erschöpften Staatsorganismus nicht ganz außer aller Berechnung lag.

Bei der L o s u n g und der B a u e r n s t e u e r gelang es dem patrizischen Stadtregiment, das gerade hierin seinen gemeinnützigen Sinn nochmals bestens bewähren sollte, durch stärkere Heranziehung des bisher vor dem Kapitaleinkommen unverhältnismäßig bevorzugten Einkommens aus Grundrenten eine beträcht-

---

Auflagen und Vermehrung jährlichen Einkommens betreffend (S. I, L. 115, Nr. 5), hätte die Mehreinnahme durch den Zoll 20000 fl. betragen sollen, was mit einer von kaufmännischer Seite im Jahre 1571 gemachten Schätzung der Einnahmen aus den gesteigerten Zöllen (30000 fl.) ziemlich gut übereinstimmt.

liche und stetig wachsende Mehrung des städtischen Einkommens herbeizuführen, ohne die davon betroffenen Grundeigentümer allzustark zu belasten.

Auch bei den Getränksteuern wurde durch eine allerdings rapide und sehr starke Steigerung der Ungeldsätze, die besonders auf den Weinkonsum stark einschränkend wirken mußte, eine ausgiebige Mehrung des kommunalen Einkommens erzielt, wobei freilich die Gefahr, durch Steuerhinterziehungen auf der einen Seite zu verlieren, was auf der andern Seite gewonnen wurde, proportional zu den Ungelderhöhungen gewachsen sein dürfte.

War also der finanzielle Effekt der weiteren Ausgestaltung der direkten Steuern und des Ungeldes ein bedeutender und am Ende doch mit einer noch erträglichen Belastung der davon betroffenen Bevölkerungsklassen erkauft, so bildete die an und für sich sehr einträgliche Getreideakzise, die der rein gewerblichen Bevölkerung Nürnbergs von vornherein höchst unsympathisch sein mußte, wegen der Abhängigkeit von dem Ausfall der Ernten im weitern und ferneren Umkreis der Stadt nur einen unsicheren Einnahmeposten, der der Ungunst der öffentlichen Meinung aller Wahrscheinlichkeit nach bald weichen mußte und tatsächlich auch gewichen ist, als die Getreidepreise den Normalpreis des Korns nur einmal beträchtlich überschritten. Die hohen Erwartungen, die das Stadtregiment hinsichtlich des Zolles hegte, nachdem im Nürnberger Zollwesen bessere, zeitgemäßere Einrichtungen, insbesondere eine strengere Kontrolle der Fremden, geschaffen worden waren, sind, wie bereits bemerkt worden ist, am wenigsten in Erfüllung gegangen und konnten wohl auch nicht in Erfüllung gehen, als es sich herausstellte, daß die strengen Maßregeln gegen die Zolldurchstechereien der Fremden, insbesondere der Italiener, aus Rücksicht auf den Zwischenhandel Nürnbergs, der damals zum großen Teil in den Händen der Welschen lag, nicht aufrechterhalten werden konnten.

Trotz des teilweisen Mißerfolges der vom Rat in die Bahn geleiteten Finanzreformen der sechziger und siebziger Jahre des 16. Jahrhunderts konnte derselbe doch nach dem Abschluß der Jahresrechnung für 1576 im April 1577 konstatieren, daß sich in

der Stadtkasse ein ziemlicher Vorrat befunden, und konnte demgemäß beschließen, daß dieser Vorrat zur Verminderung der Schuldinteressen der Stadt und zwar zunächst zur Rückzahlung der von mehreren elsässischen Städten (Colmar usw.) dargeliehenen Gelder verwendet werden sollte [1]).

Diese eine Tatsache beweist zur Genüge, daß die zielbewußte Finanzpolitik des Nürnberger Rates im Zeitalter der Spätrenaissance nach mehreren Richtungen, so in der Weiterentwicklung der Losung und des Ungeldes, bemerkenswerte Erfolge erzielt hat, wenn sie auch im übrigen, so im Getreideakzise- und im Zollwesen, durch die Macht der Verhältnisse gedrängt, vom Ziele wieder abgekommen, bezw. auf halbem Wege stehen geblieben ist. Immerhin verdankte Nürnberg den staatsklugen und patriotisch gesinnten Männern, einem Endres Imhof, einem Sebald Haller, einem Balthasar Derrer, die in der Zeit Kaiser Maximilians II. die Geschicke der Stadt leiteten, daß das Gemeinwesen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges in leidlicher Verfassung sich befand und daß es schließlich aus den Drangsalen dieser schweren Zeit nicht als ein Wrack hervorging.

---

1) Manual der Herren Älteren Nr. 6, Fol. 230.

Die kapitalistische Entwicklung in den italienischen Städten des Mittelalters.

Von

H. Sieveking (Zürich).

Der moderne Kapitalismus geht von der Entwicklung der englischen Wirtschaft aus. Schon unter den Tudors hatten sich bei der Erzeugung, der Verarbeitung und dem Vertrieb der Wolle in Landwirtschaft, Gewerbe und Handel kapitalistische Formen gebildet. An die Gewinnung der Seeherrschaft schloß sich dann nach holländischem Muster der kapitalistische Betrieb von Kolonialunternehmungen an. Großartiger wurde nach der glorreichen Revolution das Bankwesen, freilich auch das Staatsschuldenwesen organisiert. Das 18. Jahrhundert brachte durch die Überwindung der rechtlichen und technischen Schranken den entscheidenden Umschwung in Landwirtschaft und Industrie. Diese englische Verkehrswirtschaft bildete die Grundlage der neuen Wissenschaft der Nationalökonomie. Der Industrie entnahm Adam Smith das Beispiel der Arbeitsteilung und der Landwirtschaft die Einteilung in die wirtschaftlichen Klassen der Kapitalisten, Arbeiter und Grundeigentümer. Die englische Krise von 1815 bestimmte den Umschwung Sismondis zur „ethischen“ Nationalökonomie, und die vorbildliche Entwicklung des englischen Kapitalismus, die eine mustergültige Berichterstattung beobachtete, lieferte den Stoff für die Konstruktionen eines Marx.

Allein der Kapitalismus ist älter. In den italienischen Handlungsbüchern des Mittelalters sehen wir zuerst den Begriff des Kapitals entwickelt, und auch hier schon führte die Praxis zu wissenschaftlicher Behandlung, freilich nur der Privatökonomie, wie sie uns vor allem in dem Werke Luca Paciolis entgegen-

tritt. Wer den Anfängen des Kapitalismus nachgeht, muß auf das mittelalterliche Flandern und Italien sein Augenmerk richten. Wir sehen die neuere Forschung mit Eifer dieser Aufgabe gerecht werden, und mit Recht gewährt SOMBART in seinem Werke über den modernen Kapitalismus den früheren italienischen Verhältnissen einen so breiten Raum.

I.

Bei einer Untersuchung über den Kapitalismus müssen wir uns zunächst klar zu machen suchen, was unter Kapitalismus zu verstehen ist. Manche haben das Wesen des Kapitalismus in der Ausbeutung gesucht. Zugegeben, daß der Kapitalismus mit Ausbeutung verbunden sein kann, so kann doch darin nicht sein unterscheidendes Merkmal bestehen; denn Ausbeutung gibt es auch in der feudalen Wirtschaft. Die wesentliche Grundlage des Kapitalismus scheint mir vielmehr in der freien Verkehrswirtschaft zu bestehen, einer freien Verkehrswirtschaft, die freilich bei schrankenloser Ausnutzung des Privateigentums zu einer Herrschaft der Kapitalbesitzer, der Besitzer von Erwerbsvermögen, führt. Diese Organisation der Produktion steht im Gegensatz einerseits zu der Herrschaft der Grundbesitzer, wie wir sie z. B. bei den antiken Oikenwirten und in jeder feudalen Epoche der Geschichte finden, anderseits zu einer Herrschaft der organisierten Arbeiter, wie sie beispielsweise die mittelalterliche Zunft darstellte [1]).

Auf zweierlei ist bei einer Betrachtung des Kapitalismus zu achten: auf das Kapital, das Erwerbsvermögen, und auf den Besitzer oder vielmehr den Leiter des Kapitals, den Unternehmer. Seit Smith den Satz aufstellte, daß der Profit sich lediglich nach der Größe des angewandten Kapitals richte, daß alle widersprechenden Erscheinungen nur Ausnahmen von dieser Regel seien, hat man meines Erachtens vielfach dem sachlichen Faktor allzu große Bedeutung beigemessen, während die neuere Forschung nicht nur in Deutschland und Frankreich, sondern auch in Eng-

1) Vgl. meinen Aufsatz über die mittelalterliche Stadt, Bd. II dieser Zeitschrift, S. 180.

land der Person des Unternehmers die verdiente Würdigung zukommen läßt. Mir scheint, daß ein Historiker wie LAMPRECHT[1]) oder ein Politiker wie NAUMANN[2]) in ihrer Schilderung der Entstehung und Ausbildung der Unternehmerklasse der wissenschaftlichen Erkenntnis mehr gedient haben als diejenigen, die nur auf die wachsenden Ziffern des Kapitals achten.

Bei der Entstehung des Kapitalismus sind zwei Möglichkeiten denkbar. Es kann vorhandenes Vermögen zu Erwerbsvermögen werden. Dieser Weg scheint der einfachere. Es bleibt hier aber zu erklären, wodurch feudale Vermögensbesitzer in rechnende Kapitalbesitzer sich verwandeln. Eine derartige Entwicklung vollzieht sich keineswegs ohne Schwierigkeit. Viel leichter wird umgekehrt aus einem Kapitalbesitzer in einer weiteren Generation ein feudal empfindender Mensch, und auch, wo die Not den Weg vorzuschreiben scheint, nehmen wir nicht selten einen Untergang der Vermögensbesitzer wahr, weil ihnen die Umwandlung in Kapitalisten zu schwer fällt. Das Vermögen muß häufig erst in eine andere Hand geraten, um Kapital zu werden.

Der andere Fall, daß ein mehr oder minder rechnender Händler zum Kapitalisten wird, scheint schwieriger zu erklären. Wenn er von Haus aus kein Vermögen hat, womit fängt er an? Da hier der Grundbesitz keine erhebliche Rolle spielen kann, so hat man an aus dem Altertum gerettete oder durch Plünderung erworbene Schätze gedacht. In der Tat berichten uns die Chronisten von manchen Plünderungen der Kreuzfahrer. Allein die hier gewonnenen Schätze können nicht die entscheidende Rolle gespielt haben. Käme es nur aufs Plündern an, so hätten die Türken die größten Kapitalisten werden müssen; denn das Plündern verstanden sie noch besser als die Kreuzfahrer. Das Entscheidende war vielmehr, daß die Kreuzfahrer, die mit ihren Flotten die Nordküste Afrikas, die Häfen des gelobten Landes, Cypern, die mastyxreiche Insel Chios oder den Bosporus und das Schwarze Meer beherrschten, hier sich eine Erwerbsgelegenheit schufen, die ihnen dauernden Gewinn brachte. Nicht der Vermögensbesitz

1) Zur jüngsten deutschen Vergangenheit II, 1.
2) Neudeutsche Wirtschaftspolitik.

war in den Anfängen nötig, sondern nur eine Vermögensleitung, wie sie auch der Kredit bringt. Welche Bedeutung der Kredit in der Wirtschaft spielt, war schon Demosthenes klar, wenn er in der Rede gegen Leptines sagt:

„δυοῖν ἀγαθοῖν ὄντοιν πλούτου τε καὶ τοῦ πρός ἁπάντας πιστεύεσθαι, μεῖζόν ἐστι τὸ τῆς πίστεως ὑπάρχον ἡμῖν"

oder in der Rede für Phormion

„εἰ δὲ τοῦτο ἀγνοεῖς, ὅτι πίστις ἀφορμὴ τῶν πασῶν ἐστι μεγίστη πρὸς χρηματισμὸν, πᾶν ἂν ἀγνοήσειας"[1]).

Dem Kredit begegnen wir naturgemäß auch in den Anfängen des mittelalterlichen Handels. Die Zusammenbringung von Vermögen, das als Kapital dienen konnte, auf dem Wege der Handels- und Geldgeschäfte war wohl mühsamer als die einfache Verwandlung bereits vorhandenen Vermögens in Kapital. Die meisten blieben in bescheideneren Verhältnissen. Allein den Fähigsten und Rücksichtslosesten, die gerade in diesem Milieu sich ausbilden konnten, gelang es, weiter zu kommen. Jedenfalls müssen wir diesen zweiten Fall als ebenbürtig dem ersten an die Seite setzen.

Sombart läßt nur die erste Möglichkeit gelten und verwirft die zweite. Der mittelalterliche Handwerker und handwerkerliche Händler habe nur seine Nahrung gewinnen können[2]). Allein der Rechenmeister Leonardo Pisano, von dem Sombart ein Beispiel anführt, bei dem ein Kaufmann trotz anfänglichen Gewinnes wegen hoher Spesen schließlich nichts übrig behält, kennt im Handel von Konstantinopel und Alexandrien auch eine Verzinsung von 20 %[3]). Der nur auf seine Nahrung bedachte Handwerker, wie ihn uns Sombart drastisch schildert, war nicht nur eine weit verbreitete Erscheinung, sondern vor allem ein ethisches Ideal, wie es uns z. B. Hans Sachs in seinem „Schmidt von Lübeck" oder Hagedorn in seinem „Johann, dem muntern Seifensieder" vorführt. Doch auch der mittelalterliche Hand-

---

1) Vgl. Leroy-Beaulieu, Traité d'économie politique III, S. 391.

2) Der moderne Kapitalismus I, erstes Buch.

3) Schaube, Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebietes bis zum Ende der Kreuzzüge, S. 167.

werker hatte mit dem Risiko des Absatzes, so sehr die Verhältnisse und die Ordnungen es auch einschränkten, zu kämpfen, und manch einer mochte hier zu Vermögen gelangen. Wenn Sombart demgegenüber das unersättliche Gewinnstreben des Kapitalisten betont, so sei darauf hingewiesen, daß man doch auch von satten Bourgeois spricht[1]).

Wie Sombart hat auch Marx in erster Linie die Entstehung des Kapitalismus aus der Veränderung des sachlichen Faktors zu erklären gesucht. In dem Kapitel über die ursprüngliche Akkumulation schildert er die Verwandlung von feudalem in bürgerliches Eigentum und sagt geradezu, die ökonomische Struktur der kapitalistischen Gesellschaft sei hervorgegangen aus der ökonomischem Struktur der feudalen Gesellschaft[2]). Aber wie Sombart, im Widerspruch zu seiner These und ohne diesen Gedanken weiter zu verfolgen, einmal unter den besseren Krämern, in den Kreisen der Winkelwucherer die Menschwerdung des kapitalistischen Geistes vermutet[3]), so hatte schon nachdrücklicher Marx auf die Entwicklung des Kapitalismus aus dem zünftigen Handwerk, auf das Wucherkapital und das Kaufmannskapital als aus dem Mittelalter überlieferte Formen des Kapitals hingewiesen. Freilich finden wir gegenüber der ausführlichen Schilderung des ersten Falles auf Grund der englischen Agrargeschichte diesen zweiten Fall nur in kurzen, aber kräftigen Strichen angedeutet. Ausführlicher wird Marx hier erst bei der Schilderung des merkantilistischen Kolonialsystems, das doch auch schon in den mittelalterlichen Seestädten Vorläufer gehabt hatte. Die neuere Forschung hat, offenbar durch Marx angeregt, eben diese Lücke auszufüllen gesucht, wobei es auf die Durchforschung vor allem der italienischen Wirtschaftsgeschichte ankam.

Wenn eine Geschichtskonstruktion es unternimmt, das Wesen

---

1) Vgl. 1554 die Klage der Venetianer Seidenweber über ihre indolenten Verleger. Es wird ihnen daraufhin gestattet, an zwei Stühlen auf eigene Rechnung zu arbeiten. Genueser Seidenindustrie, Schmollers Jahrbuch XXI, S. 129.

2) Das Kapital I, Kap. 24.

3) S. 389, vgl. auch S. 227.

einer Wirtschaftsverfassung zu bestimmen, so ist es klar, daß hierbei nur die typischen Seiten zusammengefaßt werden können. Jede detailliertere Ausführung wird die allzuscharfen Linien zurücktreten lassen. Wie selbst in unsere Verkehrswirtschaft noch manche Reste feudalen und zünftigen Wesens hineinragen, so zeigt die neuere Forschung in dem Bilde jener früheren Epochen immer mehr Züge, die an moderne Verhältnisse erinnern. Wir sehen, wie der Kapitalismus schon im 13. Jahrhundert eine Macht war, und hören von Arbeiterbewegungen aus dem 13. und 14. Jahrhundert[1]). Der Übergang von der einen zur andern Epoche findet keineswegs in einer stetigen Entwicklung statt; ja, wir sehen, wie Altes und Neues sich gelegentlich verbindet zu einer Verfassung, die Jahrhunderten ihren Charakter gibt und die doch auch konstruktiv begriffen werden kann.

Als seit dem 16. Jahrhundert die osteuropäischen Gutsherren durch den Fernhandel in die Verkehrswirtschaft hineingezogen wurden, bildete sich doch keine freie Verkehrswirtschaft aus. Den Bauern gegenüber wurde vielmehr ihre feudale Gebundenheit derart stärker betont, daß jetzt erst Erbuntertänigkeit und Leibeigenschaft dort ausgebildet wurden. Wohl kann man mit Knapp den bauernlegenden Grundherrn des Ostens einen Kapitalisten nennen[2]). Kapitalistisch wurde auch die Industrie getrieben, zu der schlesische und russische Grundherren ihre Hörigen anhielten[3]). Nur muß man sich des Gegensatzes dieses Kapitalismus gegenüber dem modernen Kapitalismus, der auf dem freien Lohnvertrage beruht, bewußt bleiben. Ich möchte für ihn den Ausdruck „Feudalkapitalismus" vorschlagen, während der moderne Kapitalismus erst mit der Bauernbefreiung in der Landwirtschaft einzieht.

Ähnlich sehen wir eine freiere Entwicklung in den Städten, die zu kapitalistischen Formen des Gewerbes führte, doch wieder

---

1) Pirenne, Geschichte Belgiens; Doren, Florentiner Wollentuchindustrie.

2) Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit, S. 45; hierzu Sombart II, S. 87.

3) v. Schulze-Gævernitz, Volkswirtschaftliche Studien aus Rußland, S. 20 f.

in Zunftschranken sich binden. Im mittelalterlichen Flandern und Italien, ja noch später in Holland und Frankreich sehen wir Verleger und Arbeiter in Zünften organisiert. Wir hören von Verlegern, denen es weniger auf die Erweiterung ihres Absatzes als auf die Güte ihrer Ware ankommt, die ihre Produktion kontingentieren. Solche Kontingentierung ist freilich heute wieder unter andern Verhältnissen nichts Seltenes, allein gegenüber dem früheren Zunftwesen hat man mit Recht in der Freiheit des Verkehrs, der Ausdehnungsmöglichkeit das Wesen des modernen Kapitalismus gesucht. Wenn wir nun Kapitalismus und Zunft in der angedeuteten Weise sich verbinden sehen, so dürfen wir wohl von einem „Zunftkapitalismus" reden.

Feudalkapitalismus und Zunftkapitalismus sind also Zwischenstufen zwischen der feudalen oder der zünftigen Wirtschaft und der kapitalistischen. Die Entwicklung vollzieht sich aber keineswegs so, daß diese Zwischenstufen nur eine Abschwächung von grundherrlicher oder genossenschaftlicher Bindung zur vollständigen Freiheit der Verkehrswirtschaft hin bedeuteten. Vielmehr stellen sie unter Umständen eine besonders harte Bindung dar, die einer Zeit freierer Regung folgte. Für Belgien hat Pirenne verschiedene Epochen solch strafferen Zusammenschlusses, die durch Zeiten größerer Freiheit unterbrochen wurden, aufgewiesen, die Herrschaft der Gilden, dann der Zünfte, schließlich der staatlichen Bevormundung. Auch entwickelt sich der moderne Kapitalismus keineswegs überall unmittelbar aus Feudal- oder Zunftkapitalismus; andere Menschen, andere Gegenden, andere Betriebsweisen, andere Gewerbe sind oft die Träger des Neuen, während die durch die frühere Organisation Begünstigten sich nur langsam den veränderten Verhältnissen anbequemen. In England war die Wollindustrie das Schoßkind des Zunftkapitalismus, der moderne Kapitalismus ging von der Baumwolle aus.

Den Zunftkapitalismus finden wir im mittelalterlichen Italien in charakteristischer Weise vertreten. Der Widerspruch, der gegen Sombarts Schilderungen sich erhoben hat, scheint mir dadurch begründet, daß er gerade aus Italien die Hauptbelege darbringen zu können glaubt für seine Auffassung einer Entwicklung des modernen Kapitalismus auf dem Wege des Feudalkapitalismus.

II.

Von vornherein muß auf die engeren Verhältnisse des Mittelalters hingewiesen werden, auf die kleinen Größen, mit denen man damals, verglichen mit heute, zu rechnen hatte. Wenn uns schon aus dem 15. Jahrhundert eine verhältnismäßig geringe Bevölkerung, kleine Umsätze, bescheidene Vermögen entgegentreten, so ist es klar, daß am Anfang der Entwicklung, im 12. Jahrhundert, all dies noch viel winziger war. Ich glaube aber, daß auch bei wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen es nicht nur auf die Quantität, sondern ebensosehr auf die Qualität ankommt. Mochten der wandernden, zum Teil fremden Handel- und Gewerbetreibenden nur wenige sein, ihr Einfluß konnte doch bei der Gründung der Städte entscheidend sein. Das umliegende Land mochte dann aus dem Überschuß seiner Bevölkerung die Masse der neuen Ansiedler stellen. Aber gerade in den bedeutenderen Städten bleibt die Einwanderung Fremder weiterhin für die Entwicklung von großer Bedeutung. Man denke an die Westfalen in Lübeck, die Lombarden oder Provençalen, wie die Grimaldi und Doria, in Genua! Jedenfalls ist daran festzuhalten, daß der merkantile Charakter die Stadt von Dorf und Burg unterschied [1]).

Wenn wir berücksichtigen, daß auch eine Minderheit in der neuen Epoche ausschlaggebend sein konnte, werden uns vielleicht die Probleme etwas klarer, die die Entstehung der Genueser Stadtverfassung uns stellt. Ich habe nachzuweisen gesucht, daß die Genueser Compagna, aus der die Kommune hervorging, nicht eine kaufmännische Gilde war, sondern eine Organisation,

---

1) Vgl. den Einwand gegen meine Auffassung bei EULENBURG, Ideen und Probleme in der deutschen Handelsgeschichtsforschung, in dem SCHMOLLER gewidmeten Werke „Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert“ II, S. 20. Händler brauchen gar nicht das Gros einer Einwohnerschaft ausgemacht zu haben. Ihr Dasein und ihre Bedeutung für die Städtegründung ist aber genügend bezeugt. In England wurde das im 11. und 12. Jahrhundert ausgebildete Recht des „wandernden Mannes“, des „pede pulverosus“ zur „lex mercatoria“ der Städte. Vgl. CH. GROSS, The court of piepowder, besprochen von W. STEIN; Hansische Geschichtsblätter 1908, 2, S. 495 f.

die alle Waffenfähigen umspannen sollte[1]). Es handelte sich hier nicht nur um einen Zusammenschluß der Vornehmen. Nicht die minores, die ärmeren Einwohner, wie HEGEL[2]) meinte, sondern die minores XVI annis, die Minderjährigen, die noch nicht Waffenfähigen, waren ebenso wie die über 70jährigen ausgeschlossen. Gleichwohl stehen von vornherein Vornehme, meliores, an der Spitze der Compagna, so daß man an ihrem demokratischen Charakter zweifeln kann. Die formelle Souveränität der Compagnagenossen, wie sie im parlamentum ihren Ausdruck fand, konnte sich nur bei besonderen Gelegenheiten äußern. Die eigentliche Regierung lag in der Hand weniger Familien. Vielleicht erläutert uns ein Beispiel aus späterer Zeit diesen Zustand. Seit dem 14. Jahrhundert bildete Zürich eine zünftlerische Demokratie. Allein, wenn auch diese Verfassung niemals aufgehoben wurde, so wußten sich doch die seit dem 16. Jahrhundert nachweislich aus dem Handwerkerstande hervorgegangenen Kapitalisten[3]), vor allem die Großindustriellen der Textilbranche, ein derartiges politisches Übergewicht zu verschaffen, daß man wohl von einer aristokratischen Epoche der zürcherischen Geschichte bis zur Revolution reden kann.

Im 13. Jahrhundert sehen wir die Genueser Bevölkerung in zwei Klassen zerfallen, Adel und Populus. Der Adel hat zunächst die Herrschaft inne, später erlangt der Populus Anteil an der Herrschaft, drängt 1339 den Adel zurück, so daß der Doge nur aus dem Populus genommen werden darf, bis 1528 der Adel mit Ergänzung durch die besseren popularen Familien wieder ans Ruder kommt.

Wer aber war dieser Adel, diese Familien, gegen deren politische Herrschaft seit dem 13. Jahrhundert der Populus aufstand? Kein Zweifel, daß feudale Familien in ihm vertreten waren. Die Markgrafen von Gavi waren in die Stadt gezogen, die Spinola rühmten sich ihres viskontilen Geschlechtes. Keineswegs aber bildete der alte feudale Adel einfach den neuen Stadt-

1) Genueser Finanzwesen I, S. 15.

2) Geschichte der Städteverfassung in Italien II, S. 180.

3) Vgl. H. SCHULTHESS, Die Familie Schulthess von Zürich, Festschr. 1908.

adel oder gar die Compagna[1]). Mit der Gründung der Compagna vollzog sich eine neue soziale Ordnung, und nicht als Visconti, sondern als Konsuln der Compagna, als die Führer der neuen demokratischen Organisation, standen die Geschlechter an der Spitze des Genueser Gemeinwesens. Mochten einige Mitglieder des alten Adels zu den Führern der neuen Organisation werden, andere brachten es nicht dazu, wurden Populare, wie viele aus dem Grafengeschlechte der Lavagna, die nicht Aufnahme in das Albergum der Fieschi fanden. Auf der andern Seite beschränkten sich die Adeligen durchaus nicht auf altadelige Geschlechter; noch fanden neu emporgekommene oder aus der Fremde zugezogene bereitwillige Aufnahme. Nobili und Populari, so sagt einer der gründlichsten Kenner der Genueser Familien, waren damals mit sehr wenigen Ausnahmen desselben Ursprungs[2]). Eine schärfere Scheidung der Stände setzt erst mit dem 13. Jahrhundert ein. Gegenüber dem Ansturm des Populo schließen sich die Adeligen in Albergen zusammen und erschweren den neu emporkommenden Familien den Eintritt in ihre Reihen.

Der Adel besaß Grundbesitz in der Stadt. Ein Palast in ihren Mauern war Vorbedingung zur Zugehörigkeit zu diesem Stande. Aber dürfen wir daraus schließen, daß Grundbesitz die Grundlage seiner wirtschaftlichen Stellung war? Keineswegs! Die Quellen widersprechen dieser Annahme ausdrücklich. Als Kaiser Rotbart 1158 auch von Genua Tribut heischte, erklärten die Gesandten der Stadt, was sie vom Boden des Reiches besäßen, reichte zu ihrer Nahrung nicht aus. Auf dem Meere, das sie befriedigt hätten, lägen die Quellen ihres Erwerbes. Von Anfang an sehen wir den Genueser Adel als Reeder, Kaufmann und Bankier an der Spitze der Genueser Geschäftswelt stehen.

Die Türme, welche der Adel in der Stadt errichtete, bedeuteten nicht die Grundlage seines Reichtums — die war auf

---

1) Der Marchese Cesare Imperiale di S. Angelo scheint mir die Bedeutung des niederen Adels zu überschätzen, wenn er die Compagna nur als eine Erweiterung eines viskontilen Consorzio auffaßt, Genova nella storia, Rassegna nationale 1. Juni 1908, S. 8.

2) U. Assereto, Genova e la Corsica, Bastia 1902, S. 49 Anm. 3.

den Schiffen zu suchen —, sondern die auf Grund dieses in Handel und Schiffahrt zusammengebrachten Reichtums erworbene politische Machtstellung.

Wenn Sombart behauptet, daß in Genua aller Handel großen Stils von den adeligen Grundbesitzern ausging, so ist darauf hinzuweisen, daß die Markgrafen von Gavi wohl als Zollerheber, aber weniger als selbsttätige Handelsherren eine Rolle im Genueser Geschäftsleben spielten. Die spätere hervorragende Stellung der Grimaldi, Fieschi, Doria und Spinola erklärt sich aus ihrer politischen Herrschaft im 13. Jahrhundert, die sie finanziell zu nützen wußten. Diese politische Stellung verdankten sie aber wiederum unter anderem ihrer Stellung im Genueser Geschäftsleben. Sombart führt an, daß unter den Geldgebern Ludwigs des Heiligen die Adeligen hervorragen. Gewiß, aber waren sie nicht eben durch ihre hervorragende Beteiligung an Schiffahrt und Handel zum Adel geworden? Wir sehen im 14. Jahrhundert neue, nichtadelige Familien zu Reichtum gelangen, die Justiniani durch die Ausbeutung von Chios, die Adorni, Fregosi, Sauli usw. Nicht auf Genueser oder ligurischer Grundrente beruht die Stellung dieser Familien, die 1528 in den Adel aufgenommen werden, sondern auf irgendeinem Handelszweig, der ihnen dann später Grunderwerb ermöglicht.

Bei dem geringen Vermögen, das anfangs zu Gebote stand, mußten Gesellschaften eine große Rolle spielen. In der Kommenda hat man ein Institut der kapitalistischen Entwicklung des Handels erkannt. Mit Unrecht macht sich Sombart über diese Auffassung lustig[1]). Er meint, hätte man sich die kleine Mühe gemacht, die Summen der Verträge aufzurechnen, es wäre viel unnützes Gerede vermieden. Er selbst berechnet den Durchschnitt von 50 Verträgen auf 150 libre. Gegenüber diesem Herausgreifen ist zu bemerken, daß damit doch auch keine genügende Statistik herauskommt. Sombart selbst erwähnt einen Betrag von 900 libre. Sehen wir näher zu, so finden wir, daß derselbe „Kapitalist" verschiedenen Seefahrern sein Kapital in commenda zu geben pflegt, während die Kommendatare auch verschiedene

1) I, S. 170.

Kommenden für eine Fahrt zu bekommen suchen. Und gerade der Adel beteiligte sich mit seiner Tätigkeit und mit seinem Kapital auf das lebhafteste an diesen Gesellschaften. Ido Mallonus arbeitete so 1161 mit 732 libre, Ingo de Volta, ein Adeliger, ließ seine Söhne an den syrischen Handelsfahrten teilnehmen, wie er wohl auch selbst früher ausgezogen war. Sein Sozius Ingo Nocentius übernahm 1160 820 libre zu verwerten, während zwei andere weiteres Kapital Ingo de Voltas aufnahmen[1]).

Wir müssen uns nun doch die kleine Mühe nehmen, diese Zahlen mit den heutigen zu vergleichen. Was bedeuteten 1156 150 libre? SOMBART meint, 5 Lire hätten 4 fl. ausgemacht, sie hätten danach 1000—1100 M. heutiger Währung betragen. Die Gulden wurden aber erst im 13. Jahrhundert geprägt; ihnen gegenüber verschlechterte sich im 14. Jahrhundert die Silbermünze, so daß für das 14. Jahrhundert in Genua allerdings das Verhältnis von 5 zu 4 bei Lira und Gulden galt. Aber wir sind noch im 12. Jahrhundert. In der Schuldurkunde des sardinischen Königs Barison von 1164 besitzen wir ein sehr schätzenswertes Dokument für die Münzvergleichung. Da hier die einzelnen Denare auf die kölnische Mark bezogen sind und 14 Taler auf die Mark fein gingen, so läßt sich der Münzwert der damaligen genuesischen Lira ziemlich genau mit 15 M. berechnen. Schon jene 150 libre würden also an Münzwert nicht 1000, sondern 2250 M. ausmachen, die 900 libre aber 13500 M. gleichkommen. Nehmen wir aber nicht Silber, sondern Gold in seinem damaligen und heutigen Werte zur Vergleichung, so erhalten wir einen Wert der Lira von 50,51 heutiger Lire, die 900 libre kämen also etwa 45000 frcs. oder 36000 M. gleich, ganz abgesehen von der verschiedenen Kaufkraft[2]). Auch im Handelsverkehr handelte es

---

1) SCHAUBE, S. 155 u. öfter, vgl. SCHNEIDER, Zur Handelsgeschichte der Mittelmeerländer, Bd. V dieser Zeitschrift, S. 572. Die SCHAUBEschen Umrechnungen, bei denen er 1164 die Lira zu 22,87 M. statt 15 M. modernen Münzwertes einsetzt, erscheinen mir zu hoch. Vgl. DAVIDSOHN, Forschungen IV, S. 316 ff.

2) Vgl. POGGI, Lerici e il suo Castello, S. 15 ff. Eigentümlicherweise nimmt SOMBART, wo er den winzigen Handelsumsätzen die großen Summen des Kreditverkehrs gegenüberstellt, die höheren Umrechnungssätze SCHAUBES

sich also keineswegs immer nur um „lumpige 100 Mark“. Allein es scheint mir auf die Größe der Umsätze nicht einmal das entscheidende Gewicht zu legen zu sein.

Vom Jahre 1236 ist uns das Inventar eines Ansaldus Maniavaca erhalten, dessen Schwester Alda, Gattin des Castellus Calvus, ihn beerbte [1]). Die Calvi gehörten zu den Geschlechtern. Ansaldus besaß ein Wohnhaus in der Stadt und ein Landhaus (locum cum domo), Anteil an einer Galeere und folgendes Mobiliarvermögen:

Penes Conradum Calvum bancherium .	libr.	113	s.	4
2 loca salis (Staatsanleihe)	„	200		
quas uxor Ansaldi recepit de oleo . .	„	18	s.	14
in accommendatione habet a dicto q. Ansaldo:				
Pitetus filius Guilelmi Pitanini . .	„	25		
Enricus, filius dicti Guilelmi . . .	„	25		
Guilelmus Binzerrus	„	54		
Enricus Niger de Preli	„	50		
Enricus de Sauro	„	50		
Vivaldus de Lavania	„	25		
	libr.	560	s.	18

Gewiß keine großen Summen! Was aber hindert uns, bei der Art der Anlage hier von einem Kapitalisten zu reden? Keineswegs brauchte eine Grundrente diese Summen zusammengebracht zu haben. Das gleiche gilt von den größeren Beträgen, die Genuesen 1164 dem Bariso, 1190 und 1253 den Kreuzfahrern vorstreckten. Der rege Handelsverkehr, den uns die Urkunden zeigen, erklärt sehr wohl ihre Aufbringung, und die starke Teilnahme des Genueser Adels an diesen Fahrten läßt eben in ihnen die Grundlage seiner wirtschaftlichen Stellung erkennen. —

„Nicht weil Venedig Handel trieb, wurde es reich, sondern weil es reich war, konnte es Handel und andern Erwerb in ge-

---

an. Danach hätten die 102 780 $^{2}/_{3}$ libre turn., die die Genuesen 1253 Ludwig dem Heiligen vorstreckten, 2 $^{1}/_{2}$ Millionen Mark ausgemacht, während schon Desimoni nur 1 847 000 Lire oder 1 477 000 Mark modernen Münzwertes berechnet.

1) Genua, Arch. notarile, Joh. Vegius 1235—54, I, S. 15.

winnbringender Weise treiben", so meint SOMBART[1]). Demgegenüber hat HEYNEN nachgewiesen, daß städtische oder gar ländliche Grundrente in den Anfängen der venetianischen Entwicklung keine Rolle gespielt haben kann; in den byzantinischen Frachtgeldern und den Erträgen des Salzhandels sieht er die Quellen des ersten Handelskapitals[2]), und in Romano Mairano vermag er uns auf Grund reicher Urkunden einen Berufshändler aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu schildern, der sich aus kleinen Anfängen zum Kapitän und reichen Reeder emporarbeitete. Wir sehen diesen Mairano in Konstantinopel, Smyrna, Akkon, Alexandrien, Bugia tätig. In Handelsgesellschaften setzte er zunächst vor allem seine Arbeitskraft ein. Als tractator von Kommenden fuhr er auf fremden Schiffen, dann wurde er Kapitän; 1163 konnte er ein eigenes Schiff erwerben und nahm fortan fremdes Kapital nur mehr in der Form des Seedarlehens auf. Mit seinem Schiffe Maiorando konnte er 1171 eine Anzahl Landsleute aus der Gefangenschaft der Griechen retten. Trotz der Verluste, die auch Mairano bei dieser Plünderung erlitten hatte, erholte er sich durch Fahrten nach andern Plätzen wieder, bis er 1190 sich zur Ruhe setzte und seinen Sohn hinausziehen ließ. Wir sehen hier also eine gewinnbringende Unternehmertätigkeit vor uns, die weit über den Rahmen des Handwerksmäßigen hinausging und ebensowenig als Gelegenheitshandel eines Grundherrn bezeichnet werden kann. Auch handelte es sich hier keineswegs mehr um kleine Beträge, wie denn HEYNEN für eine Unternehmung ein Kapital von 73000 frcs. Metallwert berechnet. —

Auf Florentiner Verhältnisse hat SOMBART seine Theorie vor allem gründen zu können geglaubt. Aber gerade hier erfährt er von dem gründlichsten Kenner des italienischen Mittelalters eine durchgreifende Berichtigung[3]). Die städtische Grundrente, so weist DAVIDSOHN nach, hätte bei der Entwicklung des Kapitalismus ebensowenig in Betracht kommen können wie die ländliche. Nicht von den Feudalherren ging diese Entwicklung aus;

---

1) I, S. 315.

2) Zur Entstehung des Kapitalismus in Venedig, S. 121.

3) DAVIDSOHN, Forschungen zur Geschichte von Florenz IV, S. 268 ff.

in ritterlichen Fehden und ritterlichem Aufwand sehen wir vielmehr diese Geschlechter sich zugrunde richten, und eine andere Menschenklasse hob sich durch Geld- und Warenhandel zu Kapitalisten empor. Beide Tätigkeiten waren im Mittelalter auf das engste verbunden[1]), und wie die Seestädte sich nicht auf den Verkehr nach ihrem Hafen beschränkten, sondern des Zwischenhandels sich bemächtigten zwischen Tunis und Alexandrien, zwischen Konstantinopel und Ägypten, so schildert uns DAVIDSOHN den weltumfassenden Florentiner Warenhandel. Wenn sie den englischen Zehnten einkassierten und englischen Königen und Großen Geld liehen, so exportierten sie englische Wolle und Zinn nach Flandern und importierten französischen Wein nach England. An Darlehen, die den neapolitanischen Königen gewährt wurden, schloß sich ein großartiges Monopol des dortigen Getreidehandels an. Süditalienisches Getreide wurde nicht nur nach Norditalien, sondern auch nach Griechenland exportiert. Die Florentiner exportierten ihre und französische Tuche nach allen Mittelmeerländern, brachten persisches Pelzwerk nach Spanien und Frankreich, orientalische Rohseide nach Italien, sardinischen Käse und heimisches Öl nach Nordafrika. Und wiederum hören wir, daß es sich hier keineswegs immer um geringe Umsätze handelte. Die Peruzzi arbeiteten 1310 mit 147000 libre Kapital, die Bardi 1320 mit 149796 libre, von 16 Sozien eingelegt, und sie beschränkten sich keineswegs auf Geldgeschäfte. Bei den Strozzi berechnet DAVIDSOHN auf Grund der Geschäftsbücher 13,52 % Durchschnittsgewinn, bei den Bardi 20 %, bei den Peruzzi 1308 bis 1324 16 %. Im einzelnen wurden weit höhere Profite gemacht. Besonders hohe Sätze waren im Geldhandel zu erzielen. Eine Wucherenquête in Nîmes brachte Sätze von 40, 55, 120, 262½ % ans Licht[2]). Da kann man schon eine Kapitalbildung in Händlerkreisen verstehen!

Wohl läßt sich in Florenz die Bedeutung des Grundbesitzes

---

1) Vgl. hierzu auch KULISCHER, Warenhändler und Geldausleiher im Mittelalter, Zeitschr. f. Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung XVII, S. 29 ff.

2) Forschungen III, S. 199 ff.

für die Entwicklung des Kapitalismus nachweisen, aber doch in anderem Sinne, als SOMBART meint. Als Objekte der Auswucherung durch Florentiner Händler erscheinen die geistlichen und weltlichen Grundbesitzer zuerst der Umgebung der Stadt, dann eines weiteren Kreises. Durch Aufsaugung dieses Besitzes vermehrten sich die kleinen Kapitalien, mit denen im 12. und 13. Jahrhundert die Geschäfte betrieben wurden. In der Hand der neuen Besitzer gewann dann der Grundbesitz einen ganz anderen Wert als Grundlage ihres die Welt umspannenden Kredites. Die Florentiner Händler und Bankiers suchten Grundbesitz zusammenzubekommen weniger wegen der davon zu erwartenden Renten als des ihrer Firma daraus erwachsenden Ansehens. Der Grundbesitz einer Familie war daheim und draußen bekannt; auf ihn konnte am ersten zurückgegriffen werden, wenn ein Florentiner seinen Verpflichtungen nicht nachkam. So sehen wir die Wächter der Champagner Messen wiederholt die Florentiner Behörden ersuchen, den Grundbesitz säumiger Florentiner Schuldner zu beschlagnahmen, widrigenfalls den Florentinern der Verkehr auf den Messen untersagt würde. Wir verstehen jetzt, welche Bedeutung den Grundstückerwerbungen der Cerchi, Bardi, Medici zukommt. Auch dem Papste bot, als er die Florentiner den andern Italienern vorzog, ihr Grundbesitz Sicherheit. Gar mancher, dessen Ursprung aus einfachen Verhältnissen sich nachweisen läßt, stieg durch die fremden Herren geleisteten Finanzdienste und durch den hierbei erworbenen Grundbesitz zum Feudalherrn auf, wie denn zu Ausgang des 13. Jahrhunderts diese zu Rittern gewordenen Handelsleute in Florenz eine große Rolle spielten.

Sowohl die großen Bank- wie die Warenfirmen beruhten auf dem Zusammenschluß zu Handelsgesellschaften. Den wohlbegründeten Häusern stellte sich seit dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts in steigendem Maße fremdes Kapital zur Verfügung, dem neben einer festen Verzinsung auch eine Gewinnbeteiligung zugestanden wurde. Als die Bardi und Peruzzi 1345 wegen der Zahlungsunfähigkeit des englischen Königs fallierten, hatte ein großer Teil der Florentiner Bürgerschaft sein Vermögen so bei ihnen angelegt. Auch Fremde, wie z. B. die Este, sehen

wir sich in dieser Weise an dem Florentiner Geschäftsleben beteiligen [1]).

Wenn uns die Historiker so nachdrücklich auf die kapitalbildende Macht des Handels hinweisen, wenn uns die Juristen die Gesellschaftsformen als Mittel des Kapitalzusammenschlusses erklären, müssen wir da eine besondere Wahrheit für die Nationalökonomen beanspruchen, oder ist uns nicht vielmehr, wenn wir die Bücher eines Schaube, eines Heynen, vor allem eines Davidsohn durchblättern, als seien hier die Kapitel geschrieben, zu denen Marx die Überschrift setzte: „Das Handels- und Wucherkapital des Mittelalters"?

III.

Indessen ist der mittelalterliche Kapitalismus Italiens aus wirtschaftlichen Gründen allein nicht zu erklären. Einer Ausnutzung der politischen Lage verdanken die Städte ihre Blüte. Durch die Hilfe, die sie Byzanz gegen die Normannen leisteten, erreichten die Venetianer 1082 die goldene Bulle, die ihnen so große Vorrechte im griechischen Reiche sicherte. Die merkantilen Erfolge der Seestädte erwuchsen auf dem Hintergrunde der Kreuzzugsbegeisterung, von der doch die Städter nicht minder ergriffen waren als die Ritter. Ohne die Unterstützung der Seestädte wäre diese Bewegung aussichtslos gewesen, aber die Seestädte selbst gewannen durch den Rückhalt der Ritterheere bei dem Vordringen gegen den Islam mehr, als sie gaben, wie das der Annalist Caffaro einmal naiv ausspricht. Die eroberten Städte wurden Handelsemporien der Genuesen, Venezianer und Pisaner. Es ist ja nicht ohne Beispiel, daß eine geistige Bewegung, die wie hier alle Kräfte aufrüttelte, schließlich in materiellen Gewinnen ihre greifbarste Folge fand. Die Handelsleute lernten jedoch bald, auch mit der Macht der Ungläubigen sich vertragen. Schroffer konnte man dem schwachen Griechenreiche gegenübertreten. Hier gewannen erst die Venetianer mit der Eroberung

1) Vgl. die ausführliche Darstellung bei Davidsohn, Geschichte von Florenz II, 2, S. 412 ff.

Konstantinopels 1204 beherrschenden Einfluß, dann mit der Wiederaufrichtung der griechischen Herrschaft 1261 die Genuesen.

Italien, Rom war der Mittelpunkt der abendländischen Kirche, der streitbaren Kirche des Mittelalters, die über die größte Finanzmacht der damaligen Zeit verfügte. Wer mit der Verwaltung der päpstlichen Finanzen betraut wurde, hatte eine glänzende Stellung. Für die Ausbildung des Kapitalismus sind gewiß diese Beziehungen von der größten Bedeutung gewesen, nur setzte ihre Ausnutzung bereits eine gewisse kaufmännische Entwicklung voraus. Es galt, die in fernen Landen, in Deutschland, Frankreich, Spanien, England, Skandinavien, zu erhebenden Einnahmen in Rom flüssig zu machen. Welche Kursgewinne konnten da die mit der Erhebung eines Kreuzzugszehnten Beauftragten erzielen, welche Zinsen die Depositare der Kurie sich berechnen! Eine stets wichtiger werdende Einnahme waren die von Bischöfen und Äbten bei ihrer Wahl zu zahlenden Gebühren. Wuchsen diese bei zwiespältiger Wahl ins ungeheure, so konnten sie häufig nicht sofort erledigt werden. Der italienische Finanzmann schoß dann vor. SCHULTE[1]) und SCHNEIDER[2]) haben uns die daraus sich ergebende Bewucherung der Kirchenfürsten geschildert. Weit davon entfernt, auf der Durchführung des kanonischen Wucherverbots zu bestehen, lieh die Kirche den Gläubigern geistliche Strafen zur Exekution. Aus solchen Geschäften konnte sich eine wirtschaftliche Beherrschung des Landes durch die Italiener ergeben, denen Zoll und Münze verpachtet wurden und die dann den auswärtigen Handel an sich rissen. Wir verstehen das Ringen der einzelnen Städte und Geschlechter um die einflußreiche Stellung der „mercatores Romanam curiam sequentes“. Siena wurde hier durch Florenz verdrängt. Den Beziehungen zum Papste verdankten die Medici den Aufschwung ihres Vermögens, und keinen schwereren Schlag konnte der Ligurer Sixtus IV. dem Lorenzo magnifico antun, als daß er ihm 1474 das Amt eines Depositars der apostolischen Kammer entzog.

1) Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien, Buch IV.

2) Die finanziellen Beziehungen der florentinischen Bankiers zur Kirche, SCHMOLLERS Forschungen XVII, I.

Nicht nur den auswärtigen Feind bekämpfte die Kirche. Wichtiger als die Unternehmungen im gelobten Lande erschien manchen Päpsten der Kampf gegen die ihre italienische Territorialstellung bedrohenden Mächte. Nicht gegen die Ungläubigen, sondern gegen die Staufer, einen Friedrich II., Manfred, Konradin, wurden im 13. Jahrhundert die Kreuzzugszehnten verwandt. Der Krieg ließ die Gelder des Abendlandes in Italien zusammenströmen und dort durch die Söldnerheere, die diese Kriege meist führten, ausgegeben werden. Mit Recht sieht daher Davidsohn in diesen Kämpfen selbst eine Haupttriebkraft der Kapitalsanhäufung. Süditalien wurde im 13. Jahrhundert durch die Kriegslasten erschöpft, während die lombardischen und toskanischen Kommunen trotz oder wegen der ständigen Kämpfe aufblühten. So ließen später die Kämpfe der Spanier die Niederlande gedeihen bei der Erschöpfung des Stammlandes. Häufig preisen Annalisten den Durchzug von Kriegsheeren als ein für die Stadt wichtiges Ereignis, so in Genua den Zug Karls VIII. Die Masse der Handwerker freute sich über die reichliche Arbeitsgelegenheit, während freilich die Großkaufleute die Sache anders ansahen. Auch der Hutmacher und Annalist Savonas, Abbate, spricht von den Verdiensten, die ein Aufenthalt des Heeres Karls V. 1529 der Stadt brachte[1]). Mochte der Krieg das platte Land verwüsten, die Städte, die sich zu behaupten wußten, konzentrierten nur um so mehr wirtschaftlichen Einfluß in ihren Mauern. So ließ selbst der dreißigjährige Krieg Hamburg aufblühen, während freilich Nürnberg und Augsburg durch ihn nachweisbar zurückgingen.

Der Kampf zwischen Kaiser und Papst schwächte beide und förderte die politische Selbständigkeit der Kommunen. Ihre Macht war keineswegs einfach eine Folge ihrer wirtschaftlichen Entwicklung. Ein weit größerer wirtschaftlicher Aufschwung hat später keineswegs immer zu einer dementsprechenden politischen Stellung der Bourgeoisie geführt. Vielmehr wurde die politische Macht der italienischen Kommunen ein wichtiger Faktor der kapitalistischen Konzentration in ihnen. Durch keine höhere

1) Cronache Savonesi pubblicate e annotate dal Dott. G. Assereto S. 105.

Macht gebunden, suchte die siegreiche Gemeinde ihre Herrschaft über die benachbarten Städte auszudehnen. Es galt, den Handelsverkehr eines möglichst weiten Gebietes in ihren Mauern zu vereinigen. Lenel schildert uns, wie so Venedig durch die Zurückdrängung von Ferrara den Handel der Adria auf dem Rialto zusammenfaßte[1]). Ähnlich suchten die Genuesen durch ihre Seemacht Genua zum Hauptstapelplatz nicht nur Liguriens, sondern der ganzen Nordküste des Tyrrhenischen Meeres zu machen und in dem Hin und Her des politischen Kampfes diesen Rang möglichst zu behaupten. Allein man unterdrückte in der Nachbarstadt nicht nur einen unbequemen Konkurrenten, sondern wußte die politische Herrschaft auch fiskalisch auszunutzen. So förderte Florenz durch die Besteuerung und Auswucherung der kleineren Kommunen seines Gebietes die Kapitalkonzentration in der Hauptstadt.

Freilich hemmte auch der Gegensatz zwischen Papst und Kaiser, Anjou und Aragon, Guelfen und Ghibellinen, wenn er in den Mauern der Stadt erbittert aufflammte, die politische und wirtschaftliche Entwicklung. Wo aber eine Partei dauernd die Oberhand gewann, wie in Florenz die Guelfen, da half die Konfiskation des Gutes der Unterlegenen wiederum das Kapital bei den Herrschenden zusammenballen.

In den führenden Städten selbst bildete doch nur eine Minderheit die Herrschaft, und sie verstand, sie wohl auszunutzen. Von der Verwaltung so bedeutender Summen, wie sie die Städtebudgets namentlich in Kriegszeiten aufwiesen, blieb manches hängen. Die herrschenden Geschlechter suchten sich Signorien aus dem Gebiete der Stadt herauszuschneiden, so die Campofregoso in Sarzana; die Grimaldi regieren noch heute in Monaco. Die Steuern wurden so eingerichtet, daß sie die Herrschenden möglichst wenig, aber mit ganzer Wucht die Machtlosen trafen. Kräftig wurden die Konsumsteuern ausgebaut, und wenn auch eine starke Vermögensbesteuerung daneben bestand, so sorgte doch eine ergebene Einschätzung dafür, daß ihre volle Härte nur die Mißliebigen traf.

---

1) Die Entstehung der Vorherrschaft Venedigs an der Adria.

Vor allem eine Verschuldung der Städte kam den Herrschenden zugute. Wir hören, daß die Piccolomini in Siena sich nicht scheuten, sich von ihrer Kommune das vorgeschossene Kapital durch den Zins verdoppeln zu lassen.

Zur Behauptung ihrer politischen Machtstellung brauchten die Städte gewaltige Summen. Seit dem 13., besonders aber dem 14. Jahrhundert gewannen die Söldnerheere steigende Bedeutung. Was kosteten nicht Florenz und Venedig die Heere, die sie gegen Mailand aufstellten, oder Genua die Flotten, die es gegen Pisa und Venedig aussandte! Hier reichten die Einnahmen der Kommunen aus Zöllen und Gebühren nicht aus, und auch hohe Vermögenssteuern vermochten den Bedarf nicht zu decken. Man griff zu Zwangsanleihen, die nach den Steuerkatastern erhoben wurden, denen aber aus gleichzeitig neu eingerichteten Konsumsteuern eine Verzinsung zugesagt wurde. In den Schuldbüchern der Kommunen, wie sie uns vor allem in Genua und Florenz in endlosen Reihen aufbewahrt sind, können wir die Häufung dieser Schulden, die schließlich den größten Teil des sich bildenden Kapitals verschlangen, verfolgen. Wenn man in der englischen stehenden Schuld ein wichtiges Zeichen des Kapitalismus sieht, so ist darauf aufmerksam zu machen, daß sie, zu Ausgang des 17. Jahrhunderts begründet, doch erst auf eine zweihundertjährige Geschichte zurückblickt, während die Genueser stehende Schuld, 1274 zuerst konsolidiert, sich durch fünf Jahrhunderte verfolgen läßt und zum Teil in der italienischen Staatsschuld noch heute fortlebt. 1354 betrug die Genueser Staatsschuld fast 3 Millionen Lire, 1454 war sie auf fast 8 Millionen gestiegen, 1597 hatte sie 43,77 Millionen Lire erreicht.

Auch die Kolonialgesellschaften, die charakteristische Form der großen Unternehmung im 17. und 18. Jahrhundert, hatte das italienische Mittelalter vorgebildet. Während Venedig, dem darin Spanien und Portugal folgten, seine Kolonien in staatliche Verwaltung nahm, übertrug Genua, weniger kräftig in seinen Staatsfinanzen, Chios, Cypern, Korsika, später auch die Kolonien in der Krim, ja Teile seines italienischen Gebietes organisierten Gläubigergruppen, die diese Territorien für den Staat verwalteten. Diese Maonen und di Casa di S. Giorgio fanden in den indischen

Kompagnien der Niederlande, Englands und Frankreichs ihre Nachfolger [1]).

Die Technik der Schuldenverwaltung war seit dem 13. Jahrhundert ausgebildet. Man sorgte für Tilgung der Schuldgruppen, indem der Schuldsumme ein Tilgungsfonds zugefügt wurde, eine coda, die, mit Zinseszins anschwellend, schließlich die Schuld vertilgen sollte. Eigenartig sind die Stiftungen solcher Tilgungsfonds durch Private, wie sie in Genua seit Francesco Vivaldi 1371 begegnen. Wir können die Wirksamkeit dieser Tilgungsfonds in den Büchern beobachten. Zu Ausgang des 16. Jahrhunderts bestand etwa ein Viertel der Genueser Staatsschuld aus solchen Molteplici. Zu einer dauernden Erleichterung der Zinsen- und damit der Steuerlast führten sie gleichwohl nicht. Die Regierung erkannte in diesen Summen eine Art Staatsschatz, den sie in dringenden Fällen nach Einholen eines geistlichen Konsenses auch zu andern Zwecken als dem vorgesehenen der Tilgung verwendete.

Die Anteile an der Staatsschuld waren veräußerlich. Ihr Kurs wechselte nach der Sicherheit der angewiesenen Einkünfte und den allgemeinen politischen Verhältnissen. Man suchte den Kurs zu stützen, indem man die Steuerpächter in luoghi, Anteilen zu 100 libre, Sicherheit leisten und in paghe, Zinsansprüchen, zahlen ließ, so daß ein großer Teil des Geschäftsverkehrs sich in Verrechnungen, Kompensationen, abspielte. Trotzdem konnte manch starker Kursfall nicht verhindert werden. Die schwankenden Kurse gaben Anlaß zu einem lebhaften Handel mit Schuldanteilen, wie wir ihn in Genua schon im 13. Jahrhundert verfolgen können. Ja aus den Akten des Genueser Handelsgerichts und aus Venedig lassen sich um 1400 Spekulationsgeschäfte in solchen loca nachweisen, die die Form von Termin- und Differenzgeschäften tragen.

Die staatliche Verschuldung trug, auch ganz abgesehen von Mißbräuchen der Verwaltung, zur Verschärfung der sozialen Gegensätze bei. Wohl schien anfangs die Form der Zwangsanleihe, bei der alle Bürger beizusteuern hatten, eine Demokratisierung der Rente zu gewährleisten. Allein diese läßt sich nur erreichen,

1) Vgl. mein Genueser Finanzwesen I, S. 177 ff., II, S. 99 ff.

wo die Staatsrente eine durchaus sichere Anlage bietet. Eine solche stellten die italienischen Monti und Compere, die Stadtanleihen, nicht dar. Deswegen suchten die kleineren Besitzer diese schwankenden Rechte, wenn auch mit Verlust, abzustoßen, während die Reichen in billig zu erwerbender Staatsrente eine gute Anlage sahen. So ballten sich die loca in den Händen der Besitzenden zusammen. Die Organisation, welche die Genueser Staatsgläubiger 1407 in der Casa di S. Giorgio erreichten, war eine plutokratische, sie half die aristokratische Umwälzung von 1528 vorbereiten.

Wie die politische Entwicklung der Kommunen den Kapitalismus förderte, so wurde der Kapitalismus, wurde die Möglichkeit, Staatsschulden einzugehen, eine Stütze der weiteren Ausdehnung ihrer Macht. Venedigs beherrschende Stellung beruht auf dieser kapitalistischen Grundlage, die der Staat zu nutzen wußte, ohne daß sie ihm gefährlich wurde, und in Florenz scheute sich Lorenzo il magnifico nicht, den Monte anzugreifen. In Genua dagegen erdrückte schließlich die Gläubigerorganisation den Staat vollständig. Wie die Casa di S. Giorgio sich allmählich in dem alten Staatspalaste am Meere festsetzte, so ergriff sie mit dem Finanzwesen, der Kolonialverwaltung, der Girobank die wichtigsten Zweige der Stadtverwaltung, und der Staat, der vergebens Anläufe machte, wieder zu selbständigen Einnahmen zu gelangen, wurde zu ihrem Pensionär herabgedrückt. Humes Auffassung, die Staatsschulden könnten den Staat verschlingen, hatte sich in den späteren Jahrhunderten der genuesischen Selbständigkeit verwirklicht, bis in der französischen Revolution der Staat zum Selbstbewußtsein erwachte und seinerseits durch Liquidierung der alten Schuld, durch Kassierung eines großen Teils, sich dieses Übergewichts entledigte.

Die Kapitalansammlung konnte auf die Dauer mit den Anforderungen, die die immer schwieriger zu behauptende politische Selbständigkeit stellte, nicht Schritt halten. Indem ein großer Teil des angesammelten Kapitals in den Stadtschulden Verwendung fand, die bei dem Niedergang des Staates entwertet wurden, empfing der italienische Kapitalismus einen bedenklichen Rückschlag. Dazu kam, daß frühzeitig das Kapital in Anleihen

an fremde Herrscher eine mehrversprechende Anlage suchte, die aber nur zu häufig zu noch schwereren Verlusten führte.

In jenen Männern, die ihr Geschick und ihre finanzielle Erfahrung fremden Herrschern zur Verfügung stellten, darf man die hervortretendsten Erscheinungen des italienischen Kapitalismus sehen, in den Franzesi, die Philipp den Schönen von Frankreich so arglistig berieten, in den Bardi und Peruzzi, die König Eduard III. von England liehen, in Cosimo de Medici, der durch seine Beziehungen zur Kurie emporstieg, in Andrea Doria, der Spanien die Flotte und die Kapitalmacht Genuas zuführte. Es sei hier auf die bescheidenen Anfänge z. B. der Franzesi verwiesen[1]). Auch Giovanni, Cosimos Vater, erscheint 1399 nur mit 10 fl. 9 s. 7 ₰ in der Steuerliste, während Cosimo 1458 mit 576 fl. der Höchstbesteuerte war. Ebenso entstammte Andrea Doria einer ärmeren Seitenlinie des Geschlechtes. Der Rückhalt, den ihnen ihr Ansehen in der Fremde gab, half dann die politische Stellung dieser Männer in der Heimat stärken.

Wohl waren diese Geldgeschäfte zumeist mit Warengeschäften verbunden. Von den Panciatighi, die zu Anfang des 15. Jahrhunderts zu den Höchstbesteuerten in Florenz gehörten, erfahren wir, daß sie nicht nur dem Kaiser Sigismund in Ungarn vorgestreckt haben, sondern ihre Tuche nach London, Avignon, der Berberei schicken und als Hoflieferanten des Königs von Aragon auftreten. So hatten auch noch die Geldgeschäfte der Genuesen mit der spanischen Krone ihre Beteiligung am Sklavenhandel und einen starken Export von Textilwaren in die Kolonien zur Folge. Allein die sich folgenden Bankerotte der Schuldnerfürsten, im 14. Jahrhundert besonders des englischen Königs, im 16. und 17. der spanischen Krone, ließen diese Anlagen wiederum zu einer schließlichen Schwächung des italienischen Kapitalismus werden.

Wie schon Marx in seinem kommunistischen Manifeste andeutete, müssen wir bei der Entstehung des Kapitalismus neben den kühnen und rücksichtslosen Persönlichkeiten, die ihn organi-

1) Davidsohn, Geschichte von Florenz II, 2, S. 383. Ihr Vater war ein kleiner Feudalherr gewesen.

sierten, auf den Bedarf achten, dem er zu dienen hatte. Dieser Bedarf wurde auf lange hinaus, man kann sagen bis zu den napoleonischen Kriegen hin, in erster Linie durch die politischen Machtbestrebungen hervorgerufen. Die Kriege waren es, die einen neuen Aufwand erheischten, wie ihn nur der Kapitalismus bringen konnte, die aber ihrerseits immer wieder die sich bildenden Kapitalien verschlangen[1]). Der politische Machtkampf spielt auch heute noch die größte Rolle. Absolut bedeutet das, was unsere modernen Rüstungen verschlingen, sogar noch einen erheblichen Zuwachs gegen früher. Der Unterschied unserer Zeit gegen die frühere besteht aber darin, daß relativ die reichlichere Versorgung einer wachsenden Bevölkerung in den Vordergrund getreten ist. Die Milliarden der Staatsanleihen treten zurück hinter den in der Produktion angelegten Summen, und der moderne Kapitalismus muß seine Hauptaufgabe darin sehen, dem wachsenden Bedarf, den der einzelne nicht mehr wie einst zum größten Teil in eigener Wirtschaft befriedigt, entgegenzukommen.

IV.

Man mag in den quantitativen Verhältnissen den großen Unterschied zwischen einst und jetzt ermessen. SCHULTE nimmt an, daß zwei Güterzüge den mittelalterlichen Jahresverkehr des St. Gotthard befördern könnten. Der Wert der Genueser Ein- und Ausfuhr betrug im 14. Jahrhundert 15—20 Millionen Franken. Die Steuerlisten weisen wohl eine große soziale Verschiedenheit, aber keine sehr großen Vermögen auf. Die Steuereinschätzung war im ganzen sehr roh. Der Florentiner Kataster von 1427 verlangte jedoch genauere Einschätzung des Vermögens. Man durfte aber hier nicht nur seine Schulden abziehen, sondern auch den Wert des Hauses, das man bewohnte, ferner Ausgaben für wohltätige Zwecke, Kirchenbau und dergleichen, und 200 fl. pro Kopf des Haushalts. Es begreift sich, daß unter diesen Umständen nur 2192 Bürger ihr „sovrabbondante“ versteuerten, während 5055 wegen mangelnden Überschusses durch die Beamten geschätzt wurden und 2924 miserabili nur Kopfsteuer zahlten. Giovanni

1) Vgl. hierzu EHRENBERG, Das Zeitalter der Fugger.

de Medici zahlte 1427 als zweitreichster Florentiner für ein Steuerkapital von 79 472 fl. 14 s., sein Sohn Cosimo und sein Enkel Pierfrancescho 1458 als reichste für 115 170 fl. 9 s. Wir können in diesem Falle das Verhältnis zwischen Steuerkapital und wirklichem Vermögen feststellen. Denn nach dem Ricordi Lorenzos hinterließ Giovanni seinen Söhnen 1428 179 221 scudi, und 1440, beim Tode Lorenzos, des Bruders Cosimos, betrug das Vermögen der beiden 235 137 fl. Der reichste Genuese, ein Spinola, versteuerte 1440 227 000 libre, die einem Münzwert von 955 670 heutigen Franken entsprechen. Das gesamte Steuerkapital Genuas wurde 1263 auf 1 500 000 libre geschätzt, 1395 auf 12 900 000 libre, der Grundbesitz allein auf 1 000 000 libre. In Florenz nahm man 1288 3 000 000 Lire, 1427 8 000 000 fl. Vermögen an [1]). Erst im 16. Jahrhundert begegnet uns das große Vermögen der Fugger, 1527 3 000 000 fl., und weisen die Zahlen des Antwerpener Handels durch die dort eingetretene Konzentration des Verkehrs größere Summen auf. Im großen und ganzen nähern sich die Ziffern noch des 18. Jahrhunderts mehr den mittelalterlichen als den modernen. Erst der Weltverkehr des 19. Jahrhunderts hat uns mit den modernen Riesensummen rechnen lehren. Z. B. berechnet SCHULTE eine Steigerung des Gotthardverkehrs vom Mittelalter bis zum Jahre 1840 um das 6fache, von 1840 bis 1889 um das 36 fache [2]).

Wichtiger scheint der Unterschied der Organisation. Die Freiheit, die die Städte erlangten, sollte doch nur ihren Bürgern zugute kommen. In den Mauern der Stadt sollte Handel und Gewerbe eines möglichst großen Umkreises konzentriert werden. Am schärfsten gelang es Venedig, dieses System auszubilden. Die Adria wurde zum venetianischen Golf. Ferrara, Ravenna, Bologna, Ancona mußten in Venedig ihren Hauptmarkt sehen. Vor allem behielt sich Venedig den Handel von Salz und Baum-

1) Die 3 000 000 libre entsprachen 18 000 000 Lire modernen Münzwertes. Der weiteren Konstruktion DAVIDSOHNS, der das Florentiner Vermögen auf 221½ Millionen Münzwert moderner Lire anschlägt, Forschungen IV, S. 296, vermag ich mich nicht anzuschließen. Vgl. darüber meinen demnächst erscheinenden Bericht an die Wiener Akademie der Wissenschaften.

2) Gesch. des mittelalt. Handels und Verkehrs I, S. 724.

wolle vor. Bis Venedig zogen die deutschen Kaufleute, aber den Seeverkehr sperrten ihnen die Venetianer, in ihrem Fondaco mußten sie ihre Geschäfte abwickeln.

Genua konnte ebenfalls eine Zeitlang erfolgreich dahin streben, sich den Stapel der Nordküste des Tyrrhenischen Meeres vorzubehalten. Selbst den Verkehr der Provence zwang es im 12. Jahrhundert, über seinen Hafen zu gehen. Nur als außergewöhnliche Gunst wurde Fremden das Vorrecht der Compagnagenossen, an den Fahrten auf die hohe See sich zu beteiligen, verliehen. Bald wurde freilich diese Gunst auf Lombarden und Lucchesen ohne weiteres ausgedehnt. Überhaupt hatte Genua auf die Dauer einen viel schwereren Stand, seine Ansprüche durchzusetzen, als Venedig auf seinen von Natur geschlosseneren Wassern. Auch nach der Niederwerfung Pisas blieben Marseille und Barcelona mächtige Konkurrenten. In nächster Nähe versuchte Savona wiederholt, die Gunst politischer Schwierigkeiten der Metropole zu einer Durchbrechung ihres Stapelrechts zu benutzen. So sehen wir 1421 Genua in einer Zeit höchster Bedrängnis durch Aragon nicht nur auf seine politische Selbständigkeit zugunsten Mailands verzichten, sondern auch Engländer und Deutsche zu seinem Seeverkehr zulassen. Konnte man den Handel durch Zwang nicht mehr in die Mauern der Stadt bannen, so versuchte man es mit Privilegien. In der Tat läßt sich im 15. Jahrhundert ein reger Handel der Deutschen in Genua nachweisen. Namentlich die Bodenseegegend war an ihm beteiligt, Konstanz, die Ravensburger Gesellschaft der Huntpiss; ein Ottmar von St. Gallen begegnet 1449 als ihr Faktor, ein Schiff charternd, um Wolle aus Spanien nach Ragusa zu transportieren. Aber auch die Nürnberger, die zu Anfang des Jahrhunderts trotz einer vom Kaiser verhängten Sperre an Venedig festhielten, erscheinen später häufiger in Genua. Die Lockerung seines Handelsmonopols brauchte Genua nicht zu bereuen. Wenn die Stadt auch nicht die politische Selbständigkeit wie Venedig zu behaupten wußte und ganz unter spanischen Einfluß geriet, konnte sie doch im 16. Jahrhundert auf wirtschaftlichem Gebiete die Herrscherin der Adria überflügeln. Aber auch nachdem im 17. Jahrhundert, um der Konkurrenz Livornos zu begegnen, der Porto franco ein-

gerichtet war, blieb Genua darauf bestehen, daß an der Küste von Cap Corvo bei Lerici bis Monaco für den Verkehr auf die hohe See, das pelagus, jenseits Civitavecchia, Sardinien und Salò südlich von Tarragona, nur die Hauptstadt als Hafen benutzt werden dürfte.

In Venedig und Genua überwogen die Handelsinteressen derart, daß es dem Gewerbe nicht gelang, dauernd politischen Einfluß zu erreichen. Gleichwohl war es auch hier in Zünften organisiert, nicht nur das für den lokalen Markt arbeitende, sondern auch das für den Export tätige. In Genua standen sich seit 1432 in der Seidenindustrie die Verleger und die Hausindustriellen, die Färber, Weber, später auch die Spinner, zunftmäßig organisiert gegenüber. Eine weit größere Bedeutung aber gewann das Zunftwesen in Florenz. Dort umspannte die Zunft auch den Großhandel. In den sogenannten oberen Zünften stand er sogar an der Spitze der Bewegung, die 1293 die Zunftorganisation zu der Grundlage der Florentiner Verfassung machte. Nur die vollberechtigten Zunftgenossen waren in Florenz vollberechtigte Bürger. Innerhalb der Zunft aber konnten die größten sozialen Gegensätze bestehen. Im 14. Jahrhundert wurde die Wollenzunft zur mächtigsten der Florentiner Zünfte. Sie wurde zum Bauherrn des Doms bestellt. Noch heute steht ihr Palast, trotzig nach außen, innen freskengeschmückt. Wie der Staat, so hielt sich die Wollenzunft einen fremden Exekutivbeamten. Aber für wen waren ihre Kerker bestimmt? In der Hauptsache für die der Zunft ohne selbständige Rechte unterworfenen Arbeiter. Nicht nur, daß sie den Verlegern als der ökonomisch schwächere Teil gegenüberstanden und im Staate rechtlos waren: durch die Zunftorganisation hatten die Verleger eine unmittelbare Waffe, sie sich dienstbar zu erhalten. Kein Wunder, wenn gegen diesen dreifachen Druck die Arbeiter sich empörten. In dem Aufstand der Ciompi 1378 erreichten sie vorübergehend eine eigene Zunftorganisation und damit Anteil an der Staatsverwaltung. Allein die Bewegung wurde zurückgeschlagen, und aus dem 15. Jahrhundert hören wir nur noch von einem 1444 mißglückten Streikversuche deutscher Weber [1]).

1) Vgl. A. DOREN, Studien aus der Florentiner Wirtschaftsgeschichte I,

Tritt uns hier ein ausgeprägter Kapitalismus im Gewerbe entgegen, lassen sich in der Florentiner Wollenzunft sogar zahlreiche, in der bottega unter der direkten Aufsicht des Kapitalisten beschäftigte Arbeiter nachweisen, so wachte doch auch hier die Zunft über ihre Angehörigen; sie sorgte für Rohstoffe und für Arbeitsmittel, hielt ein Waidmagazin, Färbereiwerkstätten, Seifenfabriken und Tuchspannereien, ja sie kontingentierte seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Produktion der einzelnen im Interesse der kleineren Meister. Auf der andern Seite blieb die Mehrzahl der Arbeiter, blieben die Färber und Weber technisch selbständig und wurden nur kommerziell (hier allerdings durch Vorschüsse und dergleichen sehr stark) von den Verlegern abhängig, so daß der Unterschied gegen die moderne große Industrie hervortritt. Die Florentiner Wollenindustrie war ebenso wie die später blühende Genueser Seidenindustrie eine Luxusindustrie, der es mehr auf die Güte des einzelnen Stückes als auf die Ausdehnung der Produktion ankam.

Ähnlich war auch die norditalienische Landwirtschaft kapitalistisch nur in ihrem kommerziellen Teil geworden. An die Stelle des Feudalherrn war der Städter getreten, der von dem Bauern die Hälfte des Rohertrages bezog und für dessen Verwertung Sorge tragen mußte. Die mezzadria überließ dem lavoratore ein großes Maß technischer Selbständigkeit, so daß er wie der Hausindustrielle zwischen einem Handwerker und Arbeiter, zwischen einem selbständigen Bauern und Arbeiter in der Mitte steht.

Der wachsende Bedarf führte im 18. Jahrhundert dazu, daß der Kapitalismus sich auch der technischen Regelung der Produktion bemächtigte. Die Hindernisse der alten Agrarverfassung wurden beseitigt, um einen rationellen, auf höchste Rentabilität gerichteten Betrieb der Landwirtschaft zu ermöglichen. Die Schranken der Zunft wurden erst umgangen, dann gesprengt. Durch eine andere Organisation der Arbeit, dann durch die Anwendung der Maschinen schuf der moderne Kapitalismus die ge-

die Florentiner Wolltuchindustrie, II, das Florentiner Zunftwesen; Deutsche Handwerker und Handwerkerbruderschaften im mittelalterlichen Italien.

waltige Erhöhung der Produktivkraft, die Triumphe der Technik, die uns von dem Mittelalter scheiden.

Auf einem Gebiete aber war das Mittelalter kapitalistischer als die Neuzeit. Das Kriegswesen wurde damals zu Lande und zur See als kapitalistisches Gewerbe von Unternehmern betrieben, die ihre Dienste dem am besten Zahlenden liehen. Den Kondottieren der Landarmeen, den Sforza, Picinnino, Carmagnola stehen die Uso di Mare, Lercari, Doria zur Seite, vor allem Andrea Doria, bald der Admiral des Papstes, bald des Königs von Frankreich, bald Karls V. Seit den Tagen Cromwells, Wallensteins, Bernhards von Weimar wurden die Armeen nationalisiert, und gerade das Wachsen der militärischen Aufgaben führte in der französischen Revolution zur allgemeinen Wehrpflicht, zu einer nationalen Organisation der militärischen Arbeit, die es nicht als aussichtslos erscheinen läßt, daß auch auf andern Gebieten die Einseitigkeiten des Kapitalismus durch eine bessere soziale Organisation überwunden werden.

Städtisch war der mittelalterliche Kapitalismus. Der wirtschaftliche Aufschwung bildete die Voraussetzung zu jener Blüte der Kultur, deren Zeugen wir noch heute bewundern. Man hat auf das Werden des modernen Menschen in Florenz hingewiesen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die Grundlage dieser Bildung eben der Florentiner Zunftkapitalismus war. Dann aber wurde der städtische Schauplatz den wachsenden Kräften des Kapitalismus zu klein. Die aufkommenden nationalen Staaten boten ihm ein weiteres Feld der Anlage. Genua stellte sein Kapital den Spaniern, Florenz den Franzosen zu Gebote. Der Merkantilismus förderte den Kapitalismus als Machtmittel des nationalen Staates. Allein über die Grenzen der Staaten greift die Entwicklung des Kapitalismus hinaus. In den die Länder verbindenden Schienen, in den die Welt umspannenden elektrischen Drähten, in der Organisation des Weltverkehrs kündigt sich eine neue Zeit an, die eine auf dem Boden der nationalen Wirtschaften fußende internationale Organisation der menschlichen Wirtschaft bedeutet.

Les voies de communication en France, au XVIIIe siècle.

Par

J. Letaconnoux.

On ne saurait trop souligner l'importance de la question des voies de communication et des transports sous l'Ancien Régime. Intimement liée à l'histoire de l'industrie et du commerce, elle intéresse aussi directement l'histoire de l'agriculture et des subsistances[1]). Sa connaissance est indispensable pour comprendre le régime économique du XVIIIe siècle. De façon générale, la réaction des phénomènes économiques les uns sur les autres est évidente: si la facilité des transports encourage la production des objets de commerce et les relations commerciales, le développement des relations commerciales et de la production pousse à accroître la facilité des transports. Au XVIIIe siècle, cette réaction réciproque est particulièrement sensible. Dans la première moitié du siècle, l'agriculture, le commerce et l'industrie ne progressent guère; la production est beaucoup plus tournée vers des marchés régionaux que vers le marché national ou les marchés européens: la rareté et le mauvais état des voies de communication s'opposent à la circulation des produits, à l'extension des débouchés. Dans la deuxième moitié du siècle au contraire, le progrès économique, en partie provoqué par l'intervention gouvernementale et la propagande physiocratique, fait ressortir l'imperfection des transports. Les provinces sont de moins en moins de petits mondes économiques fermés; dans

1) Cf. J. Letaconnoux, *La question des subsistances et du commerce des grains en France, au XVIIIe siècle* (*Revue d'Histoire moderne et contemporaine*, 1906—1907, t. VIII, p. 443).

certaines régions, on distingue déjà une tendance à spécialiser les cultures; déjà les premiers effets de la grande industrie naissante se font sentir: les industries locales, les métiers ruraux ne sont plus les uniques fournisseurs de leurs voisins immédiats, la grande industrie leur dispute leurs clients. Les provinces, où il y a surproduction d'une denrée quelconque, comme celles où cette denrée fait défaut, admettent plus difficilement la vieille idée que toute production doit être consommée sur place; en 1784, Dupré de Saint-Maur affirme qu'«une malédiction éternelle semblera toujours attachée au pays où chaque individu sera réduit à créer lui-même ce qu'il est dans le cas de consommer»[1]). Or les besoins de la vie se font plus nombreux, plus exigeants, le bien-être et le luxe se répandent[2]); les provinces, ne pouvant plus se suffire respectivement, tendent à sortir de leur isolement; les pouvoirs publics et l'opinion se préoccupent de plus en plus non seulement de multiplier les relations entre les différentes parties d'une même province, mais entre les provinces elles-mêmes, entre tous les points du royaume de France. Qu'a-t-on voulu faire? qu'a-t-on fait réellement?

Deux faits dominent l'histoire des voies de communication au XVIIIe siècle: c'est d'abord le rôle croissant de l'Etat dans

1) *Lettre d'un subdélégué de la généralité de Guyenne à M. le duc de ***, relativement aux corvées*, s. l. 1784, in-4°, p. 3.

2) De La Lande (*Des canaux de navigation et spécialement du canal du Languedoc*, Paris, 1778, in-4°, p. XI) remarque que «depuis que le goût du luxe a converti en besoins, dans nos villes, jusques aux simples commodités, les consommations se sont multipliées dans tous les genres . . .». — «Dans le dernier siècle, le département de la Dordogne était . . . dénué de grandes routes . . . chaque individu regardait les limites de sa province comme celles du globe. Ses besoins ne s'étendaient pas au delà du strict nécessaire. Il jettait dans son meilleur terrain le peu de semence qu'exigeait impérieusement sa subsistance et négligeait le reste de ses fonds . . . il pouvait encore satisfaire aisément à tous ses besoins réels. Mais les choses n'en sont plus aujourd'hui au même point, depuis que les progrès de la civilisation, l'industrie, le commerce, les communications ouvertes d'un bout du monde à l'autre, nous ont fait connaître tant de productions étrangères, tant de jouissances nouvelles, chacun les désire, les recherche avec ardeur . . .» (Arch. Nat. F^{17} 1344^{13}, Le jury central d'instruction au département de la Dordogne, 5 vendémiaire an V).

cette partie de l'administration qui tend à devenir un service public; c'est ensuite le souci grandissant des voies d'intérêt général, le souci de relier Paris aux principales villes du royaume, aux principaux marchés d'Europe, d'établir, au moyen de canaux et de rivières navigables, un système de navigation intérieure de la France.

I

Des voies de terre.

Le rôle de l'Etat, qui s'est avant tout occupé des routes, apparaît nettement dans l'histoire des voies de terre.

A la fin du XVIII[e] siècle, la France compte encore peu de chemins; quelques voies mènent seulement de Paris aux frontières [1]), et elles sont peu praticables [2]): en 1680, pour se rendre de Paris à Châlons, le roi couche cinq fois en route. Deux grands obstacles s'opposent au développement des routes: le manque de fonds [3]), qui, malgré l'accroissement progressif du budget des travaux publics, paralysera, jusqu'à la fin du XVIII[e] siècle, l'action des ingénieurs et des intendants; l'absence d'un service réel des ponts-et-chaussées, d'une administration unique constamment affectée aux routes; chaque intendant, depuis Colbert, agit à sa guise; il n'y a aucune unité de vues; on construit ou on répare une route à l'occasion d'un voyage du roi ou d'un déplacement de troupes. La différence de régime qui divisait les provinces en pays d'états et pays d'élections rendait difficile l'établissement d'un service unique. Seuls, les pays d'élections étaient complètement administrés par les agents du pouvoir central; aussi est-ce chez eux qu'on s'efforça d'abord d'unifier

---

1) Voy. par exemple: Bibl. Nat. fonds français, ms. 15383, Catalogue général des grands chemins du royaume, s. d.

2) Défoncées par les troupes et négligées, pendant les guerres de Louis XIV, elles étaient sur bien des points détruites. Sur leur état, cf. les Mémoires rédigés par les intendants, à la fin du XVII[e] siècle, pour le duc de Bourgogne.

3) De 1683 à 1700, le budget des ponts-et-chaussées fut de 771200 livres par an (F. Lucas, *Etude Historique et statistique sur les voies de communication de la France*, Paris, 1895, in-8°, p. 13).

l'administration des ponts-et-chaussées. Les deux instruments essentiels de l'unification furent le corps des ponts-et-chaussées de France et l'Ecole des ingénieurs des ponts-et-chaussées, œuvre de deux hommes remarquables, Daniel Trudaine, comme intendant des finances chargé du détail des ponts-et-chaussées depuis 1743 et Perronet, comme directeur de l'Ecole des ingénieurs depuis 1747, et comme premier ingénieur de France. L'Ecole fut officiellement créée en 1747 ; elle donna une éducation théorique et pratique aux élèves récrutés au concours et répartis en trois classes, en sous-inspecteurs, sous-ingénieurs et élèves; à partir de 1776, elle compta environ soixante élèves, soit vingt par classe. L'organisation du corps des ingénieurs fut réalisée entre 1750 et 1754[1]) et un peu modifiée en 1763; il y eut à la tête du corps: un premier ingénieur à 8000 livres, quatre, puis cinq inspecteurs généraux à 6000, le directeur de l'Ecole à 3000; au dessous: un ingénieur en chef par généralité, des ingénieurs (cinquante en 1770, soixante en 1786), et des sous-ingénieurs en nombre variable, mais de plus en plus nombreux (cent vingt-quatre en 1784). L'ensemble du service resta dans la dépendance du Contrôle général. En 1777, la suppression des intendants de finance, auxquels la direction du service avait été confiée en 1736, entraina la retraite de Charles Trudaine, qui avait succédé à son père à la tête des ponts-et-chaussées. Charles Trudaine eut pour successeurs des maîtres des requêtes, dont le dernier, Chaumont de la Millière, reçut le titre d'intendant des ponts-et-chaussées. Ces directeurs conservèrent l'Assemblée des ponts-et-chaussées, instituée par Daniel Trudaine, en 1747; composée du premier ingénieur, des inspecteurs généraux, des ingénieurs en chef présents et d'un ou deux membres de l'Académie des sciences, cette assemblée de perfectionnement resta purement consultative[2]). Ainsi organisé, le corps des ponts-et-

1) Par l'arrêt du Conseil du 7 juillet 1750 et les instructions du contrôleur général des 13 mai et 16 décembre 1754.

2) Cf. DE LA MILLIÈRE, *Mémoire sur le département des ponts-et-chaussées*, Paris, 1790, 2 vol., in-4°. On trouvera dans: A. DES CILLEULS, *Origine et développement des travaux publics en France* (Paris, 1895, in-8°); DEBAUVE, *Les travaux publics et les ingénieurs des Ponts-et-chaussées depuis le*

chaussées de France fut un des plus utiles rouages de l'Ancien-Régime. Dans l'intérêt des travaux publics, le pouvoir central s'éfforça d'y rattacher les ingénieurs des pays d'états. L'administration des grands chemins était une des prérogatives des pays d'états; en fait, le plus souvent, l'intendant y dirigeait les ponts-et-chaussées, mais sous le contrôle des Etats qui en votaient les fonds. Le personnel s'y organisa sensiblement comme dans les pays d'élections; bien que certaines provinces eussent leur école d'ingénieurs, telles la Bretagne, le Languedoc, elles recrutaient parfois leurs ingénieurs parmi les élèves de l'Ecole des ponts-et-chaussées de France [1]). Toutefois leur personnel resta indépendant du corps des ponts-et-chaussées, ne relevant que de l'intendant et des Etats. Si, dans des provinces cédées comme la Lorraine, le pouvoir central réussit à réunir l'administration locale au système français [2]), il n'y parvint pas dans les pays d'états; bien plus, en Bretagne, les Etats écartèrent peu à peu l'intendant de l'administration des grands chemins, qu'ils lui avaient en partie abandonnée à la fin du XVII[e] siècle, et, en 1785, ils en obtinrent, par arrêt du Conseil, l'exclusive direction [3]).

XVII[e] siècle (Paris, 1893, in-8⁰); Hyenne, *De la corvée en France et en particulier dans l'ancienne province de Franche-Comté* (Besançon, 1862, in-8⁰) et surtout dans Vignon, *Etudes historiques sur l'administration des voies publiques en France aux XVII[e] et XVIII[e] siècles* (Paris, 1862, in-8⁰) de nombreux renseignements et de très intéressants documents sur l'administration et le personnel des travaux publics.

1) J. Letaconnoux, *Le régime de la corvée en Bretagne, au XVIII[e] siècle*, Rennes, 1905, in-8⁰, p. 12. — En Languedoc, l'école des ponts-et-chaussées était établie près de l'Académie des Arts de Montpellier (*Compte rendu du conseil du département de l'Hérault par le directoire dans la session de 1791*, Montpellier, 1791, in-4⁰, p. 20).

2) En septembre 1770. Cf. P. Boyé, *Les travaux publics et le régime des corvées en Lorraine, au XVIII[e] siècle*, Paris et Nancy, 1900, in-8, p. 10 et sqq.

3) J. Letaconnoux, op. cit., pp. 13—15. — En Languedoc, le roi fut obligé de déterminer quels ouvrages qui, «à raison de leur utilité pour le commerce général et particulier de la province . . . devront être administrés par les Etats de la dite province et quels sont ceux qui étant dépendants de la fortification devront être en conséquence dirigés et administrés unique-

Si le pouvoir central n'a pu imposer une organisation uniforme aux pays d'états, ce fut pour des raisons financières. La Bretagne, le Languedoc, le Dauphiné, la Provence, la Bourgogne en effet, faisant eux-mêmes les fonds des ponts-et-chaussées, prétendaient en disposer. Pour enlever aux Etats la direction des grands chemins, le pouvoir central eût été obligé d'en assumer les frais. Il n'en avait pas les moyens. Le budget des routes dans les 20 pays d'élections et les cinq pays conquis ou cédés était déjà pour lui une lourde charge. Ce budget, qui, sous Louis XIV, n'avait pas dépassé 1 300 000 livres, s'éleva progressivement à près de 5 800 000, à la fin du XVIII[e] siècle [1]). Dans les pays d'états, il suivit la même progression; en Bretagne, en 1698, il n'était que de 30 000 livres, en 1781, il atteignait 300 000 [2]). Malgré tout, le budget global des pays d'états et des

---

ment par les officiers du corps royal du génie ...» (Arch. Nat. F[14] 706. Règlement arrêté par le roi concernant les constructions et l'entretien des ouvrages de fortification et ouvrages publics de la province du Languedoc, 22 juillet 1788).

1) Entre 1715 et 1736, la moyenne des sommes allouées fut de 3 000 000 de livres; en 1750, de 3 305 400; en 1770, de plus de 4 000 000 (Vignon, op. cit., t. 2, Appendice, p. 255 et sqq.). Elles étaient réparties entre les généralités, selon leurs besoins: Paris en absorbait environ le quart; les plus grosses parts étaient ensuite attribuées aux généralités de Bordeaux, Riom, Orléans, Tours, Rouen, Lyon ...; les plus petites à celles de Metz, d'Alsace, de Franche-Comté ... — Ces chiffres d'ailleurs n'ont qu'une valeur relative, car leur exactitude est très contestable. Comme le remarquait Defermon, au Conseil des Cinq Cents (*Rapport fait au nom de la commission des finances, le 9 vendémiaire an V*, p. 13), les évaluations de ce budget des ponts-et-chaussées sont très différentes: en 1784, le *Dictionnaire des finances* (1784, 3 vol., in-4°, t. 1, p. 423, article corvée) estime l'entretien des routes et des canaux à 6 ou 7 millions; en 1775, Turgot l'évalue à 10 000 000 dans les pays d'élections seulement; dans les mêmes pays, Necker le porte à 16 400 000 de livres.

2) J. Letaconnoux, *Le Régime de la corvée en Bretagne, au XVIII[e] siècle*, p. 13. — Dans les pays de Bresse, Dombes et Bugey, le fonds des ponts-et-chaussées était alimenté par une crue de 9 livres par minot de sel débité dans les différents greniers de ces pays: cette crue produisait, en moyenne, chaque année, 144 000 livres dans la Bresse et dans la Dombes et 20 000 dans le Bugey (Arch. Nat. F[1C] III, Ain 4. Procès-verbaux de la deuxième session du département de l'Ain, séance du 25 novembre 1790, f° 63 et sqq.).

pays d'élections, qui pouvait s'élever à 7 000 000 de francs environ, à la fin du siècle, resta singulièrement insignifiant.

Ce budget, il est vrai, était exclusivement affecté aux traitements du personnel et aux travaux dits «travaux à prix d'argent», c'est-à-dire aux travaux d'art. Les travaux d'art, construction de ponts, d'aqueducs, de murs, pose de pavés, étaient mis en adjudication et effectués par des entrepreneurs. Pour ouvrir, empierrer, entretenir les routes, extraire et voiturer les matériaux nécessaires à leur construction, on recourait aux «travaux de corvée». La corvée suppléait au manque de fonds. C'est une des institutions les plus injustes de l'Ancien-Régime; c'est aussi une des plus récentes. Au XVIII[e] siècle, elle était en usage dans quelques pays frontières, comme l'Artois, la Lorraine, la Franche-Comté, l'Alsace; mais elle y était exigée irrégulièrement, dans des cas exceptionnels, par exemple pour réparer des chemins endommagés par la guerre et les transports militaires [1]). Elle ne devient annuelle, en Alsace, qu'en 1717. Dès lors elle se répand rapidement; les intendants l'introduisent successivement dans le Lyonnais, en 1720, dans la généralité de Soissons, en 1726, dans les Trois-Evêchés, en 1727, dans la généralité de Châlons, en 1729, en Bretagne, en 1730. En 1730, à peine arrivé au Contrôle général, Orry, qui l'avait adoptée dans les généralités de Soissons et du Hainaut, s'occupe de la propager dans les provinces. En 1737, il l'institue officiellement: le *Mémoire anonyme* publié, en 1737, sur le travail par corvées déclare qu'«il est impossible de parvenir à l'entière réparation des chemins sans le travail des corvées . . .»; le 13 juin 1738, une instruction signée d'Orry confirme les règles posées dans le *Mémoire anonyme* [2]). A cette date, la corvée est presque générale. Dans le Poitou cependant, il semble qu'elle n'ait

1) Vignon, op. cit., t. 3, p. 2; P. Boyé, op. cit., pp. 23, 24; des Cilleuls, op. cit., p. 39.

2) Vignon, op. cit., t. 3, pp. 7 et 10; Anonyme, *De l'importance et de la nécessité des chemins publics en France . . . avec un précis historique de l'état actuel des ingénieurs des ponts-et-chaussées et de leurs diverses fonctions*, Amsterdam, 1777, in-8°; L. Chatelard, *La corvée royale dans le Lyonnais (1720—1789)*, dans *Revue d'Histoire de Lyon*, mai—juin 1908.

pas été appliquée avant le 10 février 1751[1]); dans la généralité de Caen, pendant plusieurs années on n'exigea que des corvées de chevaux et en petit nombre; c'est Orceau de Fontette qui établira, en 1752, la «corvée à bras»[2]); dans la généralité de Paris, la corvée de voitures sera seule pratiquée; dans le Languedoc enfin les corvées, soit à bras, soit de harnais, resteront inconnues[3]). Il est remarquable que cette importante institution n'a pas été l'œuvre d'une loi; elle est fondée sur une simple mesure administrative, prise sur ordonnance de l'intendant[4]), même dans les pays d'états comme la Bretagne où «il ne parait pas que les Etats aient été consultés sur cet objet . . . [où] les travaux ont été ordonnés, répartis et exécutés d'autorité des commissaires du roi[5]) . . .».

Il est difficile de donner un tableau d'ensemble de la corvée, dont le régime n'a pas été uniforme. Le *Mémoire anonyme* de 1737 et l'instruction du 13 juin 1738 avaient bien posé des règles générales en cette matière: étaient soumis à la corvée les contribuables roturiers, domiciliés aux environs des routes, dans un rayon de trois lieues pour la corvée à bras, de quatre pour la corvée de harnais; le travail devait être réparti entre les paroisses en raison du nombre de leurs corvoyeurs; la corvée n'était de-

1) E. P. Clément, *La corvée des chemins en France et spécialement en Poitou sous les intendants de Blossac et Boula de Nanteuil, 1751—1790*, Poitiers, 1899, in-8°, p. 67.

2) *Lettre de M. de Fontette, intendant de Caen, à M***, avec son mémoire pour justifier la construction et l'entretien des grands chemins de la généralité de Caen, du 18 août 1760*, Paris, 1760, in-12°, p. 9.

3) *Mémoire important sur l'administration des corvées dans la généralité de Guyenne, et observations sur les remontrances du parlement de Bordeaux du 13 août 1784*, par Dupré de Saint-Maur, Paris, 1784, in-4°, p. 5; Arch. Nat. F[IC] III, Gard 6. *Procès-verbal de la session du département, séance du 6 décembre 1791, Mémoire sur les moyens d'améliorer l'entretien des chemins et les conditions des baux des ouvrages publics* par Angrave, f° 54 et sqq.

4) Vignon, op. cit., t. I, p. 76. Bailly, *Histoire financière de la France depuis l'origine de la monarchie jusqu'à la fin de 1786* . . . Paris, 1830, in-8°, t. 2, p. 117.

5) J. Letaconnoux, *Le régime de la corvée en Bretagne* . . . p. 23.

mandée ni dans la saison des semailles, ni pendant la moisson, mais elle n'avait pas de durée fixe; sans pouvoir être astreints à plus de huit jours de travail consécutifs, les corvoyeurs pouvaient être retenus, chaque année, sur les routes, une trentaine de jours; ceux qui venaient de trop loin, pour regagner chaque soir leur logis, couchaient dans les fermes voisines de l'atelier, obligées de fournir de la paille fraiche pour les hommes et de la litière pour les bêtes; à tous, l'administration fournissait des outils. En fait, le régime de la corvée varia avec les provinces, où les intendants la réglaient à leur gré; sa durée s'allongea de huit à quarante jours [1]). Quelques intendants l'exigèrent avec une rigueur excessive. En Lorraine, la Galaizière père se rendit odieux entre 1745 et 1762: pour combler les fonds de Toul, deux immenses gouffres de la forêt de Haye, il imposa aux corvoyeurs, pendant dix-sept ans, de fournir trois à quatre semaines de travail pénible, de camper sur l'atelier où l'on en vit, manquant de pain, réduits à vivre d'herbes, obligés d'acheter de l'eau; pour construire ensuite la chaussée de Neuviller, il les rappela, parfois dans un rayon de quinze lieues, et les retint de trois à six semaines [2]). Mais en général les intendants tendirent de bonne heure à améliorer le fonctionnement de la corvée. Cet impôt avait en effet de graves défauts. Tout d'abord il ne frappait qu'une partie de la nation, que les taillables; les nobles et les ecclésiastiques en étaient exempts; en Franche-Comté seulement où il était réel et non personnel, les privilégiés y furent d'abord assujettis; il s'en affranchirent dans la seconde moitié du siècle [3]). D'autre part, à l'origine, il ne pesait que sur les campagnes: les villes en étaient déchargées; elles admettaient volontiers que la construction des routes profitait aux seuls campagnards; au surplus elles alléguaient qu'elles supportaient les frais d'entretien de leur pavé et de leurs banlieues [4]). En troisième lieu sa répartition était injuste: la tâche des paroisses était fixée d'après

1) Cf. Vignon, op. cit., t. 3, p. 13 et sqq.

2) P. Boyé, op. cit., p. 31 et sqq.

3) Vignon, op. cit., t. 3, p. 27.

4) Cf. notamment: A. Dupuy, *Etudes sur l'administration municipale en Bretagne, au XVIIIe siècle*, Paris et Rennes, 1891, in-8°, p. 258.

leurs forces respectives et, dans chaque paroisse, sauf en Franche-Comté, où elle était proportionnelle aux impôts[1]), elle était également partagée entre tous les corvoyeurs; sans égard à l'aisance ou à la misère, la même tâche était imposée au journalier et au bourgeois[2]). Le premier défaut subsista toujours. Le second disparut partiellement: dès 1751, en Poitou[3]), en 1754, dans la généralité de Limoges[4]), en 1757, en Bretagne[5]), les intendants ordonnèrent de comprendre les bourgeois des villes parmi les contribuables à la corvée; mais il faut prendre garde que dans la même généralité il n'y eut point à cet égard de règle uniforme: en 1761, quand Turgot arrive dans l'intendance de Limoges, des villes y participent à la corvée, d'autres en sont exemptes, sans raison apparente[6]); en général les villes non taillables en restèrent affranchies. Le mode de répartition s'améliora plus lentement. La Bretagne, une des premières, le modifia; c'est précisément au duc d'Aiguillon, accusé par les Etats d'avoir fait de la corvée un fardeau intolérable, qu'en est due la réforme: dès 1745, les paroisses avaient reçu la liberté de diviser les tâches au marc la livre de la capitation; par ordonnance du 5 novembre 1754, d'Aiguillon rendit obligatoire la répartition des tâches d'après les facultés des corvoyeurs et prescrivit de tenir compte, dans cette répartition, de la plus ou moins grande difficulté du travail, du plus ou moins grand éloignement des corvoyeurs[7]). En 1758, dans la généralité de

1) Vignon, op. cit., t. 3, p. 27.

2) Dupré de Saint-Maur, *Lettre d'un subdélégué de la généralité de Guyenne* . . . op. cit., p. 5 et sqq.

3) E. P. Clément, op. cit., p. 78. Une ordonnance du 1 janvier 1758 imposa de nouveau la corvée aux villes du Poitou.

4) Cf. Lafarge, *L'agriculture en Limousin au XVIIIe siècle et l'intendance de Turgot*, Paris, 1902, in-8°.

5) J. Letaconnoux, *Le régime de la corvée en Bretagne* . . . p. 35.

6) Lafarge, op. cit. Voy. encore Arch. Nat. F14 708, Mémoire et projet de lettres patentes pour le canal du Berri, par Marivetz, 1771: la ville de Bourges «n'a pas été plus à l'abri de ces vives poursuites pour les corvées, malgré ses privilèges et exemptions . . .».

7) J. Letaconnoux, *Le Régime de la corvée en Bretagne* . . . p. 36. Pour la Lorraine, voy. P. Boyé, op. cit., p. 72.

Caen, Orceau de Fontette suivit cet exemple et rendit la corvée proportionnelle à la taille[1]). Dans d'autres provinces, la répartition suivant les forces des paroisses subsista longtemps; en Guyenne, elle ne disparut qu'en 1776. La répartition au marc la livre de la taille ou de la capitation diminua l'injustice de la corvée, en dégrévant les pauvres: en Guyenne, la tâche d'un journalier capité à vingt sous ne réprésenta plus qu'une charge de sept à huit sous, au lieu de neuf à dix livres[2]). Les autres améliorations de la corvée portèrent sur la réduction des journées de travail, qui varièrent de huit à douze jours, sur la distance, ramenée à deux lieues, au delà desquelles les paroisses ne purent être réquisitionnées[3]). Malgré tout, la corvée resta une charge très lourde. En 1753, l'ingénieur en chef de Bretagne évaluait le nombre des corvoyeurs à 225 000[4]); dans la généralité de Bordeaux, entre 1743 et 1774, chaque année, pendant huit jours, la corvée emploie 117 676 corvoyeurs, 62 032 paires de bœufs ou de vaches, 3292 bêtes de somme, 650 chevaux; dans la même période, les ouvrages faits par corvée représentent une valeur de 16 588 147 livres, tandis que les travaux à prix d'argent ne montent qu'à 1 088 280 livres[5]). Cette lourde charge retombait

---

1) *Lettre de M. de Fontette, intendant de Caen* . . . op. cit., p. 24. En Poitou, la corvée est améliorée par l'ordonnance de l'intendant du 1 janvier 1758 (E. P. Clément, *La corvée en Poitou* . . . op. cit., pp. 74—77).

2) *Lettre d'un subdélégué de la généralité de Guyenne* . . . op. cit., pp. 5—9.

3) Cf. les ouvrages déjà cités de Vignon, E. P. Clément, Hyenne.

4) J. Letaconnoux, op. cit., p. 29.

5) En 1774, dans la même généralité, en estimant la journée de travail à six sous, la corvée représentait une valeur de 741 414 livres (Vignon, op. cit., t. 2, Appendice, pp. 340—342). — Dans le Bugey, la corvée, à la fin du XVIII[e] siècle, valait au moins 24 à 30 000 livres par an (Arch. Nat. F[1C] III, Ain 4. Deuxième session du conseil du département de l'Ain, séance du 16 novembre 1790, f° 63 et sqq.). — Dans le Berry, les corvoyeurs fournissaient, chaque année, 120 000 journées de manœuvres et 96 000 journées de voitures, soit une valeur de 624 000 livres (Necker, *Traité de l'Administration des finances de la France*, Paris, 1785, t. 2, p. 230). En Bretagne, l'intendant estime les travaux faits par corvée, en 1781, à 1 075 599 livres; en 1789, Gohier, dans son *Mémoire pour le Tiers Etat de Bretagne*, déclare que la corvée est un impôt de près de 2 000 000 livres (J. Letaconnoux, op. cit.,

presque toute sur les paysans et le plus souvent sur les paysans pauvres. De nombreuses exemptions accordées aux propriétaires de certains offices et charges[1]) permettaient aux paysans aisés de s'en affranchir; les répartiteurs des tâches se rendaient souvent coupables de complaisance ou de vénalité; quand Orceau de Fontette examina les listes de corvoyeurs, il s'aperçut qu'elles répartissaient les tâches injustement; mais «le mal était encore plus grand dans l'exécution, écrit-il; ceux qui n'avaient pas réussi à obtenir de moi des exemptions mal fondées, les obtenaient du piqueur par crédit ou par argent; le pauvre obligé d'obéir, au lieu de travailler, mendiait son pain, le riche pour diminuer sa corvée, au lieu d'avoir comme auparavant un grand nombre de chevaux pour en faire commerce, en retranchait même sur ce qui lui était nécessaire pour l'exploitation de son bien»[2]).

---

p. 59). — Dans la généralité de Tours, il y avait annuellement 150 000 à 200 000 corvoyeurs; de 1745 à 1773, il fut exécuté pour 13 534 004 livres de travaux par corvée; en 1773, il en fut fait pour 1 800 000 livres (F. DUMAS, *La généralité de Tours au XVIIIe siècle, l'administration de l'intendant du Cluzel* (1766 - 1783), Paris, 1894, in-8°, pp. 57—61). — Dans la généralité d'Orléans, après la suppression de la corvée en nature, en 1787, on dut établir une imposition de 583 000 livres environ (Arch. Nat. F1C III, Loiret 5, Procès-verbal des séances du conseil du département du Loiret, 3e session . . . séance du 14 décembre 1791, f° 90). — Dans la généralité de Caen, en 1789, la prestation des chemins fut fixée à 631 027 livres (Id. F1C III, Manche 5, Procès-verbal de la session de l'assemblée du conseil du département de la Manche, séance du 12 décembre 1790, f° 111). — Dans la généralité de Rouen, les travaux de corvée représentaient en 1775, 443 912 livres et en 1786, 672 651 livres; en 1777, ils occupaient 37 000 journaliers et 25 000 chevaux pendant 7 jours (DE BEAUREPAIRE, *Les ponts-et-chaussées dans la généralité de Rouen avant 1789*, Rouen, 1883, in-8°, p. 25).

1) Les exemptions étaient ou totales ou personnelles, c'est-à-dire qu'elles déchargeaient les bénéficiaires de toute obligation ou qu'elles les dispensaient seulement de remplir personnellement leur tâche, les autorisant à se faire remplacer. Voy. dans J. LETACONNOUX, op. cit., pp. 65—75, une liste des exemptions totales et personnelles en Bretagne.

2) *Lettre de M. de Fontette, intendant de Caen* . . . op. cit., p. 11. Sur l'injuste répartition des tâches, les dérogations aux réglements, les abus des employés des ponts-et-chaussées, voy. J. LETACONNOUX, op. cit. pp. 77—91; F. DUMAS, *La généralité de Tours au XVIIIe siècle* . . ., op. cit., pp. 55—74. — La corvée, «toujours plus forte que ne le demande le besoin auquel elle

D'après Durival, les corvées mettaient le pauvre au dessous de l'animal domestique, car «le maître qui fait travailler son âne et son cheval les nourrit» [1]). Le subdélégué de Guyenne reconnait «que ces routes . . ., n'ayant été pendant longtemps construites qu'au prix de l'espèce d'épargne que la classe la plus indigente était forcée de faire sur sa propre subsistance, ne sont véritablement cimentées que par les sueurs et les larmes des malheureux» [2]). Gohier compare le corvoyeur à un forçat qu'on traine sur la voie publique et parle avec indignation des «milliers de cultivateurs impitoyablement condamnés à ferrer un chemin sur lequel ils ne marchent que pieds nus» [3]). Faut-il s'étonner si ces malheureux n'ont pas toujours été dociles, s'ils ont parfois exercé des violences sur les piqueurs, s'ils sont allés jusqu'au refus individuel ou collectif de la corvée [4])? L'auteur anonyme qui, en 1777, prétend avoir vu «des ateliers de 7 à 800 hommes, conduits par un seul homme . . . travailler avec une gaité et une ardeur, qui n'auroit pas été plus grande, s'ils avoient été payés bien chers» [5]), n'est

doit pourvoir . . ., par sa nature ne saurait être répartie avec égalité» (*Mémoires sur la vie, l'administration et les ouvrages de M. Turgot* dans *Œuvres* de Turgot ed. 1811, t. I, p. 73).

1) P. Boyé, op. cit., p. 59.

2) *Lettre d'un subdélégué de la généralité de Guyenne* . . . p. 6.

3) Gohier, *Mémoire pour le Tiers-Etat de Bretagne*, 1789, in-8°, pp. 105—106. — Le procureur général syndic du département de la Charente-Inférieure dit de même, en 1791: «On n'arrachera plus sans ménagement et sans pitié un père à ses enfants qui n'attendent de subsistance que de sa journée, un fils à une mère, dont il était l'unique soutien, un laboureur à sa charrue pour les envoyer à 3 lieues de leur domicile sur des atteliers où ils ne trouvoient pour tout aliment que l'unique morceau de pain qu'ils étoient réduits à enlever à leur famille pour leur triste existence» (Arch. Nat. F[IC] III, Charente-Inférieure 8, Procès-verbal de la session du conseil du département, séance du 16 novembre 1791, f° 36). — Les administrateurs du département des Hautes-Alpes constatent aussi que la corvée, «cette prestation odieuse pesait principalement sur le cultivateur . . .» (*Compte que rendent les administrateurs du directoire du département des Hautes-Alpes des fonds mis à leur disposition depuis le 2 août 1790*, Gap, 1792, in-4°, p. 31).

4) Cf. J. Letaconnoux, op. cit., pp. 44—48.

5) *De l'importance et de la nécessité des chemins publics en France* . . . op. cit.

pas croyable. De l'inertie, de la négligence des corvoyeurs, les employés des ponts-et-chaussées n'ont cessé de se plaindre; ils ont été impuissants à vaincre leur mauvais vouloir; les travaux par corvée se font lentement et «avec peu de soin» [1]); «plus j'ai donné de soins et d'attentions pour rétablir le bon ordre dans la manutention des corvées, avoue l'intendant de Caen, et plus j'en ai reconnu l'impossibilité et les inconvénients funestes pour le roi et pour la province» [2]). Devant cette impuissance à améliorer la corvée, on songea à la supprimer ou plutôt à lui substituer une contribution en argent. Dès 1757, Orceau de Fontette projeta de remplacer, dans la généralité de Caen, la corvée par un impôt; mais il craignit que l'impôt ne fût affecté à un autre usage et que la corvée ne fût rétablie; cette «sage réflexion» [3]) lui fit renoncer à son projet. Toutefois, par ordonnance du 10 mars 1758, il décida que les tâches seraient proportionnelles à la taille des paroisses et que celles-ci seraient libres de les remplir elles-mêmes ou de les faire faire à prix d'argent, à raison de cinq sous par livre de leur taille totale [4]). Dans la généralité de Tours [5]), du Cluzel, en Lorraine, la

1) J. LETACONNOUX, op. cit., pp. 43—44. Les contemporains sont unanimes à reconnaître la lenteur et les mal-façons des corvoyeurs. Le travail des corvées «est infiniment plus mauvais et coûte infiniment plus cher». Dans le Limousin, Turgot acheva, à prix d'argent, les routes de Paris à Toulouse par Limoges, de Paris à Bordeaux par Angoulême «ouvertes depuis 89 ans par la corvée et aussi peu avancées qu'au commencement; car l'ouvrage avait été si constamment mal fait par les corvoyeurs qu'une partie avait toujours été détruite avant que l'autre fût achevée . . .» (*Mémoires sur la vie . . . de Turgot* . . . op. cit., *Œuvres*, t. I, pp. 74 et 83).

2) *Lettre de M. de Fontette, intendant de Caen* . . . op. cit., p. 14.

3) Etant donné les besoins d'argent et les procédés fiscaux du gouvernement, cette crainte était légitime. Elle était d'ailleurs partagée par beaucoup d'administrateurs: «la crainte que le gouvernement ne détournât à un autre usage les fonds destinés aux chemins était la seule objection au projet de les faire à prix d'argent, qui ne fût malheureusement pas absurde, et la seule qui eût empêché M. Trudaine, alors chargé de cette administration, de prendre depuis longtemps ce parti . . .» (*Mémoires sur la vie . . . de M. Turgot* . . . op. cit. *Œuvres*, t. I, p. 76).

4) Id. ibid. pp. 15—16, 24—26.

5) F. DUMAS, *La généralité de Tours au XVIIIe siècle* . . . op. cit., p. 60.

Galaizière[1]) accordèrent la même liberté aux corvoyeurs, avec l'autorisation du Contrôleur général Terray favorable au rachat facultatif dans des cas exceptionnels, mais hostile à la conversion de la corvée en impôt[2]). Dans la généralité de Limoges, Turgot avait fait œuvre plus radicale; entre 1762 et 1764, il avait proposé aux paroisses de mettre leurs tâches en adjudication et de leur accorder, dans la répartition des impôts, «une modération . . . égale à la valeur de la somme qu'elles auraient payée pour les chemins»; en 1764, «l'opération, complètement et généralement exécutée», avait abouti à la suppression de la corvée[3]). Quand il fut devenu contrôleur général, Turgot voulut étendre l'opération à toute la France; en 1775, il suspendit les travaux par corvée et imposa les frais de réparation des routes sur les généralités; en février 1776, il supprima officiellement la corvée. Cette suppression fut mal accueillie: les parlements et les privilégiés protestèrent[4]); souvent aussi les corvoyeurs eux-mêmes réclamèrent. Si dans quelques régions, la mise en adjudication des tâches parut avantageuse[5]), dans d'autres, les communautés, faute d'argent, la repoussèrent; en 1787, l'Assemblée provinciale de Lorraine déclarera qu'il est inhumain de demander aux malheureux corvoyeurs l'argent, qu'ils n'ont pas, et de refuser les bras, qu'ils offrent[6]). Aussi Turgot était à peine sorti du Contrôle

---

1) P. Boyé, *Les travaux publics et le régime des corvées en Lorraine*, op. cit., p. 69.

2) Cf. F. Dumas (p. 60) et P. Boyé (p. 69), op. cit. Lettres de Terray aux intendants en 1770.

3) *Mémoires sur la vie . . . de M. Turgot*, op. cit. *Œuvres*, t. I, pp. 73—83.

4) Id. ibid., pp. 79—82. L'auteur remarque justement que la réforme de Turgot dans le Limousin avait été «généralement louée», parce qu'elle n'avait pas touché aux intérêts des privilégiés. L'édit de février 1776 ne fut si critiqué que parce qu'il assujettissait la noblesse à la contribution représentative de la corvée.

5) En Limousin notamment. — Dans la généralité de Caen, quand Orceau de Fontette eut accordé aux paroisses, en 1758, la faculté de racheter la corvée, 639, c'est-à-dire plus des deux tiers, consentirent à «l'abonnement» et les plus solvables des paroissiens firent les avances aux entrepreneurs (*Lettre de M. de Fontette* . . . op. cit., pp. 25—26).

6) P. Boyé, op. cit., pp. 72—73. En Lorraine, les paroisses ne profitèrent pas pour le dixième de la faculté qui leur était offerte; en 1777, 240 seule-

général, que son successeur, de Clugny, rétablissait la corvée, par l'ordonnance du 11 août 1776; toutefois il ordonna de rendre la corvée proportionnelle à la taille ou à toute autre imposition et de laisser aux paroisses la faculté d'adjuger leurs tâches. L'ordonnance du 11 août 1776 ne reçut pas partout son exécution. En 1784, Dupré de Saint-Maur remarquait que si les 4/5èmes du royaume avaient abandonné l'ancienne corvée, répartie également entre tous les corvoyeurs, quelques provinces l'avaient conservée. Dans les sept généralités d'Orléans, de Châlons, de Metz, de Soissons, de Clermont, de Grenoble, de Dijon (la Bresse et le Bugey excepté), l'ancien régime de la corvée subsistait [1]); treize généralités, Alençon, Amiens, Bayonne, Besançon, Bordeaux, Caen, Lyon, Moulins, Poitiers, Rennes, la Rochelle, Rouen et Tours, tenant compte des facultés des contribuables, répartissaient la corvée, soit entre les paroisses, soit entre les corvoyeurs de chaque paroisse, au marc la livre des impositions; dans la généralité de Caen, toutes les tâches étaient faites à prix d'argent; dans les autres, une partie de la corvée s'acquittait encore en nature; dans les généralités de Nancy, d'Auch et de Perpignan, seule la part de chaque corvoyeur était fixée suivant ses facultés, la tâche globale de chaque paroisse restait déterminée d'après ses forces; quelques provinces enfin n'avaient pas rétabli la corvée en nature: le Limousin, le Languedoc, le Berry, la Flandre et l'Artois, l'Alsace, la Provence, la généralité de Montauban, la

---

ment sur 2400 votèrent pour la contribution en argent (id. ibid., pp. 69—71). Cf. aussi: Arch. Nat. F1C III, Basses-Pyrénées 6. Délibérations de la session du département. Rapport sur les travaux publics, séance du 30 novembre 1791, f° 43 — Le rachat en principe semblait pourtant bien avantageux. En 1784, l'intendant de Guyenne le démontre ainsi: pour 13 paroisses par exemple, la corvée en nature, fournie pendant 12 jours par an, représente une valeur de 31 128 livres; le rachat sur le pied du tiers de la taille et impositions accessoires ne monterait qu'à 7023 livres pour ces mêmes paroisses et abaisserait la moyenne des journées de travail à 2 jours deux tiers (*Mémoire important sur l'administration des corvées dans la généralité de Guyenne* . . . par Dupré de Saint-Maur, Paris, 1784, in-4°, p. 55.)

1) Dans les généralités de Paris et de Valenciennes, où la corvée de bras était remplacée par des fonds particuliers, la corvée de voitures continua d'être répartie suivant les forces des corvoyeurs.

Bresse et le Bugey, avec les pays de Gex et de Dombes assuraient la confection et l'entretien des chemins au moyen d'une imposition [1]). Telle était la diversité du régime des corvées, quand de Calonne, en 1786, ordonna l'essai, pendant trois ans, de leur conversion en une contribution pécunière et quand l'édit du 27 juin 1787 les supprima définitivement. Cette suppression, qui ne fut pas générale, puisque l'édit de juin 1787 ne fut pas appliqué en Bretagne [2]), entraîna quelquefois d'ailleurs de nouveaux abus, dont souffrirent ceux qu'elle prétendait soulager. D'après les cahiers du bailliage de la Rochelle, les pierres extraites, cassées et toisées sur les routes par les paroisses furent enlevées par les adjudicataires, sans que les corvoyeurs en fussent indemnisés; les formalités des adjudications furent violées; «à la publicité des offres et des marchés, on substitua la clandestinité la plus suspecte» [3]). L'état des routes, loin de s'améliorer, empira; l'argent manqua pour suppléer aux prestations des corvoyeurs. «Depuis 1788, déclare le procureur général syndic de la Charente-Inférieure, les routes ont été en partie abandonnées»; on n'a fait que très peu ou point de réparations; «par la suppression de l'impôt de la corvée, on a été réduit à la nécessité impérieuse de se restreindre aux entretiens les plus urgents pour 1789 et 1790 . . .» [4]).

1) *Mémoire important sur l'administration des corvées dans la généralité de Guyenne* . . . op. cit., p. 5, note 2; *Lettre d'un subdélégué de la généralité de Guyenne* . . . op. cit., p. 18; Arch. Nat. F[IC] III, Aveyron 6, Procès-verbal de la session du conseil du département de l'Aveyron, séance du 3 novembre 1790, f° 18 et sqq.; cf. aussi les ouvrages cités de F. Dumas, P. Boyé, E. P. Clément, J. Letaconnoux.

2) J. Letaconnoux, op. cit., pp. 103—106.

3) Arch. Nat. F[IC] III, Charente-Inférieure 8, Procès-verbal de la session du conseil du département . . . *en Tourin*, Rapport du bureau des travaux publics, f° 211.

4) Id. ibid. Séance du 16 novembre 1791, discours du procureur général syndic, f° 37. — Le département des Hautes-Alpes fait la même constatation: «On sait . . . que depuis que le gouvernement avait supprimé cette prestation odieuse . . . l'entretien des routes avait été entièrement négligé» (*Compte que rendent les administrateurs du directoire du département des Hautes-Alpes des fonds mis à leur disposition depuis le 2 août 1790*, Gap, 1792,

Si la corvée a subsisté si longtemps, malgré son injustice, ses abus, malgré ses nombreux inconvénients, c'est qu'elle fut, pour l'Ancien-Régime, un moyen commode de construire des routes, le seul moyen même, faute de ressources pécuniaires suffisantes pour la remplacer avec avantage. C'est à elle que l'on doit la plupart des routes du XVIIIe siècle [1]). Le développement du réseau routier date en effet en France de la seconde moitié du XVIIIe siècle seulement. Avant 1750, on ne cite guère que la Lorraine, la Franche-Comté et la généralité de Montauban comme ayant des «communications traitées, quoiqu'à la manière de ce temps» [2]). Après 1750, grâce à l'introduction de la corvée, les intendants donnèrent aux travaux publics une très vive impulsion. En Bretagne notamment, le réseau routier se développa rapidement: en 1757, il comptait à peine 380 lieues; en 1769, il atteignait 801, en 1789, 950 lieues [3]). Sans doute il ne suivit

in-4°, p. 31). Dans le Jura, l'entretien des routes «a été totalement abandonné depuis 1786» (Arch. Nat. F^IC III, Jura 6, Extrait des procès-verbaux des séances du conseil du département du Jura, séance du 13 novembre 1790, f° 11). — Si l'on en croit le *Rapport du bureau des travaux publics de la Charente-Inférieure,* cité plus haut, les adjudicataires s'acquittèrent très mal de leurs obligations et leurs ouvrages les plus mal faits furent facilement acceptés, tandis qu'avant 1788, on multipliait les prétextes pour refuser les travaux faits par corvée. — Dans certaines provinces même, l'imposition représentative de la corvée ne fut pas faite: la Guyenne, en 1791, «depuis trois ans entiers n'avoit rien imposé pour ses travaux publics . . .» (Arch. Nat. F^IC III, Haute-Garonne 8, Extrait du procès-verbal de la session du département de la Haute-Garonne de l'année 1791, f° 25, et *Rapport fait au directoire du département de la Gironde sur les contributions décrétées par l'Assemblée Nationale pour l'année 1791,* Bordeaux, 1791, in-fol., p. 5).

1) «C'est au système des corvées que l'empire français doit le précieux avantage» d'être mieux pourvu de routes «que tous les autres de l'Europe, quoiqu'on ait calomnié sans cesse cet utile système; il est évident que sans lui, la France n'aurait encore point de chemins . . .» (Arch. Nat. F14 1206, *Mémoire sur la possibilité . . . de joindre l'Océan à la Méditerranée . . . en rendant flottables ou navigables les principales rivières . . . de Lorraine et de Barrois . . .* janvier 1785).

2) Cf. P. Boyé et S. E. Hyenne, op. cit.; [Lecreulx,] *Mémoire sur la construction des chemins publics et les moyens de les exécuter . . .* En France, 1782, in4°.

3) J. Letaconnoux, op. cit., p. 16.

pas la même progression dans toutes les généralités, mais, en 1784, plusieurs de celles-ci comptaient plus de 500 lieues de routes, telles la Lorraine, la Franche-Comté, la Bourgogne, les généralités d'Auch, de Paris [1]). En 1788, il pouvait y avoir, en France, 12 000 lieues de routes à l'entretien, à peu près autant étaient tracées ou en construction [2]). Si l'on examine une carte routière de cette époque [3]), on remarquera que les grandes villes étaient reliées entre elles et avec Paris, que le réseau fondamental de la France était constitué. La loi du 24 fructidor an V divisa les routes en trois classes d'après leur direction: or si 28 routes, de Paris aux frontières, mesuraient 15 000 kilomètres, si 97 routes, soit 17 000 kilomètres, allaient d'une frontière à une autre, sans passer par Paris, de nombreux chemins de ville à ville s'étendaient sur 20 000 kilomètres.

II

Des voies d'eau.

Le réseau fluvial ne se développa pas aussi rapidement. Dans la première moitié du siècle, la navigation intérieure fut très négligée; les routes retenaient toute l'attention des

1) Cf. P. Boyé, op. cit., p. 73; S. E. Hyenne, op. cit., p. 291 et sqq., p. 379; Vignon, op. cit., t. 2, Appendice; Antoine, *Navigation de la Bourgogne ou Mémoires et projets pour augmenter et établir la navigation sur les rivières du duché de Bourgogne,* Amsterdam, 1774, in-4°, p. 180. L'Auvergne n'en comptait que 300 lieues (Legrand, *Voyage fait en 1787—1788 dans la ci-devant haute et basse Auvergne* . . . Paris, an III, 3 vol., in-8°, p. 230).

2) Il est difficile de connaître avec certitude l'étendue du réseau routier à la fin du XVIIIe siècle. Marivetz (*Système général . . . des navigations . . . de l'intérieur de la France* . . ., Paris, 1788, in-8°, Avant-propos, p. 4) parle de 12 000 lieues à l'entretien; le ministre Roland supposait 29 120 632 toises ouvertes, soit moins de 10 000 lieues, dont le tiers non fini (*Conseil des Cinq Cents. Rapport fait au nom de la commission des finances* par Defermon, 9 vendémiaire an V, p. 13). — On trouvera des renseignements plus précis pour quelques départements dans les Procès-verbaux des sessions des conseils des départements, tenues en 1790 et 1791, manuscrits ou publiés, et dans les *statistiques* des quelques départements publiées par les préfets en l'an IX et en l'an X.

3) Par exemple celle de l'*Itinéraire complet de la France, ou tableau*

intendants[1]); la nature des travaux de navigation, travaux d'art avant tout, ne permettait pas l'emploi des corvées pour suppléer au manque d'argent. C'est parce que le gouvernement manquait de ressources, qu'on laissa aux riverains le soin d'entretenir les rivières; c'est pour cette même raison qu'on appliqua aux canaux entrepris le régime des concessions: les canaux furent en effet abandonnés, en toute propriété, à une personne ou à une société d'actionnaires que l'Etat aida à les construire, mais qui se chargèrent, moyennant un droit de péage, de les entretenir[2]); le canal de Picardie fut la propriété d'un sieur Crozat[3]), ceux d'Orléans et du Loing de la maison d'Orléans[4]), celui du Languedoc de Riquet et de ses descendants[5]). Le gouvernement négligea

---

général de toutes les routes et chemins de traverse de ce royaume, auquel on a joint l'itinéraire des Pays-Bas et la direction des routes aux villes capitales des royaumes voisins de la France, Paris, 1788, 2 vol., in-8°.

1) Cf. notamment: Arch. Nat. F14 1187, Mémoire concernant l'utilité et la nécessité qu'il y a de rendre les rivières navigables, par CHEVALINES DE LA GIBOUDIÈRE, 30 juin 1717.

2) Voy., à titre d'exemple, la permission accordée au sieur de Bourgneuf, en novembre 1676, de rendre navigable et flottable une partie de la Marne, de la Seine et de l'Aube. De Bourgneuf aura le monopole des transports par eau pendant 20 ans; au bout de ce délai, ceux qui voudront entreprendre des transports paieront à de Bourgneuf les droits suivants: 15 sous par muid de vin, 1 sou par setier de blé, 7 livres par cent toises de solives, 30 sous par chaque cent de bois à brûler, 6 sous par cent de fagots . . . etc., plus 1 sou par toise de chaque bateau, à toutes les écluses. Les rivières améliorées deviennent un fief soumis à la contume de la vicomté de Paris; de Bourgneuf en reçoit la haute, moyenne et basse justice jusqu'à une distance de 3 perches de chaque côté des rivières; il pourra y établir «un lieutenant, un procureur de seigneurie et autres officiers jugeant jusqu'à 20 livres . . .» (Arch. Nat. O1 20, f° 377—382). Cf. encore *les lettres patentes sur arrest qui accordent au Sr Bourroul et associés permission et privilège de construire deux canaux de navigation en Languedoc, 22 juillet 1755* (Arch. Nat. F14 706).

3) Arch. Nat. F12 1513. Lettres patentes qui accordent au sieur Crozat le don . . . du canal de Picardie, 4 juin 1732.

4) *Conseil des Cinq Cents. Rapport sur l'état de situation des canaux de navigation d'Orléans et de Loing par* GUYTON, 5 vendémiaire an V, Paris, an V, in-8°.

5) Id. *Rapport fait au nom d'une commission chargée d'examiner l'état de situation des canaux de navigation*, par GUYTON, 13 thermidor an IV,

tellement les voies d'eau qu'il les laissa d'abord en dehors de l'organisation des ponts-et-chaussées; sans doute, il s'occupa toujours des levées et turcies de la Loire, dont les inondations étaient si dangereuses, mais le service des turcies, créé par Colbert, resta indépendant des ponts-et-chaussées; les fonds en furent fournis par les droits de boîte et une imposition sur les cinq généralités de Tours, de Bourges, d'Orléans, de Moulins et de Riom [1]). A partir de 1740, l'Etat, s'emble-t-il, affecta un fonds annuel à l'étude ou à la construction de canaux ainsi qu'à l'entretien des canaux déjà construits; toutefois ce fonds resta distinct du fonds des ponts-et-chaussées [2]). Des impositions particulières continuèrent, dans chaque généralité, d'être employées à la navigation locale [3]). C'est dans le dernier quart du siècle seulement que l'Etat se préoccupa sérieusement et régulièrement de la navigation intérieure, qu'il l'envisagea comme un service public. Les fonds assignés pour les canaux de Picardie, de Bourgogne,

pp. 12—13; *Histoire du canal du Languedoc . . . par les descendants de Pierre-Paul Riquet de Bonrepos*, Paris, 1805, in-8°, pp. 148 et sqq., 236 et sqq.

1) Vignon, op. cit., t. 2, pp. 17—19, 83 et sqq., 150 et 190.

2) C'est Vignon qui l'avance; mais ce fait est contestable. En tout cas ce fond ne paraît pas avoir été employé.

3) Le 13 juin 1765, par exemple, un arrêt ordonnait une imposition de 600000 livres, pendant cinq ans, sur la Guyenne, pour rendre l'Isle navigable à deux lieues au dessus de Périgueux; par arrêt du 8 août 1770, cette imposition fut prorogée (Arch. Nat. F^{14} 1204, lettre de Bertin à Trudaine, octobre 1770, et lettre d'Esmangart au Contrôleur général du 27 novembre 1770). — Dans la même généralité, l'intendant déclare, en 1776, que, pour l'entretien des rivières de la Garonne, de la Dordogne, de la Baïse, du Lot, de la Vézère, on imposait par an 30000 livres anciennement, 10000 livres seulement depuis quelques années. Dans la généralité d'Auch, on imposait, chaque année, 10000 livres pour l'entretien de l'Adour, du Gave et de la Nive (Arch. Nat. F^{14} 1204, lettre au Contrôleur général du 3 février 1776). — Ces impositions furent quelquefois d'ailleurs détournées de leur première destination pour être affectées aux chemins. C'est ce qui arriva pour la crue de sel de 5 sous par minot levée dans tous les greniers des petites gabelles fournies en sels de la Méditerranée, créée en 1723, prorogée dans les baux des gabelles en 1738 et 1786, destinée en principe aux réparations de l'embouchure du Rhône, mais qui fut surtout utilisée pour les chemins du Languedoc (Arch. Nat. F^{14} 1209, Mémoire des consuls et communauté d'Arles en Provence au Contrôleur général, [1788]).

la navigation de la Charente et autres ouvrages analogues furent fixés, en 1774 et 1775, à 419873 livres par an et imposés au marc la livre de la capitation sur toutes les généralités de pays d'élections et pays conquis; le 1 août 1775, par arrêt du Conseil, ce fonds fut porté à 800000 livres par an en y réunissant les impositions particulières supportées pour de pareils travaux par les généralités d'Auch, de Bordeaux, de Lyon et de Montauban et il fut compris dans le brevet général des impositions pour les ponts-et-chaussées [1]). Il est vrai que la navigation intérieure ne profita pas aussitôt de cette augmentation qui fut versée au trésor royal. Ce n'est qu'en 1785, que le contrôleur général, ayant augmenté indistinctement les fonds des ponts-et-chaussées, lui attribua la totalité des 800000 livres [2]).

---

1) MARIVETZ, *Système général des navigations de l'intérieur de la France* . . . op. cit., p. 247. — L'intendant de Bordeaux protesta contre la suppression des impositions particulières, qui le mettait, disait-il, dans l'impossibilité de continuer les travaux de l'Isle et d'améliorer les autres rivières de sa généralité (Arch. Nat. F[14] 1204, lettre au Contrôleur général du 3 février 1776). Le Contrôleur général lui répondit que l'imposition établie en 1765 pour les travaux de l'Isle était comprise dans le fonds des 800000 livres et qu'il ferait en sorte de faire participer la Guyenne à ce fonds (id. lettre à l'intendant de Clugny, du 15 mars 1776). En 1775, Turgot chargea d'Alembert, l'abbé Bossut et Condorcet de recherches théoriques et expérimentales sur les canaux et leur confia le titre d'inspecteurs généraux de la navigation intérieure. La même année, il créa une chaire d'hydrodynamique, à Paris, dont le titulaire fut l'abbé BOSSUT (*Mémoires sur la vie . . . de Turgot*, op. cit., pp. 326, 327; Lettre de Turgot à l'abbé Bossut, 1 octobre 1775, dans HENRY, *Correspondance inédite de Condorcet et de Turgot, 1770—1779*. Paris, 1883, in-8°).

2) Arch. Nat. F[14] 566. Mémoire pour la navigation . . . octobre 1783. — Ces 800000 livres furent ainsi réparties entre les généralités: Amiens, pour la navigation de la basse Somme, 10000 livres; Lyon pour celle de l'Azergues, 12000; Limoges pour celle de la Charente, 110000; Bordeaux, pour celle de la Garonne, 21000; Montauban, pour celle de la Garonne, 36000; Auch, pour celle de la Garonne, 37400; Montpellier, pour celle de la Garonne, 5000; Rouen, pour les quais de son port, 51198; Caen, pour celle de l'Orne, 20000; Metz, pour celle de la Moselle, 30000; Besançon, pour celle du Doubs, 100000; Lorraine, pour celle de la Sarre, 6000; canal de Picardie pour appointements conservés . . . au sieur de Lyonne en entretien de l'ancien canal, 16000; canal de Bourgogne, 200000; imposition particulière à la

Ce qui frappe dans l'histoire des voies d'eau, c'est le souci très net des voies d'intérêt général. De nombreux projets sans doute sont relatifs à une rivière déterminée, aux rivières d'une seule province, comme les «Navigations intérieures» de Bretagne, des Trois-Evêchés, du Berry, de la Bourgogne, du Poitou [1]); mais beaucoup aussi comportent l'établissement de canaux de jonction entre les différentes rivières. On se préoccupe non seulement de relier les différents points d'une même province, mais encore de relier celle-ci à la France entière et aux pays environnants. C'est cette préoccupation qui dicte notamment à Andrieu de Bilistein son *Essai de navigation lorraine, traitée relativement à la politique, au militaire, au commerce intérieur et extérieur, à la marine et aux colonies de la France . . . par lequel plan on établit la jonction de la Méditerranée à l'Océan par le centre du royaume et par la capitale et ensuite la communication entre ces deux mers et la Mer Noire par la Lorraine, l'Alsace . . .* [2]). Le souci de créer un réseau navigable non interrompu, un «Système général» [3]) de navigation intérieure française fut si vif qu'on

généralité de Bordeaux qui n'entre point dans l'état du Roi et appliquée à la navigation de l'Isle et à celle des rivières autres que la Garonne, 90000; fonds en réserve . . . pour les cas imprévus, 55402.

1) Abbé Bossut, *Rapport sur la navigation intérieure de la Bretagne*, Paris, 1786, in-4°; de Coulomb, *La navigation intérieure de Bretagne*, Paris, 1785, in-4°; *le Précis des opérations relatives à la navigation intérieure de Bretagne*, Rennes, 1785, in fol.; *Mémoires concernant la navigation des rivières de la province des Trois-Evêchés et le commerce de la ville de Metz*, Metz, 1773, in-4°; de Charost, *Mémoire sur la navigation intérieure du Berri*, s. l. 1781, in-4°; Arch. Nat. F[14] 1191, Mémoire sur la navigation intérieure du Poitou, par Lapeyre, 1 mai 1785; Antoine, *Navigation de la Bourgogne, ou Mémoires et projets pour augmenter et établir la navigation sur les rivières du duché de Bourgogne*, op. cit.

2) Amsterdam, 1764, petit in-8°.

3) Cf. livre déjà cité de Marivetz et Goussier, dont le titre complet est: *Système général, physique et économique, des navigations naturelles et artificielles de l'intérieur de la France et de leur coordination avec les routes de terre.* — Cf. aussi Grivel, *Théorie de l'éducation* . . . Paris, 1783, 2e édit., 3 vol., in-12°; Grivel s'est appliqué «à trouver un débouché commun à toutes les provinces de la France par le centre du royaume»; il a conçu le projet d'un canal, «quelque chose comme le canal de la Chine qui

s'efforça beaucoup plus de réunir les rivières par des canaux de jonction que d'améliorer la navigabilité de ces rivières; il arriva souvent, selon un fonctionnaire de Napoléon Ier, «que par trop de précipitation on avait adopté l'ouverture des canaux sans avoir examiné si à leur point de jonction les rivières étaient navigables, ou si elles l'étaient dans tous les temps de l'année»[1]. Si l'on excepte la Loire, la Somme et les rivières du Nord[2], on a peu fait pour la navigation naturelle; de loin en loin, on entreprenait quelques travaux sur les autres rivières; mais le plus souvent ces travaux insuffisants traînaient en longueur ou ne s'achevaient pas[3]; ils ont eu pourtant quelques résultats, au

---

en traversant cet empire en joint toutes les parties»; le grand canal de France mettroit toutes les provinces en relations directes . . . (t. II, pp. 412—421).

1) COURTIN, *Travaux des Ponts-et-chaussées depuis 1800 ou Tableau des constructions neuves faites sous le règne de Napoléon Ier* . . . Paris, 1812, in-8°. — «Avant d'ouvrir des canaux dans l'intérieur du royaume, il paraît plus essentiel d'entretenir ceux que la nature nous a procurés, sans lesquels ces premiers deviennent inutiles . . .» (Arch. Nat. F14 544. Mémoire sur la navigation de la Seine où on expose les difficultés que cette navigation éprouve et la nécessité d'y apporter un prompt remède . . . s. d. s. n. [postérieur à 1768]).

2) Voy. DUMAS, *La généralité de Tours au XVIIIe siècle* . . op. cit., pp. 248—260; *La Loire navigable au XVIIIe siècle* dans l'*Anjou historique*, 1901—1902, t. 2, pp. 97—98; COURTIN, *Travaux des Ponts-et-chaussées depuis 1800* . . . p. 192. On trouvera dans le *Mémoire sur la navigation des rivières*, par VAUBAN (*Mémoires des intendants sur l'état des généralités dressés pour l'instruction du duc de Bourgogne.* T. I, *Mémoire de la généralité de Paris*, publié par DE BOISLISLE, Paris 1881, pp. 399—414), un tableau d'ensemble de l'état des rivières françaises, à la fin du XVIIe siècle.

3) Les réparations commencées sur les rives du Rhône à Valence, en 1784, ont été abandonnées, faute de moyens . . . (Arch. Nat. F14 1209, les maire et échevins de Valence à M. de La Millière, 27 août 1789); Cf. aussi (id. ibid.): Mémoire des consuls et communauté d'Arles au Contrôleur général [1788], lettre des mêmes au même du 15 février 1788, lettre des maire et échevins de Marseille au Contrôleur général du 14 mars 1788. — Pour l'Adour, cf. id. F1C III, Landes 5, Procès-verbal de la Ière session du conseil général du département des Landes, séance du 25 novembre 1790, f° 24. Pour la Dordogne, cf. BOMBAL, *La haute Dordogne et ses gabariers* dans *Bul. de la Soc. des lettres, sciences et arts de la Corrèze* (Tulle), t. 22, pp. 460—470; t. 23, p. 77 et sqq.

moins sur l'Isle, sur la Charente, sur la Vilaine[1]). Plus souvent encore on se bornait à faire des devis de réparations, à projeter des travaux, qu'on ne réalisait pas. Pendant près de deux siècles par exemple, Albi demanda qu'on rendît le Tarn navigable de Gaillac à Albi; de nombreux projets furent successivement proposés en 1615, 1645, 1665, 1700, 1716; en 1732, des lettres patentes autorisèrent un sieur Bourroul et ses associés à aménager le Tarn de Gaillac à Saint-Juéry; le comte de Maillebois offrit de se charger de l'entreprise; des lettres patentes du roi la lui accordèrent, mais n'ayant pu sans doute trouver d'actionnaires, il céda sa concession, en 1770, à la province du Languedoc; la même année, M. de Solages sollicita cette concession; ce fut seulement le 11 janvier 1787, que, sur le rapport de leur ingénieur en chef, les Etats du Languedoc décidèrent enfin de commencer les travaux; l'arrêt du Conseil du 4 avril 1788 les autorisa à emprunter 200 000 livres, celui du 14 mars 1788 leur assura 20 000 livres sur le fonds des indemnités ordinaires; l'emprunt ne fut pas fait, mais la remise de 20 000 livres fut renouvelée en 1789 et 1790 et les Etats de 1788 y ajoutèrent 10 000 livres provenant d'une autre remise accordée par le roi sur l'imposition

---

1) Pour l'Isle, cf. Arch. Nat. F^{14} 1204, Mémoire abrégé concernant l'avantage de rendre l'Isle navigable de Coutras à Périgueux [1764] et correspondance échangée entre le Contrôleur général et l'intendant de Bordeaux en 1770 et 1776. En 1776, 9 écluses ont été construites et la navigabilité a été poussée de Coutras à Mussidan (id. l'intendant de Bordeaux au Contrôleur général, 3 février 1776). — Pour la Vilaine, cf. BOURDAIS, *La navigation intérieure en Bretagne depuis le Moyen-Age jusqu'à nos jours, les projets de canalisation proposés et mis à l'essai du XVIe siècle au XIXe siècle* (Mémoire encore manuscrit dont l'analyse a paru dans *Annales de Bretagne*, avril 1908, t. 23, pp. 335—342). De 1784 à 1789, on ouvrit des canaux, on enleva des hauts fonds, on construisit 6 écluses et plusieurs déversoirs, un chemin de halage. Des bateaux de 15 à 16 tonneaux purent remonter de Redon à Rennes, tandis qu'avant la rivière n'était accessible de Redon à Messac qu'aux bateaux de 6 à 8 tonneaux; le voyage tomba de 10 à 12 jours à 2 ou 3 seulement (Arch. Nat. F^{14} 656, Adresse du département d'Ille-et-Vilaine à l'Assemblée Nationale, février 1791). Pour la Charente, cf. [DIGARD DE KERGUETTE], *Mémoire et plan du cours de la Charente*, Rochefort, 1773, in-4°; *Mémoires sur ... la vie de Turgot* ... op. cit., pp. 325—326. — Sur toutes ces rivières, cf. aussi VIGNON, op. cit., t. 2.

du brevet militaire[1]). Aussi, loin d'avoir fait des progrès sensibles, il semble que la navigabilité des rivières françaises ait souvent diminué. Dans toutes les provinces, prétend-on, en 1781, il y a des rivières, qui ont été navigables et qui ne le sont

1) BOURROUL, *Projet de navigation des rivières de la Vère et du Tarn*, Paris, 1752, in-4°; Arch. Nat. F[14] 706, Lettres patentes sur arrest qui accordent au sieur Bourroul ... permission de construire deux canaux de navigation en Languedoc, 22 juillet 1755; id. F[14] 1213, Mémoire à M. le Contrôleur général sur la navigation du Tarn, par M. de Solages, 1785; Mémoire de la municipalité d'Albi à l'Assemblée nationale [1791].

Beaucoup d'autres rivières ont provoqué des projets d'amélioration; entre autres: L'*Aube:* cf. *Lettres*, *Mémoires et instructions de Colbert*, t. 4, pp. 412—422. — L'*Aveyron:* cf. Note sur la navigation de l'Aveyron, 6 juillet 1789 (Arch. Nat. F[14] 1187). — Le *Blavet:* cf. Mémoire présenté aux Etats de Bretagne, en décembre 1780, par DE KERANGAL, maire de Pontivy (Arch. Nat. F[14] 1188). Le premier projet d'amélioration de cette rivière remonte à 1650; de Kersauson le reprit en 1748 et 1765. — Le *Cher:* cf. DALPHONSE, *Mémoire statistique de l'Indre*, Paris, an XII, in-fol., p. 19. — La *Claise* et la *Creuse:* cf. Procès-verbal de la session du conseil du département d'Indre et Loire ... session de novembre—décembre 1790 ... f° 201 (Arch. Nat. F[IC] III, Indre-et-Loire 5); F. DUMAS, *La généralité de Tours* ... op. cit., pp. 261—265. — Le *Doubs:* cf. Projet de rendre navigable le Doubs de Crissey à Besançon, 10 mai 1765 (Arch. Nat. F[14] 1193). — Le *Loir:* cf. Mémoire pour la navigation du ... Loir et même sa jonction avec l'Eure, par LOUIS JOUBERT DE VILLEMAREST, 1756 (Arch. Nat. F[14] 708). — Le *Lot:* cf. Mémoire concernant la navigation du Lot [1785] (Arch. Nat. F[14] 1204); GRANAT, *L'amélioration des voies navigables en Agenais au XVIIIe siècle*, dans *Revue de l'Agenais*, 1903, t. 28, pp. 27—35); *Lettres ... de Colbert*, op. cit., t. 4, pp. 439, 441, 549, 558. — La *Marne:* cf. Sentence du prévôt des marchands de Paris ... 30 mars 1787 (id. F[14] 1205). Cette sentence ordonnait des réparations et pour y subvenir le paiement d'un droit par les bateliers. La rivière était divisée en trois parties, de St Dizier à Damery, de Damery à la Ferté-sous-Jouarre, de la Ferté à Paris; dans chacune de ces parties, on devait percevoir, en descendant, 20 sous par boutique à poissons, coche et bateau de 16 toises et au dessus, 10 sous par bateau de moins de 15 toises, 2 sous par bachot, 4 sous par train; en remontant, 6 sous par «courbes de chevaux billés sur les trains de bateaux ou coches». — Mémoire sur la navigation, les réparations de la Marne, [mars 1774] (id. F[14] 1205); GRIGNON, *Mémoire sur la nécessité et la facilité de rendre la Marne navigable depuis St Dizier jusqu'au dessus de Joinville*, Amsterdam et Paris, 1770, in-12°. — La *Mayenne:* cf. Ampliation au sujet d'une requête des entrepreneurs généraux des voitures de sel sur les rivières de Maine, Sarthe et Loir, 31 mai 1724 et lettre de M. de Pomereu

plus[1]). Cette décadence est attestée pour de grandes rivières comme la Seine par de nombreux témoignages. Au début du XVIIe siècle, des bateaux remontaient jusqu'à Bar-sur-Seine; au début du XVIIIe siècle, ils s'arrêtaient à Troyes; l'hiver de 1709 causa de graves dommages, jamais réparés; en 1765, la compagnie Richard entreprit de rétablir la navigation de la rivière jusqu'à Méry; elle y réussit; en 1782, un sieur Leriche provoqua une visite officielle de la rivière: les ingénieurs conclurent à la possibilité de la rendre praticable jusqu'à Bar-sur-Seine, mais

au Contrôleur général, 24 août 1729 (Arch. Nat. F[14] 1198); lettre de Bourgeois, ingénieur en chef de la Mayenne, à M. de La Millière, 18 mai 1792 (id. F[14] 566). — La *Meuse* et la *Moselle:* cf. *Mémoire dans lequel on indique la manière dont on désireroit que fut traitée la question proposée par le concours de l'année 1772, par l'Académie de Metz, concernant les obstacles physiques qui gênent la navigation des rivières de la province des Trois-Evêchés, principalement ceux de la Moselle, lu en la séance ordinaire de la société royale du lundi 6 avril 1772,* Metz, s. d. in-16°; Mémoire sur la navigation, octobre 1785 (id. F[14] 566); Observations relatives à la navigation de la Meuse depuis Saint Mihiel jusqu'à Monthermé [avril 1786] (id. F[14] 1206). — L'*Orne:* cf. Bourroul, *Mémoire instructif touchant le projet de navigation de la rivière d'Orne depuis Argentan jusqu'à son embouchure dans la mer, au dessous de . . . Caen,* Caen, 1750, in-4°; Mémoire sur la rivière d'Orne, 1763 (Arch. Nat. F[14] 142B). — L'*Oust:* cf. Navigation de la rivière d'Oust de Malestroit à Redon, 21 juin 1788 (Arch. Nat. F[14] 1187). — La *Sarthe:* cf. Mémoire sur un projet de rendre la Sarthe navigable depuis Malicorne jusqu'au Mans, par l'ingénieur en chef de la généralité de Tours, 1768 (id. F[14] 181), et Triger, *Etudes sur la navigation de la Sarthe avant 1789,* dans la *Loire Navigable,* t. V, 1900, pp. 20—21. — La *Sarre:* cf. Mémoire sur la navigation de la Sarre depuis sa source jusqu'à son embouchure . . . 27 août 1785 (id. F[14] 1211). — La *Vienne:* cf. *Trois Mémoires ou observations présentés au Conseil d'Etat du roi sur le projet proposé par M. de la Guéronière pour la construction d'un canal en Poitou depuis Chabanais jusqu'à Châtellerault,* Paris, 1724. — L'*Yonne:* cf. Vignon, *Etudes historiques sur la navigation de la rivière de l'Yonne,* dans *An. des Ponts-et-chaussées,* 1851, 1er semestre, p. 334 et sqq.; Max Quantin, *Histoire de la rivière d'Yonne,* dans *Bul. de la Soc. des sciences de l'Yonne,* 1885, t. 39 et 1897, t. 51.

1) Arch. Nat. F[14] 1195. Mémoire sur la navigation. Ce mémoire, qui n'est ni signé, ni daté, doit être d'Allemand, le conservateur général de la navigation de la Garonne, et avoir été écrit en février 1781. En tout cas il s'inspire sans aucun doute du livre d'Allemand, *Traité des péages et plan d'administration de la navigation intérieure,* Paris, 1779, in-4°.

le gouvernement ne voulut pas se charger de l'exécution; deux compagnies privées essayèrent en vain de se former; en 1788, Leriche traitait encore avec une compagnie, présidée par le chevalier de Libin, pour obtenir le privilège d'entreprendre cette navigation [1]). En Lorraine, la navigation dépérit si vite que le port de Nancy, qui, affermé, rapportait 2000 livres dans le premier tiers du XVIIIe siècle, n'en rapportait plus que 930, trente ans plus tard [2]). A la fin du siècle, l'Aube était navigable jusqu'à Arcis seulement, la Marne jusqu'à Saint-Dizier, l'Aisne jusqu'à Pontavert, le plus souvent jusqu'à Soissons, l'Oise jusqu'à Chauny, l'Eure jusqu'à Merey près Pacy, l'Yonne jusqu'à Clamecy [3]), la Loire jusqu'à Saint-Rambert, la Vienne jusqu'à Châtellerault; le Clain, qui l'avait été jusqu'à Poitiers, n'était guère plus accessible; le Loir jusqu'à la Flèche, quelquefois jusqu'au Lude et non plus comme dans la première moitié du siècle jusqu'à la Chapelle-aux-Choux, la Mayenne jusqu'à Laval, la Sarthe jusqu'à Malicorne et non plus jusqu'au Mans; la Sèvre jusqu'à Niort [4]); la Charente jusqu'à

1) Grosley, *Navigation de la Seine jusqu'à Troyes et au dessus de cette ville* dans *Mémoire historique et critique pour l'histoire de Troyes*, Paris, 1774; Leriche, *Avis aux spéculateurs patriotes ou Mémoire pour l'établissement d'une nouvelle navigation sur la rivière de Seine*, Paris, 1787, in-8°, pp. II et sqq., 36 à 38; Arch. Nat. F^{14} 530, Lettre de Leriche à Perronet, 16 mai 1788; Bruslé, *Tableau statistique du département de l'Aube*, Paris, an X, in-8°, pp. 36—37. — D'après le Mémoire d'Allemand, de février 1781 (Arch. Nat. F^{14} 1195. Mémoire sur la navigation, op. cit), la navigabilité de la Seine aurait diminué de 25 lieues en 70 ans. — Cf. aussi Felix Fontaine, *La navigation de la Haute-Seine dans les temps modernes* (*Mém. Soc. Acad. de l'Aube*, t. XII, 1898, p. 296).

2) P. Boyé, op. cit., pp. 82—85.

3) Arch. Nat. F^{14} 530, Procès-verbal de visite de l'Aube par l'ingénieur en chef du département de l'Aube, 9 octobre 1793; Bruslé, *Tableau statistique du département de l'Aube*, op. cit., pp. 36—37; Dauchy, *Statistique du département de l'Aisne*, Paris, an X, in-8°, pp. 35—40; Chevard, *Description statistique du département d'Eure-et-Loir*, Chartres, an X, in-8, p. 74; Leriche, *Avis aux spéculateurs patriotes* . . . op. cit., p. 19.

4) Arch. Nat. F^{12} 1512^1, Liste des droits qui se perçoivent sur la Loire depuis son embouchure jusqu'à St Rambert, 1787; Grivel, *Théorie de l'éducation*, op. cit., t. 2, pp. 412—421; Cochon, *Description générale du département de la Vienne*, Paris, an X, in-8°, pp. 80—81; Arch. Nat. F^{14} 1191,

Angoulême environ[1]); l'Orne de Caen à la mer[2]), la Vilaine jusqu'à Cesson, un peu au dessus de Rennes[3]); la Garonne de Cazéres à la mer, la Baïse depuis Nérac, l'Isle de Libourne à Mussidan, la Vézère de son confluent à Montignac et même à Terrasson où remontaient les bateaux de sel, l'Ariège d'Auterive à la Garonne; le Lot n'était guère praticable au dessus de Cahors; l'Aveyron jusqu'à Négrepelisse; le Tarn jusqu'à Gaillac[4]); l'Adour jusqu'à Grenade; l'Aude n'était accessible qu'à Narbonne; le Rhône était à la rigueur navigable sur presque tout son cours français, mais au prix de bien des dangers; le Doubs l'était de Lyon à Crissey au dessous de Dôle, la Saône depuis Gray, l'Ain

Mémoire sur la navigation intérieure du Poitou par Lapeyre, 1 mai 1785; id. F^{14} 708, Mémoire pour la navigation de la rivière du Loir et même sa jonction avec l'Eure . . . 1756; Chevard, *Description . . . d'Eure-et-Loir*, op. cit.; Arch. Nat. F^{14} 181, Mémoire sur le projet de rendre la Sarthe navigable depuis Malicorne jusqu'au Mans, 1768.

1) Delaistre, *Statistique du département de la Charente*, Paris, an X, in-8°, p. 9.

2) Arch. Nat. F^{14} 142 B, Mémoire sur la rivière d'Orne, 1763. — La Touque et la Dive étaient quelquefois remontées, l'une jusqu'à Lisieux, l'autre jusqu'au dessus du pont de Saint-Sanson, par de petites barques chargées de charbon de terre, de cidre ou de bois (*Procès-verbal des séances de la deuxième session du Conseil général de l'Assemblée administrative du département du Calvados aux mois de novembre et décembre 1790*, Caen, 1790, in-4°, p. 125).

3) *Précis des opérations relatives à la navigation intérieure de Bretagne*, op. cit.; Bourdais, *La navigation intérieure en Bretagne depuis le Moyen-Age jusqu'à nos jours* . . . op. cit. — Les autres rivières bretonnes — sauf l'Oust canalisée de Malestroit à Redon (Arch. Nat. F^{14} 1187, Navigation de la rivière d'Oust de Malestroit à Redon, 21 juin 1788) — grossies par la marée, étaient remontées jusqu'aux petits ports situés près de leur embouchure.

4) Arch. Nat. F^{14} 1195, Mémoire de l'état actuel des rivières de Garonne, de l'Ariège et du Tarn, par Laborie-Pailhert, octobre 1771; id. 1204, l'intendant de Bordeaux au Contrôleur général, 3 février 1776; Grivel, *Théorie de l'éducation*, op. cit., t. II, pp. 412—421; Arch. Nat. F^{14} 1204, Mémoire concernant la navigation du Lot [1785]; Antoine, *Navigation de la Bourgogne* . . . op. cit., p. 199; id. F^{14} 1213, Mémoire à M. le Contrôleur général sur la navigation du Tarn, par M. de Solages, 1785 et Moithey, *Dictionnaire hydrographique de la France* . . ., Paris, 1787, in-8°, articles Adour, Aude, Aveyron, Baïse.

jusqu'au port de Thoirette, l'Isère de Grenoble au Rhône[1]), la Meuse de la frontière à Verdun[2]), la Moselle jusqu'à Metz, la Somme jusqu'à Bray[3]); les rivières du Nord, l'Aa, la Lys, la Scarpe avaient été canalisées[4]).

Cette décadence de la navigation intérieure semble surtout avoir été causée par la négligence ou les abus des riverains. Tandis que les canaux étaient l'objet d'une surveillance spéciale, confiée à des juges conservateurs ou contrôleurs, à des gardes généraux et particuliers[5]), la plupart de nos fleuves manquaient d'une

---

1) Arch. Nat. F^{14} 1193, Projet de rendre navigable le Doubs de Crissey à Besançon ... 10 mai 1765; id. F^{IC} III, Jura 6, Extrait des procès-verbaux des séances du conseil du département du Jura, séance du 13 décembre 1790, f° 61.

2) Arch. Nat. F^{14} 1206, Observations relatives à la navigation de la Meuse depuis Saint-Mihiel jusqu'à Monthermé [avril 1786].

3) Moithey, op. cit., articles Moselle et Somme.

4) Courtin, *Travaux des Ponts-et-chaussées depuis 1800* ... op. cit., p. 192. — Sur la navigation de quelques rivières de moindre importance comme le Layon, la Dive, la Claise, la Vère, la Seille, le Cher, voy.: sur le Layon et le canal de Monsieur, Arch. Nat. F^{14} 708, Canal de Monsieur, Rapport d'octobre 1781 et Notes diverses; sur la Claise et la Dive, F. Dumas, op. cit., pp. 260—280; sur la Vère, Arch. Nat. F^{14} 706, Lettres patentes ... qui accordent au Sr Bourroul ... permission de construire deux canaux de navigation en Languedoc, 22 juillet 1755 (projet d'un canal de Bruniquel à Cahuzac), et Bourroul, *Projet de navigation des rivières de la Vère et du Tarn*, op. cit.; sur la Seille, Arch. Nat. F^{14} 159^{A}, divers documents relatifs à un canal à ouvrir entre Marsal et Moyenvic, ordonné par arrêts du Conseil des 8 août et 11 novembre 1755; sur le Cher, Arch. Nat. F^{14} 708, Projet d'arrêt du Conseil présenté par Marivetz, juillet 1771 (projet d'un canal du Berry, de l'Allier au Cher, par Dun le Roi, Bourges, Mehun et Vierzon, — des projets analogues avaient déjà été émis en 1545, 1587, 1603, 1725).

5) Pour le canal du Languedoc, un tribunal de justice civile et criminelle assurait la conservation des ouvrages, la perception des droits, la sûreté de la navigation; les juges étaient nommés par les propriétaires du canal, ainsi que les 12 gardes, chargés de l'exécution des sentences. Cf. *Histoire du canal du Languedoc, rédigée ... par les descendants de P. P. Riquet de Bonrepos*, op. cit., pp. 236 et sqq. — Voy. pour les canaux d'Orléans et du Loing, Arch. Nat. F^{14} 660, Rapport en forme de mémoire sur l'inspection faite par ordre de Monseigneur sur les canaux d'Orléans et de Loing au mois de mars 1791.

protection effective. L'ordonnance des eaux-et-forêts de 1669 n'avait pu vaincre l'inertie ou arrêter les empiétements des riverains[1]; à différentes reprises, le gouvernement dut faire des règlements particuliers pour plusieurs fleuves. La police de la Seine et de ses principaux affluents appartenait depuis longtemps au prévôt des marchands de Paris et l'inspection des rivières avait été donnée à l'architecte de cette ville[2]. La police de la Loire et de ses affluents avait été pendant longtemps aux mains du corps des navigateurs et marchands de la Loire; l'arrêt du 13 mai 1773 la leur enleva et l'attribua à l'intendant de Tours; il y eut dès lors 7 équipages de mariniers baliseurs, un de Roanne à Nevers, un de Nevers à Orléans, un d'Orléans à Tours, deux de Tours aux frontières de Bretagne, un sur l'Allier, un sur le Cher[3]. En 1733, la police de la Garonne avait été confiée à l'intendant d'Auch et en fait aux ingénieurs des ponts-et-chaussées, qui ne firent rien; le 17 juillet 1782, pour mettre fin aux conflits de juridiction entre l'intendant d'Auch et ses collègues des généralités voisines, un arrêt du Conseil divisa le cours de la rivière en quatre départements répartis entre les quatre intendants de Bordeaux, d'Auch, du Languedoc et de Montauban. Ce même arrêt établit un Conservateur général de la navigation, assisté de cinq syndics et de cinq patrons jurés, au choix des intendants[4]. Ce conservateur, un sieur Allemand, fut suspendu en 1784, sur les plaintes des Parlements de Bordeaux et de Toulouse qui lui reprochaient son attitude «despotique et militaire»[5]. Ces règlements particuliers restèrent insuffisants; ce

1) Notamment les formalités de la juridiction des eaux et forêts et les frais qu'elles entraînaient rendaient les moyens judiciaires infructueux (Arch. Nat. F^{14} 1195, Lettre de Bertin à l'intendant de Bordeaux, 2 août 1764).

2) Arch. Nat. F^{14} 1195, Mémoire sur la navigation [par Allemand, février 1781].

3) F. Dumas, op. cit., pp. 249—260.

4) Arch. Nat. F^{14} 1195, Mémoire sur la navigation . . . op. cit., et Navigation de la Garonne [précis postérieur à août 1785]; Allemand, *Mémoire sur la navigation intérieure; observations sur l'opération particulière ordonnée par le gouvernement pour préparer l'opération générale présentée ici sous tous ses rapports*, Paris, 1785, in-4°, pp. 47—49.

5) Arch. Nat. F^{14} 1195, Navigation de la Garonne; série de pièces relatives à cette destitution et à l'administration du sieur Allemand.

qui manqua, ce fut une administration uniforme, un corps d'officiers spécialistes, affectés à tous les fleuves et rivières, assimilés au corps des ponts-et-chaussées, comme l'avait proposé Allemand, en 1779 et 1785[1]).

La navigation artificielle provoqua peut-être plus de projets, plus d'études encore que la navigation naturelle. La préoccupation dominante fut de réunir les grands fleuves et d'établir la communication entre l'Océan et la Méditerranée. On désirait la «jonction des deux mers» dans un double but économique et militaire, que rappellent constamment les auteurs de projets: sans doute, en énumérant les avantages de cette jonction, on insistait sur la nécessité de faciliter le commerce intérieur, d'ouvrir des débouchés à l'agriculture, mais on montrait aussi, combien il importait, pour la défense du royaume, de suppléer à l'absence ou de se soustraire au danger, en temps de guerre, des communications maritimes, en assurant le transport facile et prompt, du centre aux côtes, des bois de marine, des munitions de guerre et des vivres[2]). La première jonction fut réalisée par le canal du Languedoc. Mais dès 1665 et 1676, d'anciens projets de jonction par la Saône et la Loire d'une part, par la Saône et la Seine d'autre part, étaient repris; en 1688, un projet de jonction de la Saône et de la Loire par le Beaujolais fut examiné sur l'ordre du roi; l'ingénieur Regnault conclut à son exécution, mais la guerre d'Augsbourg empêcha de l'entreprendre. En 1696, Vauban chargea l'ingénieur Thomassin d'étudier à nouveau le problème de la jonction des deux mers; Thomassin, après avoir écarté, comme impossible, le projet de relier la Saône à la Seine, préconisa la jonction de la Saône et de la Loire par le canal de Longpendu. Cette fois encore, la guerre fit tout abandonner. Les projets se renouvelèrent rapidement dans la suite; la réunion de la Loire à la Seine par le canal de Briare et par

---

1) Dans ses deux livres, déjà cités, le *Traité des péages et plan d'administration de la navigation intérieure* . . . et le *Mémoire sur la navigation intérieure* . . . — On trouvera plus loin, Etat du réseau, quelques détails sur les entreprises des riverains.

2) Cf. notamment: Arch. Nat. F^{14} 676, Prospectus du canal de jonction des deux mers par le Charolais, s. d. [1780].

le canal d'Orléans achevé en 1692[1]) facilitait les tentatives de jonction de la Saône et de la Loire; le chevalier Daudet, reprenant l'idée d'un canal du Beaujolais, proposa, en 1737, de construire un canal de Roanne à Lyon[2]); en 1779, Perronet fut appelé à étudier une proposition semblable[3]) qui n'aboutit pas. Les frères de Raguet Brancion qui, à partir de 1772, encouragés par le prince de Condé, cherchèrent cette jonction dans le Charolais, furent plus heureux: leur projet d'un canal du Charolais, appelé depuis canal du Centre, de Chalon à Digoin, reçut un commencement d'exécution[4]). Malgré les critiques de Thomassin et de ceux qui jugeaient impossible la réunion de la Saône et de la Seine[5]), de nombreux projets adoptèrent l'idée émise, dès 1676, par Riquet[6]); en 1718, M. de la Jonchère, entre 1724 et 1727, Abeille, en 1729, M. Despinassy, en 1764, Thomas du Morey présentèrent des projets d'un canal de Bourgogne, dont l'examen fut demandé, en 1764, aux ingénieurs Perronet et Chézy. Sur avis favorable de ces ingénieurs, la construction d'un canal de Saint-Jean-de-Losne à Buisson par l'Ouche et l'Armançon fut décidée; les travaux, estimés à 22 000 000 de livres environ, à la charge, par moitié, du trésor royal et des Etats de Bour-

1) Une nouvelle réunion de la Seine et de la Loire fut proposée sous le nom de Canal de Cosne. Cf. ABEILLE, *Etat des avantages que produira le Canal de Cosne tant pour Paris que pour les provinces, en descendant les rivières d'Yonne et de Loire, dressé par les ordres de M. le duc d'Orléans, au mois d'août 1729*, Paris, 1740, in-fol.; L. MIROT, *Projets de jonction de la Loire et de l'Yonne. Le Canal de Cosne à Clamecy*, Paris, 1907, in-8⁰.

2) Arch. Nat. F^{14} 706, Mémoire pour la communication des mers ou canal de Lyon par le chevalier Daudet, ingénieur géographe du roi . . . 1737.

3) Id. Ibid. Observations sur le mémoire du marquis du Crest sur la possibilité d'un canal du Beaujolais, 10 août 1779.

4) Charles Antoine de Raguet Brancion, mestre de camp commandant du 5e régiment d'état-major, et Pierre, Anne, Charles, capitaine du génie (Arch. Nat. F^{14} 676, lettres patentes de janvier 1783).

5) THOMASSIN, *Lettres sur les canaux proposés pour former la jonction des deux mers par la Bourgogne*, Dijon, 1726, in-8⁰.

6) Arch. Nat. F^{14} 706, Mémoire pour la communication des mers . . . par Daudet, op. cit.

gogne, commencèrent en 1777[1]). Depuis le début du XVIIIe siècle, on avait également songé à mettre la Méditerranée en communication avec la mer du Nord. Des études avaient été faites, en 1718, en vue de relier la Moselle et la Saône et des compagnies, en 1737, 1738, 1751, avaient proposé de construire un canal; en 1775, ces études furent reprises[2]). En 1767, un sieur Girardin, curé de Rouvres, demanda la réunion de la Meuse à la Saône[3]). Ce fut la jonction du Rhône au Rhin qui rencontra le plus de partisans et l'on résolut de l'amorcer en ouvrant un canal de la Saône au Doubs. Ce canal dit de Franche-Comté fut commencé en 1783, aux frais des Etats de Bourgogne et de la Franche-Comté[4]). En même temps que la «jonction des deux mers», on poursuivit l'établissement d'un réseau navigable ininterrompu entre tous les fleuves français. Dans le Nord, le canal de Neuffossé, dont les plans avaient été dressés dès 1686, fut ouvert entre 1753 et 1786, reliant l'Aa à la Lys, déjà réunie elle-même à la Scarpe depuis 1693[5]); depuis 1738, la navigation

---

1) DE LA JONCHÈRE, *Projet d'un canal de Bourgogne pour la communication des deux mers*, Dijon, 1718; ABEILLE, *Mémoire concernant le projet du canal de Bourgogne*, Dijon, 1727, in-fol.; [THOMAS DU MOREY,] *Mémoire sur le canal de Bourgogne qui a remporté le prix de l'Académie de Dijon*, Paris, 1764, in-8°; COURTIN, *Travaux des Ponts-et-chaussées depuis 1800* . . . op. cit., pp. 157—162; Arch. Nat. F14 566, Mémoire pour la navigation, octobre 1785. — En 1783, les canaux du Charolais et de Bourgogne furent concédés aux Etats de Bourgogne, qui continuèrent les travaux à leurs frais (MARIVETZ, *Système général des navigations* . . . op. cit., p. 210 et sqq.).

2) P. BOYÉ, op. cit., p. 77 et sqq.

3) Arch. Nat. F14 706, Projet d'un commerce direct du Nord avec le Midi, 25 avril 1767. — Cf. aussi: *Discours prononcé à la séance publique de l'Académie . . . d'Amiens, le 25 août 1782, par M. d'Agay . . . sur les avantages de la navigation intérieure, auquel ou a joint la carte de communication de la . . . Méditerranée avec la mer du Nord, par le canal projeté en Bourgogne et par les canaux de Picardie*, Amiens, s. d. in-4°.

4) MARIVETZ, op. cit. et Arch. Nat. FIC III, Jura 7, Tableau de la situation politique du département du Jura au 1 prairial an VII. Cf. aussi COURTIN, op. cit., pp. 162—163.

5) VIGNON, op. cit., t. 2 et BLANCHARD, *La Flandre, Etude géographique de la plaine flamande en France, Belgique et Hollande*, Lille, 1906, in-8°, pp. 454 et sqq.

utilisait le canal Crozat, entre l'Oise et la Somme, de Chauny à Saint-Quentin [1]); les travaux du canal de Valenciennes à Courtrai, déjà très avancés en 1776, furent terminés, et des études préparatoires furent entreprises pour continuer ce canal jusqu'à Saint-Quentin [2]), pour joindre l'Escaut à la Sambre et à l'Oise [3]), l'Escaut à la Scarpe, de Bouchain à Douai [4]). On envisagea aussi la jonction de la Sarre avec le Rhin, la Meuse et la Moselle [5]), celle de la Meuse et de la Moselle, celle de la Meuse et de la Seine [6]), celle du Loir et de l'Eure [7]), celle de la Garonne et de l'Adour [8]). En Bretagne, en 1783, les Etats, sous l'inspiration

1) Demangeon, *La Picardie et les régions voisines, Artois, Cambrésis, Beauvaisis*, Paris, 1905, in-8°, pp. 323 et sqq.

2) Arch. Nat. F^{14} 667, Lettre de Turgot à Trudaine, 29 janvier 1776 et Courtin, op. cit., pp. 140—143.

3) En 1781—1782, le maréchal de Ségur fit dresser un projet de jonction (Arch. Nat. F^{14} 706, le maréchal de Ségur à M. de Calonne, 16 février 1784).

4) Par le moyen du canal de la Sensée (Arch. Nat. F^{14} 667, lettre de M. de Castries, 1 mars 1777, et lettre du département du Nord à M. de la Millière, 20 juillet 1791).

5) Arch. Nat. F^{14} 1211, Mémoire sur la navigation de la Sarre depuis sa source jusqu'à son embouchure dans la Moselle, sur sa jonction avec le Rhin supérieur à Strasbourg, avec la Moselle à Metz et avec la Meuse, 27 août 1785.

6) Arch. Nat. F^{14} 506, Mémoire sur la navigation, octobre 1785. Le point de jonction projeté entre la Moselle et la Meuse était Pagny. Le privilège d'un canal de Champagne entre la Meuse et la Seine avait été concédé au prince de Conti qui, en 1785, proposa de l'abandonner au roi; on estimait la construction de ce canal à 4000000 de livres. — Arch. Nat. F^{14} 706, Projet d'un canal de la Meuse à la Marne depuis Frébécourt jusqu'à Joinville, par l'ingénieur Pichon [1786]. — Paul Laurens, *Un projet de canal de la Meuse à l'Aisne (1786)* dans *Revue historique ardennaise*, 1898, t. 5, pp. 98—105.

7) Arch. Nat. F^{14} 708, Mémoire pour la navigation de la rivière du Loir et même sa jonction avec l'Eure par Joubert de Villemarest, 1756.

8) Id. F^{14} 706, Mémoire sur un projet de canal de la Garonne à l'Adour ... 23 septembre 1782. Ce canal fut proposé par M. Charreton, avocat à Bordeaux, sous le nom de canal de Gascogne. En juillet, les corps de ville de Mezin, Nérac, Lisse, Castelnau d'Auzan ... le patronnèrent. En 1790, on étudiait et discutait encore le projet (Id. ibid., Rapport relatif aux projets d'un canal de jonction de la Garonne à l'Adour ... 1790; id. F^{1C} III, Lot-

de M. de Piré, qui avait repris le projet de M. de Kersauson [1]), firent étudier le tracé de canaux, destinés à unir la Vilaine à la Rance, à la Loire, au Blavet, à l'Aulne et à la Mayenne [2]). L'Assemblée provinciale du Berry, tout en songeant à rendre le Cher navigable jusqu'à Saint-Amand, l'Indre jusqu'à la Châtre, la Creuse jusqu'à Argenton, l'Yevre de Bourges à Vierzon, forma le dessein de construire deux canaux, qui relieraient Bourges l'un à la Loire et, par la Loire, la Seine et les canaux du Nord, à Paris, à Rouen, à la Picardie, aux Flandres, à la Hollande, l'autre à l'Allier et, par la Haute-Loire, à la Bourgogne, la Franche-Comté, l'Alsace, l'Allemagne, le Lyonnais, le Dauphiné, la Provence, la Méditerranée, l'Italie et peut-être à Bordeaux et à l'Espagne [3]). Le système des canaux de Briare, d'Orléans, du Nivernais, du Charolais, de Bourgogne, de Franche-Comté, tout en préparant la jonction des mers, reliait entre eux le Rhône, le Rhin, la Loire et la Seine. Mais la Garonne restait isolée. Pour empêcher l'isolement de ce fleuve, on se préoccupa de le relier à la Loire et au Rhône; Marivetz, dans sa «Carte figurative des navigations naturelles, artificielles déjà existantes, de celles dont l'établissement est ordonné, de celles qui sont désirables pour compléter le système général de navigation intérieure», imagina en effet de joindre: d'une part, l'Allier au Cher, à la Dordogne et au canal du Languedoc, d'autre part l'Auron au Cher, à la Gartempe, à l'Isle et à la Dordogne, enfin de rattacher le premier de ces canaux à un troisième qui gagnerait le Rhône par l'Aveyron et la Cèze [4]).

---

et-Garonne 5, Expédition du procès-verbal des séances de la 2e session du conseil général du département du Lot-et-Garonne, fos 58—59).

1) *Mémoire sur les canaux de Bretagne*, Rennes, 1748, in-8°.

2) On trouvera le résultat de ces études dans DE COULOMB, *La navigation intérieure de la Bretagne*, Paris, 1783, in-4°, et surtout dans le *Précis des opérations relatives à la navigation intérieure de Bretagne*, Rennes, 1785, in-fol. — Cf. aussi BOURDAIS, op. cit.

3) Cf. DALPHONSE, *Mémoire statistique du département de l'Indre*, op. cit., p. 19.

4) MARIVETZ, *Système général . . . des navigations . . .* op. cit. — L'Assemblée provinciale du Berry estimait aussi pouvoir réunir la Creuse à la Dordogne (cf. DALPHONSE, op. cit., p. 19).

De ce plan grandiose qu'a-t-on réalisé? à peu près 1000 kilomètres de canaux répartis entre les canaux de Briare, d'Orléans, du Charolais, de Bourgogne, de Luçon à la mer, d'Azergues, du Languedoc, de Crozat, de Neuffossé, de Douai à Lille et à Lens, de Dunkerque à Valenciennes, Calais et Cambrai[1]). En 1788, Marivetz estimait la longueur du réseau navigable, tant naturel qu'artificiel, à plus de 2000 lieues[2]).

III

Etat des réseaux.

A ne considérer que les chiffres, on pourrait croire que la France possédait, à la fin du XVIIIe siècle, un réseau déjà remarquable de communications. Mais que valaient les 12000 lieues de routes, les 2000 lieues de voies d'eau de ce réseau? Les ingénieurs du XVIIIe siècle ont été d'une compétence professionnelle incontestable et l'art de construire les chemins se perfectionna rapidement après l'organisation du corps et de l'Ecole des ponts-et-chaussées de France[3]). Malheureuse-

1) Sur le canal d'Azergues, cf. Arch. Nat. F[14] 1188, Rapport sur l'examen des devis ... du bail d'entretien de la rivière d'Azergues, 1784. Le canal de Briare avait près de 100 kilomètres et 42 écluses; ceux d'Orléans et du Loing, 57000 toises environ et 55 écluses; celui du Charolais, terminé en 1791, livré à la navigation dans l'hiver de 1793—1794, près de 100 kilomètres et 81 écluses; celui du Languedoc, 101 bassins d'écluse (*Statistique générale et particulière de la France et de ses colonies* ... Paris, 1807, in-8°, t. 2, p. 421 et sqq.; *Conseil des Cinq Cents. Rapport fait au nom de la Commission chargée d'examiner l'état de situation des canaux de navigation*, par Guyton, 13 thermidor an IV, p. 22; Courtin, op. cit., pp. 131—190; Marc, *Deux documents sur la construction du canal du Centre* [1783—1785], dans *Mém. de la Soc. Eduenne,* 1898, nouv. série, t. 26, pp. 259—270; Arch. Nat. F[17] 660, Rapport en forme de mémoire sur l'inspection faite ... sur les canaux d'Orléans et du Loing, en mars 1791). — Sur la navigation du canal du Centre, cf. Arch. Nat. F[14] 676, Etat du produit des droits de navigation du canal du Centre, an XI, et Etat général du mouvement des bateaux sur le canal du Centre pendant la navigation de l'an XI. Dès l'an II, on compta, sur ce canal, 468 bateaux, en l'an III, 1176, en l'an IV, 1606; en 10 ans, des ans I à X, 3521.

2) *Système général ... des navigations* ... op. cit. Avant-Propos, p. 4.

3) Cf. Vignon, Debauve, des Cilleuls, op. cit. Cf. aussi Courtin, op. cit., pp. 10—12.

ment ils ne purent empêcher les malfaçons des corvoyeurs, ni assurer le bon entretien des routes. Dans l'intervalle des corvées, ces larges routes[1]), parfois trop droites[2]), se dégradaient vite; les intendants, tel celui du Poitou, ordonnaient bien aux propriétaires riverains de réparer les petites dégradations pendant l'intervalle des corvées; ils n'étaient pas écoutés[3]). Ce n'est qu'à la fin du siècle qu'ils songèrent à établir sur les routes des cantonniers, des «manœuvres stationnaires destinés à parcourir continuellement les routes . . .». Les Etats de Bourgogne avaient décidé, vers 1779, de répartir 12 cantonniers, sur la grand' route de Lyon à Paris, pendant la traversée du Mâconnais[4]); quelques provinces suivirent leur exemple. Le 25 juillet 1785, Amelot en affecta 16 aux routes de poste de la Bresse, 6 à celles du pays de Gex, aux gages de 260 livres par an[5]); en 1786, le Languedoc en installa de lieue en lieue sur la grande ligne de poste[6]); dans la généralité de Soissons, on compta 115 cantonniers à 300 livres par an[7]); dans la généralité de Châlons,

---

1) L'arrêt du Conseil du 3 mai 1720 avait fixé la largeur des routes royales à 60 pieds, non compris les fossés, celle des routes de ville à ville, à 36 pieds d'un fossé à l'autre — l'arrêt du 6 février 1776 distingua quatre sortes de routes et en fixa la largeur respective à 42, 36, 30 et 24 pieds.

2) On a beaucoup critiqué cette construction des routes en ligne droite, qui tenait peu de compte des accidents du terrain et entrainait des montées formidables. Sur les côtes des routes d'Auvergne, cf. LEGRAND, *Voyage fait en 1787 et 1788 dans la ci-devant haute et basse Auvergne* . . . op. cit., pp. 226—227.

3) CLÉMENT, *La corvée en Poitou* . . . op. cit., p. 83. Par ordonnance du 4 septembre 1762, M. de Blossac ordonnait aux riverains de combler, tous les huit jours, les «bourbiers, mares d'eau et trous», en bordure de leurs champs; le 8 mars 1770, il renouvelait cette ordonnance.

4) ALLEMAND, *Traité des péages* . . . op. cit., p. 125.

5) *Rapport contenant les détails principaux de la gestion du directoire du département de l'Ain jusqu'au 1 novembre 1790* . . . par RIBOUD . . . Bourg, 1790, in-4°, pp. 75—76.

6) Arch. Nat. FIC III, Gard 6, Procès-verbal de la session du département du Gard, en 1791, séance du 6 décembre, Mémoire sur les moyens d'améliorer l'entretien des chemins et les conditions des baux des ouvrages publics, par ANGRAVE, f° 58.

7) *Procès-verbal des séances de l'administration du département de l'Aisne, année 1790, 2ème session,* Laon, 1790, in-4°, p. 211.

depuis avril 1788, les routes furent divisées en stations, d'étendue variable, et chaque station confiée à un chef stationnaire qui entretint à ses frais 12 cantonniers et qui répondit de l'état de la route [1]). Mal construites et mal entretenues, les routes étaient pour la plupart dans un état déplorable. Le Limousin [2]) et le Languedoc passaient pour posséder les plus beaux chemins du royaume; cependant, en 1791, le tableau qu'on traçait des routes du Languedoc était loin d'être brillant [3]). Dans certaines régions, comme dans le département des Landes, en 1790, sur 360 lieues de grandes routes, il n'y en avait pas 6 en bon état [4]). Coupées de fondrières, de mares, empierrées de cailloux mal cassés, sur lesquels on ne pouvait passer, les routes, au lieu d'être entretenues par les propriétaires riverains, étaient, de

---

1) Arch. Nat. F^IC III, Aube 2, Procès-verbal de l'assemblée du département de l'Aube, séance du 3 novembre 1790, Rapport du procureur général Beugnot, f°s 40 et 41. Ce régime ne donna pas de très bons résultats. Les chefs stationnaires, qui devaient donner 252 livres à chaque cantonnier et recevaient pour eux-mêmes le cinquième du montant des salaires de leurs cantonniers, étaient de véritables entrepreneurs — leur travail ne donna pas satisfaction. — Dans la généralité de Tours, du Cluzel, dès 1781, avait placé, sur la route d'Espagne, des journaliers stationnaires (F. DUMAS, op. cit., p. 71); après la suppression de la corvée en nature, ce furent les adjudicataires des travaux des routes qui durent entretenir des cantonniers. Ces cantonniers donnèrent lieu aussi à des plaintes (Arch. Nat. F^IC III, Maine et Loire 5. Session du conseil général du département de Mayenne et Loire, séance du 12 décembre 1791, Rapport du bureau des ponts-et-chaussées, f° 105).

2) TEXIER-OLIVIER, *Statistique générale de la France. Département de la Haute-Vienne*, Paris, 1808, in-4°, pp. 521—522.

3) Arch. Nat. F^IC III, Gard 6, Procès-verbal de la session du département du Gard, en 1791, Mémoire . . . par ANGRAVE, op. cit.

4) Id. F^IC III, Landes 5, Procès-verbal de la 1ère session du conseil général du département des Landes, séance du 25 novembre 1790, f° 21. — Dans le département de la Haute-Saône, toutes les routes avaient été mal construites (VERGNES, *Mémoire sur la statistique du département de la Haute-Saône*, Paris, an IX, in-8°, pp. 18—19). — Dans le département de l'Indre, la meilleure route, la route d'Espagne par Orléans, Limoges et Toulouse, était, dans les quatre-cinquièmes de sa longueur, faite d'une «pierre calcaire qui se fuse aisément et se convertit en poussière et en boue» (DALPHONSE, *Statistique générale de la France, Mémoire statistique de l'Indre*, op. cit., p. 3).

la part de ces derniers, l'objet de dégradations incessantes. Le procureur général syndic de l'Aude résumait assez complètement les abus des riverains quand il se plaignait: «1° de ce que les particuliers, dont les possessions aboutissent aux chemins, cherchent à les rétrécir pour donner un peu plus d'étendue à leurs possessions et de ce qu'ils pratiquent des passages dans les fossés pour y aboutir; 2° de ce qu'ils font des dépôts de fumier, de bois, d'autres matériaux ou de décombres dans les gondoles, dans les fossés et sur les chemins . . .; 3° de ce qu'on mène dans les fossés des cochons qui y commettent des affouillements, des haras et des troupeaux de moutons, qui trépignent les talus; 4° de ce que les conducteurs des charrettes à bœufs affectent de passer sur les banquettes . . .; 5° de ce que les cantonniers placés sur les routes pour veiller à leur conservation et les réparer, étant quelquefois insultés et menacés, n'osent point remplir, avec le même zèle, leurs fonctions» [1]). Aussi, presque partout, les routes étaient-elles impraticables pendant une bonne partie de l'année [2]). En bien des endroits, la rareté ou même l'absence des ponts diminuait encore leur utilité: «il y a même des routes faites dans presque toutes les généralités, dont le public ne peut pas profiter, écrivait de La Lande, parce que les ponts ne sont pas encore faits, à cause de la dépense . . .» [3]). En 1789, dans la Franche-Comté, il existait seulement 64 ponts importants, d'une ouverture d'au moins 20 mètres [4]); il n'y en

1) Arch. Nat. F1C III, Aude 4², Procès-verbal de la session du conseil du département de l'Aude . . . séance du 12 décembre 1790, f° 138. — Sur ces abus, cf. aussi J. LETACONNOUX, *Le Régime de la corvée en Bretagne . . .* pp. 109—111.

2) Sur l'état des routes, cf. Arch. Nat. F¹⁷ 1317A, Copie d'une lettre du prefet de la Vienne au ministre de l'intérieur, floréal an IX; A. DUPUY, *Etudes sur l'administration municipale en Bretagne, au XVIIIe siècle*, op. cit., p. 257; J. LETACONNOUX, op. cit., pp. 107—109; *De l'importance et de la nécessité des chemins publics en France . . .* op. cit.

3) *Des canaux de navigation et spécialement du canal du Languedoc*, Paris, 1778, in-4°, p. 420.

4) HYENNE, op. cit., p. 343. — Le pont de l'Isère, sur la route de Lyon, emporté par les eaux en 1778, n'avait pas été reconstruit; on l'avait remplacé par un bac (COLIN, *Observations sur la situation du département de la Drôme*, Paris, an IX, p. 40).

avait que 2 sur l'Allier, dans toute la traversée de la province d'Auvergne, aux deux extrémités de la province, à Pont-du-Château et à la Bajasse[1]); dans le département de l'Aisne, il n'y avait encore, en 1802, que très peu de ponts sur l'Aisne et il n'y en avait pas sur la Marne. Sans doute, sur les riviéres, il y avait des bacs; dans le département du Doubs, par exemple il y en avait 23 sur le Doubs, 3 sur la Loire[2]); dans celui de l'Ain, 1 sur la Chalaronne, à Montmerle, 2 sur la Veyle, à By et Jouhe, 5 sur l'Ain, à Granges, Bolozon, Pont-d'Ain, Varambon, 8 sur le Rhône, à Groslée, Vieu, Cordan, Pierre-Châtel, Villeneuve, Loyettes, Saint-Vulbas, Miribel, 15 sur la Saône, à Thoissey, Trevoux, Saint-Bernard, Riottier, Beauregard, Rivière, France, Greslonge, Arciat, Asnières, Vésines et Porcelet[3]); dans celui du Mont-Blanc, 1 sur l'Isère à Pau, 2 sur le Rhône, à la Balme et à Lucey[4]); dans celui de l'Aisne, 10 sur l'Aisne et 5 à 6 sur la Marne[5]). Toutefois les bacs étaient trop rares encore. D'ailleurs ils n'offraient qu'un passage lent et difficile, dangereux souvent, interrompu chaque année par les glaces ou les grandes eaux[6]). Enfin le mauvais état de la vicinalité achevait de rendre le

1) LEGRAND, *Voyage fait en 1787 et 1788 dans la ci-devant haute et basse-Auvergne* . . . op. cit., p. 226. — «Nos routes trempées des sueurs des habitants, disent les administrateurs du département des Hautes-Alpes, étaient encore très imparfaites et impraticables en différentes parties, faute de ponts sur les rivières et ruisseaux sans nombre qui les coupent.» (*Compte que rendent les administrateurs . . . du département des Hautes-Alpes . . . des fonds mis à leur disposition depuis le 2 août 1790* . . . Gap, 1792, in-4, p. 31.) — DAUCHY, *Statistique . . . de l'Aisne*, op. cit., pp. 38—40.

2) J. DEBRY, *Statistique générale de la France. Mémoire statistique du département du Doubs*, Paris, an XII, in-fol., p. 9.

3) BOSSI, *Statistique générale de la France. Département de l'Ain*, Paris, 1808, in-4°, p. 675.

4) DE VERNEUIHL, *Statistique générale de la France. Département du Mont-Blanc*, Paris, 1807, in-4°, p. 552.

5) DAUCHY, op. cit., pp. 38—40.

6) Tel le bac de Choisy sur la Seine (Arch. Nat. F^{12} 1512^2, Mémoire sur le bac de Choisy, 1788. — Cf. encore J. LETACONNOUX, *Les subsistances et le commerce des céréales en Bretagne, au XVIIIe siècle*, 4e partie, Conditions du commerce des grains, difficulté et lenteur des transports, dans *Travaux juridiques et économiques de l'Université de Rennes*, en cours de publication.

réseau routier presque inutile. Les chemins de traverse mal tracés, peu nombreux, étaient abandonnés aux soins exclusifs des propriétaires riverains; ceux-ci absorbés par la corvée des grands chemins négligèrent totalement de les entretenir. Sans cesse, des plaintes unanimes s'élevaient contre «la difficulté des chemins» où le paysan perdait son bétail et brisait ses voitures[1]). Dès 1756, Pinczon du Sel des Monts remarquait qu'en Bretagne les chemins ruraux étaient «si étroits qu'à peine un cheval chargé» y pouvait passer et que ceux où l'on passait étaient «impraticables au point qu'un bon cheval n'y pouvait souvent porter qu'une demi-charge . . .»[2]). Malgré «les ordonnances les plus précises, les règlements les plus détaillés», malgré les coutumes, ces chemins ne s'améliorèrent pas: «aucun chemin de traverse n'a été ni réparé, ni entretenu», constataient en 1777, les lauréats de la société royale d'agriculture de Lyon[3]). Dans la Gâtine, la moindre voiture ne pouvait rouler sans 4 paires de bœufs[4]); en Normandie, Carentan et les paroisses environnantes ne pouvaient communiquer ensemble; deux paroisses distantes d'une lieue étaient en fait aussi éloignées que si elles avaient été à 12 ou 15 lieues l'une de l'autre[5]). En hiver, il fallait renoncer à utiliser non seulement ces chemins, mais

1) JEAN DEBRY, *Statistique du département du Doubs*, op. cit., p. 27.

2) *Considérations sur le commerce de Bretagne*, Rennes, 1756, in-8, p. 87.

3) *Mémoires qui ont remporté les prix sur le sujet proposé par la société royale d'agriculture de Lyon pour les années 1776 et 1777: Démontrer les avantages qui résulteroient de la confection ou réparation des chemins de traverse autres que les grandes routes entretenues aux frais de Sa Majesté et indiquer les moyens les plus simples et les moins dispendieux de pourvoir à cet objet*, s. l. 1773, in-8°, p. 30. — Tout à la fin du siècle, dans le Sancerrois tout au moins, des efforts furent faits pour entretenir ces chemins (LUÇAY, *Description du département du Cher*, Paris, an X, in-8°, p. 57).

4) DUPIN, *Statistique générale de la France. Mémoire statistique du département des Deux-Sèvres*, Paris, an XII, in-fol., p. 138.

5) Le marché au blé se tenait à Marigny. Toutes les paroisses étaient obligées de s'y fournir. Pour éviter d'horribles chemins, elles devaient faire des détours considérables, au lieu de 2 ou 3 lieues, elles en faisaient 10 (Arch. Nat. F[14] 142B, Mémoire pour prouver au Contrôleur général la nécessité . . . de venir au secours de Carentan . . . par le redressement de la rivière de Taute . . . par la Bretonnière, 1775).

même les grandes routes; on s'imposait de longs détours, ou l'on passait sur les champs riverains [1]).

Dans l'ensemble, les communications par eau étaient peut-être moins faciles encore. Tout d'abord les canaux et la plupart des rivières navigables n'étaient pas accessibles toute l'année [2]): sans parler de celles, qui ne pouvaient être remontées qu'au prix de longues difficultés, comme la Marne, le Rhône et la Loire [3]), la Loire n'était navigable que pendant 7 à 8 mois au plus, le Cher pendant 3 mois [4]), la Mayenne pendant 7 mois, de la mi-octobre à la mi-mai [5]); la Marne ne l'était que d'octobre à mai [6]); la Vienne cessait de l'être, pendant quelques mois, au

1) Sur les chemins de traverse, voy. par exemple: MARQUIS, *Statistique générale de la France. Mémoire statistique du département de la Meurthe*, Paris, an XIII, in-fol., p. 169; BOSSI, *Statistique . . . de l'Ain*, op. cit., p. 702; DEBRY, *Mémoire statistique . . . du Doubs*, op. cit., p. 27; MASSON SAINT-AMAND, *Statistique générale de la France, Mémoire statistique du département de l'Eure*, Paris, an XIII, in-fol., p. 20; DALPHONSE, *Mémoire statistique de l'Indre*, op. cit., p. 10; Arch. Nat. F[20] 7, Etats de situation des communautés de la généralité de Dijon, registre [1789] (dans presque toutes les communes on signale le mauvais état des chemins «finerots», notamment dans celles d'Allerey en Auxois, p. 27, d'Amareins, p. 46, d'Ambronay, p. 53, d'Arconcey, p. 154); FAUCHET, *Description abrégée du département du Var*, Paris, an IX, in-8°, pp. 6—8; Arch. Nat. F[14] 708, Mémoire et projets de lettres patentes pour le canal du Berri, 1771, par MARIVETZ. — Sur les grandes routes, voy. J. LETACONNOUX, *Le Régime de la corvée en Bretagne . . .* op. cit., pp. 108—109; COCHON, *Description générale du département de la Vienne*, Paris, an X, in-8°, pp. 75—76.

2) Sur celles qui, comme la Sambre, étaient navigables toute l'année, la navigation n'allait pas sans difficultés (Arch. Nat. F[14] 566, Navigation intérieure. Rapport et observations du préfet de Sambre et Meuse sur l'établissement d'un droit de navigation sur la Sambre . . . 16 vendémiaire an XI).

3) Arch. Nat. F[14] 1205, Mémoire sur l'état actuel de la navigation et commerce de la Marne . . . 1766 et Mémoire sur la navigation et les réparations de la Marne [mars 1774]; Id. F[12] 1512[1], Mémoire pour les marchands et voituriers par eau de la haute Loire, 1786.

4) LUÇAY, *Description du département du Cher*, op. cit., p. 60.

5) Arch. Nat. F[14] 1270, Lettre du maire de Laval au ministre de l'intérieur, 13 décembre 1811.

6) Id. F[14] 1205, Inconvénients actuels de la navigation sur Marne, janvier 1786.

temps des basses eaux qui découvraient ses «gers» [1]); il était d'usage de fermer les canaux de Briare et d'Orléans pendant les 3 mois précédant la Toussaint, de la fin de juillet à la fin d'octobre; quand les glaces et les crues interrompaient toute navigation, pendant l'hiver, comme en 1784, ces canaux chômaient huit mois au lieu de trois [2]). D'autre part, en tout temps, les obstacles, accumulés sur les berges ou dans le lit des rivières par la négligence ou les entreprises des riverains, rendaient la navigation pénible et dangereuse. De La Lande dénonçait ainsi les entreprises des riverains: «tantôt ce sont des pilotis et des ouvrages faits sur les rives pour se procurer des atterissements fâcheux, tantôt des moulins dont les radiers ont été élevés à 3 ou 4 reprises pour se procurer des chutes d'eau plus considérables; ici des chemins de halage interceptés qui mettent dans un danger continuel les bateaux, les bateliers et les chevaux de tirage; là des plaines fertiles inondées par des retenues d'eau également nuisibles à la culture et à la navigation» [3]). De La Lande n'exagérait rien. Vers 1770, on reprochait au chemin de halage de la Seine d'être trop bas, sur presque toute sa longueur, d'être totalement détruit de Suresnes à Saint-Cloud, de Saint-Denis à Argenteuil, aux environs de Conflans, Triel, Rangiport, le Goulet, des Andelys, de Saint-Pierre du Vauvray [4]). Sur le Saulx, les propriétaires plantaient des arbres sur le chemin de halage et même dans le lit de la riviére [5]). Sur le Lot, au dessus de Cahors, les usurpations des riverains avaient rétréci les chemins de halage au point «qu'à peine on pouvait y poser le pied»; les bords de la riviére étaient couverts d'arbres fort hauts et les

1) Cochon, *Description générale . . . de la Vienne*, op. cit., pp. 80—81. On appelait «gers» les barres ou les bas fonds du lit de la Vienne.

2) Arch. Nat. F^{14} 660, Mémoire des propriétaires du canal de Briare, 1784; *Rapport sur l'extension du canal national du département de la Nièvre*, Nevers, an II, in-4°, p. 21 (Arch. Nat. F^{12} 1515).

3) *Des canaux de navigation* . . . op. cit., p. 423.

4) Arch. Nat. F^{14} 544, Mémoire sur la navigation de la Seine, s. d. mais postérieur à 1768.

5) Id. F^{14} 1205, Ordonnance de police du prévôt des marchands de Paris, 1 décembre 1769.

mariniers étaient souvent obligés de passer leur corde d'un arbre à l'autre [1]). En 1782, sur la Garonne, la suppression du chemin «sur la majeure partie du cours du fleuve obligeait à tout instant le malheureux haleur à se mettre dans l'eau et la boue jusqu'à la ceinture dans la saison la plus rigoureuse et à se faire jour à travers des fourrés de saules et de buissons souvent mouillés, couverts de neige . . .» [2]); pour cette raison, les bateliers, qui employaient des bœufs pour le halage, se servaient de bœufs hauts sur jambes et les paysans des bords de la Garonne appelaient «mariniers» les bœufs qui avaient peu de ventre [3]). Plus entreprenants encore étaient les propriétaires de pêcheries et de moulins. Différents seigneurs, s'arrogeant des droits sur la Dordogne, avaient permis à plusieurs particuliers, moyennant redevance, de construire de nombreuses pêcheries. En 1769, un sieur Dumont s'emparait d'un banc de gravier en formation au milieu de la rivière, y construisait des digues, malgré les défenses de l'intendant; en 1770, la ville de Bazeille dénonçait des abus analogues qui menaçaient de détruire son port sur la Garonne [4]). Les propriétaires des nombreux moulins, élevés sur les bords des rivières, ou posés sur nef au milieu des fleuves, tantôt bouchaient les passelis, aux basses eaux, et interrompaient la navigation pendant 3 ou 4 mois [5]); tantôt, pour se procurer une plus forte chute d'eau, ils édifiaient des pertuis, dont le passage était périlleux; sur la Marne, de Paris à Châlons, on comptait 16 pertuis de ce genre [6]). Le mauvais état des ponts, des

1) Id. F^{14} 1204, Mémoire concernant la navigation du Lot [1785].

2) Allemand, *Mémoire sur la navigation intérieure* . . . op. cit., pp. 47—49, cf. aussi Arch. Nat. F^{14} 1204, Ordonnance des officiers des eaux et forêts de Guyenne, 23 janvier 1772.

3) Galabert, *Note sur le commerce par eau dans le Montalbanais* (*Bul. de la Soc. du Tarn-et-Garonne*, 1902, t. 30, p. 232).

4) Arch. Nat. F^{14} 1205, Mémoire sur un placet de M. Poissonnier, 1769; lettre d'Esmangart à Bertin, 13 octobre 1770.

5) Id. F^{14} 1204, Mémoire concernant la navigation du Lot [1785]. L'auteur du mémoire ajoute que les meuniers bouchent les passelis comme ils peuvent, avec des troncs d'arbres; que les passelis, mal construits, amas de pierres non liées, s'éboulent, forment des fonds dangereux dans la rivière.

6) Id. F^{14} 1205, Mémoire sur la navigation et les réparations de la Marne [mars 1774].

écluses créait de nouveaux obstacles. Sur la Marne, en 1784, le pont de la Ferté, écroulé, barrait la riviére; au canal de Meaux, les portes, emportées par les eaux, forçaient les bateaux à risquer un saut de 6 à 7 pieds[1]). En 1772, on énumérait ainsi les obstacles rencontrés par la navigation sur la Moselle: 1° l'*écluse du Saulcy,* dans Metz, est une «cataracte d'environ 7 pieds de hauteur moyenne, formée par la digue de Wadrineau, par celle des Pucelles et par les écluses du Therme et du Saulcy» servant aux moulins à poudre, à 15 moulins à blé, à 6 ou 7 usines; aucun bateau chargé ne peut la franchir; à vide, il risque d'être brisé; 2° aux *Arches de Jouy*, les ruines d'une pile de pont rétrécissent la rivière; 3° près du village de Noviant, à *la Patate*, un fond oblige, au temps des moyennes eaux, à réduire les charges des deux tiers; au temps des basses eaux, il interrompt le passage; 4° au dessus de *Pont-à-Mousson,* on rencontre un amas de troncs d'arbres et de cailloux; 5° un kilomètre plus loin, le chemin de halage est barré pas des saules; on doit transporter les chevaux sur la rive droite; près de *Belleville,* la rivière s'élargit, envahie par un fond de sable; on est obligé de décharger les bateaux presque complètement; 7° au confluent avec la Meurthe, à la *Gueule d'Enfer,* l'amoncellement des sables détermine d'étroites sinuosités; 8° de là à Nancy, il faut franchir encore deux mauvais pas, dont l'un au *Pont de Bouxiéres;* depuis 15 ou 20 ans, les graviers ont bouché 3 arches du pont, du côté de Champigneulles; le rétrécissement de la rivière crée un courant si fort que les bateaux doivent descendre sur cordages pour enfiler la troisiéme arche du côté de Bouxiéres; si les cordes viennent à casser, ou l'ancre à lâcher, les bateaux courent risque ou de se briser contre les piles du pont ou, s'ils passent sans encombre, de s'échouer sur l'île qui est au dessous[2]). Sans doute, toutes les rivières n'étaient pas également incommodes, mais il n'en était aucune

1) Id. Lettre de M. de Caumartin à M. de Breteuil, 13 mars 1784.

2) *Mémoire dans lequel on indique la manière dont on désireroit que fût traitée la question . . . concernant les obstacles . . . de la Moselle . . .* op. cit.

qui n'eût au moins quelques passages difficiles[1]). Aussi les accidents, les naufrages même étaient-ils fréquents: de 1682 à 1770, les bateliers de Condé perdirent 88 bateaux[2]); sur la Loire, de 1784 à 1787, 37 bateaux firent naufrage ou reçurent des avaries[3]); en octobre 1784, 6 bateaux se brisèrent sur les moulins à nef de la Garonne[4]); sur la Marne, en 1773, 12 bateaux au moins se perdirent[5]). Sur les canaux enfin, la navigation était souvent impossible, parce que les propriétaires des moulins riverains refusaient d'ouvrir leurs vannes et de donner l'eau nécessaire[6]). Sur beaucoup, les écluses à sas, en usage sur la Sambre et la plupart des canaux de Flandre[7]), étaient inconnues, encore à la fin du siècle; partout les pertuis gardèrent, jusqu'en

---

1) Sur la Seine, des îles en formation, au dessous du pont de Vernon, arrêtent la circulation; à Pont de l'Arche et au village de Poses, la rapidité du courant est dangereuse; le passage est également malaisé aux ponts de Meulan et de Poissy, près des villages de Tournedos, Martot, Port-Mort, Pont-du-Bec, Saint-Denis, Saint-Cloud, Sèvres (Arch. Nat. F^{14} 544, Mémoire sur la navigation de la Seine . . . [postérieur à 1768]. — Sur la Somme, la chute du Pont de Picquigny, les passages de Long et de Pont de Rémy, sont très redoutés (id. F^{12} 1512^{2}, Extraits du registre des délibérations de la Chambre de Commerce de Picardie, 1777—1778).

2) Arch. Nat. F^{12} 1512^{1}, Réponse pour les bateliers de Condé au mémoire des bateliers de Flandre et Artois, 15 octobre 1781.

3) F. Dumas, *La généralité de Tours au XVIII*^{e} *siècle* . . . op. cit., p. 159).

4) Allemand, *Mémoire sur la navigation intérieure* . . . op. cit., p. 51, note.

5) Arch. Nat. F^{14} 1205, Mémoire sur la navigation et les réparations de la Marne [mars 1774]. — Sur le Rhône et l'Isère, cf. id. F^{14} 152, Réponse aux mémoires présentés sur la navigation du Rhône et de l'Isère [1760—1761].

6) Id. F^{14} 660, Lettre de M. d'Argenson à M. de Maurepas, 10 juin 1731: Le directeur du canal du Loing, M. de Régemorte, dit d'Argenson, se plaint qu'on empêche d'utiliser l'eau des moulins sur la rivière du Loing, depuis Grimonville jusqu'à Moret, pour le canal; à Moret, 30 à 40 bateaux chargés sont arrêtés; on attend 200 bateaux qui doivent descendre par le canal d'Orléans, 300 par le canal de Briare; aucun ne pourra descendre en Seine. Pour concilier les intérêts des meuniers et des bateliers, d'Argenson propose qu'on puisse utiliser l'eau des moulins pour le canal, pendant 3 jours seulement par semaine et à condition d'indemniser les meuniers de leur chômage.

7) Arch. Nat. F^{IC} III, Mayenne 5, Procès-verbal de la session générale des administrateurs du département de la Mayenne, séance du 3 décembre 1790, f° 73.

1773, un système d'ouverture et de fermeture très compliqué, très long et dangereux, que, le premier, l'ingénieur de Trésaguet s'avisa de perfectionner et de simplifier[1]).

Ainsi, le développement des voies de communication au XVIIIe siècle ne doit pas nous abuser; un réseau déjà important de routes et de voies d'eau s'est constitué, mais le mauvais état de ce réseau le rend difficilement praticable[2]).

1) Les pertuis étaient fermés à l'aide d'une série de poutres horizontales, qu'on laissait glisser, dans des coulisses, les unes sur les autres, ou à l'aide de pièces de bois verticales, dites aiguilles, reliées au dessus de l'eau, par une poutre horizontale qu'il fallait déplacer, ainsi que toutes les aiguilles, pour laisser passer un bateau; de même, dans le premier cas, on devait relever toutes les poutrelles horizontales pour ouvrir le pertuis. On imagine quelle perte de temps et d'eau, quel danger même, entrainait cette manœuvre. De Trésaguet améliora les pertuis et inaugura la manœuvre au cabestan; celle-ci ne dura plus que 10 à 12 minutes au lieu de journées entières (Marivetz, *Système général ... des navigations ...* op. cit., p. 253 et sqq.).

2) C'est ce que démontre nettement l'étude des transports, c'est-à-dire l'étude du matériel, des prix et des horaires des Messageries, du roulage et de la batellerie, que j'ai abordée ailleurs (*Les transports en France au XVIIIe siècle*, dans la *Revue d'histoire moderne et contemporaine*, t. XI, novembre 1908 et janvier 1909).

Miszellen.

Grundherrschaft und Bureaukratie im Kirchenstaate vom 8. bis zum 10. Jahrhundert.

Von

Ludo M. Hartmann.

Die größte Verwaltungsreform in der Geschichte unseres Kulturkreises ist eine Folge der vollständigen Umwälzung der staatlichen Grundlagen durch die Entwicklung des antiken Stadtstaates zum römischen Weltreiche gewesen. Die Ordnungen des Augustus ließen die alten Formen für einen Teil des Reiches bestehen; sie mußten aber zugrunde gehen, da sie nur Rudimente eines gesellschaftlichen Zustandes waren, der selbst überwunden war, der einfachen Arbeitsteilung zwischen handarbeitenden Sklaven und Freien, denen wie die Pflicht so das Recht der Selbstverwaltung, der Selbstregierung und des Selbstschutzes zufiel. An die Stelle dieser primitiven Verwaltung drängte immer mehr die der neuen kaiserlichen Zentralgewalt unterstehende und von ihr geschaffene Beamtenschaft vor, deren Ursprung auf dem Gebiete nicht der alten *πόλις*, sondern der großen Privatwirtschaften, deren größte eben die des Kaisers war, zu suchen ist — bis in der Diokletianisch-Konstantinischen Reichsordnung die Bureaukratie ausschließlich zum ausführenden Organe der selbstherrlichen militärischen Zentralgewalt in allen Zweigen und auf allen Gebieten der Staatsverwaltung geworden ist[1]). In derselben Zeit hat sich aber auch die Struktur der Gesellschaft derart entwickelt, daß die Grundherrschaft mit ihren Hörigkeitsverhältnissen zu neuen ständischen Scheidungen geführt hat, so daß fast gleichzeitig mit der vollendeten Beamtenhierarchie der Zerfall des Staates in ständische Gliederungen hervortritt. Bureaukratie und Grundherrschaft sind die Grundlagen des spätrömischen Staates. Während aber bei der Trennung von Orient und Okzident im Osten die zentralisierende Bureaukratie vorwiegt,

1) Diese Entwicklung, die für die Verwaltungsgeschichte grundlegend ist, dargelegt zu haben, ist das Verdienst Otto Hirschfelds (Die kaiserlichen Verwaltungsbeamten bis auf Diokletian. 2. Aufl. 1905).

wird im Westen die dezentralisierende Grundherrschaft das vorherrschende Element.

So ist für den Byzantinismus die bis ins einzelne ausgebildete Bureaukratie charakteristisch, deren kompliziertes, bis ins Detail ausgearbeitetes System, wie es sich dem erschreckten Leser in dem Zerimonienbuche des kaiserlichen Schriftstellers im 10. Jahrhundert darstellt, die mehr als ein halbes Jahrtausend ältere Notitia dignitatum weit hinter sich läßt und den Vergleich mit keinem bureaukratischen System der späteren Zeit zu scheuen braucht. Die Prinzipien aber sind in allen Fällen die gleichen: Ernennung durch den Träger der Staatsgewalt, auf den alle Rechte der einst zur Wahl Berechtigten übergegangen sind; Kompetenzabgrenzung, da die Verwaltung zu einem arbeitsteiligen Organismus geworden ist; Besoldung, da die Verwaltungstätigkeit nicht mehr zu den Rechten und Pflichten des Bürgers gehört, so daß die Erfüllung der staatlichen Aufgaben, sofern sie nicht den Grundherrschaften zufällt, auf geldwirtschaftlichem Wege beschafft werden muß; hierarchische Gliederung, welche die Möglichkeit der Beförderung im Dienste einschließt. Das Vorherrschen der Grundherrschaft in der wirtschaftlichen Struktur auch des Ostens drückte sich allerdings darin aus, daß die Staatsbeamtenschaft dem Stande der Grundherren, die allein volle Freizügigkeit besaßen, entnommen wurde, und auch durch die Verbindung der niederen lokalen Verwaltung mit der Grundherrschaft. Aber der staatliche zentrale Oberbau der Verwaltung, übrigens stets in Verbindung mit dem Hofe und der Großstadt Konstantinopel, blieb bureaukratisch und geldwirtschaftlich und wich nur spät und niemals vollständig den feudalen Bildungen. Es ist sehr bezeichnend, daß KONSTANTINUS PORPHYROGENITUS berichtet, daß zur Zeit seines Vaters Leo des Philosophen (886—911) — und wohl auch schon lange vorher — zwar die militärischen Statthalter der Themen des Orientes aus der Zentralkasse besoldet wurden, dagegen die des Okzidentes, d. h. der Länder, welche von barbarischen Römern oder von Barbaren bewohnt waren, ihre Besoldung aus den Einkünften ihrer eigenen Provinzen bestritten[1]), großenteils wohl in der Weise, daß ihnen die Einkünfte gewisser Güter zugewiesen waren, ebenso wie wohl auch ihren Untergebenen. Hier im Okzidente war die Zentralgewalt schwächer und die Grundherrschaft und daher auch die Naturalwirtschaft stärker, und mit dieser durch die Grundherrschaft eingeschränkten Bureaukratie, die sie vorfanden, hatten sich seit dem 11. Jahrhundert die Normannen in Süditalien abzufinden.

Eine ähnliche folgenschwere Entwicklung des Verwaltungssystems hat in vielhundertjährigen Kämpfen, in denen sich Bureaukratie und Grundherrschaft feindlich gegenüberstanden, der päpstliche Kirchenstaat aufzuweisen, während in dem langobardischen Teile Italiens die bureaukratischen Elemente vollständig weggefegt wurden, da sie in dem primitiven und lockeren germanischen Staatsverbande keine Stelle

1) KONSTANTINUS PORPHYROGENITUS, De cerimon. p. 697, Bonn. — Über die Verhältnisse in dem von den Byzantinern wiedereroberten Süditalien vgl. GAY, L'Italie méridionale et l'empire Byzantin 867—1071. Paris 1904.

fanden, und fast nur die naturalwirtschaftlichen Elemente der römischen Verwaltung, insbesondere die munera, neben der Grundherrschaft erhalten blieben[1]). In den byzantinischen Teilen Italiens vollzog sich vom 6. bis zum 8. Jahrhundert jene Verdrängung der Zivil- durch die Militärverwaltung und anschließend die Lokalisierung des Militärwesens und Militarisierung des Grundbesitzes, die als eine Aufsaugung der Bureaukratie durch die Grundherrschaft angesehen werden kann[2]). Im Gegensatz zu den lokalen Gewalten, eben den Grundherrschaften, war die zentrale byzantinische Staatsgewalt nur durch eine schwache bureaukratische Oberschichte vertreten, die seit der großen italienischen Revolution vom Anfang des 8. Jahrhunderts auf ein Minimum reduziert war und beim Sturze des byzantinischen Regiments vollständig verschwand[3]). Nur da, wo die Geldwirtschaft nicht bedeutungslos wurde und wo das Erbe der byzantinischen Verwaltung von einer nicht bloß lokalen Gewalt angetreten werden konnte, im päpstlichen Rom, hat sich außerhalb des byzantinischen Reiches die Bureaukratie neben der Grundherrschaft erhalten können.

Die Kirche, die trotz des Druckes, der auf ihr lastete, ihre Selbständigkeit im Westen in ganz anderer Weise wahren konnte als im Osten und danach strebte, statt innerhalb des byzantinischen Staates neben ihm zu stehen, hat schon früher nicht nur die sozialen, aus den Verhältnissen entspringenden Pflichten erfüllt, zu deren Übernahme sie berufen war, während sie der Staat gar nicht kannte, sondern auch eine Reihe von Verwaltungstätigkeiten des Staates, die dieser vernachlässigte oder nicht mehr erfüllen konnte, im übertragenen und dann im eigenen Wirkungskreis auf sich genommen. Aus der Kompetenz des kaiserlichen Stadtpräfekten war es z. B. schon frühe die Sorge für die Wasserleitungen und für die Mauern der Stadt, die in den Wirkungskreis des Papstes überging, sowie die Verproviantierung und sogar die Löhnung der Soldaten[4]). Wie ein kaiserliches Amt verschwand, rückte gleichsam automatisch ein päpstliches an die Stelle, und als auch der kaiserliche Oberbeamte in der Mitte des 8. Jahrhunderts seine Funktionen einstellte, war ganz von selbst die ganze dicio, d. h. Verwaltungshoheit, in den Händen des Papstes, schon bevor sie ihm von Pippin „zurückgegeben" war.

Die Päpste haben das bureaukratische System mit den staatlichen Funktionen vom Reiche übernommen, indem sie einerseits einzelne Ämter, wie den Stadtpräfekten, den magister census, sowie die Organisation der stadtrömischen Miliz, päpstlich machten, andererseits aber auch ihre eigene, der Privatwirtschaft entstammende Verwaltung den

---

1) Vgl. meine Analekten, Zur Wirtschaftsgeschichte Italiens im früheren Mittelalter 93 f., 113 ff.

2) Vgl. den Bericht über die Stuttgarter Versammlung deutscher Historiker (1906), 3. Sitzung: Über die wirtschaftliche Entwicklung Italiens im früheren Mittelalter.

3) Vgl. im allgemeinen meine Geschichte Italiens im Mittelalter II/2, 99 f.

4) Vgl. meine Untersuchungen zur Geschichte der byzantinischen Verwaltung in Italien, insbesondere S. 44 f., 100 ff.

Verhältnissen entsprechend ausgestalteten. Da die Funktionen der päpstlichen Regierung staatliche wurden, näherte sich das Bureau des Papstes, das zur Regierung des Kirchenstaates wurde, in seiner Zusammensetzung den übrigen byzantinischen Bureaus. An der Spitze des ursprünglich einheitlichen Bureaus steht als Chef der primicerius mit seinem Stellvertreter, dem secundicerius, und den übrigen in einer schola vereinigten notarii, genau wie in allen staatlichen Bureaus; wie aber die Verwaltung komplizierter wird, verselbständigen sich die einzelnen Abteilungen, denen eigene Funktionen und eigene Beamte zugeteilt werden, genau wie in der Kanzlei des Kaisers und der höheren Beamten. Die Chefs dieser Zentralbehörden werden nun ebenfalls zu Ministern, wie der primicerius und secundicerius. So erscheint ein primus defensor als Chef einer schola der speziell für den päpstlichen Verwaltungsdienst geschaffenen Defensoren (seit Gregor dem Großen); ferner ein arcarius und ein sacellarius als Chef der Einnahmen- und der Ausgabenwirtschaft; ein nomenclator, wie er sich ebenfalls in den staatlichen Bureaus nachweisen läßt, und schließlich, als im 9. Jahrhundert die eigentlichen Kanzleigeschäfte von den übrigen Sektionen abgetrennt wurden, der protoscriniarius als Chef der scriniarii oder tabelliones. Damit ist die Zahl der Zentralbehörden für längere Zeit auf 7 fixiert[1]). Außerdem erscheint längere Zeit hindurch ein (weltlicher) consiliarius, sowie ein superista und ein vesterarius, die auch zu den Zentralbehörden gerechnet werden müssen[2]).

Diesen Zentralbehörden untergeordnet sind außerhalb Roms die rectores patrimonii, die am ehesten den kaiserlichen Prokuratoren oder Provinzstatthaltern zu vergleichen sind, aber auf dem Boden der privaten Güteradministration entstanden waren. Ihnen oblag in erster Linie die Leitung der Güterverwaltung einer bestimmten Provinz, und zu diesem Behufe unterstanden ihnen die verschiedenen Unterverwalter, actionarii, sowie ein eigenes Bureau von Notaren; andererseits wurden sie aber auch zu den alleinigen Vertretern des Papstes und der römischen Kirche auch in allen politischen und kirchlichen Angelegenheiten. Doch waren sie auch in ihren Kompetenzen in bezug auf die Güterverwaltung beschränkt, und wenn es sich um eine Neuordnung

---

1) Über die 7 iudices palatini, ihr erstes Erscheinen und ihre Reihenfolge vgl. jetzt L. Halphen, Études sur l'administration de Rome au moyen-âge (751—1252) S. 37 ff. und die Listen dieser Würdenträger S. 89 ff. — In einer lehrreichen Arbeit, die sich vielfach mit den gleichen Fragen beschäftigt, leugnet W. Sickel (Alberich II. und der Kirchenstaat in Mitteil. des Instit. XXIII, 50 ff.), daß man diese Behörden als administrative Zentralbehörden betrachten könne, meines Erachtens mit Unrecht.

2) Ein consiliarius findet sich seit Papst Gregor I.; zu vergleichen sind z. B. die consiliarii des praet. praet. in Afrika in Cod. Iust. I, 27, 1, 21. — Der superista ist offenbar dem kaiserlichen superista s. palatii nachgebildet. — Die Funktionen des vesterarius (vgl. Galletti, Del vestarario della S. R. Chiesa, 1758) sind noch nicht im einzelnen festgestellt; er erscheint mitunter in besonderer Beziehung zu Ravenna und gehört auch zu den Oberrichtern, obwohl er nicht unter den 7 iudices aufgeführt wird. Jedenfalls entspricht er dem protovestiarius des byzantinischen Kaisers.

der hergebrachten Abgaben handelte, wurden an ihrer Stelle ordinatores mit speziellen Vollmachten in die Provinzen geschickt. Es ist zweifellos, daß sie für jedes Indiktionsjahr neu ernannt wurden und, ebenso wie die übrigen Beamten, eine jährliche Besoldung erhielten, die je nach dem Range schwankte und von der Zentralstelle bezahlt oder verrechnet wurde[1]). —

Es ist bezeichnend, daß diese Bureaukratie neben der eigentlich kirchlichen Hierarchie wie in allen anderen Gemeinwesen weiterbesteht, und daß gar nicht der Versuch gemacht wird, diese mit jener zu verschmelzen, wenn auch die Verbindung eines kirchlichen und eines bureaukratischen Ranges in einer Person durchaus nicht ausgeschlossen war. Die Einheitlichkeit der Gesamtregierung war nicht nur durch die gemeinsame Spitze, den Papst, hergestellt, sondern auch dadurch, daß auch die Verwaltungsbeamten alle im weiteren Sinne zum römischen Klerus gezählt wurden. Mindestens seit Gregor dem Großen war es Prinzip, die Verwaltungsgeschäfte nur durch Kleriker besorgen zu lassen, die, wenn sie auch nicht die höheren Weihen hatten, doch durch die Tonsur als zugehörig zu der Gesamtorganisation bezeichnet waren. Es ist darauf hingewiesen worden, daß durch die Aufnahme der Jünglinge in die schola cantorum (orphanotrophium) oder unter die cubicularii, die in unmittelbarer Nähe des Papstes im Lateran herangezogen wurden, für den Beamtennachwuchs gesorgt wurde[2]). Insbesondere diese letztere Einrichtung erinnert an ähnliche Einrichtungen am kaiserlichen Hofe, wo ebenfalls die zur höheren Verwaltungskarriere bestimmten Söhne der Vornehmen herangebildet wurden; und wenn auch das Prinzip der Erblichkeit sowohl der klerikalen als auch der bureaukratischen Verwaltung widerstreitet, so war doch hier eine Handhabe gegeben, welche benützt werden konnte, um Angehörigen bestimmter mächtiger Familien immer wieder den Eintritt in die höhere Verwaltungskarriere zu eröffnen.

Der Kirchenstaat sollte und wollte keineswegs ein Gottesstaat sein, und es wurde daher genau zwischen der Kirche und den irdischen Bedürfnissen des Staates unterschieden. Am deutlichsten drücken sich die Intentionen seiner eigentlichen Gründer, des Primicerius Christoforus und der anderen Minister Papst Stephans II. und Pauls, in der Konstantinischen Schenkung aus, die in jenen Zeiten entstanden ist und

---

1) Über die rectores vgl. namentlich Wisbaum, Die wichtigsten Richtungen und Ziele der Tätigkeit des Papstes Gregor des Großen (Bonn. Diss. 1884), nam. S. 8 ff. Hauptquelle ist das Registrum Gregors (M. G. Ep. I, II); dazu die Formeln des Diurnus (ed. Sickel) 51 ff. und 34 f. — Von den stipendia, welche die römische Kirche ihrem defensor und rector Fantinus zahlt, ist die Rede Greg. Reg. I, 42 p. 68; in einer anderen Kirche wird ebd. V, 57 Besoldung secundum locum et ordinem vorausgesetzt. Von der „roga", welche den Klerikern gezahlt wird, ist in den Quellen öfters die Rede, und überhaupt gilt für die Kirchen die Regel, daß die quarta der Einkünfte für die Kleriker bestimmt ist; vgl. z. B. Reg. XI, 56ª c. 1 und a. v. a. O.

2) Vgl. Duchesne, Les premiers temps de l'État pontifical, 754—1073 (1898), S. 47 f.

den Zweck verfolgt, die kuriale Bureaukratie der kaiserlichen parallel zu entwickeln und gleichzusetzen[1]). Die päpstlichen Zentralstellen ersetzten die kaiserliche Zentralregierung. Allerdings war die große Frage, ob und in welchem Maße es gelingen konnte, ein bureaukratisches System über und innerhalb einer grundherrlichen Basis auszubauen und aufrechtzuerhalten.

Dafür war vor allem entscheidend, daß die römische Kirche schon längst ihrem Umfange nach über eine bloße Privatwirtschaft hinausgewachsen war, und daß auch ihrer ganzen Anlage nach von einer geschlossenen Hauswirtschaft nicht die Rede sein konnte. Die Güter der römischen Kirche waren über den ganzen römischen Erdkreis zerstreut, und wenn auch ihre Leistungen zum größten Teil in Naturalabgaben bestanden, so fehlte es doch auch nicht an Nebenleistungen in Geld, die in ihrer Gesamtheit immerhin eine stattliche Summe ausgemacht haben müssen. Bei den entfernteren Patrimonien, aus denen die Naturalien füglich nicht nach Rom transportiert werden konnten, mußten die Abgaben ohnehin in Geld einlaufen. Dazu kam die Akkumulierung der freiwilligen Gaben, welche die Gläubigen aus allen Weltgegenden nach Rom brachten; die Überschüsse der eigenen wie der fremden Wirtschaften strömten nach Rom, wo durch sie die wirtschaftliche Passivität der Bevölkerung ausgeglichen wurde, sowohl der eigentlich römischen als auch derjenigen, welche in Rom Zuflucht suchte. Rom selbst aber hatte trotz des allgemeinen wirtschaftlichen Rückgangs, von dem es besonders betroffen war, doch noch zum Teil seinen städtischen Charakter bewahrt, und der Papst wurde in diesem Mittelpunkt zu einer Zeit, als die eigentlichen Bankiers verschwunden waren, zum Bankier zuerst des byzantinischen Kaisers, dann der großen Organisation, die ihm unterstand. Auch sonst waren die Kirchen in jener Zeit die bedeutendsten Geldmächte; allein alle Ursachen, die nach dieser Richtung wirkten, mußten gemäß der ungleich größeren Einflußsphäre der römischen Kirche in dieser mit vielfach verstärkter Kraft wirken[2]).

Nur so erklärt es sich, daß sich schon Gregor der Große geradezu als den sacellarius des Kaisers bezeichnen konnte[3]); der Loskauf von Gefangenen um bares Geld, Geldvorschüsse an Notleidende, Gewährung von Pensionen an Verarmte sind häufig; den Langobarden werden ihre Plünderungszüge um Geld abgekauft; auch die Bauten der Kirche werden doch nur zum Teil durch Naturalleistungen bestritten; und dies alles geschah neben der Auszahlung der regelmäßigen Besoldungen und neben den großartig organisierten Ausspeisungen und Unterstützungen Hilfsbedürftiger, die allerdings großenteils durch die Naturaleinnahmen aus den Patrimonien gedeckt wurden. Und wenn die Patrimonien zu gewissen Zeiten, zuerst durch die Eroberungen der Langobarden, dann durch die Konfiskation der süditalienischen Güter geschmälert wurden, so brachte es die Entwicklung des römischen Ein-

---

1) Geschichte Italiens im Mittelalter II/2, S. 224 ff.
2) Geschichte Italiens im Mittelalter II/1, 148 ff.
3) Greg. Reg. V, 39.

flusses im Okzidente mit sich, daß die päpstliche Regierung gerade durch reichlicher fließende Geldeinnahmen Ersatz fand — nicht nur durch die Gaben der immer zahlreicheren Pilger, nicht nur durch außerordentliche Unterstützungen, wie z. B. durch die Kollekte, die Kaiser Lothar für den Mauerbau um die leoninische Stadt nach dem Sarazenenüberfall (846) ausschrieb[1]), nicht nur durch die verschiedenen Zehenten, sondern auch insbesondere dadurch, daß es immer häufiger Sitte wurde, daß der römische Stuhl Kirchen und Klöster in seinen speziellen Schutz oder sein Eigentum gegen Zahlung eines jährlichen census übernahm. Dazu kam das Romgeld, der Peterspfennig, der schon im 9. Jahrhundert von England gezahlt worden war und in späterer Zeit auch auf andere Länder ausgedehnt wurde[2]). Auch die verschiedenen Oblationen, Ordinations- und Palliengelder, die, ursprünglich nur mißbräuchlich eingehoben, zu regelmäßigen Gebühren wurden, gehören hierher. So konnten sich die im einzelnen geringen Geldüberschüsse naturalwirtschaftlicher Länder in Rom konzentrieren und die Geldmacht und damit zugleich die Beweglichkeit der römischen Verwaltung nicht nur erhalten, sondern bedeutend steigern.

Ebenso wurden eine Anzahl Zweige der staatlichen Verwaltung, welche vom Papst übernommen wurden, durchaus auf geldwirtschaftlicher Grundlage weitergeführt. Wir besitzen noch das Quittungsformular, nach welchem den Verwaltern der römischen Torgelder um das Jahr 800 Decharge erteilt wurde. Wir ersehen daraus, daß der Übernehmer der „actionarica de diversas portas huius Romanae urbis“ die Einnamen aus dem Oktroi für jede Indiktion strenge zu verrechnen hatte; es wird ihm vom Papst bestätigt „nihil apud vos remansisse“; es waren also diese Einnahmen weder zu Lehen noch als Pacht vergeben. Und das gleiche gilt z. B. für die Münze, die Landungsgelder der Schiffe (ripa), die Hafengelder (in Rom und Ostia), die z. B. im Langobardenreiche schon längst nicht mehr der bureaukratischen Verwaltung unterstanden, sondern verliehen wurden[3]). Dagegen ist es mehr als zweifelhaft, ob die alte direkte Steuer, das „tributum“, noch zu der Zeit, als der Kirchenstaat entstanden ist, von kaiserlichen Beamten eingehoben und dann von den päpstlichen übernommen worden ist. Es war allerdings noch das Streitobjekt, als Gregor II. wegen einer Steuererhöhung seinen Kampf mit dem byzantinischen Kaisertum begann, und wurde, als die italienische Revolution gescheitert war, in Süditalien weitererhoben. Dagegen scheint diese Grundsteuereinhebung in Mittel- und Norditalien vollständig in die Hände der militärischen Grundherrschaften übergegangen zu sein, so daß das tributum mit dem

---

1) M. G. Cap. II, p. 66 n° 203 c. 8.

2) Vgl. den Liber censuum des Centius camerarius, herausg. von P. Fabre und Duchesne (Bibl. des Écoles franç. d'Athènes et de Rome II/6). — J.E. 2494. — Auch Woker, Finanzwesen der Päpste (1878) S. 33 ff.

3) Diurn. 104 („securitas“; vgl. 103 für den rector eines patrimonium) und das Ravennatische Konzil von 877 c. 15 (Mansi, Conc. omn. ampl. coll. XVII, 339).

Zins der Hintersassen verschmolz und nur die Grundherren gewisse Summen jährlich an die Gesandten des Kaisers ablieferten. Man braucht censum et pensionem et ceteras dationes — die jährlich an den königlichen Palast von Pavia aus dem langobardischen Tuscien und Spoleto abgeführt zu werden pflegten, aber von Karl dem Großen dem Papst zur Entschädigung abgetreten wurden, als dieser seinerseits dem Frankenkönig die Verwaltung der beiden Länder per praeceptum überließ[1]) — nicht notwendig auf das „tributum" im eigentlichen Sinne zu beziehen, ebensowenig wie die Nachricht, daß im Jahr 876 ein secundicerius die verschiedenen Kirchen plünderte und die „tributa vetera" vermehrte[2]). Es bleibe dahingestellt, ob nicht das Romgeld, das der Papst aus verschiedenen Ländern bezog, als eine Ablösung des alten tributum, des byzantinischen *καπνικόν* angesehen wurde.

Die Form, in welcher der Papst als Landesherr von den ihm unterstehenden Territorien Abgaben öffentlich-rechtlicher Natur einhob, hatte sich ebenfalls schon in byzantinischer Zeit, allerdings unter der Einwirkung der Grundherrschaft, herausgebildet. Schon in früher Zeit war der Mißbrauch eingerissen, daß die kaiserlichen Beamten außer den gesetzlichen Sporteln für ihre Ernennung große Summen bezahlten, die als suffragium bezeichnet wurden und selbstverständlich in Form von Auflagen wieder aus den Untertanen herausgepreßt werden mußten[3]). Als nun das Prinzip anerkannt wurde, daß sich die kaiserlichen Beamten aus den ihnen untergebenen Ländern im Westen selbst bezahlt zu machen hatten, und das Amt außerdem in der Regel mit der Grundherrschaft verbunden wurde, war es das suffragium, jetzt eine anerkannte Institution, die gleichsam als Preis für das Amt gezahlt werden mußte und vielfach zur einzigen Abgabe wurde; jedenfalls wurden nicht wie beim römischen Oktroi die einlaufenden Abgaben verrechnet und abgeliefert, sondern es trat an ihre Stelle (ähnlich wie im kaiserlichen Istrien) ein Fixum als Ablösungssumme. Die Herrschaft des Papstes in Ravenna, der Emilia, der Pentapolis äußerte sich denn auch sofort nach der Begründung des Kirchenstaates in der Art, daß die einzelnen Beamten (iudices, duces etc.) ihre praecepta actionis, ihre Anstellungsdekrete, nicht mehr vom Kaiser oder dessen Stellvertreter, sondern vom Papste sich holten, und der Streit um die Verwaltung jener Provinzen zwischen dem Erzbischof von Ravenna und dem Papste ging in der Weise vor sich, daß jeder der beiden diese praecepta auszustellen als sein eigenes Recht in Anspruch nahm[4]). Und im Jahre 808 beklagt sich der Papst Leo III. bei Karl dem Großen, daß dessen missi in den einzelnen Stadtgebieten Personen eingesetzt hätten, die selbst alle Gerichtsgebühren einhoben, die bisher der vom Papste eingesetzte dux einnahm und seinem Herren jährlich

1) Vgl. das Privileg Ludwigs des Frommen für die römische Kirche vom Jahr 817 (bei Sickel, Das Privilegium Ottos I. für die römische Kirche S. 175).
2) Brief Johanns VIII.: J.E. 3041.
3) Vgl. z. B. Greg. Reg. V, 38.
4) Vgl. Cod. Carol. 54 f. (55 f.) v. J. 775 = J.E. 2415 f.

abzuführen pflegte, und die ferner das Volk mit Abgaben (collectio) beschwerten, so daß die duces nicht mehr imstande waren, dem Papste das volle suffragium zu zahlen [1]). — Man gewinnt den Eindruck, daß in dem weiteren Herrschaftsgebiete des Papstes, namentlich im Norden des Appennins, die päpstliche Verwaltung schon früher gegenüber den lokalen Gewalten ebensowenig wie das byzantinische Kaisertum durchdringen konnte, trotzdem der vesterarius des Papstes stets oder gelegentlich von Ravenna aus die Einhebung der Abgaben regelrecht zu organisieren suchte [2]); jedenfalls war das bureaukratische System durch die Grundherrschaft von Anbeginn an durchbrochen und durch eine indirekte Verwaltung zersetzt, die selbstverständlich durch ihre Unabhängigkeit für den Kirchenstaat die schwersten Gefahren mit sich brachte, wenn die in der Grundherrschaft liegende Tendenz zur Erblichkeit und Abschliessung über das vom Kaiser übernommene päpstliche Ernennungsrecht obsiegte.

Um so wichtiger mußte es deshalb für die Päpste sein, ihre eigentliche Hausmacht, die Patrimonien, nicht nur ungeschmälert zu erhalten, sondern auch unter einer derartigen Verwaltung, daß keine fremde grundherrliche Gewalt die direkte päpstliche Regierung schmälern konnte. Hier war der Papst selbst der Grundherr und wollte es bleiben, und hier war ihm der Machtzuwachs der Grundherrschaft, die schon in byzantinischer Zeit bisher staatliche Verwaltungsfunktionen an sich gezogen hatte, um so mehr zugute gekommen, als die kirchliche Wirtschaft nicht nur durch ihre Ausdehnung, sondern auch durch ihre Stellung im Staate imstande war, den staatlichen Einfluß in besonders hohem Grade zu beseitigen. Die Kirchengüter waren dem byzantinischen Staate gegenüber mediatisiert; als aber der Kirchenstaat im eigenen Namen die dicio übernahm und die päpstlichen Zentralstellen zur Regierung wurden, war selbstverständlich von einer Trennung der Staatswirtschaft und der Privatwirtschaft keine Rede mehr, und man konnte viel eher die dem Kirchenstaate zugehörigen Territorien nach dem Gesichtspunkte unterscheiden, ob sie in direkter oder indirekter Verwaltung der Kirche standen.

Dieser Dualismus in der Patrimonialverwaltung reicht weit zurück. Mommsen hat ihn zuerst in aller Schärfe für die Zeit Papst Gregors I. dargestellt [3]). Schon dieses Papstes Bestreben geht dahin, die Entfremdung des Kirchengutes hintanzuhalten nicht nur auf Grund der Kirchenschutzgesetze, welche eine Verpachtung auf immerwährende Zeiten ausschlossen, sondern auch dadurch, daß er der direkten Be-

1) Leon. III ep. 2 (Monum. Carol. ed. Jaffé p. 312) = J.E. 2516. Vgl. auch die Notiz: „Quot sunt genera iudicum" (Giesebrecht, Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit I⁵ S. 894) von den iudices: „dum stipendia a republica non accipiunt, avariciae face succensi ius omne confundunt." Das suffragium wird auch im Libell. de imper. pot. erwähnt. S. unten.

2) J.E. 3028.

3) Mommsen, Die Bewirtschaftung der Kirchengüter unter Papst Gregor I., in Ztschr. f. Soz.- u. Wirtschaftsgesch. I (1893), 43 ff. — Dazu meine Analekten S. 14 ff. und Viertelj. f. Soz.- u. Wirtschaftsgesch. IV, 340 ff.

wirtschaftung überhaupt den Vorzug gibt und dem Mißbrauche, daß mächtige Herren, insbesondere kaiserliche Beamte, die Kirche zur Verpachtung großer Güter gegen einen mitunter nur nominellen Zins zwingen, zu steuern sucht. Für die langfristige Pacht ist gemäß einer Formel jener Zeit die ausdrückliche Gestattung des Papstes erforderlich, nach welcher erst der rector den schriftlichen Vertrag abschließen darf; in einer anderen Formel wird dem rector ausdrücklich untersagt, direkt bewirtschaftetes Land in Emphyteuse zu geben. Auf den in Eigenwirtschaft der Kirche stehenden Gütern aber unterstanden die Kolonen und Kleinpächter (libellarii) unmittelbar den beamtenähnlichen conductores und den actionarii, deren Chef der für jeden Patrimonialbezirk ernannte rector war.

Auch bei der Anlegung der domuscultae in der römischen Campagna im 8. Jahrhundert verfolgten die Päpste Zacharias und Hadrian [1]) in erster Linie den Zweck, einheitliche Gutsbezirke mit direkter päpstlicher Bewirtschaftung zu schaffen. Wie die Dinge damals schon lagen, bedeutete dies zugleich die Ausdehnung der direkten päpstlichen Verwaltung, Jurisdiktion und Militärhoheit auf die einbezogenen Territorien [2]). — Die natürlichen Gegner der Päpste in ihrem Bemühen, eine einheitliche, direkte, bureaukratische Organisation durchzuführen, waren selbstverständlich die weltlichen Grundherren, welche schon in byzantinischer Zeit die staatlichen Funktionen großenteils an sich gerissen hatten und ihrerseits nach Unabhängigkeit von der päpstlichen Zentralverwaltung strebten, indem sie ihre Stellung erblich zu machen versuchten und dem päpstlichen Ernennungsrechte, das das kaiserliche ersetzte, die Anerkennung verweigerten, und indem sie zugleich das Gebiet der indirekten Verwaltung auf Kosten der direkten erweitern wollten. So stehen einander schon bei der Begründung des Kirchenstaates, vertreten einerseits durch den Primicerius Christoforus und andererseits durch die duces der Campagna, die kuriale Bureaukratie und die erbgesessene Landaristokratie gegenüber, deren Kampf in den nächsten Jahrhunderten die Geschichte des Kirchenstaates erfüllt. Der prinzipielle Ausschluß der grundherrlichen Aristokratie von der Teilnahme an der Papstwahl durch die Synode des Jahres 769 war der erste bedeutsame Erfolg der Bureaukratie, deren Herrschaft naturgemäß unter der langen Regierung Papst Hadrians durch Karl den Großen aufrechterhalten wurde und sich befestigen konnte [3]). Während der Regierung Papst Leos III. regte sich die grundherrliche Opposition zu wiederholten Malen; kurz vor seinem Tode fielen die weltlichen Herren über die Domuskulte her und suchten sich diejenigen päpstlichen Güter anzueignen, die ihnen Leo angeblich widerrechtlich weggenommen, d. h. ihrer Verwaltung entzogen hatte, indem er die Pacht

1) Vgl. GREGOROVIUS, Gesch. d. Stadt Rom im Mittelalter II[4], 264 ff. u. 380 ff.

2) In diese Gruppe von Bestrebungen gehört auch die Anlage militärischer Kolonien in Porto und Centumcellae. Vgl. Gesch. Italiens im Mittelalter III/$_1$, 223 f. und Lib. pont. v. Leon. IV c. 101.

3) Gesch. Italiens im Mittelalter II/$_2$, 231 ff.; vgl. auch 336 f.

nicht erneuerte und sie in Eigenwirtschaft übernahm [1]). Die Veranlassung der folgenden Parteikämpfe ist in unseren Quellen nicht so deutlich zu ersehen, und sicherlich traten die beiden großen Parteien nicht immer gleich deutlich geschieden in den politischen Kampf, schon deshalb, weil auch die Päpste ihrerseits ihre Nepoten durch Verleihung von Grundherrschaften zu begünstigen trachteten und andererseits Mitglieder der grundherrlichen Aristokratie in die päpstliche Zentralverwaltung eindrangen. Aber in dem Grundgesetze Lothars vom Jahre 824, das die Verhältnisse des Kirchenstaates für ein halbes Jahrhundert ordnete, wurde nicht nur das Papstwahlrecht in der alten Weise bestätigt und die kaiserliche Oberaufsicht geregelt, sondern auch den Untertanen der Gehorsam gegen die päpstlichen duces und iudices eingeschärft und die Rückgabe der Kirchengüter, die durch angeblich erschlichene Urkunden der päpstlichen Verwaltung entfremdet waren, in Aussicht gestellt [2]). Im dritten Viertel des 9. Jahrhunderts war der Kirchenstaat unter der unmittelbaren Aufsicht des Kaisers, und es scheint beinahe, als ob Ludwig II. in dem Bestreben, sein italienisches Reich auszubauen, vor der Autonomie des Kirchenstaates nicht Halt gemacht und die Machtsteigerung der römischen Grundherren innerhalb des Kirchenstaates nicht ungern gesehen oder sogar gefördert habe; es wird ihm nachgesagt, daß er nicht nur im ravennatischen Teile des Kirchenstaates Kirchengut benefiziarisch vergab und dem Papste nur das „suffragium“ überließ, sondern auch Patrimonien bei Rom an seine Getreuen abgab oder ihre Leistungen für sich in Anspruch nahm [3]).

In einem höchst interessanten, leider nur fragmentarisch erhaltenen Briefe legt Papst Johann VIII. seine Verwaltungsgrundsätze dem Kaiser Ludwig II. dar. Er knüpft unmittelbar und offenbar mit Kenntnis der alten Kaisergesetze an die altrömische Zeit an, wenn er behauptet, daß ursprünglich ein Amt (magistratus) nur für ein Jahr vergeben worden sei und daß der Beamte (iudex), dessen Amtszeit abgelaufen war, verpflichtet gewesen sei, noch 50 Tage in seiner Provinz zu verweilen, bis zurückerstattet war, was er etwa den Grundbesitzern weggenommen. Wenn er für sich Güter gekauft oder was immer zur Zeit seiner Verwaltung dem apostolischen Stuhle entfremdet, wurde es zurückgefordert. So sei es bis zu den Zeiten Ludwigs II. mit der jährlichen Ernennung sowohl in jenen (ravennatischen?) als auch in diesen (römischen) Gegenden gehalten worden; und hier gelte dieser Gebrauch auch heute noch. So sei durch den Wechsel der duces das weltliche Recht des Papstes gemehrt und nicht in ein ewiges Recht des Beamten umgewandelt worden. Wenn schon der Besitz gesetzlich durch eine 10- oder 20- oder 30jährige Frist gefestigt oder ausgeschlossen würde, so lasse sich daraus ermessen, was eine so lange Frist (für die Ersitzung des Amtes) bedeute, wenn etwa „tyrannischen“ duces

1) Ebd. III/1, 96.

2) M. G. Capit. I, 323 n⁰ 161 c. 1. 3. 6.

3) Vgl. Libell. de imper. potestate in urbe Roma: M. G. SS. III, 720. — Lapôtre, Le pape Jean VIII, p. 218.

ein ständiges Amt verliehen werde. Die allgemeine Regel gehe den Spezialbegünstigungen vor, und ungültig seien diese, wenn sie gegen das Recht verstoßen. Auf Grund dieser dem römischen Rechte entnommenen Deduktionen bekämpft der Papst das vom Kaiser geförderte Benefizialwesen. Hier tritt der Kampf der Bureaukratie gegen die sie bedrängenden Mächte deutlich in seinen Phasen hervor: erzwungene Verlängerung des ursprünglich jährigen Amtes und Machtsteigerung des Beamten, benefiziarische Erteilung des Amtes und Besitzes und dauernde Entfremdung durch die zu Feudalherren gewordenen duces[1]).

In dem Intrigenspiele jener Zeit aber spielen seit Papst Paschalis I. (823) immer wieder römische Große mit dem byzantinischen Titel eines magister militum eine Rolle. Der Titel kommt sonst außer im Ravennatischen in dieser Zeit nur für die halbselbständigen Fürsten der Seestädte Süditaliens, die noch in Verbindung mit Byzanz standen, vor, und es ist daher anzunehmen, daß auch im römischen Gebiete der Titel dieser Führer der Aristokratie eine besonders hervorragende Stellung ausdrücken sollte, wie es andererseits auch nicht wundernehmen kann, daß die Grundherren mit den byzantinischen Titeln gelegentlich im Gegensatze zum fränkischen Kaiser und zum Papste eine Anlehnung an die byzantinische Macht gesucht hatten. Bald nachdem aber Papst Johann VIII. gegen diese Würdenträger, die sich auch schon in die kuriale Zentralverwaltung eingedrängt, zentrale Beamtenstellen bekleidet und ganze Dynastien gebildet hatten, einen scharfen Kampf geführt und sie beseitigt hatte, verschwindet der Titel bis auf weiteres aus dem römischen Gebiete; möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß man darin einen Erfolg der päpstlichen Diplomatie im Sinne der kurialen bureaukratischen Zentralisationsbestrebungen erblicken kann[2]).

In diese Katastrophe, die nach Ludwigs II. Tode hereinbrach, waren außer dem Führer der ostfränkischen Partei und späteren Papste Formosus folgende Persönlichkeiten verwickelt: der nomenculator Gregorius, Sohn eines nomenculator Theophylactus, weil er durch acht Jahre sein Amt zum Schaden der Kirche mißbraucht hatte; dessen Bruder, der secundicerius Stephanus; dessen Schwiegersohn, der magister militum Georgius, Sohn des primicerius Gregorius und in erster Ehe mit der Nichte Papst Benedicts III. vermählt, zugleich vesterarius; der magister militum Sergius, Sohn des mag. mil. Theodorus, der die Nichte des Papstes Nikolaus geheiratet hatte; endlich Constantina, Tochter jenes nomenculator Gregorius, in erster Ehe mit dem Sohne

1) J.E. 3011.

2) Über die römischen mag. mil. im allg. vgl. W. Sickel a. a. O. 78 Anm. 2. — Über die politische Rolle der mag. mil. Gratianus und Daniel vgl. Gesch. Italien im Mittelalter III/1, 236; über den mag. mil. Mercurius und zwei andere mag. mil. (Gregorius, Christoforus) ebd. III/1, 239. — Im Briefe Johanns VIII. J.E. 3041 vom Jahre 876 sind die Mitglieder der von Johann VIII. gestürzten (mit Formosus in Verbindung stehenden) oppositionellen Clique am vollständigsten angeführt. — In Ravenna erhält sich der Titel mag. mil. weit länger.

des vesterarius Pippinus, dann mit dem Sohne des mag. mil. Gregorius vermählt. Man kann aus diesen verwandtschaftlichen Zusammenhängen ermessen, wie die päpstliche Bureaukratie durch die Verbindung von Nepotentum und Grundherrschaft zur Zeit der tatsächlichen Vormachtstellung des fränkischen Kaisers zersetzt war und was es bedeutete, wenn Johann VIII., sobald er des kaiserlichen Druckes ledig war, mit eisernem Besen die Verwaltung reinigte und die Bureaukratie wieder in ihre Rechte einsetzte.

Worin auch immer sonst die Abmachungen bestanden haben mögen, die zwischen Johann VIII. und seinem Kaiser Karl dem Kahlen getroffen wurden, so hat dieser doch jedenfalls das Vorgehen des Papstes gebilligt, dessen Konsequenzen in den feierlichen Synodalbeschlüssen von Ravenna im Jahre 877 niedergelegt waren. Im 15. Kapitel war ausgesprochen, daß es jedermann verwehrt sein solle, seine Hände nach den Patrimonien der römischen Kirche auszustrecken, und diese werden einzeln aufgezählt: „Appiae videlicet et Lavicanense vel Campaninum, Tiburtinum, Teatinum, utrumque Sabinense et Tusciae, porticum S. Petri, monetam Romanam, ordinaria et actionarica publica, ripam, portus et Ostiam.“ Dies alles solle in Ewigkeit zum unmittelbaren Gebrauche (in usum salarii) des heiligen Lateranischen Palastes bestimmt bleiben und die üblichen Abgaben und Fronden unweigerlich leisten. Verflucht sollte sein, wer immer ein Patrimonium auf dem Wege benefiziarischer Verleihung oder anderswie seinem Zwecke entziehen wollte; nur eine bezeichnende Ausnahme wurde gemacht, welche beweist, daß auch Johann VIII. das Prinzip nicht in seiner Reinheit zur Anwendung bringen wollte: die familiares des Papstes und seiner Nachfolger sollten von dem Verbote nicht betroffen werden. Während sich dieses Verbot offenbar gegen die Verleihung eines Patrimoniums im ganzen, wie es vielleicht in der letzten Zeit üblich geworden war, richtete, wurde in den folgenden Kapiteln noch hinzugefügt, daß überhaupt solche Höfe, die bisher nicht urkundlich verliehen worden waren, in den genannten Patrimonien künftig nicht vergeben werden durften, und daß im ganzen Exarchat sowie im engeren Kirchenstaat kein Mann, welchen Stammes und Standes immer, Klöster oder Güter zur benefiziarischen Leihe oder auf andere Weise erlangen oder vergeben dürfe, ausgenommen diejenigen Ortsbewohner, denen es „pro utilitatibus et speciali servitio s. Rom. ecclesiae vel ducatus“ zugestanden wird oder die „ad nostra dispensanda“ eingesetzt werden[1]). Wenn in diesen Bestimmungen auch manches unsicher bleibt, so ist doch so viel klar, daß der Papst trachtete, auf Grund des status quo, der nach der Austreibung und Besitzentsetzung der Opposition hergestellt war, der Ausbreitung der grundherrlich-benefiziarischen Verwaltung eine Schranke zu setzen und in erster Linie die Erhebung der römischen Abgaben und das ganze Land rings um Rom der direkten bureaukratischen Verwaltung zu sichern, so daß gleichsam ein engerer, bureaukratisch verwalteter und ein weiterer Kirchenstaat unterschieden werden konnte.

1) Die Synode von Ravenna bei Mansi, Conc. omn. ampl. coll. XVII, 337 ff. Vgl. dazu auch Gregorovius a. a. O. III, 186 f.

Die Usurpationen von Kirchengut hörten trotz allem im Kirchenstaat so wenig auf wie in den übrigen Gegenden Italiens, trotz aller Verordnungen auch der weltlichen Gewalt, und Johann VIII. mußte während seiner ganzen Regierung einen fast ununterbrochenen Kampf gegen die mit der römischen Opposition verbündeten Widonen von Spoleto führen, die einerseits Territorien des Kirchenstaats ihrer dicio zu unterwerfen wußten und nicht einmal dazu zu bewegen waren, sich von der Kirche investieren zu lassen, und andererseits sich bemühten, die vertriebenen Gegner des Papstes wieder in ihren Besitz einzusetzen. In diesem Kampf ist Johann VIII. von Mörderhand gefallen (882), und der Kirchenstaat und das Papsttum wurden wieder der Spielball der beiden einander bekämpfenden Interessengruppen.

Johanns VIII. vierter Nachfolger war derselbe Formosus (891—896), der zugleich mit jenen Vertretern der Aristokratie gebannt worden war, und die Widonen hatten inzwischen das italienische Königtum und mit dem Kaisertum die Herrschaft in Rom erlangt. Um die Gültigkeit der Wahl des Formosus entbrannte nach dessen Tode ein heißer und mit schauerlichen Mitteln geführter Kampf der Faktionen. Allein auf neuerlichen Synoden in Rom und Ravenna, als Johann IX. im Jahr 898 mit Lambert, Widos Sohn, das Verhältnis des Papsttums zum Kaisertum wieder auf der Grundlage herstellen wollte, die zu Zeiten Ludwigs II. gegolten hatte, wurden nicht nur Bestimmungen getroffen, um die Freiheit der Papstwahl zu sichern, und ausdrücklich bestimmt, daß der Gewählte nicht Kapitulationen eingehen solle, welche offenbar den Kirchenstaat beeinträchtigen konnten, sondern es wurde auch wieder verlangt, daß die Präzepte, die widerrechtlich über päpstliches Gebiet ausgestellt worden waren, ungültig erklärt und die Patrimonien, Güter, Kolonien, Städte, die ausgetan waren, zurückgegeben werden sollten[1]). Es wollte eben noch kein Papst auf die Machtstellung, die ihm nur durch die unmittelbare Verwaltung seines Gebietes gesichert war, verzichten.

Es war aber das Schicksal des Papsttums, daß ein übermächtiges Kaisertum seinen weltlichen Prätensionen gefährlich war, während es ohne Kaisertum des Schutzes gegen die lokalen Gewalten darbte, so daß nur selten ein Gleichgewichtszustand hergestellt war. Darum wurde es zu einer Beute der feudalen Herren, als das bis zur Zeit der Ottonen letzte in Rom effektive Kaisertum der Widonen ebenfalls mit Lambert zu Grabe getragen war. Mit Papst Sergius, dem Gegenkandidaten Johanns IX., der sechs Jahre im Exile zugebracht hatte, gewann im Jahr 904 nach mehreren blutigen Umwälzungen tatsächlich die römische Grundherrenaristokratie die Herrschaft, die sie bis zur Kaiserkrönung Ottos des Großen gegen alle Anfechtungen im Innern und von außen zu verteidigen wußte. Zugleich erscheint wieder ein magister militum in der Person des Theophylactus, der auch vesterarius war. Seine Familie beherrscht Rom durch mehr als ein halbes Jahrhundert tatsächlich wie eine Monarchie, weil sie eben die mächtigste

1) Römische Synode vom Jahr 898 c. 10: Mansi a. a. O. XVIII, 225; Ravennatische Synode vom Jahr 898 c. 7 und 8: M. G. Capit. II, 125 n° 230.

grundherrliche Familie war, nicht in regelmäßiger Erbfolge, aber ohne erfolgreichen Widerstand zu finden. Diese Herrschaft kulminiert in dem „Prinzipate“ des senator Alberich, und es ist nur ein formeller Unterschied, ob der jeweilige Papst „gewählt“ und vom Herren des Kirchenstaates eingesetzt wurde oder ob die weltliche und geistliche Herrschaft in einem Mitglied der Familie vereinigt war, wie zur Zeit Oktavians, des Sohnes Alberichs, (Papst Johanns XII., 955—964)[1]. Der Kirchenstaat scheint damit bei demselben Punkte angekommen zu sein, den andere Kleinstaaten, die in einer Familie oder in einer Person geistliche und weltliche Macht vereinigten, indem jene von dieser zurückgedrängt wurde, schon im 9. Jahrhundert erreicht hatten, wie z. B. Neapel, Capua, Ravenna, bei der vollständigen Feudalisierung.

Die Stellung Alberichs, der die neue weltliche Macht im Kirchenstaat schuf, staatsrechtlich genau zu definieren, dürfte bei dem Stande unserer Quellen nicht mehr möglich sein[2]. Sicher ist, daß die Stellung des Papstes als des Hauptes der Gesamtkirche selbstverständlich nicht geändert wurde, aber auch, daß der Papst, wie aus der Datierung der Urkunden und den Münzen, die Alberich schlagen ließ, hervorgeht, Souverän des Kirchenstaates blieb. Man wird annehmen können, daß seine Regierungsgewalt in allen denjenigen Verwaltungszweigen tatsächlich aufgehoben wurde, in denen das grundherrlich-feudale Prinzip zum Durchbruch gelangt war und deren Chef jetzt Alberich war. Wir sehen deshalb Alberich über das Sabinerland verfügen, das er dem dux Ingebald überträgt, und er führt das Heer des Kirchenstaates; vermutlich hat der Papst nur mit seiner Zustimmung über Kirchengut im Kirchenstaat verfügen können. Er sitzt in seinem Palast einem Gerichte vor, dem freilich außer weltlichen Großen auch iudices de clero, Chefs der päpstlichen Zentralverwaltung, angehören. Wesentlich ist aber, daß diese Zentralverwaltung bestehen blieb, und sie konnte weiterbestehen, weil — anders als in anderen staatlichen Gebilden jener Zeit — gewisse Funktionen von der auf der Grundherrschaft sich gründenden Feudalität nicht ergriffen wurden, wenngleich das Gebiet, auf das sich die unmittelbare Verwaltung erstreckte, beständig Einbußen erlitten hatte.

Diese Abbröckelung hatte schon früh begonnen. Ravenna mit der „Pentapolis“ war immer ein bestrittener Besitz. Zweifelsohne schaltete hier Kaiser Ludwig II. nach eigener Willkür, und es gelang Johann VIII. nicht, seine Rechte gegen den Erzbischof und gegen die Widonen voll zur Geltung zu bringen. So hatte z. B. der Papst den Dukat von Comacchio dem Bischof dieses Ortes übertragen; dieser kam aber infolge der Usurpationen des Erzbischofs nicht in die Lage, sein „Ministerium“ auszunützen, und der römischen Kirche entging infolgedessen der Zensus, der indiktionsweise abzuliefern war. Auch später konnte die päpstliche Herrschaft gegen die erzbischöflichen

1) Ausführlich über die Art dieses Regiments: W. Sickel in Mitteil. d. Inst. a. a. O.

2) Einen solchen Versuch unternimmt W. Sickel a. a. O., auf den ich wegen der Belegstellen zum folgenden verweise.

Ansprüche und die weltlichen Herren sich jenseits des Appennins offenbar nur selten durchsetzen. Es ist bezeichnend, daß sehr bald, nachdem das Kaisertum mit Berengar I. vorläufig zu bestehen aufgehört hatte, in Ravenna außer nach dem Papst nach dem König Hugo von Italien datiert wird, obwohl Ravenna nach den Vorstellungen der Karolingerzeit außerhalb des Königreiches Italien lag. Die wenigen erhaltenen Verfügungen nichtkirchlicher Art, die sich auf das Exarchat beziehen, sind Schenkungen, durch welche der Papst auf Rechte verzichtet. So ist tatsächlich der Kirchenstaat allmählich auf Territorien im Süden des Appennins eingeschränkt worden[1]). Auch hier aber vollzog sich zum Teil derselbe Prozeß. An der Südgrenze z. B. zeigte sich gleich nach der Schenkung durch Karl den Großen, daß die direkte päpstliche Verwaltung in Capua hier nicht durchgeführt werden konnte[2]), und obgleich die Päpste ihren Anspruch mit Zähigkeit aufrechterhielten und ihre Oberherrschaft in den Wechselfällen der Langobarden- und Sarazenenkriege zeitweilig anerkannt wurde, blieb Capua doch für die Dauer langobardisch und vom Papst unabhängig. Sehr lehrreich ist auch die Geschichte des patrimonium Traiectanum (Traietto). Vor und noch zur Zeit Ludwigs II. steht an seiner Spitze ein consul et dux, der sich auch rector nennt und gegen Zahlung eines calciarium, das offenbar in seine Tasche fließt, Parzellen verpachtet, jedoch nur unter Vorbehalt der jährlichen Pacht an die römische Kirche. Johann VIII. sah sich genötigt, um die Hilfe von Gaeta gegen die Sarazenen zu erkaufen, nicht nur dies patrimonium, sondern auch Stadt und Territorium von Fondi mit allen Pertinenzen des Dukates Fondi den Herren (duces, hypati) von Gaeta durch ein Präzept zu zedieren. Diese nennen sich noch eine Zeitlang rectores patrimonii. Vor der Schlacht am Garigliano wird von Johann X. das Präzept bestätigt. Allein jede Abhängigkeit Fondis sowohl wie des patrimonium vom römischen Stuhle ist beseitigt[3]). Ähnlich mag es anderer Orten ergangen sein, und sicherlich wurde auch der in der Synode von 877 garantierte Patrimonialbesitzstand nicht aufrechterhalten.

Nach der Feudalisierung durch Alberich sind der Kirche sicherlich nur noch wenige Bruchstücke ihres alten Patrimonialbesitzes in der Nähe von Rom verblieben, die direkt verwaltet werden konnten. In allen anderen Gebietsteilen, die ihr nicht vollständig entfremdet waren, stand sie den Machthabern gegenüber wie auch anderswo der Landesherr den feudalen Gewalten. Auf diesem Felde hatte die Grundherrschaft über die Bureaukratie gesiegt; hier, wo sich das Papsttum in nichts von den übrigen lokalen Gewalten unterschied, die sich im Westen auf den Trümmern des römischen Reichs erhoben hatten, unterlag es derselben Entwicklung wie diese. Allein das Papsttum war nicht nur eine lokale, sondern zugleich auch eine universale Macht,

---

1) Vgl. J.E. 3237. Ferner die Ravennatischen Urkunden der Zeit bei FANTUZZI, Monum. Ravenn. —

2) Vgl. Geschichte Italiens im Mittelalter II/2, 304, 312. — Cod. Carol. 82 ff. (85 ff.).

3) Vgl. Codex Caietanus (Tabul. Casin. I) n° 7, 9, 11, 15, 130.

ebenso wie die Stadt Rom nicht nur die Hauptstadt des Kirchenstaates, sondern auch der Mittelpunkt der katholischen Christenheit blieb, seitdem sie nicht mehr das Zentrum des alten römischen Reiches war. So blieb der zentralen kurialen Bureaukratie ein Tätigkeitsgebiet, das nicht feudalisiert werden konnte und auf dem sie die Erbschaft des römischen Gesamtstaates bewahren konnte. Die Stärke und die Schwäche der päpstlichen Macht im Mittelalter ist von diesen Gesichtspunkten aus begreiflich.

Durchschnittliche Herstellungskosten eines wissenschaftlichen Werkes im 18. und im 20. Jahrhundert.

Wenn man derartige Vergleiche anstellt, muß man selbstredend den Geldwert in Berücksichtigung ziehen, der sich im Laufe zweier Jahrhunderte ganz gewaltig zu verändern pflegt. Ein Pfennig, ein Groschen (12 Pf.), ein Taler (1 Rtlr. gleich 24 Groschen) bedeutete vor zweihundert Jahren einen anderen Kaufwert als heute. Man muß dabei ins Auge fassen, was zur Bestreitung des unumgänglichen Lebensunterhalts nötig war und ist. Ein Maurer oder Zimmerer in Leipzig, der sich um das Jahr 1700 ein Gesangbuch für 7 Groschen angeschafft hätte, würde damit einen vollen Tageslohn ausgegeben haben; gegenwärtig würde er damit nur etwa ein Fünftel seines täglichen Lohnes verausgaben. Ein Taglöhner, der damals einen Kalender für 3 Groschen gekauft hätte, hätte damit ebenfalls seinen ganzen Taglohn (3 Gr. 6 Pf.) verausgabt; gegenwärtig würde er damit nur ein Siebentel davon aufwenden. Was bedeutete ein barer Taler damals und jetzt für eine Köchin, die ihn empfing, und die Herrschaft, die ihn ihr zahlte, wenn eine Köchin nach der kursächsischen Polizeiordnung von 1651 jährlich 5 bis 8, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts als „exzellente" Köchin 10 Reichstaler erhielt und jetzt 80 bis 120 Taler erhält? 4 Pfennig bedeuteten zu Beginn des 18. Jahrhunderts so viel wie ein Pfund gut Roggenbrot; jetzt bedeuten sie so viel wie ein Viertelpfund Brot.

Für unsere Gegenwart ist nach Goldfriedrich, Geschichte des deutschen Buchhandels, II. Band, der 1908 erschien, der mittlere deutsche Bogenpreis für wissenschaftliche Literatur auf Grund buchhändlerischer Schätzungen zu 26,4 Pf. berechnet worden, Damals betrug er 3,8 Pf. Die Kaufkraft des Geldes müßte seit den 1730er Jahren um das 7½fache gestiegen sein, wenn der damalige und heutige Preis je für ihre Zeit das gleiche bedeuten sollte. Mit einer solchen Steigerung kann man allgemein nicht rechnen. In den 1870er Jahren ist unter Ansetzung des in dem Jahrfünft 1871—75 bestehenden Geldwerts als Einheit für die nach den Preisen des Lebensbedarfs berech-

nete Kaufkraft des Geldes in den Jahrzehnten 1721—1740 der Multiplikator 3,50 gefunden worden, und die Ergebnisse, denen hier dieses einzelne Stück entnommen wird, sind mit anderen, unabhängig davon angestellten Untersuchungen im ganzen in Übereinstimmung gefunden worden. Nimmt man an, daß die Kaufkraft des Geldes von der Mitte der siebziger Jahre an bis in die Gegenwart nur in derselben Weise weiter gefallen sei wie in dem gleichen, vor der Mitte der siebziger Jahre liegenden Zeitraume, so ergibt sich (die angedeuteten Untersuchungen ergeben für das Jahrzehnt 1841—50 den Multiplikator 1,43) für das zweite Fünftel des 18. Jahrhunderts der Multiplikator 3,93 oder rund 4, so daß 1 Reichstaler 11,52 Mark bedeuten würde.

Fragen wir, wie sich damals und heute der mittlere Verkaufsbogenpreis wissenschaftlicher Literatur zu den unmittelbaren Herstellungskosten verhält. Als Preis eines sogenannten Neurieses mittelguten Papiers in Oktavformat kann man heute 17,50 bis 20 Mark, als Preis für den glatten Satz eines Oktavbogens (ohne Zuschläge und Haus- und Autorkorrektur) 31 Mark, für den Druck des ersten Tausends 8,50 Mark und für jedes weitere Tausend 3,50 Mark ansetzen. Dem würden für das Ende unseres Zeitraums, wenn man dabei die vierfache Kaufkraft des Geldes zugrunde legen wollte, die Preissätze von 28,80 Mark für 1000 Bogen Papier, 5,76 Mark für den Satz eines Bogens, 4,80 Mark für den Druck des ersten Tausends und 1,90 Mark jedes weiteren Tausends entsprechen. Es würde das bedeuten, daß die Druckkosten, an weiterem Steigen durch die Verbesserung der Pressen gehemmt, um das Doppelte, die Satzkosten dagegen um mehr als das Fünffache gestiegen wären (ungeachtet der Einführung der Setzmaschinen (Hg.), während die Papierkosten infolge der maschinellen Entwicklung und der Benutzung billiger Rohstoffe, Hg.) um mehr als ein Drittel gefallen wären. Die Papier-, Satz- und Druckkosten würden zusammen pro Bogen um 47 % gestiegen sein.

Lassen wir aber die Berücksichtigung der veränderten Kaufkraft des Geldes aus dem Spiel, und stellen wir uns auf die sichere Basis der bloßen Verhältnisvergleichung. Nehmen wir ein Werk wissenschaftlichen Inhalts an, das in glattem Satz im Umfange von 20 Oktavbogen in 1500 Auflage gedruckt werde. Es würde dann bei einem Bogenpreise von 3,5 und 26,4 Pfennig der damalige Verkaufspreis im Laden 364 Reichstaler 14 Groschen, der heutige 7920 Mark betragen. Die Durchschnittskosten würden sich damals belaufen haben auf: Papier 75 Reichstaler, Satz 10 Reichstaler, Druck 10 Reichstaler, Korrektur $2^1/_2$ Reichstaler, Honorar 25 Reichstaler 20 Groschen, zusammen 123 Reichstaler 8 Groschen, und heute würden sie betragen: Papier 562 Mark, Satz 620 Mark, Druck 205 Mark, Korrektur 60 Mark, Honorar 1000 Mark, zusammen 2447 Mark. Die folgende Tabelle gibt die aufgeführten Posten der Herstellungskosten in Prozenten des Ladenpreises an. Sie stellt die für eine Auflagenhöhe von 1000 und 2000 Exemplaren gültigen Prozentsätze daneben, um zugleich zu zeigen, daß das Gesetz der Verminderung der Herstellungskosten pro Exemplar bei steigender Auflage damals schwächer wirkte, als es heute der Fall ist. Die Satzkosten und das Honorar sind es, die die stärkste Steige-

rung erfahren haben. Diese beiden Posten sind es aber zugleich, die bei gleichbleibendem Verkaufspreise das Verhältnis der Herstellungskosten zum Verkaufspreis mit Verminderung der Auflage immer ungünstiger, mit Steigerung der Auflage immer günstiger gestalten, während die drei übrigen Posten mit der Verminderung und Steigerung der Auflagehöhe verhältnismäßig unverändert bleiben. Einen je höheren Wert die beiden Posten besitzen, um so stärker muß sich das Gesetz geltend machen.

Durchschnittliche Herstellungskosten eines Werkes von 20 Bogen Oktavformat.

	Im 2. Fünftel des 18. Jahrhunderts			Im Anfang des 20. Jahrhunderts		
	bei 1000	bei 1500	bei 2000	bei 1000	bei 1500	bei 2000
	Auflage			Auflage		
Papier . .	20,5 %	20,5 %	20,5 %	7,1 %	7,1 %	7,1 %
Satz . . .	4,1 „	2,6 „	2,1 „	11,7 „	7,8 „	5,9 „
Druck . .	3,4 „	2,6 „	2,4 „	3,2 „	2,6 „	2,3 „
Korrektur .	1,0 „	0,7 „	0,5 „	1,1 „	0,8 „	0,6 „
Honorar . .	10,6 „	7,1 „	5,3 „	18,9 „	12,6 „	9,5 „
Zusammen:	39,6 %	33,5 %	30,8 %	42,0 %	30,9 %	25,4 %

Charlottenburg. PAUL HENNIG.

Die Frage des Rückgangs der wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands vor dem Dreißigjährigen Krieg.

Von

G. v. Below.

Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwicklung und ihre Ziele, herausg. von P. HINNEBERG. Teil II, Abt. 5, 1. Hälfte: Staat und Gesellschaft der neueren Zeit (bis zur französischen Revolution). Von F. v. BEZOLD, E. GOTHEIN, R. KOSER. Berlin und Leipzig 1908, B. G. Teubner. VI und 349 S.

E. GOTHEIN, Deutschland vor dem Dreißigjährigen Krieg (Pforzheimer Volksschriften, herausg. von K. BRUNNER, Nr. 2). Pforzheim 1908, Verlag der Volkstümlichen Bücherei (Leipzig, H. Zieger). 18 S.

Obwohl das große Unternehmen „Die Kultur der Gegenwart" noch keineswegs zum Abschluß gelangt ist, so läßt sich doch schon heute

behaupten, daß es, im ganzen genommen, durchaus glücklich ist. Es gehört zweifellos zu den erfolgreichsten unter den Sammelwerken, die in den letzten Jahrzehnten erschienen sind. Mit dem vorliegenden Bande wird nun die Reihe derjenigen Darstellungen eröffnet, die den speziellen Interessen der zünftigen Historiker gewidmet sind, und schon deshalb heißen wir ihn willkommen. F. v. BEZOLD behandelt Staat und Gesellschaft des Reformationszeitalters, GOTHEIN des Zeitalters der Gegenreformation, KOSER zur Höhezeit des Absolutismus. GOTHEIN hat seinem Thema nicht die ganze Ausdehnung gegeben, die in dem Begriff liegt. Er hebt selbst ausdrücklich hervor, daß seine Darstellung „nur die geistige Bewegung der Epoche der Gegenreformation“ schildere, „nichts als eine Analyse des neuzeitlichen Katholizismus und seiner Wirksamkeit auf den verschiedenen Gebieten der Gesellschaft und des Geisteslebens“ sein wolle. Zu dieser Begrenzung des Stoffs bestimmte ihn offenbar wesentlich die Erwägung, daß die Darstellungen des Katholizismus in den früheren Bänden der „Kultur der Gegenwart“ eine Ergänzung in der angedeuteten Richtung notwendig machten. Ferner besitzen wir heute das ausgezeichnete Werk von M. RITTER (den wir übrigens ungern unter den Mitarbeitern der „Kultur der Gegenwart“ vermissen) über das Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges, welches, wie GOTHEIN mit Recht bemerkt (S. 230), „die Erforschung der politischen wie der kulturellen Verhältnisse auf eine neue, breite Grundlage gestellt“ hat. Die Existenz eines solchen Werkes kann ja den Gedanken nahelegen, trefflich Gesagtes nicht sogleich wieder zu sagen. Endlich ist zu berücksichtigen, daß BEZOLD in seiner Schilderung des Reformationszeitalters doch manchen Ausblick auch auf die Gegenreformation zu werfen hat; die Kulturkreise sondern sich ja nicht so scharf. BEZOLDS Arbeitsgebiet ist überdies fast mehr die Gegenreformation als die Reformation: jener gehört seine große Edition an, ihr auch das Werk, das er jetzt unter Händen hat, die Biographie BODINS. So können wir es denn GOTHEIN nicht verargen, daß er sich jene engere Grenze zog. Andererseits würden wir freilich sehr gern sein Urteil über manche Erscheinung aus dem politischen und wirtschaftlichen Leben des Zeitalters der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges vernehmen. Günstig trifft es sich, daß er sich kürzlich bei anderer Gelegenheit über dahingehörige Fragen ausgesprochen hat. Ich habe hier seinen Vortrag „Deutschland vor dem Dreißigjährigen Krieg“ im Auge. GOTHEIN gehört zu den ersten, die darauf hingewiesen haben, daß ein Rückgang der deutschen Wirtschaft schon vor dem Dreißigjährigen Krieg zu verzeichnen sei und daß vieles, was man diesem zur Last lege, auf das Konto anderer Instanzen falle und älteren Datums sei (vgl. seinen Aufsatz „Die oberrheinischen Lande vor und nach dem Dreißigjährigen Kriege“, Ztschr. f. d. Gesch. des Oberrheins 1886, S. 1 ff.). Diese Anschauung enthält zweifellos Berechtigtes. Dies zu bestreiten liegt mir um so ferner, als ich selbst Veranlassung gehabt habe, hervorzuheben, daß man gelegentlich aus Bequemlichkeit und auch aus einer bestimmten Tendenz den Dreißigjährigen Krieg angeklagt hat, wo der schuldige Teil ein anderer war (vgl. z. B. mein Territorium

und Stadt S. 54 und Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 313 Anm. 1). Indessen hat man heute mehrfach Grund zu der Warnung, nicht ins andere Extrem zu fallen, und es geschieht mitunter wiederum aus Tendenz, daß der Dreißigjährige Krieg entlastet wird (das krasseste Beispiel dafür liefert PREUSS in seiner „Entwicklung des deutschen Städtewesens"; vgl. darüber meinen demnächst in der Hist. Ztschr. erscheinenden Artikel „Bürgerschaften und Fürsten"). So ist es denn willkommen zu heißen, daß wir jetzt von einem Forscher wie GOTHEIN eine zusammenfassende Betrachtung über das so wichtige Thema erhalten. Handelt es sich auch nur um einen populären Vortrag, so ist doch bei einem namhaften Fachmann jede Äußerung, gleichviel in welcher Form sie gesprochen wird, der Berücksichtigung wert[1]). Jener Vortrag von GOTHEIN fördert nun die Diskussion ganz unmittelbar dadurch, daß er — neben starker Betonung der Schuld der dem Dreißigjährigen Krieg vorausgehenden Zeit — doch zugleich wichtiges Material zur Einschränkung dieser Anschauung zur Verfügung stellt. Unter Verwertung desselben und einiger weiterer Tatsachen glaube ich manches zugunsten des Zeitalters der Gegenreformation geltend machen zu können. Zunächst setzt GOTHEIN mehreres auf dessen Konto, was tatsächlich dem der Reformation und dem Mittelalter schon eigen gewesen ist: so die Feindschaft gegen den Zwischenhandel (S. 6 und 15), die städtische Getreidehandelspolitik (S. 9). Diese Dinge werden doch jetzt eher etwas gemildert. Die Möglichkeit des Nachweises, daß die „Völlerei" zugenommen habe, möchte ich bestreiten; für die älteren Zeiten liegen uns nur nicht so viele Nachrichten vor. Sodann nennt GOTHEIN erfreuliche historische Erscheinungen aus dem Zeitalter der Gegenreformation, die doch den Beweis liefern, daß jetzt nicht alles so schlimm stand. Wenn man von einer Blüte des Kunstgewerbes der Renaissance spricht, so ist es ganz ausgeschlossen, mit der Mitte des 16. Jahrhunderts die Grenze zu ziehen (S. 13). „Die territoriale Verwaltung macht Fortschritte. Zum erstenmal entsteht in dieser Zeit etwas wie eine Bureaukratie, ein geordnetes Verwaltungssystem" (S. 5). GOTHEIN hätte diesen Gedanken noch stärker betonen und weiter ausführen können. Grundlegende Verbesserungen werden in der territorialen Verwaltung schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts begonnen (zum Teil recht zaghaft), aber erst in der zweiten vollendet und durchgeführt. Die Verwaltungsakten aus der zweiten Hälfte zeigen größere Gewandtheit als die aus der ersten, und zwar ohne die Vielgeschwätzigkeit der späteren Jahrhunderte. In der Landwirtschaft findet sich manches Erfreuliche. „Dem Bauern ging es in dieser Zeit nicht schlechter als früher, eher vielleicht etwas besser, wozu namentlich das Aufhören des wilden Fehdewesens beitrug" (S. 9). „Die Viehwirtschaft im Schwarzwald ging außerordentlich in die Höhe" (S. 10). Vom Handel erwähne ich, daß jetzt neue Formen desselben, Banken und Börsen, bekannt werden; auch die Messen setzen mit einer neuen

1) Es wird mir allerdings mitgeteilt, daß der Druck des Vortrags auf Grund einer von dritter Seite besorgten Niederschrift erfolgt ist. Man wird also nicht gerade jedes Wort auf die Wagschale legen dürfen.

Periode ein. Das Aufkommen neuer Formen des Handels wäre doch nicht verständlich, wenn man für ihn einen solchen Tiefstand annehmen müßte, wie es mehrere Autoren (mit der größten Übertreibung PREUSS) fordern. GOTHEIN führt selbst mehrere Tatsachen an, die einen Fortschritt im Handel beweisen. Er notiert Beispiele der Erweiterung des Fernhandels und des Übergangs zum modernen Großbetrieb (S. 11)[1]) und erwähnt die Förderung, die durch einwandernde Protestanten (aus Frankreich und den Niederlanden) dem Handel und ebenso der Industrie gebracht wird (S. 15). „Vor allem kommen jetzt neue Luxusindustrien auf . . . Bald entwickelt sich ein angeregter Fernhandel" (S. 16). „Pforzheim besaß damals eine blühende Leinen- und Wollweberei, schon damals auch ein bedeutendes Goldschmiedewesen . . . Ein trauriges Zeichen des Niedergangs ist es, daß es 1747 in ganz Baden nur noch einen einzigen Goldschmied gab. Aber vor dem großen Krieg war es noch anders" (S. 14). Seite 13 bemerkt GOTHEIN: „Die große Blüte darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß es mit der Verfassung des Handwerks abwärts ging." Wir haben zunächst zu konstatieren, daß eben doch noch eine Blüte vorhanden war. Allerdings zeigt sich in dieser Zeit ja auch Unerfreuliches. Indessen, es kommt weiterhin darauf an, daß wir uns über die Ursachen des Rückgangs klar werden (zumal angesichts der ganz groben Entstellung, deren sich PREUSS schuldig macht)[2]). GOTHEIN urteilt (S. 17): „Wenn wir tiefer gehen, so finden wir, dies lag daran, daß das Geistesleben vertrocknet war; denn sonst hätte das wirtschaftliche Leben wie in allen großen Zeiten von diesem neue Kräfte erhalten." Ich glaube nicht, daß ich mich gegen den Vorwurf des Materialismus zu verteidigen brauche; ich gehöre zu denen, die die Ausführungen von M. WEBER

---

1) Vom Weinhandel bemerkt GOTHEIN, daß der Dreißigjährige Krieg (also erst dieser) den deutschen Wein von den auswärtigen Märkten verdrängt (S. 12). Die vielen Zollstätten, die den Weinhandel stören, sind doch nicht eine Neuerung des 16. Jahrhunderts, sondern vom Mittelalter her überkommen. — Für Augsburg sucht HARTUNG nachzuweisen, daß der Wohlstand bis 1618 sich steigend entwickle; man beobachte einen neuen großkapitalistischen Aufschwung; der Rückgang sei nur und ausschließlich durch die Stürme des Dreißigjährigen Krieges bewirkt worden. Vgl. darüber B. HÄNDCKE, Deutsche Kultur im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges Seite 144 Anmerkung 1. Es ist wohl charakteristisch, daß dieser HARTUNG lediglich mit dem Hinweis auf die Kipper- und Wipperzeit zu erwidern vermag. — SCHMOLLER, Tucher- und Weberzunft Seite 533, setzt „die Zeit der eigentlichen Mißbildung des deutschen Zunftwesens . . . in die Zeit kurz vor 1600 und den Anfang des 17. Jahrhunderts". Diese Terminbestimmung ist willkürlich. SCHMOLLER gelangt zu ihr infolge seiner Theorie, daß „die große Bevölkerungszunahme im 16. Jahrhundert" für jene Mißbildung verantwortlich zu machen sei. Natürlich muß er von diesem Standpunkt aus den Dreißigjährigen Krieg um jeden Preis entlasten. Tatsächlich kann kein Zweifel darüber bestehen, daß das Zunftwesen im 17. Jahrhundert schlechthin den unerfreulichsten Anblick gewährt. Diese Auffassung hat auch STIEDA, Artikel Zunftwesen, Handwörterbuch d. Staatsw., 2. Aufl.

2) Ausdrücklich bemerke ich, das GOTHEIN mit den Anschauungen von PREUSS nichts gemein hat.

über die große Bedeutung des Calvinismus für die wirtschaftliche Entwicklung für beweiskräftig halten. Allein nicht immer sind die Ursachen von der gleichen Art. Es fehlt der Anlaß, den partiellen Rückgang der wirtschaftlichen Verhältnisse im Zeitalter der Gegenreformation gerade auf die Vertrocknung des Geisteslebens zurückzuführen. Erstens nämlich ist diese Vertrocknung doch nicht gar so schrecklich. Jedenfalls wird sich kaum behaupten lassen, daß das 14. Jahrhundert, in dem Deutschland blühende wirtschaftliche Verhältnisse hatte, geistig höher stand als die zweite Hälfte des 16. Sodann sind wir in der Lage, ganz bestimmte Momente anderer Art als Gründe des wirtschaftlichen Rückgangs in dieser Zeit zu nennen. RITTER a. a. O. Band 2, Seite 471 faßt sein Urteil in folgendem Satz zusammen: „kräftiger Aufschwung an einzelnen Punkten, aber vorwiegend Stillstand innerhalb der alten Formen, der sich unter dem Wettbewerb der Niederländer, Engländer und Italiener zum Rückgang gestaltet". Was setzte aber insbesondere die Niederländer und Engländer in den Stand, erfolgreich im Wettbewerb aufzutreten? Wir wollen hier nicht die ganze Kontroverse über die Ursachen des Niedergangs der Hanse aufrollen. Als Ansicht der Mehrzahl der Forscher kann heute wohl die Anschauung gelten, daß die Hanse wesentlich deshalb sank, weil es ihr an politischem Rückhalt fehlte, der ihren Gegnern in hohem Maße zur Verfügung stand. Als Hauptursachen des Rückgangs der deutschen wirtschaftlichen Verhältnisse in jener Zeit — soweit sich ein solcher beobachten läßt — dürften folgende Tatsachen zu nennen sein. Die Länder der Ost- und Nordsee machen sich von der hansischen Vorherrschaft frei. Der holländische und der englische Handel gehen sogar dazu über, ihren Fuß auf deutsches Gebiet zu setzen. Den unteren Rhein beherrschen zunächst die Spanier, dann die vereinigten niederländischen Provinzen; diese Beherrschung der Rheinmündungen durch fremde Mächte drückt auf den ganzen Rheinhandel. Die niederländisch-spanischen Kämpfe greifen auf das benachbarte deutsche Gebiet über: am Niederrhein sehen wir in diesen Jahren ein Vorspiel des Dreißigjährigen Krieges, wie in vielen Beziehungen, so auch in der Störung des Handels[1]). Die oberdeutschen Handelshäuser erleiden ihren Haupt-

1) Vgl. meine Landtagsakten von Jülich-Berg II, Seite 1002 s. v. Handel und Zeitschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte Band 4, Seite 119 ff. Es waren kriegerische Bewegungen, die damals am Niederrhein den Handel störten. Ein kleineres Vorspiel gleicher Art zu diesem Vorspiel des Dreißigjährigen Kriegs stellt der Geldrische Erbfolgekrieg dar. Vgl. darüber HUYSKENS, Die Krisis des deutschen Handels während des Geldrischen Erbfolgekriegs 1542/43, Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, Heft 81, S. 46 ff. — GOTHEIN S. 4 f. äußert: „im Dreißigjährigen Krieg gibt es wenigstens wieder große Geschichte, Bewegung und bedeutende Persönlichkeiten. Da handelt es sich um große Gegensätze, ein Ringen um die Vorherrschaft, für das Auge somit eine erfreulichere Periode als die vorhergehende der Kleinlichkeit." Wie dieser Satz zeigt, ist die Differenz zwischen Kulturhistoriker und politischem Historiker keineswegs unüberbrückbar. Aber als politischer Historiker muß ich doch bekennen, daß ich von den „großen Gegensätzen" des Dreißigjährigen Kriegs nicht ganz befriedigt bin.

verlust durch den Bankrott auswärtiger Staaten[1]). Die neuen Entdeckungen bringen vorerst dem deutschen Handel keineswegs Schaden, geben ihm vielmehr mancherlei Anregung und sogar positive Förderung. Wenn später die Deutschen von ihnen keinen Nutzen haben, so ist der Grund dafür nicht etwa Mangel an Unternehmungsgeist — diesen haben sie tatsächlich besessen und bekundet. Entscheidend war vielmehr, daß Deutschland politisch nichts in die Wagschale zu werfen hatte. Indem nun dem deutschen Handel fast überall engere Grenzen gezogen wurden, verschlechterten sich die Absatzverhältnisse. Dies wirkte zurück auf den Geist der Zunftverfassung. Das zünftlerische Prinzip besteht darin, daß man den einzelnen gewerblichen Kreisen ein bestimmtes Arbeitsgebiet rechtlich sichert; mit einer solchen Teilung der Arbeit glaubt man das Problem des wirtschaftlichen Kampfes am glücklichsten zu lösen. Schon im Mittelalter war ihre Durchführung nicht immer ganz leicht gewesen. Jetzt, unter den ungünstigeren Verhältnissen, schien das alte Prinzip nur helfen zu können, wenn man ihm schroffere Formen gab[2]). Mehrfach hat man mit dem Argument operiert, daß die Zunahme der Bevölkerung die Tendenzen der Ausschließlichkeit hervorgebracht oder gesteigert habe. Aber sie könnte ja so nicht für sich wirken, sondern nur im Zusammenhang mit ungünstiger Arbeitsgelegenheit, ungünstigen Arbeitsverhältnissen. Die Ursachen der letzteren Erscheinung zu ermitteln bleibt also unsere Aufgabe. Im übrigen weiß jedermann, daß man sich mit der Behauptung von einer „großen Bevölkerungszunahme im 16. Jahrhundert“ auf ein ziemlich unsicheres Gebiet begibt.

Richtig ist es natürlich, wenn GOTHEIN darauf hinweist, daß die katholische Gegenreformation mehrfach Handel und Gewerbe durch die Unterdrückung oder Vertreibung von Protestanten in deutschen Städten geschädigt habe (S. 16). Allein da die vertriebenen Protestanten meistens an andern Orten innerhalb des Deutschen Reichs Aufnahme

---

1) Wenn GOTHEIN S. 17 erwähnt, daß die großen oberdeutschen Kaufleute sich zum Teil, „reich geworden, vom Handel zurückgezogen hatten und wie die Grafen Fugger reiche Großgrundbesitzer geworden waren“, so wird diese Äußerung vielleicht so aufgefaßt werden, als ob er von mangelndem Unternehmungsgeist der deutschen Kaufleute im Zeitalter der Gegenreformation habe sprechen wollen. Tatsächlich liegt der Fall ja aber so, daß die Fugger im Gegensatz zu andern oberdeutschen Kaufleuten einen erheblichen Teil ihres Reichtums trotz der großen Bankrotte bewahrt haben, weil sie ihn früh in ländlichem Grundbesitz festgelegt hatten. Sollte aber bei der Familie Fugger die Neigung, sich auf dem Lande zur Ruhe zu setzen, wirklich vorhanden gewesen sein, so handelt es sich um eine Erscheinung, die sich auch bei mittelalterlichen städtischen Familien nachweisen läßt.

2) Ich gehe hier nicht auf die neuerdings von TRÖLTSCH in der Festschrift für SCHMOLLER „Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre“, 2. Bd., XXIV, S. 10 ff. in größerem Zusammenhang erörterte Frage der allgemeinen Würdigung des Zunfthandwerks vom 16. bis 18. Jahrhundert ein. TRÖLTSCH schlägt seine Bedeutung höher an, als es sonst geschieht. Seine Anschauung ist mit den obigen Ausführungen vereinbar. Ich erwähne seine Erörterungen nur, um darzutun, daß man in dem ablehnenden Urteil über jene Zeit doch Zurückhaltung üben muß.

fanden und ihre Tätigkeit fortsetzen konnten, so handelt es sich hier weniger um eine Schädigung des deutschen Wirtschaftslebens im ganzen [1]).

Kehren wir zu den Darstellungen der „Kultur der Gegenwart“ zurück, so haben BEZOLD und KOSER ihre Aufgabe zweifellos aufs beste gelöst. Es ist freilich interessant zu beobachten, daß sie ihr Thema verschieden auffassen. Diese Differenz war möglich, da die beiden Titel des Sammelwerks sich nicht decken. BEZOLD schildert mehr Entwicklung und Ziele der Kultur, KOSER mehr Staat und Gesellschaft. Was dieser unter dem Titel „Abwandlungen des europäischen Staatensystems“ uns in eingehender Darstellung vorführt, erledigt jener auf knappem Raum. Andererseits entspricht der umfassenden Schilderung, die BEZOLD „den gesellschaftlichen Wandlungen und der neuen Geisteskultur“ widmet, bei KOSER eine kürzere Behandlung, die überdies das Hauptgewicht auf die ständische Bewegung legt. Wir wollen jedoch ausdrücklich hervorheben, daß KOSER keineswegs irgendwie einseitig in der Auswahl des Stoffs verfährt (über die wirtschaftlichen Verhältnisse s. S. 254), und unsern lebhaften Dank für jene Darstellung der Beziehungen des europäischen Staatensystems bekunden wir gern. Aber auch darauf sei es gestattet hinzuweisen, daß F. v. BEZOLD, wie diese seine Arbeit von neuem zeigt, heute einer der namhaftesten deutschen Kulturhistoriker ist und dabei ein Forscher, der sich nicht als Kulturhistoriker bezeichnet, sondern als schlichter zünftiger politischer Historiker lebt und Schüler von WAITZ ist.

BEZOLD spricht Seite 60 von dem „Niedergang der Städte“. Allein dieser ist ihm durchaus nicht ein Rückgang des deutschen Wirtschaftslebens im ganzen. Es geht nur die Führung von den Städten auf die Territorien, insbesondere die größeren, über. Es vollzieht sich eine „wirtschaftliche Renaissance“, deren Hauptträger in Deutschland die Fugger und ihre Genossen sind (S. 89). Diese stehen gar nicht im alten städtischen Rahmen, allerdings auch nicht in dem der Territorien. Sie entfalten großenteils eine Tätigkeit, die nur im Rahmen des Welthandels Platz findet [2]). Es hat zwar eine territoriale Wirtschaftspolitik,

1) B. HÄNDCKE bietet in seinem angeführten Buch „Deutsche Kultur im Zeitalter des Dreißigjährigen Kriegs“ (Leipzig 1906, E. A. Seemann) vielerlei treffende Beobachtungen und lehrreiche Mitteilungen. Aber leicht zu erkennen ist der ihm eigene apologetische Zug: H. idealisiert das 17. Jahrhundert. Sodann scheidet er nicht genügend zwischen dem, was speziell der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, und dem, was der unmittelbar vorhergehenden und der unmittelbar folgenden Periode angehört. Sein Buch kann nur als ein Beitrag zur Geschichte des 17. Jahrhunderts im ganzen (wie es auch im Nebentitel bezeichnet wird) gelten. Die Benutzung der vorhandenen Literatur ist nicht vollständig. So läßt H. in der Darlegung der Ursachen des Niedergangs der Hanse (S. 145) wichtige Arbeiten unberücksichtigt (s. Hist. Ztschr. 81, S. 111). Zur Kritik seiner Darstellung vgl. auch STEINHAUSEN, Deutsche Literaturzeitung 1907, Sp. 870 ff. und Archiv für Kulturgeschichte 1908, S. 106 ff. S. ferner ebenda 1909, S. 95.

2) Die Stellung der großen oberdeutschen Handelshäuser in jener Beziehung habe ich in meinem „Untergang der Stadtwirtschaft“, Jahrbücher für Nationalökonomie Bd. 76, S. 612 ff. zu präzisieren gesucht.

aber nicht eine „Territorialwirtschaft“ (wie SCHMOLLER sie konstruieren wollte) gegeben. Im Rahmen des Territoriums hat sich das wirtschaftliche Leben nicht in dem Maße abgespielt wie im Mittelalter innerhalb des städtischen Gebiets.

Vorhin haben wir uns von den Störungen, die der deutsche Handel schon vor dem Dreißigjährigen Krieg erlitt, und von den gewaltigen Schädigungen, die ihm in diesem hinzugefügt wurden, unterhalten. Es ist sehr bemerkenswert, daß trotzdem die neuen Formen des Großhandels erhalten bleiben [1]). KOSER hat in seiner Darstellung Veranlassung, die Mächte zu schildern, die bei der Erneuerung des wirtschaftlichen Lebens nach dem großen Kriege tätig gewesen sind [2]).

K. Th. v. Inama-Sternegg † (29./11. 1908).

K. TH. V. INAMA-STERNEGG, Neue Probleme des modernen Kulturlebens. Leipzig 1908, Duncker & Humblot. VII und 314 S.

Der Ausgang des vorigen Jahres hat uns einen Forscher geraubt, dessen Name mit dem Aufschwung der wirtschaftsgeschichtlichen Studien in den letzten Jahrzehnten, dem auch unsere Zeitschrift ihre Begründung verdankt, unlöslich verknüpft ist: KARL THEODOR VON INAMA-STERNEGG.

INAMA, der ein entschiedener Anhänger der historischen Richtung der Nationalökonomie war, ist von vornherein als Wirtschaftshistoriker aufgetreten: er promovierte 1864 in der staatswirtschaftlichen Fakultät zu München mit einer Arbeit über „Die volkswirtschaftlichen Folgen des Dreißigjährigen Krieges für Deutschland“. Er hatte Staatswissenschaften und Geschichte studiert. In der Historie war sein Lehrer GIESEBRECHT, dessen „berühmter Schule“, wie er noch später dankbar bekannte, er während mehrerer Semester seines akademischen Studiums angehörte. Er hat bei ihm natürlich nicht gerade eine Einführung in

1) Vgl. meine vorhin angeführte Abhandlung S. 612.

2) Um ein paar Dinge zu berühren, die keinen näheren Zusammenhang mit dem Gegenstand dieser Miszelle haben, so läßt F. v. BEZOLD Seite 108 ähnlich wie ich das Duell zuerst in romanischen Ländern aufkommen und hebt ebenso wie ich hervor, daß Duell und Mord als sicherste Befriedigung der Rache sich keineswegs ausschließen. Zur Frage der Entstehung des Duells vgl. neuerdings COLLIN, Ztschr. der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Germ. Abt., Bd. 29, S. 357 ff. KOSER Seite 253 erwähnt, daß nur in Schweden, Friesland und Tirol der Bauernstand an der Landesvertretung beteiligt gewesen sei (BEZOLD S. 61 drückt sich etwas vorsichtiger aus). Es gibt doch noch ein paar andere, nicht ganz uninteressante Beispiele. Vgl. mein Territorium und Stadt S. 219 ff. Im Register S. 346 wird der alte Göttinger SCHLÖZER zu „KURT V. SCHLÖZER“ gemacht.

die Wirtschaftsgeschichte erhalten. Aber der Wirtschaftshistoriker muß eben auch Historiker sein, muß quellenkritische Fragen zu behandeln wissen, sich das Rüstzeug der historischen Kritik[1]) erwerben, und hierfür bot GIESEBRECHTS Schule Treffliches. Auf seine Dissertation ließ INAMA in den nächsten Jahren noch mehrere wirtschaftsgeschichtliche monographische Arbeiten folgen. Wir heben aus ihnen[2]) seine im Jahre 1872 veröffentlichten „Untersuchungen über das Hofsystem im Mittelalter mit besonderer Beziehung auf deutsches Alpenland" heraus. Er beschäftigt sich hier erfolgreich mit einem echten Thema der historischen Nationalökonomie. Bemerkenswert ist diese seine Schrift auch durch ihre allgemeinen Ausführungen über die nationalökonomisch-historische Forschung. Die Jahre, in denen die genannten beiden Arbeiten erschienen sind, festzuhalten ist literargeschichtlich wichtig: sie würden schon allein für sich genügen, um die SCHMOLLER-Legende, von der wir weiterhin noch zu sprechen haben werden, zu widerlegen[3]).

Bedeutungsvoll sind ferner, wiederum auch im Hinblick auf die Historiographie der Wirtschaftsgeschichte, INAMAS Bemühungen um die Eröffnung von Quellen zur Wirtschaftsgeschichte. Er beteiligte sich unmittelbar an der großen Edition der österreichischen Weistümer, die den landschaftlichen Weistümereditionen im Deutschen Reich um ein Erhebliches vorausgeeilt ist. Aus den Vorarbeiten für sie sind seine Untersuchungen über das Hofsystem herausgewachsen. Er übte sodann eine starke Wirkung auf die Editionstätigkeit durch seine Abhandlungen über die Quellen der deutschen Wirtschaftsgeschichte und über Urbarien und Urbarialaufzeichnungen aus. Wenn die letzten Jahrzehnte zu einem neuen Stil der Edition von Urbaren übergegangen sind — namentlich in den Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde und in österreichischen Editionen —, so hat INAMA darum namhafte Verdienste. Die ausgezeichnete Edition der landesfürstlichen Urbare Österreichs, deren erster Band in unserer Zeitschrift Jahrgang 1907, Seite 469 ff. angezeigt worden ist, geht auf seine ganz spezielle Anregung zurück.

In der Entwicklung der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur sind epochemachend die Jahre 1878 und 79. Damals erschienen in überraschend großer Zahl wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten, die einen Markstein in der Forschung bezeichnen, entweder umfangreiche Vorstudien zusammenfassen oder den Anfang weit ausgreifender Untersuchungen und Darstellungen bilden. In jenen Jahren veröffentlichte

---

1) Vgl. INAMAS sogleich zu nennende „Untersuchungen über das Hofsystem" S. 3.

2) Ein Verzeichnis der Arbeiten INAMAS findet man im Handwörterbuch der Staatswissenschaften in dem Artikel K. TH. VON INAMA-STERNEGG.

3) Es ist interessant zu beobachten, daß SCHMOLLER, als er seine Arbeit über die Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert veröffentlichte, sich in der Historie noch wenig umgesehen hatte. Vgl. Ztschr. für Sozialwissenschaft 1904, S. 711 Anm. 3; s. auch TRÖLTSCH in „Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert" XXIV, S. 11 und WÄNTIG ebenda XXV, S. 56.

vor allem auch INAMA zwei bedeutsame Bücher: 1878 „Die Ausbildung der großen Grundherrschaften in Deutschland während der Karolingerzeit“, 1879 den ersten Band der „Deutschen Wirtschaftsgeschichte“. Jenes lieferte die erste umfassende wirtschaftsgeschichtliche Würdigung der Großgrundherrschaft. Wenn INAMA sie zu hoch schätzte, so handelte es sich um eine Auffassung, die in jenen Jahren mehr oder weniger allgemein verbreitet war[1]). Die Gesichtspunkte, die INAMA bei ihrer Würdigung heranzog, bleiben immer der Beachtung wert. Diese Schrift wie auch bereits die Untersuchungen über das Hofsystem bilden dann grundlegende Vorarbeiten für den ersten Band der „Wirtschaftsgeschichte“. Eine Vorlesung mit dem Titel „Wirtschaftsgeschichte“ hatte schon der Heidelberger Privatdozent KIESSELBACH angekündigt (1853)[2]). TREITSCHKE eilte damals nach Heidelberg, um sie zu hören; KIESSELBACH las sie aber nicht. Der erste, der einem Buch diesen Namen gab, ist INAMA gewesen. Obwohl er, wie bemerkt, seine Darstellung vorbereitet hatte, so blieb zu ihrer Vervollständigung doch noch viel zu tun, und wir haben zweifellos Veranlassung, die Arbeitskraft zu bewundern, die ihn in den Stand setzte, die Literatur durch ein so stattliches Werk zu bereichern. Wir haben uns gegenwärtig zu halten, daß damals zum erstenmal die großen Linien für eine solche Darstellung zu ziehen waren. Das Werk hat zur Verbreitung des wirtschaftsgeschichtlichen Interesses und der wirtschaftsgeschichtlichen Kenntnisse außerordentlich beigetragen. Es mußte um so mehr wirken, als es sich auch durch seine Form empfahl.

Dem ersten kommt unter den drei bezw. vier Bänden der „Deutschen Wirtschaftsgeschichte“ wohl der Preis zu. Der zweite wurde in einigen Teilen dadurch beeinträchtigt, daß INAMA wichtige neuere Untersuchungen unberücksichtigt ließ[3]). Er war inzwischen der ausschließlich gelehrten Berufstätigkeit entrissen und auf den Posten eines Chefs der amtlichen Statistik Österreichs gestellt worden; den wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten konnte er nur noch die späten Abendstunden widmen (s. Bd. 2, S. V). Unter dieser Schwierigkeit hat der zweite und haben ebenso die beiden letzten Bände (III, 1 und 2) gelitten. Es ist hier ferner einer Eigenschaft INAMAS zu gedenken, die seiner Darstellung nicht immer zustatten kam: seine liebenswürdige Art neigte zu oft dazu, die Gegensätze der wissenschaftlichen Auffassung auszugleichen, und diese Tendenz machte sich um so mehr geltend, als der vielbeschäftigte Autor häufig nicht die Zeit besaß, den einzelnen Problemen so weit nachzugehen, als es der Sache dienlich gewesen wäre. So

1) Es verdient immerhin erwähnt zu werden, daß WAITZ INAMA widersprochen hat. Vgl. darüber GGA. 1891, S. 771.

2) Vgl. PAUL E. GEIGER, Das Wort „Geschichte“ und seine Zusammensetzungen, Dissertation von Freiburg i. B., 1908, S. 88.

3) Vgl. meine Rezension in den GGA. 1891, S. 755 ff. und GOTHEIN, Allg. Zeitung 1891, Beilage Nr. 201. INAMA holte das Versäumte großenteils nach in der Abhandlung „Über die Anfänge des deutschen Städtewesens; sozialgeschichtliche Betrachtungen“, Ztschr. f. Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung I (1892), S. 521 ff.

arbeitet er denn mehrfach das Wesentliche der Dinge nicht genügend scharf heraus. Indem wir aber diese Mängel der „Deutschen Wirtschaftsgeschichte“ feststellen, zögern wir gar nicht, es als ein Werk zu bezeichnen, für das wir dem Verfasser aufrichtigen Dank schulden. Hat er ihm nicht seine volle Arbeitskraft widmen können, so bleibt es um so mehr zu bewundern, wie viel ihm innerhalb der beschränkten Zeit zu vollbringen möglich war. Unter allen Umständen verdient die Vielseitigkeit des Inhalts Anerkennung. W. H. Riehl meinte einst das Spezialistentum der politischen Historiker durch die Empfehlung des Studiums der Kulturgeschichte bekämpfen zu können. Aber schon heute ist ganz dasselbe Spezialistentum innerhalb der Kulturgeschichte und auch innerhalb der Wirtschaftsgeschichte vorhanden. Inama zeigt sich mit allen Seiten des wirtschaftlichen Lebens vertraut. Wir erwähnen in diesem Zusammenhang, daß er monographisch auch über Münzgeschichte[1]) und — diese Beschäftigung mußte ihm schon sein statistisches Amt nahelegen — über historische Preisstatistik und historische Bevölkerungsstatistik gearbeitet hat. Diese Studien kamen natürlich seiner großen Darstellung zugute. Die letzten beiden Bände (III, 1 und 2), welche die Formen, die wir als spezifisch mittelalterliche ansehen, in ihrer charakteristischen Gestalt schildern, zeigen uns die reiche Quellenkenntnis, die Inama sich als Editor der Weistümer erworben hat[2]).

Bei der Würdigung der wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten Inamas ist immer zu berücksichtigen, daß er seine Kraft nicht bloß historischen, sondern auch allgemeinen nationalökonomischen Problemen gewidmet hat, und daß seine Zeit zu einem sehr beträchtlichen Teil durch die Anforderungen seines statistischen Amts in Anspruch genommen worden ist. Was er auf diesen Gebieten geleistet hat, das werden berufene Federn in andern Zeitschriften auseinanderzusetzen haben.

Ich habe Inama persönlich nur wenig gekannt. Abgesehen von einer Begegnung auf dem Historikerkongreß in Innsbruck, beschränkten sich unsere Beziehungen auf literarischen Austausch. Eine der letzten Abhandlungen, die er mir sandte, war seine Rezension von Schmollers Allgemeiner Volkswirtschaftslehre (s. über sie diese Ztschr. 1907, S. 482). Aber zwei persönliche Eigenschaften treten auch dem, der ihm nie begegnet ist, aus seinen Schriften deutlich entgegen: die liebenswürdige, ausgleichende Art und die vornehme Gesinnung. Des leider im literarischen Kampf nicht selten gebrauchten Mittels, den Gegner totzuschweigen, wäre Inama nie fähig gewesen.

Ich knüpfe hier noch einige Bemerkungen über Inamas letzte größere Publikation an. Die „Neuen Probleme des modernen Kulturlebens“ (der „Staatswissenschaftlichen Abhandlungen“ zweite Reihe)

1) Vgl. seine Abhandlung „Die Goldwährung im Deutschen Reiche während des Mittelalters“, die in der älteren Serie unserer Ztschr., Jahrg. 1895, S. 1 ff. erschienen ist. Auch an der neuen Serie hat er mitgearbeitet. S. Jahrg. 1904, S. 428 ff.

2) Zur weiteren Charakteristik von Inamas Werk vgl. Hist. Ztschr. 84, S. 276 ff.; 96, S. 264 ff.

enthalten eine Sammlung von Aufsätzen und Artikeln, die, wie der Verfasser im Vorwort sagt, nur aktuelle Probleme behandeln; es sind nur solche Erörterungen aufgenommen, welche von prinzipieller Bedeutung für Wissenschaft und Leben auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und Politik sind. In der Abhandlung über „Städtische Bodenpolitik“, die früher in der Ztschr. f. Volkswirtschaft, Jahrg. 1905, erschienen war, sind die historischen Ausführungen jetzt weggelassen. Allein wenn die Sammlung auch hiernach nicht unmittelbar historische Beiträge enthält, so nimmt man doch überall die historische Auffassung wahr, auf der sie ruhen, und einige verdienen auch besondere Hervorhebung in unserer Zeitschrift. Außerordentlich interessant ist mir der Artikel über SCHÄFFLES Soziologie gewesen. Nachdem INAMA SCHÄFFLES Verhältnis zur Verwertung biologischer Analogien dargelegt, äußert er sich über seine eigene Stellung zu der Forderung einer umfassenden Wissenschaft der Soziologie. Er nimmt hier einen so energischen Standpunkt ein, wie ich ihn, offen gestanden, bei seiner milden Art nicht erwartet hatte. „Das ist das Schicksal der Soziologie SCHÄFFLES; aber nicht nur SCHÄFFLES, sondern der Soziologie überhaupt, so weit sie es bisher gebracht hat“ (S. 95). „Alles Gute, was bisher für die Soziologie geleistet worden ist, erwuchs auf dem Boden der verschiedenen Spezialwissenschaften“ (S. 96). Ich bin übrigens durchaus einverstanden mit dieser Energie der Stellungnahme; ich habe stets die gleiche Auffassung vertreten. Die Aufgaben, die heute die Soziologen zu lösen unternehmen, werden am besten von den Einzelwissenschaften gelöst, und sie diesen zu überlassen ist um so weniger bedenklich, als sie heute keineswegs engherzig sind. Sehr bemerkenswert ist sodann der Artikel über SCHMOLLERS Allg. Volkswirtschaftslehre (daselbst S. 108 auch ein weiteres Urteil über die Soziologie). Trotz aller Liebenswürdigkeit des Entgegenkommens kann INAMA doch nicht umhin, im Namen der historischen Richtung der Nationalökonomie Bedenken hinsichtlich „der Wege, welche SCHMOLLER betreten“, auszusprechen (S. 119).

G. v. BELOW.

Literatur.

PAUL OSSWALD, Die Gerichtsbefugnisse der patrimonialen Gewalten in Niederösterreich. Ursprung und Entwicklung von Grund-, Dorf- und Vogtobrigkeit. (Leipziger historische Abhandlungen, herausg. von E. BRANDENBURG, G. SEELIGER, U. WILCKEN, Heft V.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1907. VIII und 100 Seiten, 8⁰.

Auch wenn O.s Schrift nicht in den Leipziger historischen Abhandlungen erschienen wäre, würde jeder sachkundige Leser sofort bei der Lektüre erkennen, daß sie einen Schüler SEELIGERS zum Verfasser hat. Die Abgrenzung des behandelten Gegenstandes, die Art der Problemstellung, die Neigung, in den Zitaten die Arbeiten SEELIGERS und seiner Schüler in den Vordergrund zu rücken, während die dagegen laut gewordenen Bedenken kaum berührt werden, endlich nicht zum wenigsten das Ergebnis, zu dem O. gelangt, zeigen unverkennbar diese Abhängigkeit. Wie bei anderen Schülern SEELIGERS, bei SCHÖNINGH (Der Einfluß der Gerichtsherrschaft auf die ländlichen Verhältnisse in den niederrheinischen Territorien, 1905), RÖRIG (Die Entstehung der Landeshoheit des Trierer Erzbischofs zwischen Saar, Mosel und Ruwer und ihr Kampf mit den patrimonialen Gewalten, 1906) [1]) und GROSCH (Das spätmittelalterliche Niedergericht auf dem platten Lande am Mittelrhein, 1906), steht im Mittelpunkt der Arbeit jene eigentümliche Niedergerichtsbarkeit des späteren Mittelalters, die sich nicht auf den Streubesitz des gerichtsherrlichen Grundherrn beschränkt, sondern einen geschlossenen Bezirk (bannus), meist ein Dorf, umfaßt, und die sich in den verschiedensten Teilen Deutschlands, in Österreich nicht weniger als in Franken und Schwaben, nachweisen läßt. Auch in O.s Schrift ist der etwa die Hälfte des Buches umfassende zweite Hauptteil dieser Dorfgerichtsbarkeit und der aus ihr entstandenen Dorfobrigkeit gewidmet.

Das bleibende Verdienst der Arbeiten SCHÖNINGHS und RÖRIGS ist die Erkenntnis, daß diese dörfliche Niedergerichtsbarkeit zur Ausbildung einer neuen, die ganze Niedergerichtsbarkeit umfassenden Grundherrschaft geführt hat [2]), ja, daß nach Zersplitterung der alten hoch-

1) Vgl. über diese Arbeit meine Besprechung in dieser Zeitschrift 1907, S. 335 ff.

2) In dieser Zeitschrift 1907, S. 337 hatte ich Zweifel geäußert, ob wirklich der Erwerb des Niedergerichts das prius, die neue Banngrundherrschaft

gerichtlichen Bezirke auch die Hochgerichtsrechte sich vielfach mit dieser Niedergerichtsbarkeit verbunden haben. O. hat eine ähnliche Entwicklung für Niederösterreich dargetan. Auch hier hat sich diese neue Obergrundherrschaft, diese Bannherrlichkeit ausgebildet (S. 47 ff.)[1]. Das ist ein wichtiges Resultat, denn dadurch erlangt diese interessante Erscheinung eine allgemeinere Bedeutung. Und auch das scheint richtig zu sein, daß diese niedere Banngerichtsbarkeit in Niederösterreich ebenso wie am Rhein und an der Mosel gelegentlich mit der Hochgerichtsbarkeit im gleichen Bezirke verbunden wurde (S. 65 ff.).

Aber wie ist diese regelmäßig über das Gebiet des einzelnen Grundherrschaftsanteils hinausreichende, einen ganzen Dorfbezirk umfassende Niedergerichtsbarkeit zu erklären? Die verschiedensten Auffassungen sind hier aufgetaucht. Speziell für Österreich hat LUSCHIN (Geschichte des älteren Gerichtswesens S. 159 f.) die Ansicht aufgestellt, daß das Dorfgericht „nichts anderes ist als jener Teil der öffentlichen Gerichtsbarkeit, welcher im Wege des Gewohnheitsrechts und der Exemtionsprivilegien dem Landrichter entzogen und dem Immunitätsherrn übertragen wurde“, während WERUNSKY (Österr. Reichs- und Rechtsgesch. S. 67 f.) den Ursprung dieser dörflichen Niedergerichtsbarkeit in einer auf genossenschaftlicher Grundlage ruhenden, einen rein schiedsrichterlichen Charakter tragenden Selbstgerichtsbarkeit der Dorfgemeinde erblickt, und DOPSCH (Landesfürstl. Urbare, Einl. S. CXXXII f.) neuerdings das Dorfgericht als eine räumlich erweiterte grundherrliche Gerichtsbarkeit auffaßt.

SEELIGER hat in seinem Buch über „Die soziale und politische Bedeutung der Grundherrschaft, 1903“ diese Dorfbänne, die ja einer sehr viel späteren als der von ihm behandelten Zeit angehören, kaum berührt; nur an einer Stelle (S. 112) deutet er an, daß er sie mit den auf königlichen Privilegien beruhenden Immunitäten und geschlossenen Gerichtsbezirken des 10. Jahrhunderts auf eine Linie stellt, ohne einen Beweis dafür zu erbringen. In der Tat ist auch der Gedanke, alle die kleinen, zum Teil in der Hand einfacher Adliger befindlichen Dorfbänne auf königliche Exemtions- und Immunitätsprivilegien zurückzuführen, wenig glücklich[2]. Das hat aber SEELIGERS Schüler RÖRIG und GROSCH nicht verhindert, diese beiläufige Bemerkung SEELIGERS als die Lösung des Problems zu verkünden und ihrerseits auf jede selbständige Untersuchung des Ursprungs der Dorfbänne zu verzichten.

---

das posterius ist. RÖRIGS Material reichte für die Entscheidung dieser Frage nicht aus. Dagegen scheint nach dem, was OSSWALD und DOPSCH ausführen, für Niederösterreich dies zeitliche Verhältnis unbestreitbar zu sein. So dürfte das gleiche auch für den Westen Deutschlands zutreffen.

1) Damit stimmt auch DOPSCH überein, wenn er auch gegen Einzelheiten Bedenken erhebt.

2) Mittlerweile hat SEELIGER, wie es scheint, die Unhaltbarkeit seiner älteren Annahme erkannt. Denn in dem am 3. September 1907 ausgegebenen 3. Heft der Historischen Vierteljahrschrift X, S. 315 ff. schildert er Verhältnisse des 8. und 9. Jahrhunderts, in denen er offenbar (ob mit Recht ?) Vorläufer der späteren Dorfbänne erblickt, nimmt aber für diese Verhältnisse ganz andere Entstehungsursachen als Immunität oder königliche Verleihung an.

In dieser Hinsicht bedeuten O.s Ausführungen einen entschiedenen Fortschritt. Zwar nimmt er auf SEELIGER Bezug (S. 61, 94 f.), aber die vorsichtige Ausdrucksweise, deren er sich dabei bedient, zeigt, daß ihm die Sache recht zweifelhaft ist[1]). Vor allem aber versucht er, auf Grund der Quellen selbst zu einer Entscheidung zu kommen. Und zwar ist diese Entscheidung eine Art Kompromiß zwischen den Ansichten von LUSCHIN und WERUNSKY: die Niedergerichtsbarkeit im Dorf ist dadurch entstanden, daß die Herzöge die Gerichtsbarkeit auf der Dorfgasse einem im Dorf begüterten Mitglied des hohen Adels durch besondere Urkunde verliehen haben (S. 34 ff.); die Dorfpolizeigewalt ist aber von der Dorfgemeinde an diese neue Dorfobrigkeit gelangt (S. 32 ff., 42 f.). Entschieden abgelehnt wird die Ansicht von DOPSCH, der für den grundherrlichen Ursprung der Dorfgerichte eintritt (S. 44 ff.).

Inzwischen hat DOPSCH in einem besonderen Aufsatz „Zur Geschichte der patrimonialen Gewalten in Niederösterreich“ (Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsf. XXIX, S. 594 ff.) zu den Ausführungen O.s Stellung genommen. Und zwar ist er in absolut überzeugender Weise zu einer vollständigen Ablehnung der Theorie O.s gekommen. In der Tat fallen alle die Beispiele, die O. für eine fürstliche Verleihung der Dorfgerichtsbarkeit zu erbringen glaubte (es waren wenig genug), in nichts zusammen, und die Annahme einer auf Selbstverwaltung beruhenden ursprünglichen Polizeigewalt der Dorfgemeinde ist bei der ganzen Art der Besiedlung Niederösterreichs unhaltbar und von O. auch nicht durch ein einziges Beispiel belegt worden. Dagegen hat DOPSCH S. 605 ff. gezeigt, daß die Dorfgerichtsbarkeit schon in ihren ersten Anfängen als eine Pertinenz des ursprünglich allein hochadeligen, später auch ritterlichen Freieigen erscheint, daß sie sich durchaus nicht auf alle Dorfeinwohner zu erstrecken brauchte, daß wiederholt mehrere Grundeigentümer am Dorfgericht beteiligt waren, und daß die Ausdehnung des Dorfgerichts auf alle Dorfeingesessenen und seine Vereinigung in einer Hand dort, wo wir die Entwicklung verfolgen können, sich ohne herzogliches Zutun durch freiwillige Anerkennung oder durch gewohnheitsrechtliche Übung vollzog. Gewiß sind damit noch nicht alle Rätsel gelöst, aber so viel ist sicher, daß diese Dorfgerichtsbarkeit ihren Ausgangspunkt in den Grundherrschaften findet und nicht auf der Übertragung öffentlicher Gerichtsrechte seitens des Landesherrn beruht.

Demselben Irrtum ist O. im ersten Hauptteil seiner Arbeit verfallen, der sich mit einer Eigentümlichkeit des deutschen Ostens, der dem hohen Adel in Haus und Hof zustehenden Dachtraufengerichtsbarkeit, beschäftigt (S. 7—21). Auch hier ist ihm, wie DOPSCH a. a. O. S. 598 ff. darlegt, der Beweis, daß diese Dachtraufengerichtsbarkeit

1) Vgl. vor allem S. 94 f.: „Solche Zwischeninstanzen mögen (!) die Vorläufer oder wenigstens die Vorbilder für die Dorfobrigkeiten gewesen sein, ohne daß sich für Niederösterreich etwas Bestimmtes dieser Art nachweisen ließe.“

durch landesfürstliche Privilegien den einzelnen Mitgliedern des hohen Adels übertragen wurde, völlig mißglückt.

Und auch der dritte Hauptteil der Arbeit, der die Vogtobrigkeit behandelt (S. 68—93), hat gerade das Wesentliche nicht erkannt, nämlich daß die in den niederösterreichischen Urkunden und Weistümern so häufig vorkommende Vogteigewalt weltlicher Herren nicht kirchliche Vogtei ist, sondern ebenso wie die Niedergerichtsbarkeit eine Pertinenz des Freieigen und als solche der Ausgangspunkt für die mit der Niedergerichtsbarkeit verbundene Dorfpolizei. Das hat DOPSCH a. a. O. S. 617 ff. durchaus überzeugend gezeigt.

Es ist für den Erfolg von O.s Arbeit verhängnisvoll geworden, daß sie so bald nach ihrem Erscheinen eine genaue Überprüfung durch einen anderen Forscher fand, der dem Verfasser an Einzelkenntnis des Quellenmaterials und an Beherrschung der in Betracht kommenden Probleme weit überlegen war. Ohne diese Überprüfung durch DOPSCH würde ein gewissenhafter Kritiker, der nicht selbst in das Material eingearbeitet ist, wohl manche Schwäche in der Beweisführung, manchen einzelnen Fehlschluß entdeckt haben, aber über ein Non liquet wäre er schwerlich hinausgekommen. Gerade darum aber war diese Abfertigung unbedingt notwendig, und sie war um so notwendiger, als die Fehler der Arbeit zum Teil nicht individuelle Mißgriffe des Verfassers, sondern — worauf auch DOPSCH S. 624 hinweist — Verirrungen einer Schulmeinung sind, die den Einfluß der Grundherrschaft aus der Wirtschaftsgeschichte am liebsten ganz eliminieren möchte. Die Arbeit hätte unendlich gewonnen, wenn O. sich von diesem Schuldogma freigehalten hätte. Denn dort, wo das Problem der Grundherrlichkeit nicht in Frage kommt, tritt uns ein Historiker entgegen, dem man methodische Schulung und Scharfsinn nicht absprechen kann.

Tübingen. SIEGFRIED RIETSCHEL.

Urkundenbuch der Stadt Friedberg. Herausgegeben von G. Frhrn. VON DER ROPP. Erster Band: 1216—1410. Bearbeitet von M. FOLTZ. („Veröffentlichungen der historischen Kommission für Hessen und Waldeck.“) Gr. 8°, XVIII, 698 Seiten. Marburg a. L., N. G. Elwert. 1904. Preis: Geh. 16 Mk.

Gestützt auf die Kenntnis eines umfangreichen ungedruckten Materials schrieb PHILLIPP DIEFFENBACH seine „Geschichte der Stadt und Burg Friedberg in der Wetterau“ (Darmstadt 1857), welche bis auf den heutigen Tag die einzige Darstellung der gesamten Friedberger Geschichte geblieben ist. Um so mehr muß deshalb der von der rührigen historischen Kommission für Hessen und Waldeck herausgegebene und vom Kgl. Archivar Dr. M. FOLTZ in Danzig in streng kritischer Weise bearbeitete, die Jahre 1216—1410 umfassende I. Band des Urkundenbuches der Stadt Friedberg willkommen geheißen werden, weil durch die Veröffentlichung der auf diese Stadt bezüglichen Urkunden den Gelehrten die Forschungen nicht nur über die Friedberger Stadtgeschichte, sondern auch (gleich den verschiedenen Urkundenbüchern

anderer historischen Kommissionen) über die deutsche Reichs- und Territorialgeschichte wesentlich erleichtert werden. Der Bearbeiter hat die ihm gestellte Aufgabe ausgezeichnet gelöst, denn vorliegende, mit peinlicher Genauigkeit besorgte Publikation enthält 844 kritisch und nach den neuesten Editionsprinzipien herausgegebene Urkunden. Benutzt wurden hierzu neben den Friedberger, im Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt deponierten Urkunden die staatlichen, städtischen, Stifts- und Familienarchive zu Assenheim, Braunfels, Büdingen, Frankfurt a. M., Karlsruhe, Koblenz, Lich, Limburg, Luzern, Marburg, München, Münster, Nürnberg, Wernigerode, Wetzlar, Wien, Wiesbaden und Würzburg, sowie die Bibliotheken zu Darmstadt, Fulda und Gießen. In das Urkundenbuch wurden alle von Recht und Verfassung, Verwaltung, Wirtschaft, Handel und bürgerlichem Leben überhaupt handelnden Urkunden aufgenommen, dagegen sind die auf Stifter und Klöster, sowie auf die Burg Friedberg bezüglichen Urkunden — sofern diese nicht von Stadtbehörden ausgestellt oder für die bürgerlichen Verhältnisse von Wichtigkeit waren — ausgeschieden resp. einer gesonderten Herausgabe vorbehalten. Vom Jahre 1300 an sind die Urkunden gekürzt (meist in Regestenform) wiedergegeben, und der Raumersparnis halber wurden sachlich oder zeitlich zusammenhängende Stücke häufig unter einer Nummer zusammengebracht (vgl. hierzu die chronologische Übersicht der unter diesem Gesichtspunkte abgedruckten Urkunden auf Seite 606—607). Aus Vorurkunden übernommene Stellen sind durch kleineren Druck, Abweichungen durch gesperrten Druck, Auslassungen durch einen Stern gekennzeichnet. Die in anderen, neueren Urkundenbüchern (z. B. Wyss, Reimer, Lau) abgedruckten, auf Friedberg Bezug habenden Urkunden werden nur im Regest veröffentlicht, während von der Wiedergabe der in bekannten Regestenwerken aufgezeichneten Drucke ganz abgesehen wurde. Die in obiger Veröffentlichung abgedruckten Urkunden reichen bis zum Regierungsantritt König Sigmunds. Die Gründung der Burg Friedberg auf Reichsgrund wird durch den Kampf mit Otto IV. veranlaßt worden sein. Schon im Jahre 1219 hören wir auch von Friedberger Bürgern, eine Nachricht, die uns zeigt, daß bald nach Gründung der Burg auch eine bürgerliche Niederlassung daselbst entstanden war, die städtische Freiheiten erlangt hatte. Die Bürger dieser Reichsstadt, deren Glanzzeit in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts fällt, unterstanden ebenfalls dem Burggrafen. Verhängnisvoll für die Stadt waren die des öfteren ausbrechenden Zwiste zwischen Stadt und Burg. Ihr Niedergang basiert teils auf der Verpfändung von Friedberg durch Karl IV., teils auf zahllosen Fehden und Brandschäden. Die zum erstenmal im Jahre 1308 erwähnten Friedberger Märkte gerieten in Verfall, trotzdem sich die benachbarte Reichsstadt Frankfurt zu ihren Gunsten beim Kaiser verwandte. Wenngleich Friedberg auch fernerhin auf den Reichs-, Städte- und Landfriedenstagen vertreten war, so verlor es doch zusehends an Bedeutung trotz aller ihr zuteil werdenden Privilegien. Der vortrefflichen Publikation geht eine kurze Übersicht über die Geschichte der Stadt Friedberg und deren Burg und Siegel, sowie über die hauptsächlich benutzten Archivalien voraus. Auf Seite 568—602 finden sich noch als willkommene

Beigabe (Nr. 845—849) verschiedene, von Prof. Dr. GOSWIN Frhrn. VON DER ROPP bearbeitete Bruchstücke der wirtschaftsgeschichtlich höchst interessanten städtischen Rechnungen aus dem 14. Jahrhundert und eine im Auszug mitgeteilte Zusammenstellung der drei auf uns gelangten Einnahmeverzeichnisse des Baues der Friedberger Pfarrkirche (1389 bis 1391) abgedruckt. Das die Benutzung wesentlich erleichternde sorgfältige Orts- und Personenregister ist von Archivassistent Dr. WILHELM DERSCH in Münster i. W. bearbeitet worden, weil Dr. M. FOLTZ umständehalber der weiteren Mitarbeit entsagen mußte. Hoffentlich läßt die Fortsetzung dieser trefflichen Publikation, für die man dem Herausgeber wie dem Bearbeiter und der historischen Kommission für Hessen und Waldeck zu lebhaftem Dank verpflichtet sein muß, nicht allzulange auf sich warten. —

Metz. Dr. K. v. KAUFFUNGEN.

O. JENSEN, Der englische Peterspfennig und die Lehenssteuer aus England und Irland an den Papststuhl im Mittelalter. Heidelberg, Verlagsanstalt, 1903; IV, 107 S. 8°. Preis: Mk. 2,80.

Eine Gesamtbehandlung der Geschichte des englischen Peterspfennigs! Die für dieses Thema grundlegenden Arbeiten des leider so früh verstorbenen PAUL FABRE lassen uns vom Beginn des 13. Jahrhunderts ab im Stich oder bieten doch fernerhin keine erschöpfende Behandlung. Ebenfalls sind manche Aufstellungen F.s bestritten worden, andere geben zu Zweifeln Anlaß. Endlich ist neuerdings, namentlich im 15. Bande der „Transactions of the Royal Historical Society“ (1901), neues Material hinzugekommen. Man kann also mit der Absicht der vorliegenden Arbeit (einer Rostocker Dissertation) einverstanden sein. Die Ausführung ist leider nicht ganz in der erwünschten Weise ausgefallen. Für die Gründungsgeschichte und überhaupt für die älteren Zeiten hätte der Verfasser gut getan, wenn er sich inhaltlich mehr an F. gehalten, von ihm jeweils ausgegangen wäre. Jedenfalls mußte der Widerspruch gegen F. stets eingehend begründet werden. Eine Gesamtbehandlung des Themas hätte auch wohl eine sachliche Disposition des Stoffes verlangt. J. ist im ganzen „historisch“ vorgegangen, die Kapitelüberschriften sind ohne logisches Schema dem von der urkundlich-schriftstellerischen Überlieferung abhängigen Inhalte jeweils angepaßt. Von äußerlicher Scheidung der politischen, der Rechts- und Verwaltungsfragen ist keine Rede, und es fehlt zugleich an einer erschöpfenden, vom Material unabhängigen Fragestellung. Selbst die beiden wichtigsten Aufgaben, die noch zu lösen, oder gegenüber denen doch eine wissenschaftlich begründete Stellungnahme notwendig war, erstens: welche Bedeutung hatte die „Schola Saxonum“ in Rom für die Begründung des englischen Peterspfennigs?, zweitens: in welchem Verhältnis stand die Staatsgewalt zum Erhebungsgeschäft? — selbst diese beiden Fragen sind eigentlich nur nebenbei behandelt.

Von der „Schola Saxonum“ hat J. einen nicht ganz richtigen Begriff. Er denkt an eine Schule und meint, die Anstalt habe neben

der Pilgerherberge den Zweck geistiger Anleitung, religiöser Einwirkung und des Unterrichts und der Erziehung gehabt (S. 5f.). Als Quelle sind dafür des THOMAS WALSINGHAM „Gesta abbatum" von St. Albans angegeben, ein Schriftsteller des 14. Jahrhunderts über Dinge, die ein halbes Jahrtausend und mehr vorausliegen! Man müßte dann wohl den „Gesta" an derselben Stelle auch glauben, die Pilger (des 7. und 8. Jahrhunderts!) seien nach Rom „zusammengeströmt" neben anderem „expediendorum negotiorum necessitate"? Das sind Begriffe, die in jene Frühzeit gar nicht passen. Erziehung und Unterricht leisteten damals die Klosterschulen in England und im Frankenreich besser. Nach Rom, Jerusalem usw. wallfahrtete man vor allem. Man ging dahin devotionshalber oder um Buße zu tun. Die Büßenden durften oder wollten oft jahre- und jahrzehntelang nicht zurückkehren, daher die großen Fremdenkolonien an den genannten Orten. Und für diese waren Kirche, Herberge, Krankenpflege und ein christliches Begräbnis die Hauptsache. „Schola" bezeichnet ganz allgemein den rechtlichen Zusammenschluß gleichartiger Leute um einen religiösen Mittelpunkt (Kirche und Pilgerhaus), später sogar Gilde, Zunft.

Die „Schola Saxonum" hat, wenn wir JENSEN richtig verstehen, für die Begründung des Peterspfennigs eine direkte Bedeutung überhaupt nicht gehabt. Dieser stammt lediglich von den 300 Mark Gold, die der Westsachse Ethelwulf 855 dem Papst Benedikt III. als jährliche Abgabe „pro anima sua" schenkte (S. 14, 17, 20, 80). Solange Ethelwulf lebte, hat er selbst die 300 Mark jährlich „aus seiner privaten Kasse oder aus der Kasse des Staates" (!) erlegt, nachher — seit König Alfred — ist die Steuer auf das Volk umgelegt worden (S. 20 und 81). Dürfen wir nun annehmen, daß ein germanisches Volk sich einen regelrechten Tribut auflegen läßt bloß deshalb, weil einmal einer seiner Teilfürsten eine persönliche Devotionsgabe vermacht hat? Ich halte das für sozusagen unmöglich. Die zufällige Zahlenübereinstimmung zwischen der Stiftung Ethelwulfs und dem späteren Betrage des Peterspfennigs — 300 Mark — genügt jedenfalls nicht, um uns zu dieser Annahme zu bewegen (vgl. S. 80). Man nimmt also wohl am besten dennoch, wie es auch FABRE getan, die Nachrichten über die „Schola Saxonum" zu Hilfe. In ihr und ihren Zwecken war für die nach Rom gekommenen Stammesfürsten — neben Ethelwulf werden noch die Könige Ina von Wessex und Offa II. von Mercia genannt — die stärkste Veranlassung zu Stiftungen gegeben, und für sie war das Umlageverfahren ohne weiteres gerechtfertigt. Wir sind übrigens nicht bloß auf dieses Raisonnement angewiesen. J. selbst berichtet in der „Einleitung" (S. 13) von einem Briefe des Papstes Alexander II. an König Wilhelm den Eroberer, laut welchem ein Teil des „Romschosses" dem Papste geschenkt, ein anderer Teil der Kirche der hl. Maria, welche „die Schule der Angelsachsen" genannt wurde, zum Besten der Brüder d. h. der Volksgenossen, zugewandt wurde (JAFFÉ-L., Reg. 4757). Aus der Verwendung eines Teiles der „Römerabgabe" zu nationalem Zwecke noch im 11. Jahrhundert möchte J. dort mit Recht schließen, „daß ein Zusammenhang in mehrerer (?) Hinsicht zwischen der englischen ‚Römerabgabe' und der angelsächsischen

Schule und Kirche in Rom stattgefunden habe". Warum ist dieser sehr brauchbare Einleitungsgedanke nachher gänzlich beiseite gesetzt worden?

Sehen wir, wie FABRE sich zu der Sache gestellt hat. Er schreibt: „Mais[1]) qu'y a-t-il de vrai dans les diverses traditions relatives à l'origine du denier? Je crois pour ma part, qu'elles renferment toutes une part de vérité. Ina en Wessex, et Offa II. en Mercie, ayant imposé à leurs sujets une contribution annuelle d'un denier par feu en faveur de la „Schola Saxonum" de Rome, il était naturel que, lors de la fusion de deux royaumes, la contribution continuât à être acquittée par l'ensemble des deux pays." — Und bezüglich der Stiftung Ethelwulfs: „Elle[2]) se confondit avec la contribution levée sur le Wessex et la Mercie pour la „Schola Saxonum", et elle lui imprima le caractère special qu'elle tendait elle-même à revêtir", nämlich eine Abgabe an den hl. Stuhl zu werden. Dieses um so leichter — so wollen wir noch hinzusetzen —, weil die „Schola Saxonum", wie alle fremdnationalen Stiftungen bei St. Peter, von Anfang an unter der Jurisdiktion des Kapitels von St. Peter gestanden (vgl. Bullar. vatic. I, 15 und 22) und die Stiftung zur Zeit des Verfalls im 11. Jahrhundert (Wirren mit Heinrich IV.) wahrscheinlich vom Papst eingezogen worden ist.

Bei strengerer Scheidung und Wertung der älteren und der jüngeren Quellen, der einmaligen und der jährlichen Geschenke, der Geschenke und der Umlage und dann vor allem, was bis jetzt ganz verabsäumt worden, durch Hinübergreifen auf die Nachrichten zur Geschichte der anderen nationalen Stiftungen in Rom und anderen Pilgerstädten im Wege des Analogieschlusses dürfte das Kapitel über den Ursprung des Peterspfennigs sicherlich noch mehr zu klären sein. Können wir doch aus der Karolingerzeit sogar ein festländisches Analogon zum englischen Peterspfennig anführen. Unter Ludwig dem Deutschen war in Ostfranken ein Denar von der (königlichen?) Hufe für die Christen im hl. Lande zu zahlen (SIMSON, Jahrbb. Ludwigs des Frommen II, 13).

Die Leistung des „Romgeldes" im 10. und 11. Jahrhundert geht aus den angelsächsischen Gesetzen und auch aus Briefen Knuds des Großen, Eduards des Bekenners und anderer hinlänglich hervor. Im Jahr 1843 sind unter den Trümmern des Glockenturms der St. Paulskirche bei Rom und 1883 am Forum Sammlungen englischer Münzen aus dem 10.—11. Jahrhundert gefunden worden. Man hat diese Funde als Beweis für die Leistung des Peterspfennigs herangezogen. JENSEN will nun, weil der Fund von 1843 neben den englischen Münzen zugleich solche anderer Nationen aufwies, sogar schließen, „daß, während England die erste und im 9. Jahrhundert die einzige Nation war, welche diese Abgabe leistete, bald darauf dieselbe Abgabe allmählich in fast allen Ländern und Reichen der okzidentalen Christenheit eingeführt wurde" (S. 25). Die Ungereimtheit dieser Schlußfolgerung

1) „Recherches sur le denier de S. Pierre en Angleterre au moyen âge" in: Melanges G. B. DE ROSSI (1892), S. 164.

2) Ebenda S. 165.

braucht wohl nicht bewiesen zu werden. Es wäre übrigens Aufgabe Jensens gewesen, sich besonders über die Frage zu äußern, ob speziell Irland den Peterspfennig bezahlt hat. Zum mindesten durfte die Frage der Echtheit oder Unechtheit der sogenannten Schenkungsbulle Hadrians IV. an Heinrich II. (Jaffé-L., Reg. 10055), die ja von dem Versprechen des Peterspfennigs redet, nicht so ganz stillschweigend übergangen werden.

Über das Verhältnis der Staatsgewalt zum englischen Peterspfennig ergibt sich aus J. folgende Zusammenstellung: König Alfred führt die Umlage ein (S. 20). Sie liegt jedem Christen (S. 23), den Angeln und den Dänen ob (S. 21). Die Regel ist in angelsächsischer Zeit ein Pfennig für jeden Herd oder jedes bewohnte Haus (S. 49). Seit der anglonormannischen Periode ist Voraussetzung der Pflicht, den Pfennig zu zahlen, ein Ertrag vom Vieh von wenigstens 30 — bei Dänen von wenigstens 80 — Pfennig (S. 50). Auf Hinterziehung steht Kirchenbann und staatliche Geldstrafe (S. 48). König Knud bemüht sich um die Sammlung und hält Rom gegenüber sich mindestens für mitverantwortlich (S. 26). König Eduard III. der Bekenner (1042—66) sendet das gesammelte Geld an den Papst (S. 27). König Wilhelm der Eroberer wurde vom Papst Gregor VII. aufgefordert, den jährlichen Betrag des Peterspfennigs zu schicken und darüber zu wachen, „als wenn es seine eigenen Einkünfte gälte" (S. 31 f.). Der König hat die Verpflichtung auch anerkannt (S. 34 f.). Ebenfalls wurde dieselbe Forderung von Urban II. an Wilhelm II. gestellt (S. 41). Seit des Eroberers Tode ist die Ablieferung nach Rom unregelmäßig geworden. Man hat namentlich König Heinrich I. dafür verantwortlich gemacht, und Papst Paschalis II. forderte von diesem 1116, er solle für eine vollständigere Erhebung sorgen und den Betrag durch den ihm angegebenen Boten überschicken (S. 45). Unter Heinrich II. (1159—89) hing die Sammlung und die Übersendung des Geldes zwar noch von der Einwilligung oder der Erlaubnis des Königs ab (S. 66, 68, 70 ff.), auch mußten die königlichen Scherifs dem Erhebungsgeschäft Beihilfe leisten (S. 68); dieses hatte aber jetzt durchaus kirchlichen Charakter, und von einer ersten Verantwortlichkeit des Königs oder seiner Beamten ist hinfort keine Rede mehr. Mit dem 13. Jahrhundert ist sie sogar ganz auf die päpstlichen Kollektoren übergegangen, und das ist so geblieben bis zur Aufhebung oder dem Verbot des Peterspfennigs 1534 bezw. 1559.

Ein viel kürzeres Dasein als der Peterspfennig hat die englische Lehenssteuer an den Papst gehabt. Man wollte im 11. Jahrhundert schon den Peterspfennig als Ausdruck eines Vassalitätsverhältnisses Englands zum hl. Stuhle auffassen. Die Päpste begünstigten diese Theorie, und Gregor VII. hat an Wilhelm den Eroberer direkt das Ansinnen gestellt (S. 35), erfuhr darin aber eine deutliche Zurückweisung (der Brief Wilhelms bequemer in Ellis, Original letters illustr. of english history, Serie III, Bd. 1 [1846], S. 15 f.). Es sind von J. (S. 40 f.) auch Briefe Urbans II. (Jaffé-L., 5351) und Paschalis' II. (Jaffé-L., 5883) angeführt. Ob die darin gebrauchten Termini „fidelitas" und „devotio" aber im staatsrechtlichen Sinne zu nehmen, daran darf man zweifeln. Eine wirkliche Vassalität hat erst König Heinrich II.

1173 anerkannt (S. 53 f.). Von da ab gewinnt die Auffassung des Peterspfennigs als Lehenssteuer an Boden, und sie wäre unzweifelhaft durchgedrungen, wenn nicht König Johann ohne Land 1213, als er sein Reich dem Papste Innozenz III. zu Lehen auftrug, einen eigenen jährlichen Lehenszins von 1000 Mark Sterling (700 für England, 300 für Irland) versprochen hätte, so daß England von da ab Peterspfennig und Zensus zahlte (S. 59). Der Zensus hatte im Gegensatz zum Peterspfennig durchaus den Charakter eines Staatstributes an den hl. Stuhl, der freilich bei der Camera apostolica stets sehr unregelmäßig eingegangen ist. Es gibt ganze Perioden, wo nicht gezahlt wurde. Im Jahr 1317 z. B., als Papst Johann XXII. zur Regierung gekommen, war die Zahlung schon 24 Jahre unterblieben (vgl. Kirsch, Finanzverwaltung des Kardinalskollegiums S. 35), und nach Johanns Tode begann die Hinterziehung von neuem, bis 1366 das Parlament die Zensuszahlungen überhaupt verbot (S. 61—64).

Ein besonderes Interesse haben in der Geschichte des Peterspfennigs die seit dem Papst Alexander III. (1159—81) bemerkbaren Versuche, aus dieser Abgabe für die päpstliche Kasse zunächst eine sicherere und dann auch eine größere Einnahme zu erzielen. Seit alter Zeit wurden als Betrag der Steuer regelmäßig 300 Mark Sterling gezahlt, eine Ziffer, die wohl gewohnheitsmäßig entstanden, möglich auch, daß sie durch mißverständliche Tradition von der Stiftung Ethelwulfs her sich festgesetzt hatte. Die Kontingentierung der Gesamtsumme hatte notwendigerweise auch die Pauschalbemessung des Beitrags, den jede Diözese zu leisten hatte, zur Folge. Wann diese geschehen, läßt sich nicht feststellen. J. zeigt nur, daß sie vor 1133 fällt (S. 81). Die Kurie hatte die Kontingentierung zunächst ruhig hingehen lassen. Mit der Zeit aber wurde durch das Anwachsen der Bevölkerung die Differenz zwischen dem wirklichen und dem fingierten Ertrage der Steuer — den Überschuß behielten die Bischöfe — so groß, daß Rom, ohnedies seit den Wirren Alexanders mit Friedrich Barbarossa häufig in Geldverlegenheit, begreiflicherweise Anstrengungen machte, den Bischöfen ihren stets wachsenden Anteil wieder zu entreißen. Wir bemerken noch, daß die Ansicht Paul Fabres, die er 1895 in der „Zeitschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte" vertreten (IV, S. 459 ff.), daß der königliche Schatz die Überschüsse bekommen hätte, sich nicht bewährt hat. Es handelte sich in den Beispielen, auf die F. sich berufen, um vakante Diözesen, und der Peterspfennig figuriert in diesem Falle auf der Staatsrechnung nur als „revenue accrued to the Crown from vacant bishoprics". Liebermann hat, was J. anzumerken vergessen, schon 1896 in „The English histor. Review" XI, S. 747, Anm. 30 darauf hingewiesen. Papst Alexander III. hat zuerst nur die Generaleinnahme dem Erzbischof von Canterbury entzogen und dem Bischof Gilbert Foliot von London übertragen, an der Kontingentierung indes nichts geändert (S. 65 f.). Papst Innozenz III. sodann griff diese selbst an und verlangte von den Bischöfen die volle Ablieferung der Sammelerträge (S. 84). Solange indes die Bischöfe dem Erhebungsgeschäft vorstanden, war hieran nicht zu denken, und so scheint mir, daß Papst Martin IV. sich mit der Absicht getragen hat, die Erhebung den

Bischöfen zu entziehen und den eigenen päpstlichen Kollektoren aufzugeben (vgl. S. 88 f.). Zur Ausführung ist es jedenfalls nicht gekommen; die Bischöfe haben das Sammelgeschäft bis zur Reformationszeit festgehalten und aus den Überschüssen zum Teil bedeutende Einnahmen, viel größere als der Papst, erzielt. Wie groß diese Überschüsse im einzelnen gewesen, darüber dürften die Renteinnahmeregister der englischen Bistümer am besten Aufschluß geben. Möchten wenigstens einige derselben einmal daraufhin in Angriff genommen werden! Auch der Versuch F.s, aus den Erträgnissen des Peterspfennigs die Bevölkerung zu berechnen, verspricht vielleicht auf diesem Wege Erfolg.

Man vermißt bei Jensen in den Kapiteln über diese Dinge vielfach den Blick für das, worauf es ankommt, und zum Teil selbst klare Wortbegriffe. Vor allem sind die primäre Einsammlung der Steuer und die Abhebung oder Ablieferung der Sammelerträge vielfach vermengt worden. Das gilt auch von dem Briefe K. Alexanders II. an den Dänenkönig Sven Estridsen 1062. Der Peterspfennig soll nicht dem Papste wie eine Oblation auf den Altar (z. B. der Peterskirche in Rom) gelegt werden, „sed tam sibi quam successoribus suis presentialiter offeratur“ (Jaffé-L. 4495). J. macht daraus (S. 28) „bisweilen wurden die Peterspfennige auf den Altären der Kirchen geopfert, erreichten dann wohl den betreffenden Bischof, kamen aber kaum weiter“. (!) — Auch über die Aufgaben der päpstlichen Kollektoren ist sich Verfasser nicht ganz klar. Schon S. 44 ist mißverständlich von solchen die Rede, wo es sich nur um die Abhebung der Erträgnisse handelt. Von einer Unterordnung des Erzbischofs unter die Kollektoren darf so allgemein nicht gesprochen werden. Auch daß der hl. Stuhl schon vom Anfang des 13. Jahrhunderts an „eine regelmäßige Administration wegen des Peterspfennigs“ in London errichtet habe (S. 87), ist nicht richtig und wohl nur auf ein Mißverständnis Fabres zurückzuführen (vgl. „Recherches“ a. a. O. S. 174). Der Peterspfennig spielt für die päpstlichen Kollektoren, die seit dem 13. Jahrhundert nach England gingen, überhaupt nicht die Rolle, die ihm J. zuweisen möchte (S. 87 ff.). Dafür war das Geschäft doch zu klein und, soweit es die Kollektoren anging, zu einfach!

J.s Arbeit könnte einen wesentlichen Fortschritt für die Kenntnis des Peterspfennigs bedeuten. So, wie sie vorliegt, ist noch zu viel Konfusion darin. Im letzten Kapitel haben wir ungern bemerkt, daß die französischen Registerausgaben (für das 13. und 14. Jahrhundert) nicht angesehen sind, auch selbst Bliss, Calendar of entries in the Papal registres relating to Great Britain and Ireland, 2 Bände, 1893—95, scheint nicht benutzt zu sein. Manche zweifelhafte Zitierweise (z. B. „Jaffé-Wattenbach“ S. 15; „J.-Löwenthal“ S. 3) könnte noch gerügt werden. Wir beschränken uns darauf, zu bemerken, daß es absolut unstatthaft ist, für eine mittelalterliche Quellenstelle nur den modernen Schriftsteller anzuführen, der sie benutzt hat. S. 29 n. 2 passiert es dabei, daß auf diese Weise Dinge bewiesen werden sollen, die zwei Jahrhunderte voraus liegen und, was noch das schönste, daß man beim Nachschlagen am angegebenen Orte nicht einmal das Behauptete findet!

Münster i. W. A. Gottlob.

A. Doren, Studien aus der Florentiner Wirtschaftsgeschichte. Bd. II: Das Florentiner Zunftwesen vom 14. bis zum 16. Jahrhundert. Stuttgart und Berlin 1908, J. G. Cotta. XXII und 802 S.

Den ersten Band dieses Werkes, welcher den Spezialtitel „Die Florentiner Wollentuchindustrie vom 14. bis zum 16. Jahrhundert, ein Beitrag zur Geschichte des modernen Kapitalismus" trägt, habe ich im Literarischen Zentralblatt 1901, Nr. 16, Sp. 1877 und in den Jahrbüchern für Nationalökonomie 79 (1902), S. 702 ff. besprochen. Bei lebhafter Anerkennung des Fleißes, der in dem Buch stecke, und der reichen Belehrung, die aus ihm zu gewinnen sei, mußte ich doch auch erhebliche Mängel betonen. Inzwischen bin ich noch auf andere Arbeiten desselben Verfassers zu sprechen gekommen und habe dabei auf gewisse, wie es scheint, allgemeine Eigenschaften seiner Art zu schreiben hingewiesen (Zeitschr. für Sozialwissenschaft 1904, S. 738 und 794 ff.). Ich hob unter anderem hervor, daß er gelegentlich — natürlich nur ausnahmsweise! — mit der Miene des bejahrten Weisen über Dinge spricht, von denen er nicht die allerblasseste Ahnung hat (a. a. O. S. 795 Anm. 1).

D. meint nun offenbar eine sehr glückliche Art der Erwiderung gefunden zu haben, indem er in dem hier anzuzeigenden zweiten — G. Schmoller gewidmeten — Band seiner Florentiner Studien meine kritischen Bemerkungen recht laut als etwas unglaublich Törichtes schildert und das besondere Verfahren anwendet, einige der Urteile, die ich über ihn gefällt hatte, auf — mich anzuwenden. Von vornherein erklärt er, daß ich nicht zu den „Unbefangenen" gehöre (S. 8 Anm. 2). Und weiterhin hält er Reden wie die folgenden: „Das kommt aber davon, wenn man über Dinge urteilt, die man aus eigener Sachkenntnis nicht überblicken kann". „Wo die eigene Kenntnis im Stich läßt, ohne die sicher beglaubigte Überlieferung heranzuziehen, die Phantasie schweifen zu lassen" usw. (vgl. auch S. 223 Anm. 1). Der Leser, der von dem Vorausgegangenen nichts weiß, wird hiernach glauben, daß ich mir eine große Blamage zugezogen habe. Wer sich jedoch näher informiert, wird etwas ganz anderes erfahren, Herr D., der öffentlich meine Kritik von oben herab ablehnt, sieht sich im stillen Kämmerlein genötigt, ihr Rechnung zu tragen. Im ersten Bande Seite 144 hatte er zu erzählen gewußt, daß „Trödler, Krämer und Händler stets als verachtete, sozial tiefstehende Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft galten". Ich habe dann in den „Jahrbüchern" a. a. O. Seite 704 auf das Verkehrte dieser Auffassung aufmerksam gemacht. Im zweiten Bande Seite 568 kommt D. wieder auf jene Berufe zu sprechen. Aber jetzt modifiziert er (ohne meine Kritik zu erwähnen) stark seinen früheren Satz: die „Händler" sind verschwunden; statt des „stets" heißt es jetzt nur „in manchen deutschen Städten"; auch sonst ist das Urteil erheblich gemildert. D. tut ferner so, als ob es die reinste Anmaßung von mir gewesen sei, daß ich überhaupt zu einem Buch über italienische Geschichte das Wort ergriffen habe. Allein es trifft sich eigentümlich, daß ich gerade von einer Seite, die D. doch anerkennen muß, Zustimmung erfahre. W. Lenel, dem gewiß niemand Vertrautheit mit der italienischen Geschichte absprechen

wird, hat unter Berufung auf meine Kritik ebenso wie ich die Ausführungen D.s über die „Unternehmer“ beanstandet und ebenso wie ich das „sprunghaft in stetem Durcheinander“, den „Mangel des Sinns für einfach klare Verhältnisse“ getadelt (Hist. Ztschr. 91, S. 44 und 47). Gehen wir sodann auf die speziellen Vorwürfe ein, die D. mir macht, so soll ich „befangen in wirtschaftlichen Theorien“ sein in dem Sinne, daß ich meine Ansichten über die Großkaufleute im Mittelalter, „die nicht einmal für Deutschland sich allgemeiner Zustimmung erfreuen“, auf „die Länder des Mittelmeergebietes“ übertragen habe (S. 10 Anm.). Ich bin indessen weit entfernt gewesen, die Anschauung, die ich von dem Problem der Existenz von deutschen Großkaufleuten im Mittelalter habe, auf Italien einfach zu übertragen; ich habe bloß, während D. das alte Florenz schon sehr früh von Kapitalisten, Fabrikanten, Großkaufleuten, Großindustriellen nur so wimmeln läßt, empfohlen, gegenüber seinen etwas bombastischen und ohne näheren Beweis gegebenen Schilderungen die Anschauung, die wir von den deutschen Verhältnissen haben, gewissermaßen als heuristisches Prinzip empfohlen. Und wer wollte bestreiten, daß in der Anwendung der Ausdrücke „Großkaufleute“, „Großindustrieller“ usw. auf mittelalterliche Verhältnisse Vorsicht geboten ist! Natürlich hat ebenso wie ich auch Lenel (a. a. O.) konstatiert, daß wir bei D. große Reden hören, aber wenig gesicherte Tatsachen erfahren. Seite 10 Anmerkung wird Schaubes Handelsgeschichte der Mittelmeervölker von D. so zitiert, als ob sie den größten Gegensatz gegen meine Auffassung darstelle. Wer ahnt dabei, daß Schaube Seite 780 Anmerkung 2 mir gegen D. hinsichtlich der Humiliaten beistimmt? So etwas sollte D. doch nicht verschweigen[1]). Ein großes Unrecht soll ich weiter dadurch begangen haben (S. 8 Anm. 2 und S. 15 Anm. 1), daß ich D. und Davidsohn Beeinflussung durch die Ennen-Nitzschsche Gildetheorie zugeschrieben habe. Ich soll D. „wiederholt“ als „unbedingten“ Anhänger derselben hingestellt haben. Mir ist es nicht erinnerlich, daß ich ihn jemals als „unbedingten“ Anhänger jener Theorie bezeichnet habe. In meiner Kritik seiner Florentiner Studien habe ich es nicht getan, und im Literarischen Zentralblatt 1894, Sp. 45 bemerkte ich hinsichtlich seiner Erstlingsschrift ausdrücklich: „D. kann nicht umhin, einzuräumen, daß die Nitzschsche Theorie unhaltbar ist.“ Man sieht, wie — um einen milden Ausdruck zu gebrauchen — schnellfertig D. mit dem Wort ist. Ich habe nur behauptet und behaupte, daß er Nitzsch zu verteidigen sucht und einzelnes von ihm übernimmt. So verhält es sich auch im

---

1) Ich führe hier noch einen Fall zum Beweis dafür an, daß D. meinem Widerspruch gegen manche Ansicht, die er mit Enthusiasmus vertreten hat, heute die Berechtigung schwerlich absprechen wird: vgl. mit Doren in der Historischen Vierteljahrschrift 1901, Seite 526 meine Ausführungen in der Historischen Zeitschrift 89, S. 217 ff. und 91, S. 436 Anm. 1. Er hätte auch deshalb keine Veranlassung gehabt, mir gegenüber so entrüstet zu tun, weil ich doch seine Arbeiten verhältnismäßig günstig beurteilt habe, während von anderer Seite ein erheblich ungünstigeres Urteil gefällt worden ist (Gött. Gel. Anz. 1905, S. 501 ff.).

vorliegenden Fall. Wer (wie D. und andere) bei dem Aufkommen der städtischen Zünfte eine „Muttergilde“ maßgebend sein läßt, der übernimmt Vorstellungen, wie sie Nitzsch eigen waren; wobei es nicht viel ausmacht, ob er sie von diesem unmittelbar oder durch Dritte erhalten hat oder gar — was kaum ein Ruhm wäre — selbständig zu ihnen gelangt ist. Ein anderes Verbrechen von mir besteht nach D. darin (S. 9 Anm.), daß ich in Übereinstimmung mit Hartwig der Tucherzunft die Priorität vor der Calimalazunft zu geben geneigt gewesen bin (ich habe mich vorsichtig ausgedrückt). Hartwig war ein sehr gründlicher Kenner der florentinischen Geschichte; wenn ich, ihm folgend, geirrt haben sollte, so habe ich mich doch wenigstens an keine schlechte Autorität gehalten. Er hat mit mir über diese Fragen in persönlichem und schriftlichem Austausch gestanden (die Kritik des D.schen Buches in der „Nation“, die D. S. 223 Anm. 1 zitiert, ist von ihm verfaßt). D. weiß ihn freilich zu beseitigen, indem er schlankweg erklärt: „Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse lag ihm gänzlich fern.“ Wer Hartwigs Schriften kennt, weiß, daß sich darin sehr feine wirtschaftsgeschichtliche Beobachtungen finden. (Für die Feststellung seiner Ansichten über die Humiliaten ist die angeführte Kritik zu verwerten, von der D. allerdings nicht wissen konnte, daß sie von H. herrührt.) Endlich noch ein Verbrechen von mir (S. 223 Anm. 1): ich habe, wiederum im Anschluß an Hartwig, gemeint, daß für die Anfänge der Wollindustrie in Florenz bestimmtere Resultate zu gewinnen gewesen wären. Es ist merkwürdig, daß D., der über die „Großindustriellen“ so Bestimmtes zu wissen Miene macht, mich tadelt, weil ich an die Möglichkeit einigermaßen detaillierter Resultate glaube. Im übrigen reproduziere ich hierbei ja nur eine Ansicht Hartwigs, der ja die Florentiner Quellen gut kannte. Vgl. auch die Bemerkung von Lenel Seite 47 über die Nachrichten für Florenz.

Im Vorwort spricht D. darüber, daß er manches habe zurückstellen müssen, „um den Umfang des schon jetzt allzu schwer geratenen Bandes nicht übermäßig anschwellen zu lassen“. Es wäre nicht notwendig gewesen, daß er so „schwer geriet“. D. geht etwas verschwenderisch mit dem Raum um. Ich führe ein Beispiel an. Seite 80 ff. trompetet D. über den Zunftzwang. Schon auf den ersten beiden Seiten ist er zu breit. Seite 82 wird dann als etwas ganz Eigenartiges, noch nie Dagewesenes die Auffassung Schmollers hervorgehoben und dabei konstatiert, daß Eberstadt „sich ihm in allen wesentlichen Punkten angeschlossen“ habe, so daß der Leser glaubt, nun die Lösung des vielerörterten Problems zu erhalten. Seite 82 legt D. Schmollers Auffassung dar. Obwohl sie so töricht ist, daß man fast den Setzer bedauert, der hierfür die Lettern aussuchen muß, so trägt D. sie doch mit vollkommenem Ernst vor. Wie erstaunt man jedoch, auf Seite 84 das Eingeständnis zu lesen, daß der Schmoller-Eberstadtsche „Einteilungsmodus nach der logischen Seite nicht scharf genug durchgearbeitet“ und daher „nicht geeignet“ ist, „in das Wesen der Institution tiefere Einblicke zu gewähren“! Wenn es sich so verhält, warum hat uns dann D. nicht die Vorführung der ganzen Geschichte erspart? Man kann sich sein Verfahren nur aus dem Wunsch erklären, den

Leser um jeden Preis von SCHMOLLER und EBERSTADT zu unterhalten. Dies Bestreben tritt auch sonst hervor (vgl. S. 154 f., 157, 448 f., 566, 613). Die Gelegenheit, SCHMOLLER zu loben, wird an den Haaren herbeigezogen. Seite 276 spricht D. unter Berufung auf eine Äußerung vom Jahre 1894 von der „von SCHMOLLER zuerst hervorgehobenen Tatsache“, daß die Ausbildung des modernen Beamtentums ein Produkt der Entwicklung der modernen Staaten ist. Diese Erkenntnis soll erst 1894 gewonnen worden sein?! Siehe auch Seite 693. Es ist außerdem stillos, mitten im Text der Darstellung Autoren lobende Prädikate zu erteilen. Daß D. immer und immer wieder EBERSTADT heranzieht, spricht nicht für seinen wissenschaftlichen Sinn. Es gibt kaum einen Autor, dessen historische Arbeiten von verschiedenen Seiten so abfällig beurteilt worden sind wie die von EBERSTADT. Wenn RIETSCHEL dessen „geradezu unglaubliche Arbeitsweise“ konstatiert, so steht er mit diesem Urteil wahrlich nicht allein (vgl. die Literatur hierüber in Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 794; Wörterbuch der Volkswirtschaft, 2. Aufl., 2. Bd., S. 1427; Deutsche Literaturzeitung 1905, Nr. 9, 12, 16, 18, 21; Neues Archiv 32, S. 499 ff.; EDWARD SCHRÖDER, Hist. Ztschr. 102, S. 105)[1]. Man tut übrigens wohl EBERSTADT Unrecht, wenn man seine historischen Arbeiten noch ernst nimmt. Eine Abhandlung, die er vor Jahren als bald erscheinend ankündigte, hat er nie veröffentlicht und überhaupt keine historische Arbeit mehr. Er verzichtet also wohl darauf, in den historischen Kontroversen weiter mitzusprechen. All das, was D. an anerkennenden Worten für SCHMOLLER und EBERSTADT und an Auseinandersetzungen mit ihnen bietet, hätte er sich sparen können; mit jenen gelangt man nicht zum Ziele. Hätte er sich darauf beschränkt, die Gesichtspunkte zu verwerten, die in den Rezensionen von H. v. LÖSCH (Westdeutsche Ztschr. 23, S. 72 ff.) und mir (Historische Vierteljahrschrift 1904, S. 549 ff.)[2] über KEUTGENS „Ämter und Zünfte“ betreffs des Wesens der Zünfte geltend gemacht worden sind, so wäre er weit besser gefahren, und er hätte sich dann auch kürzer fassen können. Aber nicht bloß jener Personenkultus bewirkt es, daß der Band „so schwer geraten“ ist. Vor allem kommt in Betracht, daß D. überhaupt wenig präzis und wenig knapp im Ausdruck ist. Obwohl wir gern anerkennen, daß er nicht mehr so debauchiert wie in seiner Erstlingsschrift (vgl. Lit. Zentralblatt 1894, Sp. 43 ff.), so vermag er sich doch noch immer nicht zu einer Darstellung von Präzision und knapper Sachlichkeit zu zwingen. Wir besitzen ja in der verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlichen Literatur erfreulicherweise eine ganze Reihe von Büchern, die solchen Anforde-

1) D. erwähnt mit Behagen Seite 80, daß EBERSTADT mir „Beugung der Urkunden“ vorgeworfen hat. Loyalerweise hätte er hinzufügen müssen, daß ich (und nicht bloß ich) diesen Vorwurf widerlegt habe und daß dieser Vorwurf doppelt und dreifach auf EBERSTADT zurückgefallen ist. Übrigens ist es bekannt, daß letzterer so ziemlich jedem Gegner „Beugung der Urkunden“ vorwarf.

2) Die von LÖSCH erwähnt D. (S. 613 Anm. 2), ohne aber anzugeben, wo sie gedruckt ist. Die meinige läßt er unerwähnt.

rungen entsprechen (z. B. neuerdings die Einleitung zu H. v. LÖSCHS „Kölner Zunfturkunden"); sie sollte D. sich künftig zum Muster nehmen.

Es ist sehr zu bedauern, daß D. sich durch die erwähnten Eigenschaften um einen beträchtlichen Teil des Erfolges seiner zweifellos mit großem Fleiß und viel Aufopferung betriebenen Studien bringt. Der vorliegende Band enthält eine detaillierte Schilderung der Zunftverfassung und -verwaltung von Florenz, und das herrliche Material, das dafür zur Verfügung steht, setzt den Autor in den Stand, über die einzelnen Probleme so viel Auskunft zu geben, wie man sie anderswo nicht so leicht haben kann. Mit welchem Genuß würde man eine Darstellung dieser Dinge lesen, die von allen Schlacken frei wäre!

Was D.s Auffassung betrifft, so habe ich einiges schon angedeutet. Wenig einleuchtend erscheint mir mehreres von dem, was er über das Wesen der Florentiner Zünfte sagt; ich gedenke, an anderem Orte darauf zurückzukommen. Es dürfte der Nachweis nicht schwer werden, daß D. einer als tendenziös erwiesenen (s. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 304 ff.) Ansicht SCHMOLLERS zuliebe sich hat bestimmen lassen, die Dinge nicht ganz unbefangen darzustellen [1]). Andererseits verbürgt die Reichlichkeit der Quellenüberlieferung schon eine gewisse Zuverlässigkeit der Berichterstattung. Und jedenfalls verdanken wir D. ein Buch, aus dem wir viel und mannigfache Belehrung schöpfen [2]).

---

1) Um noch einen andern Punkt zu berühren, so beweisen die Tatsachen, die D. Seite 8 anführt, zwar eine namhafte Ausdehnung des Florentiner Handels im allgemeinen, liefern aber kaum oder höchstens zu einem bescheidenen Teil Material für seine These von der Calimalazunft. Übrigens kann aus der Art, wie er mich hier erwähnt, der Leser leicht die Meinung gewinnen, daß ich den mittelalterlichen Handel zu gering anschlage. Ich möchte deshalb daran erinnern, daß ich denen, die dem Handel im Wirtschaftsleben des Mittelalters keine konstitutive Bedeutung beimessen, nachdrücklich widersprochen habe (Histor. Ztschr. 86, S. 45 ff.). Seite 225 deutet D. an, daß wohl die Traditionen der deutschen Gesellenbrüderschaften mit ihren sozialrevolutionären Regungen auf die Bruderschaften deutscher Weber in Italien eingewirkt haben. Stimmt hier die Chronologie? Lassen sich, um jene Annahme wahrscheinlich erscheinen zu lassen, zeitig genug „sozialrevolutionäre Regungen" bei den deutschen Gesellenbruderschaften nachweisen? Seite 222 liest man (nach einer nicht sonderlich durchsichtigen Erörterung über die Personen minderen Rechts in der Zunft): „Die kapitalistische Organisationsform wurde auf diese Weise, rechtlich fixiert, zum Ferment verfassungsmäßiger Weiterbildungen auch für solche soziale Elemente, die von der kapitalistischen Strömung einstweilen noch unberührt geblieben waren." Dieser Satz hat D. offenbar sehr imponiert.

2) Um auf eine treffende Bemerkung D.s hinzuweisen, so verhält es sich in der Tat so, wie er es Seite 52 Anmerkung 1 hervorhebt, daß das „laisseraller"-Dogma, welches in Deutschland bei der Beurteilung historischer Erscheinungen keine Rolle mehr spielt, außerhalb unserer Grenzpfähle noch Anhänger zählt. Zu BÜCHERS Lohnwerkstheorie (s. m. Territorium und Stadt S. 321 ff.) vgl. D. Seite 130, zu der heftig diskutierten Frage des „Gelegenheitshandels" (Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 791 Anm. 1) D. S. 127. Der von D. Seite 211 und 215 hervorgehobene Gesichtspunkt, daß der Besitz eines öffentlichen Ladens das wichtigste Kennzeichen bürgerlicher Selbständig-

Allein überall da, wo er nicht einfach referiert, sondern dazu übergeht, die Überlieferung zu deuten und Schlüsse zu ziehen, kann man sich eines Mißtrauens nicht erwehren. Ich habe mich hierüber näher im Literarischen Zentralblatt 1909, Sp. 54 ff. ausgelassen.

Den Dank der Benutzer des ersten Bandes hätte sich D. erworben, wenn er die kritischen Stimmen, die zu den darin enthaltenen Erörterungen laut geworden sind, verzeichnet hätte (vgl. z. B. Lenel, Histor. Ztschr. 91, S. 43 ff.; Davidsohn, Forschungen zur Geschichte von Florenz IV, S. 404). Ebenso hätte er nicht unterlassen sollen, die Berichtigungen zu seiner Schrift „Deutsche Handwerker im mittelalterlichen Italien“ zu notieren: nicht bloß wegen der Berichtigung der niedlichen Lesung „deum poculis non habendo“ (vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 738), sondern namentlich wegen mancher Interpretationsfragen (Gött. Gel. Anzeigen 1905, S. 501 ff.). — Zu bedauern ist, daß D. den reichen Stoff seines Buches nicht durch ein Sachregister bequemer zugänglich gemacht hat. G. v. Below.

Maugis, E. Recherches sur les transformations du régime politique et social de la ville d'Amiens des origines de la commune à la fin du XVIe siècle. Paris, Picard, 1906, XXVII et 655 p. in-8° (Etudes d'histoire municipale, t. II). — Documents inédits concernant la ville et le siège du bailliage d'Amiens, extraits des registres du Parlement de Paris et du Trésor des Chartes. T. 1er, XIVe siècle (1296—1412). Amiens, Yvert et Tellier; Paris, Picard, 1908, V et 496 p. in-4° (Mém. de la Société des Antiquaires de Picardie. Doc. inédits concernant la Province, t. 17e).

Le nom de M. Maugis n'est heureusement pas inconnu pour les lecteurs de la „Vierteljahrschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte“. On sait que depuis un certain temps déjà, il s'est adonné à l'histoire proprement „urbaine“ d'Amiens. Dès 1898, il avait publié un „Essai sur le régime financier de la ville du XIVe à la fin du XVIe siècle (‚1356—1588‘)“ [1]. Ce premier ouvrage a été suivi de „Recherches . . . sur le régime politique et social de la ville des origines à la fin du XVIe siècle“; en outre, comme complément à ce second travail, l'auteur a bien voulu écrire spécialement pour cette revue, on s'en souvient, un exposé des débuts au XVIe siècle de la seconde grande industrie amiénoise après la draperie, la saietterie [2]). Enfin, il vient de compléter ces trois études par un recueil de documents.

Ce dernier tout d'abord, puisqu'il forme proprement la base des „Recherches“ elles mêmes ne contient, en dehors de quelques pièces

keit und Vollwertigkeit war, dürfte doch eine Bestätigung der Auffassung, die ich in meiner Abhandlung über die Großhändler im Mittelalter vertreten habe, darstellen.

1) *Mém. de la Soc. des Antiquaires de Picardie*, t. XXXIII, p. 133—656. Paris-Amiens, 1899, 8°.

2) 1897, p. 1—115.

amiénoises, que des textes d'origine „nationale", extraits des deux fonds bien connus des registres du Trésor des chartes et du Parlement de Paris. Leur époque est presque uniquement le XIVe siècle. Leur nombre est de 182, formant, en une série principale et un supplément, 70 articles. Les groupes et les documents sont toujours précédés d'une notice mettant en relief l'intérêt des actes, renseignant sur leurs côtés principaux, faits ou personnes, et au besoin énumérant les pièces compleméntaires. La plus grande partie des textes concerne bien entendu des sujets de nature proprement „politique et sociale", traités dans les études de l'auteur, bien que quelques actes, en l'espèce de caractère privé, aient été donnés en raison de leur valeur de principe pour l'histoire communale d'Amiens. Plus spécialement, on notera, comme se rapportant à des faits de caractère un peu mixte, d'allure générale politique, mais d'origine plus nettement financière et de conséquences souvent sociales, les deux séries importantes qui concernent les évènements de 1358 et de 1388—1412, liés eux mêmes à l'ensemble des troubles urbains qui, on le sait, agitèrent le nord de la France et la Flandre à ces moments; puis d'autres groupes, de caractères économiques variés, touchent ou à des difficultés financières, que ce soient les précédentes ou d'autres, par exemple avec le pouvoir ecclésiastique, ou à des questions proprement commerciales, les Lombards, le péage de Bapaumes, des lettres de représailles de marchands amiénois contre des étrangers, ou enfin à des affaires proprement sociales, telles qu'en 1382 la suppression des organisations démocratiques dites des „mairies de bannières" [1]) et qui n'est qu'un épisode des luttes déjà citées de cette époque. Les pièces d'ordre plutôt industriel font défaut. A l'égard de la forme, un assez grand nombre d'actes concerne la procédure, relation qu'expliquent aisément leur origine judiciaire et leur époque. Dans l'ensemble, ce recueil, par le choix des documents comme par la forme de la publication, ne mérite que des éloges et il nous fournit heureusement l'occasion de signaler la belle collection des „Documents inédits concernant la province de Picardie" publiée par la Société bien connue des Antiquaires de cette province.

Les „Recherches" elles-mêmes comprennent, en dehors de quelques index et appendices et de deux courtes introductions et conclusions, sept chapitres: l'oligarchie bourgeoise et ses transformations; les métiers, bannières et confrèries; les elections et le régime electoral; l'échevinage, le conseil et les assemblées; les institutions militaires; la justice; l'organisation du travail; l'assistance et l'instruction. Pour la méthode, M. Maugis s'est efforcé de considérer son sujet local dans des conditions suffisamment larges: au sujet des documents, il a complété, on vient de s'en rendre compte, les textes urbains par des „nationaux", car ceux-ci, par leur origine extérieure, peuvent corriger ou achever les premiers, d'un particularisme étroit souvent très suspect; précisément, l'intérêt qui s'attache à l'histoire d'Amiens dépasse les limites étroites du particulier, car elle nous offre comme „un miroir de la

1) Voy. à ce sujet successivement, *Le Régime financier* p. 205 ss., *Recherches* chap. II, p. 60—77 et *le Recueil*, n° XLII, p. 215 (18 pièces).

vie de l'ancienne bourgeoisie française". „C'est donc moins pour elle-même que nous nous proposons de l'étudier, dit M. Maugis, que pour ce qui la dépasse et s'élève jusqu'à l'ordre général" [1]).

L'auteur, après s'être ainsi préparé et muni, nous décrit dans l'ensemble la décadence de la vie urbaine au profit du développement du pouvoir central, qui graduellement pénètre dans la ville et l'absorbe. De ces deux phénomènes inverses, quoique nécessairement connexes, le premier se manifeste tout d'abord dans le gouvernement local, où l'ancienne bourgeoisie dirigeante, d'origine mercantile et de caractère éminemment communal, qui avait, grace à cette double qualité, fondé et développé la ville et remplissait les deux organes voisins de l'échevinage et de la prévôté des marchands de guède, tout à la fois perd son penchant aux grandes affaires et abandonne son esprit municipal. Cette disparition de sa nature initiale a directement pour résultat son remplacement à la tête de la cité par une classe de „légistes" praticiens et procureurs. Localement sortis de l'existence dans la ville d'une vie juridique active, due elle-même à la persistance d'un élément féodal notable et en luttes continues avec la commune, ils doivent plus généralement leur accroissement de valeur à l'importance que prennent partout à cette époque les relations politiques et juridiques. En effet, ils ne remplissent pas seulement le conseil, envahissant jusqu'à l'échevinage même, mais leur action s'accroit indirectement en raison de leurs affinités de toutes sortes avec les officiers royaux du bailliage, qui ne sont, on le sait, que les représentants d'une monarchie légitimée elle aussi par des légistes. Cette influence extérieure est si forte que, dans de doubles conditions, nombre de patriciens eux-mêmes ne songent plus ou qu'à entrer dans les „offices", attirés par la considération qu'ils entrainent et par les avantages que donne la noblesse qu'ils confèrent, ou à se faire anoblir directement par le roi, et que, d'autre part, le pouvoir va jusqu'à prendre parmi les légistes du conseil urbain ses propres représentants locaux. D'autre part, à l'extrémité inverse de la communauté, la classe gouvernante, en s'abandonnant elle-même, abandonne le peuple, qui cessant en somme d'être dirigé par ses chefs directs, subit à son tour un double amoindrissement: juridiquement, il est exclu de toute participation à la marche des affaires par la suppression que réalise l'échevinage même, à la suite des troubles populaires de 1382, de l'organisation moitié politique, moitié sociale des „mairies de bannières", et, économiquement, par une conséquence de l'apparition de la grande industrie sous la forme de la saietterie, il devient une sorte de plèbe famélique et assez turbulente. Si entre ces deux classes extrèmes, la petite bourgeoisie, les métiers, a une tendance graduelle à se constituer en corporations, elle n'y cherche elle aussi que privilèges et monopoles. En dernier lieu, dans cette ville désorganisée et qui par certains côtés ne songe qu'à s'extérioriser, rien n'est plus naturel, plus fatal presque que de voir le pouvoir public s'implanter peu à peu et, en même temps qu'il n'a aucune peine à faire des chefs de la cité ses agents

1) P. XXII.

ou ses obligés, ne perdre aucune occasion de s'emparer de toutes les formes d'autonomie urbaine.

Ainsi divisée et attaquée, la ville lutte contre elle-même ou contre le dehors. Mais avec la perte de l'esprit proprement communal, qui seul lui aurait conservé la force nécessaire pour mettre personnellement une fin heureuse à ses débats, elle résiste bien plutôt par une sorte d'habitude inconsciente que par une véritable énergie active et elle ne demeure pas victorieuse. Elle s'épuise en une série de conflits de portée plus ou moins extérieure en somme, qu'ils finissent par donner trop souvent à la puissance souveraine l'occasion d'intervenir pour rétablir l'ordre ou que directement ils commencent par la mettre en cause. Aussi l'histoire urbaine, dirait-on, se résume dans une succession de procès en Parlement, de chacun desquels le pouvoir local sort diminué et l'autorité centrale grandie. On le constate pour tous les côtés de l'organisme, qu'ils soient constitutionnel, judiciaire, administratif, et à cet égard pour l'armée, l'assistance ou l'instruction, ou enfin social. Composée maintenant d'une juxtaposition d'individualismes, d'un rassemblement d'égoismes, délaissée par des chefs qui, oublieux de leurs devoirs, ne visent que leurs avantages personnels, le centre urbain se „désurbanise“, parce que la chicane et le fonctionnarisme sont devenus les seuls mobiles de ses membres. A l'ancienne activité économique locale et libre a succédé une une justice procédurière d'origine et de fin extérieures: le marché communal a été remplacé par un prétoire public. Bref, la communauté n'existe plus que de nom et ses institutions sont réduites à des formes vides.

Pour décrire ce qui constitue en somme la crise du passage de l'économie urbaine à l'économie nationale, l'auteur s'est livré à un travail de préparation assurément peu commun. Le dépouillement de plus de 1300 registres du Trésor des Chartes et du Parlement, sans oublier les Archives locales, représente un labeur qui paraîtra vraiment admirable pour quiconque connait tant soit peu les premières sources et si l'on songe surtout qu'en raison peut être d'une sorte de crainte qu'imposait la besogne à accomplir, rien n'avait été fait encore de ce côté. Mais il fallait avoir le courage véritable d'exécuter ces recherches pour étudier complétement une époque presque inconnue jusque-là au moins dans l'histoire urbaine. La décadence des villes n'a guère en effet été abordée déjà: non seulement elle ne forme plus en soi la partie originale ni brillante de cet élément de l'histoire, mais à ce moment au contraire le pouvoir central grandissant attire tous les efforts de l'érudition. Mais précisément son développement ne saurait se comprendre entièrement sans la connaissance des organismes en déchéance aux dépens desquels il s'élève. Ces recherches approfondies, l'auteur les a utilisées avec un soin non moins achevé et on doit lui savoir un gré particulier de ce qu'il nous a apporté sur cette terre mal défrichée de l'histoire des connaissances certainement intéressantes et originales dans leur ensemble.

On ne sera cependant pas sans remarquer le pessimisme extrême dont le travail est empreint. M. Maugis ne voit partout que mal et que désordre, en un mot que désagrégation et à un degré tellement

prononcé que l'on se demande s'il n'exagère pas cette déchéance ou s'il n'oublie pas certains côtés moins sombres. On peut évidemment regretter que la centralisation, car il ne s'agit pas au fond d'autre chose, ait fini par se développer dans des conditions abusives en France, qu'elles qu'en aient été les causes véritables, centrales ou locales, abus de pouvoir ou manque de résistance ou les deux motifs à la fois. Mais la persistance de l'économie urbaine, que l'auteur paraît regarder comme une sorte „d'âge d'or"[1]), n'était en tout cas pas possible, au moins sous sa forme primitive et sa disparition ne pouvait qu'entrainer certaines crises inévitables. Cependant, à cette époque, on ne saurait ni oublier que la centralisation commençante n'avait encore rien d'excessif et qu'elle donnait à la France d'alors une singulière puissance, ni admettre que par elle la ville eut déjà perdu toute force: la naissance et le développement de la saietterie sont des preuves suffisantes du contraire. Le mode d'appréciation de M. Maugis, au moins assez discutable. tient peut être à une tendance très accusée à ne considérer les événements, en raison du caractère de la plupart des documents qu'il a étudiés, que par le détail processif. Il se trouve ainsi amené trop souvent à ne voir dans les faits que des côtés réellement minutieux et moralement peu recommandables, mais qui ne sont sans doute pas les seuls que presente l'histoire d'Amiens, au dessus desquels il eut fallu savoir s'élever, et dont la suppression relative n'aurait pu que servir, croyons nous, à la forme générale du travail en l'abrégeant, comme, pour le fond, elle aurait permis à l'auteur de porter sur les transformations nécessaires de la ville un jugement empreint d'un optimisme plus accusé et peut-être plus équitable.

Georges Espinas.

Mayer, Melchior, Dr. phil., Die Lebensmittelpolitik der Reichsstadt Schlettstadt bis zum Beginn der französischen Herrschaft. Gr. 8°, VII und 161 Seiten. Freiburg i. B. 1907. C. Troemers Universitätsbuchhandlung (Ernst Harms.) Preis: Geh. 2,50 Mk.

Vorliegende, aus der Schule Georg v. Belows hervorgegangene Freiburger Inauguraldissertation ist als eine wertvolle Bereicherung der landesgeschichtlichen, sozial- und wirtschaftshistorischen Literatur mit Dank willkommen zu heißen. An der Hand der von Joseph Gény herausgegebenen Schlettstadter Stadtrechte und anderen reichen Materials bietet uns Verfasser eine anschauliche, zusammenfassende Darstellung der Grundsätze und der Ausübung der Nahrungsmittelpolitik Schlettstadts. Bisher lag noch keine derartige Arbeit vor, die ein Bild der gesamten städtischen Lebensmittelpolizei jener einstigen freien Reichsstadt entworfen und daran die mittelalterliche Lebensmittelpolitik und auch die der neueren Zeit bis zum Beginn der französischen Herr-

1) P. 338.

schaft illustriert hat. Der Lösung seiner speziellen Aufgabe schickt Verfasser im ersten Teil (Seite 2—48) einen guten Überblick über den Ursprung und die historische Entwicklung Schlettstadts voraus, die bezweckt, uns in das Leben dieses städtischen Gemeinwesens einzuführen. Wir erfahren hier u. a. näheres über die karolingische Epoche, die Befestigung Schlettstadts durch Wolfhelm, die Erhebung zur Stadt, die verschiedenen kaiserlichen Privilegien, die Zollstreitigkeiten mit dem Kloster St. Fides, das Schultheißenamt, den städtischen Rat und die Zunftverfassung, ferner über die allgemeinen Einrichtungen, wie den Ladhof, das Kaufhaus und die Märkte (Jahr- und Wochenmärkte). Der zweite Teil (Seite 49—161) behandelt dann des näheren die einzelnen Lebensmittelgewerbe: Getreidehandel, die Mühlen und das Müllerhandwerk, das Bäcker- und Metzgergewerbe, den Fisch-, Salz- und Weinhandel, das Bierbrauereigewerbe, die Krämer und die Grempen. Das auf Seite I—VII vorangeschickte, bis ins kleinste Detail ausgearbeitete ausführliche Inhaltsverzeichnis erleichtert die Benutzung der wohlgelungenen und erfreulichen wirtschaftsgeschichtlichen Studie wesentlich. —

Metz. Dr. K. v. Kauffungen.

I. Henri Sée, *Les classes rurales en Bretagne du XVIe siècle à la Révolution;* Paris, Giard et Brière, 1907, in-8°, XXI-544 pages. — II. Jean Choleau, *Condition actuelle des serviteurs ruraux bretons, domestiques à gages et journaliers agricoles;* Paris, H. Champion, et Vannes, Lafolye, 1907, in-8°, 199 pages.

I. Poursuivant les études dont il avait naguère publié les résultats en ce qui concerne le moyen-âge, M. Henri Sée essaye maintenant de reconstituer l'histoire de la condition juridique et économique des paysans bretons depuis le XVIe siècle jusqu'à la Révolution. Il s'est livré pour cela à des recherches considérables tant aux Archives Nationales que dans les archives des cinq départements de la Bretagne; les dossiers de l'Intendance et des Etats lui ont permis de voir à l'œuvre le pouvoir royal et les administrations provinciales dans leurs efforts pour protéger et développer l'agriculture; à l'aide des papiers seigneuriaux, peu explorés jusqu'à présent, il a pû entrer dans le détail de l'administration des grandes propriétés foncières et saisir sur le vif le fonctionnement de la puissance féodale. Des travaux déjà publiés, notamment dans les recueils des sociétés savantes de la région, il a tiré le meilleur parti, mais la Bretagne est peut-être la province pour laquelle on possède le moins de monographies de seigneuries ou de communes, et, dans le petit nombre de celles qui ont paru, il n'en est presque aucune dont l'auteur ait envisagé le point de vue économique et social. M. Sée n'ignore pas non plus les travaux publiés sur d'autres régions de la France et, par de fréquentes comparaisons, il met bien en lumière les causes pour lesquelles, à une même époque, la condition des campagnes et des paysans est, à chacun des points de vue

qu'il envisage successivement, plus misérable ou plus florissante en Bretagne qu'en d'autres provinces.

Résumons maintenant brièvement chacune des sept parties entre lesquelles se divise le volume. *La condition personnelle des paysans* est partout la franchise, et cela depuis le moyen-âge, mais il semble que certains modes de tenure, usités surtout en Basse-Bretagne, le domaine congéable et la quevaise, soient d'origine servile et dérivent de la mainmorte. En ce qui touche *l'organisation de la propriété foncière,* il importe d'observer en premier lieu que la propriété allodiale, pleinement autonome, exempte de toute rente ou redevance seigneuriale, n'existe pas en Bretagne, et que les charges d'une tenure sont déterminées non par la qualité de son possesseur, mais par la condition originelle de cette tenure. Au point de vue de la répartition du sol, M. Sée remarque que la propriété bourgeoise est moins considérable ici qu'ailleurs, sans doute en raison du petit nombre des villes et de leur peu d'activité économique. La plupart des paysans sont propriétaires, mais le plus grand nombre d'entre eux possèdent des terres fort petites (la moitié, semble-t-il, des propriétés paysannes n'excèdent pas un ou deux hectares), qui ne suffisent pas à leur entretien, et ils sont en même temps fermiers, métayers ou journaliers. Quant à la propriété seigneuriale, elle est elle-même des plus morcelée, et, malgré la tendance, très marquée depuis le XVIe siècle, à sa concentration, il y a encore au XVIIIe siècle un grand nombre de petites seigneuries, dont les possesseurs sont souvent pauvres; on doit y distinguer le domaine proche, exploité en régie ou affermé par le seigneur, et la directe seigneuriale, les mouvances, qui appartiennent réellement à des tenanciers nobles ou roturiers, mais à charge de redevances féodales.

Le régime seigneurial pèse infiniment moins sur les tenanciers que sur la terre, car les redevances personnelles ont à peu près complètement disparu; les rentes seigneuriales ne sont généralement pas très lourdes, mais, étant donnée l'augmentation du prix de la vie, elles le deviennent quand elles sont payables en grains; et sans parler des exactions trop fréquentes des officiers seigneuriaux, la solidarité qui, bien souvent, rend responsables du paiement des rentes tous les tenanciers d'un même fief, cause parfois la ruine de quelques-uns. Les aveux donnent lieu à des contestations fréquentes et l'on se plaint généralement des frais qu'ils occasionnent, surtout quand ils sont „impunis", c'est-à-dire quand le tenancier y a commis des erreurs ou des omissions. Les droits de gîte et de guet et les corvées, transformés en redevances pécuniaires, sont des charges assez légères, mais, sous le prétexte de corvées extraordinaires, les seigneurs et surtout leurs officiers tendent souvent, depuis le second quart du XVIIIe siècle, à faire exécuter arbitrairement par les paysans des travaux de construction ou de réparation aux châteaux et aux moulins. La justice „n'est qu'une forme de l'exploitation seigneuriale, une source de profits et le principal instrument de l'autorité seigneuriale"; pour en décrire le fonctionnement, M. Sée n'a qu'à résumer l'excellent livre de M. André Giffard. La banalité des fours n'existe à peu près pas en Bretagne,

mais celle des moulins, déjà fort dure, le devient encore davantage au XVIIIe siècle avec l'augmentation du prix des loyers. Le pouvoir royal tente de réduire et de réglementer les péages pour l'entretien des chemins et des bacs et les droits de foires et de marchés, ou du moins de contraindre les seigneurs qui en profitent à l'acquittement des charges correspondantes, mais il n'y réussit qu'assez imparfaitement. A tous ces droits qui grèvent les paysans, au monopole de la chasse, de la pêche, des colombiers, aux devoirs divers imposés aux nouveaux mariés, s'ajoute la dîme, dont le taux, assez variable, est cependant généralement fixé à la onzième, douzième ou treizième gerbe. Observons, en passant, que la dîme ne nous semble pas devoir être considérée, ainsi que le fait M. Sée, comme une forme de l'exploitation seigneuriale. Tous ces services, toutes ces redevances, dont M. Sée étudie avec le plus grand soin l'assiette, le recouvrement et l'influence sur la condition des classes rurales, se sont sensiblement atténués depuis le moyen-âge, mais leur mode de perception les rend vexatoires, et quand au XVIIIe siècle, après une période de décadence, on se préoccupe d'améliorer l'administration seigneuriale et de faire rentrer plus exactement les redevances, quand, pour metre en valeur les territoires inculte, on multiplie les afféagements et que l'on réduit, par le fait même, les espaces abandonnés à la jouissance commune, le mécontentement est général; il ne semble pas toutefois que les seigneurs bretons aient tenté, comme on le fit ailleurs, d'extorquer à l'aide des aveux l'établissement de droits nouveaux.

Vient ensuite l'étude des *divers modes de location des terres et de la main d'œuvre agricole:* description des éléments constitutifs d'une exploitation rurale; usages suivis dans la teneur des baux; loyers en espèces et loyers en nature ou en corvées; métayage; baux „à détroit", dans lesquels le métayer paye au propriétaire la moitié des grains et une „petite ferme", somme d'argent représentant la moitié des fruits, des chanvres et des bestiaux; cheptel; domaine congéable, mode de tenure d'après lequel le seigneur foncier, propriétaire du fonds, peut évincer tous les neuf ans par le *congément*, et moyennant indemnité, le domanier, qui est propriétaire des édifices et superfices; complant, qui fait du tenancier une sorte de fermier perpétuel, propriétaire seulement du plant de vigne. Pour ne rien oublier des charges que doit acquitter le paysan, il faut encore tenir compte des progrès de *la fiscalité royale,* et c'est ce que fait M. Sée dans la cinquième partie de son livre: au fur et à mesure du développement de l'administration centrale, les besoins de l'Etat s'accroissent, et il faut, pour y satisfaire, créer des impôts (fouages, capitation, vingtièmes, droits d'enregistrement, franc-fief, taxes sur les boissons); l'organisation des armées permanentes et la multiplicité des guerres entraîne la conscription des miliciens et, à l'aide de la corvée, on construit et on entretient le nouveau réseau des grandes routes. Par un vice d'organisation, tout le poids de ces impôts, de ces milices, de ces corvées tombe sur les paysans, et parmi les paysans sur les plus pauvres. *L'exploitation agricole* est, jusqu'au milieu du XVIIIe siècle, tout-à-fait défectueuse, et les progrès accomplis sous l'influence de la Société

d'agriculture, fondée dès 1757, ne profitent guère aux petits cultivateurs; sans doute le sol breton est ingrat, mais cela ne suffit pas pour expliquer la grande étendue des terres incultes (plus de la moitié de la superficie de la province); il faut aussi tenir compte de la préférence des paysans pour les landes servant au pâturage commun, du taux excessif des rentes exigées par les seigneurs pour les afféagements, de l'insuffisance de la population, de l'absence de chemins ruraux, de la dispersion des habitations, de la médiocrité de l'outillage, de l'absence de fumier et d'engrais. Les dessèchements et les irrigations ne sont qu'à peine pratiqués, et par de grands propriétaires; les prairies artificielles n'existent qu'exceptionnellement et l'élevage est fort éloigné d'être aussi prospère que le permettrait la nature du pays. Plus florissantes sont les industries rurales, particulièrement celle de la toile.

Quant à *la vie matérielle et morale des paysans,* elle est peu confortable et, par suite des conditions précaires de leur existence, les habitants des campagnes sont exposés à une misère affreuse dès qu'éclate une crise politique ou économique.

Toutes les parties de cet ouvrage ne sont pas également neuves; toutes ne sont pas également approfondies, mais nous ne devons pas oublier que les documents d'archives sont assez pauvres en renseignements sur la propriété paysanne ou sur la condition des journaliers agricoles, par exemple. En ce qui touche l'organisation du régime seigneurial, les modes de location, l'exploitation des domaines ruraux, les méthodes de culture et l'économie agricole en général, M. Sée a fait œuvre entièrement nouvelle; à l'aide de documents inutilisés jusqu'à présent et très judicieusement employés par lui, il met en lumière tous ces points avec une méthode et une clarté que l'on ne saurait trop louer, et l'on peut dire, en toute vérité, que son livre présente un tableau très complet, très exact et très suggestif de la vie rurale de la Bretagne sous l'Ancien régime.

II. Issu d'une famille agricole, mêlé chaque jour par ses affaires aux paysans de toutes les conditions, formé en outre aux méthodes d'observation mises en honneur par l'école de Le Play, M. Jean Choleau était bien placé pour se livrer à une enquête intelligente et complète sur la condition des serviteurs ruraux de la Bretagne. A l'aide de renseignements recueillis par lui personnellement ou avec le concours de correspondants, renseignements contrôlés avec soin, à l'aide aussi des statistiques officielles publiées depuis un peu plus d'un demi-siècle, il a réuni une foule d'indications très précieuses et très précises sur la situation des domestiques à gages et des journaliers ruraux: contrats de travail (foires, louées, bureaux de placement, arrhes), date initiale et durée de ces contrats, salaires à l'année, au mois, à la journée et à la tâche, longueur des journées de travail, logement et nourriture à la ferme et hors de la ferme, religion et moralité, rapports avec les patrons. L'auteur distingue toujours soigneusement les régions, les saisons, les cultures et les travaux pour lesquels sont gagés domestiques et journaliers, mais partout il constate une diminution plus ou moins grande (moindre cependant que dans le reste de la France) de

la population agricole et une hausse très sensible des salaires, hausse moins accentuée qu'ailleurs, mais atteignant encore de 30 à 50 % depuis dix ans. Ces phénomènes s'expliquent en partie par l'émigration des paysans bretons, dont beaucoup vont travailler pour la récolte des pommes de terre, le binage des betteraves et la moisson chez des cultivateurs de Jersey, de Normandie, de Beauce et de la région parisienne; l'enquête de M. Choleau s'applique aussi à ces émigrants, sur les conditions desquels elle nous fournit de nombreux et intéressants renseignements. Plus faibles sont les chapitres consacrés à la transformation de la propriété et à l'enseignement agricole; des théories plus ou moins justifiées y sont exposées, l'absence de toute étude statistique ne permet d'admettre qu'avec réserve certaines affirmations de l'auteur relativement à l'accroissement de la grande propriété, et ce qu'il dit de l'enseignement agricole est vraiment trop incomplet et trop superficiel; mais nous ne devons pas oublier que ces matières ne rentraient pas, à proprement parler, dans l'étude qu'il s'était proposée.

Rennes. André Lesort.

Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. G. Schmoller zur 70. Wiederkehr seines Geburtstages, 24. Juni 1908, dargebracht. 2 Bände. Leipzig 1908, Duncker u. Humblot.

Festschrift zu G. Schmollers 70. Geburtstag: Beiträge zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, herausgegeben vom Verein für Geschichte der Mark Brandenburg. Ebenda.

Grundrisse und Bausteine zur Staats- und zur Geschichtslehre, zusammengetragen zu den Ehren G. Schmollers und zum Gedächtnis des 24. Juni 1908, seines 70. Geburtstages. Berlin 1908, G. Bondi.

Wir fassen hier in einem Referat die Sammelschriften zusammen, die zu Schmollers 70. Geburtstag erschienen sind. Wie es bei einer so großen Zahl von Abhandlungen nicht anders möglich ist, haben die einzelnen Beiträge ungleichen Wert. Im ganzen aber wird man behaupten dürfen, daß diese Festschriften des Trefflichen und Vortrefflichen viel bieten. Die umfangreichste Sammelschrift ist offenbar nach dem Muster der Kuno Fischer-Festschrift angelegt. Sie will die leitenden Ideen, welche die deutsche Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert beherrscht haben, die Probleme, welche sie sich gestellt hat, die Methoden, deren sie sich bediente, schildern. Selbstverständlich ist die Sammelschrift nicht so aufzufassen, als ob es ihr Zweck sei, Schmollers Arbeiten als schönste Blüte der Studien des 19. Jahrhunderts hinzustellen. Es ist dies schon deshalb ausgeschlossen, weil seine Auffassung aus den Reihen der Mitarbeiter (die keineswegs sämtlich Schüler von ihm sind) teilweise bekämpft worden ist. Aber es wird uns überdies in dem Vorwort ausdrücklich gesagt, Schmoller habe nur „einen wesentlichen Anteil“ an der Entwicklung der national-

ökonomischen Wissenschaft. Welcher Umfang seinem Anteil zuzuerkennen ist, das ist eine vielerörterte Frage. Wir wollen sogleich hier bemerken, daß schon die Beiträge des vorliegenden Werkes, deren Verfasser SCHMOLLER durchaus mit Wohlwollen gegenüberstehen, seinen Anteil nicht als einen sonderlich großen erscheinen lassen. Und er ist von ihnen bezw. von einigen unter ihnen zweifellos noch zu groß bemessen.

SCHMOLLER gehört zu den interessantesten Erscheinungen der Universitätsgeschichte. Er ist nicht bloß mit staatlichen Auszeichnungen, sondern auch mit akademischen Ehren verschwenderisch überhäuft worden. Nie in der Weltgeschichte hat wohl jemand so viel akademische Ehren auf sich vereinigt, der über so wenig spezifisch wissenschaftliche Ausbildung verfügte wie SCHMOLLER. Er wird als Historiker unter den Nationalökonomen gerühmt. Aber seine historische Bildung erhält dadurch ihre Charakteristik, daß er uns den Florentiner Historiker VILLANI als „hochmütigen französischen Chronisten VILAIN" vorführt. Es ist dies nicht etwa ein lapsus calami, sondern nicht weniger als dreimal und auch noch, nachdem ihm die Kritik eine sanfte Erinnerung gegeben, macht er uns dasselbe Vergnügen. Die Fähigkeit, einen Beweis im strengen wissenschaftlichen Sinne zu führen, besitzt er nicht. Wenn er einmal einen ausführlicheren Beweis zu geben versucht, so entsteht regelmäßig etwas Fürchterliches. Sein „historischer Standpunkt" ist sehr unklar. SCHMOLLER gilt auch als Philosoph; aber wie unglaublich kindliche Dinge er als solcher zu produzieren weiß, das haben wir ja vor nicht langer Zeit in dieser Zeitschrift, Jahrgang 1907, Seite 481 ff.[1]), darzulegen Veranlassung gehabt. Als Nationalökonom hat er wenigstens eine unbestreitbare Position. Indessen, wann hat er eine nationalökonomische Arbeit geliefert, die den Eindruck einer ganz strengen Gedankenentwicklung oder etwa einer sich nie genugtuenden und bis zum letzten Winkel aufs sauberste durchgeführten Materialiensammlung und -verarbeitung gewährte? Wir beurteilen seine nationalökonomischen Leistungen selbstverständlich nicht nach seiner „Allgemeinen Volkswirtschaftslehre", die ein ganz wackeliges Gebäude ist. Aber wer könnte irgendeine Arbeit von ihm nennen, die jene Voraussetzungen erfüllt? Addiert man alle literarischen Leistungen SCHMOLLERS, so erhält man das Bild eines sehr tätigen Mannes, der manches fertiggebracht hat; man nimmt jedoch ganz und gar nicht eine solche wissenschaftliche Kapazität wahr, die jene Häufung der akademischen Ehren verdient hätte. Als Akademiemitglied kann man sich SCHMOLLER doch wesentlich nur so denken, daß man ihn etwa einem Rat aus dem Ministerium vergleicht, der — ganz mit Recht — dazu kreiert wird,

---

1) Daselbst und ferner im Jahrgang 1904 der Zeitschrift für Sozialwissenschaft habe ich eine nähere Charakteristik der wissenschaftlichen Stellung SCHMOLLERS gegeben. Vgl. ferner unsere Zeitschrift 1905, S. 142 ff., Gött. Gel. Anz. 1907, S. 398 f., Histor. Ztschr. 91, S. 482 f. und 94, S. 116 ff., sowie meine Schrift: „Die Verwaltung des Maß- und Gewichtswesens im Mittelalter" (1893).

weil er sich durch organisatorische Tätigkeit und finanzielle Bereitwilligkeit auszeichnet.

Das spezielle Interesse, das sich an die Person SCHMOLLERS knüpft, liegt nun eben in dem merkwürdigen Mißverhältnis, das zwischen seinen wissenschaftlichen Leistungen und der Häufung seiner akademischen Ehren besteht. Wie läßt sich diese erklären? Hier haben wir zunächst seiner sozialpolitischen und wirtschaftspolitischen Tätigkeit zu gedenken. Er trat zeitig für eine Richtung ein, die nachher den Sieg erlangte! So gewann er die Stellung eines Hauptes und Führers. Dabei kam ihm seine kluge Unbestimmtheit bei gleichzeitigem Eifer in allgemein gehaltenen Forderungen zu statten. Kaum jemals hat er sich für etwas ganz bestimmtes einzelnes festgelegt. Tat er es ausnahmsweise einmal, so zeigte er eine nicht glückliche Art (vgl. WÄNTIG in der unten anzuführenden Abhandlung S. 69). Aber er hat es eben in der Regel mit der ihm eigenen hohen praktischen Begabung vermieden, sich irgendwie zu exponieren (vgl. Ztschr. für Sozialwissenschaft 1904, S. 802), und dadurch ist es bewirkt worden, daß er eine gewaltige Gemeinde um sich schart, weil die Anhänger recht verschiedener Standpunkte in ihm ihren Vertreter sehen zu können glauben, weil das, was er sagt, dem rechten Flügel ebenso wie dem linken willkommen zu sein scheint. Der Ruf, den er sich innerhalb der Geschichtswissenschaft erworben hat, ist ähnlichen Ursprungs. Er hat gegen politische und nationalökonomische Vorurteile, die sich in der historischen Literatur fanden, zäh und ausdauernd gekämpft. Und die sehr verbreitete ältere liberale, manchesterliche Auffassung der historischen Erscheinungen war so oberflächlich, daß auch ein Autor ohne spezifisch wissenschaftliche Ausbildung wie SCHMOLLER ihr schon einen recht erfolgreichen Stoß versetzen konnte. Es hatten ihm überdies wirkliche Forscher wie PERTHES, RANKE, DROYSEN, B. HILDEBRAND, GIERKE usw. vorgearbeitet, den Weg gewiesen. Er brauchte die einmal gewiesene Straße nur weiterzuverfolgen. Aber das zähe Eintreten für gewisse Anschauungen — für die er einen wissenschaftlichen Beweis nicht erbracht hat, nach seiner Eigenart nicht zu erbringen vermag — er trug beachtenswerte Gesichtspunkte vor, lieferte aber keine Beweisführung — verschaffte ihm auch hier den Namen eines Führers[1]). Und hier wiederum unterstützte ihn mehrfach die so glücklich unbestimmte Formulierung seiner Sätze, die ihm gestattete, sich darauf zu berufen, daß er dies und das so oder so doch nicht gemeint habe. Zu jenen wissenschaftlichen Verdiensten — wir tragen gar kein Bedenken, sie als solche zu bezeichnen, wenngleich SCHMOLLER

1) Die Festschrift des Brandenburgischen Geschichtsvereins ist „dem bahnbrechenden Forscher und erfolgreichen Organisator" gewidmet. Der Titel eines „Organisators" ist SCHMOLLER unbedingt zuzuerkennen, namentlich nach der äußeren Seite hin (vgl. diese Zeitschrift 1905, S. 142 ff.). Darf man ihn aber auch als „Forscher" im eigentlichen Sinne bezeichnen? Diese Frage wird mindestens nicht unbedingt zu bejahen sein. Nützliche, sogar wertvolle Aufsätze, Betrachtungen und Sammlungen hat SCHMOLLER zur brandenburgisch-preußischen Geschichte geliefert, aber doch nicht „Forschungen".

zu den betreffenden Sätzen nicht eigentlich auf dem Wege wissenschaftlicher Untersuchung gelangt ist — kommt als Moment der Erhöhung seines Ruhms der bedeutende äußere Einfluß, den er geübt hat, hinzu. Endlich hat er mit großer Ausdauer daran gearbeitet, seine Taten bezw. angeblichen Taten in recht helles Licht zu stellen. Offenbar ist ihm der Satz nicht unsympathisch: pereant qui ante nos nostra dixerunt (vgl. Ztschr. für Sozialwissenschaft 1904, S. 224 ff., S. 710 f. und S. 713; auf S. 227 Z. 28 lies statt 301: 1259). Er sucht dem Publikum einzureden, daß der Beginn der politischen Ökonomie als Wissenschaft erst von seiner Person datiere, und bemüht sich, einen dichten Schleier darüber zu breiten, daß seine Arbeiten nicht nur im allgemeinen nichts vor denen älterer Nationalökonomen voraus haben, sondern sogar im einzelnen, in der Wahl des Themas und in der Auffassung, in starkem Maße von ihnen abhängig sind[1]). Und das, was er mit einer Ausdauer erstrebt hat, die uns bei einer andern Sache mit größter Bewunderung erfüllen würde, hat er auch in weitem Umfange erreicht: man hat ihm tatsächlich wiederholt eine einzigartige und reformatorische Bedeutung für seine Wissenschaft zuerkannt.

Die hier angeführten Umstände sind es im wesentlichen, die es bewirkt haben, daß SCHMOLLERS wissenschaftliche Stellung sehr hoch eingeschätzt worden ist und daß er daher auch auffallend viel akademische Ehren auf sich vereinigt hat. Es ist aber dringend erforderlich, über sein tatsächliches Verhältnis zur Wissenschaft Klarheit zu gewinnen. Wenn er in seinen Ansichten oft das Richtige getroffen hat, so ist er doch wohl nie auf dem Wege wissenschaftlicher Untersuchung dazu gelangt. Zweifellos stand ihm in der Regel von vornherein fest, was nachher durch eine sogenannte wissenschaftliche Erörterung dargetan wurde (vgl. z. B. Ztschr. f. Sozialwissenschaft a. a. O. S. 461 und 465 Anm. 4). Seine Arbeiten als „exakte Untersuchungen", wie er sie in doppelter — theoretischer und praktischer — Verkennung

---

1) Gelegentlich bekundet SCHMOLLER seine Bescheidenheit. So hebt er im Eingang seines Schreibens vom 18. August 1903 an die Heidelberger philosophische Fakultät (gedruckt: Acta Saecularia, zur Erinnerung an die Zentenarfeier der Erneuerung der Universität Heidelberg, S. 223 ff.) hervor, daß er „über das Maß dessen, das ich als verdient zugeben kann, gerühmt" worden sei, und spricht am Schluß von seinem „bescheidenen Namen". Aber dazwischen schiebt er den Satz ein: „Mit jedem Fortschritt meiner historischen Kenntnisse sah ich zugleich, daß allein durch sie [!] der alten, abstrakt naturrechtlichen Nationalökonomie ein neuer, ganz haltbarer Boden zu geben sei, den ich in ROSCHERS, HILDEBRANDS und KNIES' Arbeiten, so viel ich ihnen verdankte, noch vermißte." Wir halten uns selbstverständlich bei dem merkwürdigen „sie" nicht auf. Aber wenn SCHMOLLER hier beansprucht, gegenüber seinen Vorgängern einen „neuen, ganz haltbaren" Boden geschaffen zu haben, so stimmt das heiter. Im übrigen sollte der, der öffentlich anerkannt sehen will, daß der Beginn der politischen Ökonomie als Wissenschaft erst von seiner Person datiere, nicht mit der Formel von seinem „bescheidenen Namen" kokettieren. Vgl. auch die geschwollenen „Nachrichten über die Acta Boruss.", die S. 1908 veröffentlicht hat.

der Situation bezeichnet (vgl. ebenda S. 237 Anm. 1 und S. 454 Anm. 1 und Histor. Ztschr. 91, S. 483), sein Urteil als das einer wissenschaftlichen Autorität hinzunehmen, führt ganz und gar vom Wege ab und hat sich leider nur zu oft schon als verhängnisvoll erwiesen[1]). Es wirkt befreiend, wenn man sich gegenwärtig hält, daß SCHMOLLER als wissenschaftliche Autorität nicht betrachtet werden darf.

Bei der großen Zahl der Beiträge, die die hier anzuzeigenden Festschriften enthalten, ist es unmöglich, näher auf den Inhalt der einzelnen Studien einzugehen. Wir beschränken uns deshalb darauf, deren Titel zu verzeichnen und einiges aus ihnen herauszugreifen, was sich auf die Stellung bezieht, die SCHMOLLER in der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur zuzuerkennen ist.

Das zweibändige Werk „Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre“ bringt folgende Beiträge: I. Systematisierung, Richtungen und Methoden der Volkswirtschaftslehre. Von W. LEXIS. II. Die Entwicklung der Wert- und Preistheorie im 19. Jahrhundert. Von K. DIEHL. III. Die Lehre von der Produktion und der Produktivität. Von L. v. WIESE. IV. Die Lehre vom Kapital. Von A. SPIETHOFF. V. Theorie des Grundbesitzes und der Grundrente in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Von K. TH. v. INAMA-STERNEGG. VI. Zur deutschen Geldlehre des 19. Jahrhunderts. Von S. P. ALTMANN. VII. Geschichte der deutschen Bankliteratur im 19. Jahrhundert. Von H. SCHUMACHER. VIII. Die Lehre von der Verteilung des Produktionsertrags. Von R. WILBRANDT. IX. Unternehmereinkommen. Von CHR. ECKERT. X. Die Lehre vom Zins (aus Leihkapital). Von R. WUTTKE. XI. Der Arbeitslohn. Von L. BERNHARD. XII. Die Lehre von der Konsumtion und ihrem Verhältnis zur Produktion. Von A. WIRMINGHAUS. XIII. Die Bevölkerungstheorie. Von L. v. BORTKIEWICZ. XIV. Entwicklung der Soziologie in Deutschland im 19. Jahrhundert. Von F. TOENNIES. XV. The Present Position of Political Economy in England. Von W. J. ASHLEY. XVI. L'École économique française dans les rapports avec L'École anglaise et L'École allemande. Von CH. GIDE. XVII. Sulle relazioni fra gli studi economici in Italia e in Germania nel secolo XIX. Von A. GRAZIANI. XVIII. Deutsch-amerikanische Beziehungen in der Volkswirtschaftslehre. Von H. W. FARNAM. XIX. Die volkswirtschaftliche Literatur Skandinaviens im 19. Jahrhundert. Von P. E. FAHLBECK. XX. Agrargeschichte. Von K. GRÜNBERG. XXI. Agrarpolitik. Von K. GRÜNBERG. XXII. Die volkswirtschaftlichen Grundlagen der landwirtschaftlichen Betriebslehre. Von W. WYGODZINSKY. XXIII. Die geschichtliche Erforschung der stadtwirtschaftlichen Handwerksverfassung in Deutschland. Von P. SANDER. XXIV. Das neuzeitliche territoriale Gewerbewesen bis 1800. Von W. TROELTSCH. XXV. Die gewerbepolitischen Anschauungen in Wissenschaft und Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts. Von H. WAENTIG. XXVI. Ideen und Probleme in der deutschen Handelsgeschichtsforschung.

1) Erst neuerdings wiederum hat ROSIN in der Festschrift für LABAND (II, S. 49 ff.) gezeigt, wie schädlich es wirkt, wenn man Urteile SCHMOLLERS so hinnimmt, als ob sie Produkte tiefer und gründlicher Überlegung seien.

Von F. EULENBURG. XXVII. Die Ansichten über Freihandel und Schutzzoll in der deutschen Staatspraxis. Von K. RATHGEN. XXVIII. Ansichten über Freiheit und Beschränkung des inneren Handelsverkehrs. Von R. KEIBEL. XXIX. Der volkswirtschaftliche Einfluß der modernen Verkehrsmittel und die deutsche Volkswirtschaftslehre des 19. Jahrhunderts. Von K. WIEDENFELD. XXX. Die wissenschaftlichen Ansichten über Kolonialpolitik. Von C. BALLOD. XXXI. Das Eindringen der sozialpolitischen Ideen in die Literatur. Von E. v. PHILIPPOVICH. XXXII. Frauenbewegung und Frauenfrage. Von ELISABETH GNAUCK-KÜHNE. XXXIII. Die Wohnungsfrage. Von C. J. FUCHS. XXXIV. Soziale Hygiene. Von A. GROTJAHN. XXXV. Die wissenschaftlichen Ansichten über das soziale Versicherungswesen. Von F. ZAHN. XXXVI. Das private Versicherungswesen. Von P. MOLDENHAUER. XXXVII. Statistik. Von G. SEIBT. XXXVIII. Geschichte der Finanzwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Lehre vom Verhältnis zwischen Volkswirtschaft, Staat und Finanzen. Von O. GERLACH. XXXIX. Die Steuern. Von M. v. HECKEL. XXXX. Öffentliches Schuldenwesen. Von G. SCHANZ.

Die Festschrift des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg umfaßt folgende Beiträge: F. HOLTZE, Der Geheime Justizrat; F. HIRSCH, Der Versuch einer Finanzreform in Brandenburg 1651—55; W. STOLZE, Die Gründung des Generaldirektoriums durch Friedrich Wilhelm I.; F. ARNHEIM, Frh. B. Skytta, der Urheber des Planes einer brandenburgischen „Universal-Universität der Völker, Wissenschaften und Künste“; G. KÜNTZEL, Über Ständetum und Fürstentum, vornehmlich Preußens, im 17. Jahrhundert; O. KRAUSKE, Die Verlobung Friedrich Wilhelms I.; M. HASS, Friedrich der Große und seine Kammerpräsidenten; F. Frh. v. SCHRÖTTER, Die Münzstätten zu Schwabach und Bayreuth unter preußischer Verwaltung; P. BAILLEU, Die Verabschiedung des Kriegsrats F. Gentz; O. TSCHIRCH, H. Steffens' politischer Entwicklungsgang; TH. SCHIEMANN, Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV. über den Plan, einen vereinigten Landtag zu berufen; R. KOSER, Zur Charakteristik des Vereinigten Landtags von 1847; A. v. RUVILLE, Die Lösung der Neuenburger Frage im Winter 1856/57; P. SCHWARTZ, Zur Entwicklung der neumärkischen Landgemeinden; M. TANGL, Die Urkunden Ottos I. für Brandenburg und Havelberg, die Vorbilder für die gefälschten Urkunden der sächsischen Bistümer; O. HINTZE, Das preußische Staatsministerium im 19. Jahrhundert.

Die „Grundrisse und Bausteine“ bringen folgende Aufsätze: K. BREYSIG, Geschichtslehre; B. VALLENTIN, Der Engelstaat; F. ANDREÄ, China und das 18. Jahrhundert; F. WOLTERS, Über die theoretische Begründung des Absolutismus im 17. Jahrhundert.

In dem Aufsatz von LEXIS, der im übrigen die bekannten Vorzüge der Darstellung des Verfassers trägt, lesen wir Seite 38: „Spezielle wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen hat von den genannten älteren Vertretern der historischen Methode keiner unternommen. Diese für die wirkliche Anwendung der historischen Methode notwendige Vorbereitungsarbeit wurde in zielbewußter Weise von SCHMOLLER in Angriff genommen und sowohl durch seine eigenen Forschungen wie

durch die Arbeiten seiner zahlreichen Schüler im Laufe eines Menschenalters höchst erfolgreich gefördert, während zugleich auch mehr und mehr andere, nicht unter seinem Einfluß stehende Forscher sich Aufgaben dieser Art zuwandten." Es ist sehr erfreulich, daß LEXIS diesen Zusatz („während" etc.) macht: schon dadurch wird bewiesen, daß SCHMOLLER nicht diejenige Führerrolle zukommt, die er gern haben möchte. Allein LEXIS schätzt dessen Verdienste doch noch viel zu hoch ein. Glücklicherweise enthält dieselbe Festschrift einen Beitrag, der die notwendige Widerlegung bringt. Während LEXIS noch die „speziellen wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen" von SCHMOLLER ausgehen läßt, konstatiert SANDER in seinem Artikel (S. 6), daß „HILDEBRAND als erster unter den großen Volkswirtschaftslehrern der historischen Schule sich der gewerbegeschichtlichen Einzelforschung zuwendete". So verhält es sich in der Tat. SCHMOLLER könnte sich glücklich schätzen, wenn er so gedankenreiche[1] „spezielle wirtschaftsgeschichtliche Untersuchungen", wie es HILDEBRANDS Aufsätze zur Geschichte der deutschen Woll- und Leinenindustrie sind, fertiggebracht hätte. Und wenn seine Aufsätze („Untersuchungen" im strengen Sinn liegen ja von ihm überhaupt nicht vor) teilweise Gutes enthalten, so verdankt er dies wesentlich den „speziellen wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen" HILDEBRANDS. Als ich im Jahr 1904 den Nachweis erbrachte, daß SCHMOLLER durchaus nicht die Originalität zukommt, die er so hartnäckig für sich reklamiert, erhob sich gegen mich ein Sturm des Unwillens, als ob ich etwa ein Sakrilegium begangen hätte (vgl. dazu z. B. Hist. Ztschr. 94, S. 117 ff.). Indessen Tatsachen lassen sich nicht durch Unwillenskundgebungen aus der Welt schaffen. Ich begrüße es lebhaft und verzeichne es mit Genugtuung, daß SANDER jetzt meine Nachweise in ausgiebigem Maße verwertet, und zwar in einer Schrift, die — SCHMOLLER selbst gewidmet ist. Vorläufig bin ich mit diesem Erfolg sehr zufrieden. Ich zweifle auch gar nicht, daß mein Urteil über SCHMOLLER in kurzem noch mehr, als es jetzt schon der Fall ist, als richtig anerkannt werden wird. Mag seine Person heute noch mit Akademiemitgliedschaften, Ehrendoktordiplomen und Ordenssternen so dicht bedeckt werden, daß kaum eine schwache Stelle erkennbar zu sein scheint, — sein Ruhm ist in der Gestalt, in der er ihn beansprucht, doch nur Scheinruhm.

Wie bemerkt, macht SANDER von meinen Ausführungen energischen Gebrauch, wie er es denn z. B. auch nicht unterläßt, hervorzuheben, daß die unter SCHMOLLERS Namen gehende „Straßburger Tucher- und Weberzunft" unter STIEDAS Mitwirkung entstanden ist[2]. Er gibt aber ferner einen noch umfassenderen Überblick über die ältere gewerbegeschichtliche Literatur und liefert so einen gründlichen Beitrag zur Historiographie der Wirtschaftsgeschichte. Um zu SCHMOLLERS historiographischer Stellung zurückzukehren, so streicht er, wie erwähnt, in Über-

---

1) Vgl. E. KOBER, Die Anfänge des deutschen Wollgewerbes (1908) S. 1.
2) Diese Tatsache wird noch immer zu wenig gewürdigt. Vgl. z. B den Beitrag von TRÖLTSCH S. 4.

einstimmung mit mir dessen Originalität. Aber in mehreren Einzelheiten idealisiert er ihn doch noch zu sehr. Meines Erachtens bleibt das, was ich früher über dessen gewerbegeschichtliche Arbeiten gesagt habe, durchaus bestehen. Wenn SANDER z. B. nach der Schilderung der wertvollen Untersuchungen und Darstellungen von HILDEBRAND, SCHÖNBERG, GIERKE usw. behauptet (S. 7), „der weitere Fortschritt" der deutschen Gewerbegeschichtschreibung knüpfe an die Arbeiten SCHMOLLERs und seiner Straßburger Schüler (1873 ff.) an, so ist STIEDA, dessen Studien ja in der Tat solide Belehrung brachten, mehr Mitarbeiter als Schüler SCHMOLLERs. Bei diesem selbst aber unbedingt von einem „Fortschritt" zu sprechen, trägt man Bedenken. In den beiden Studien aus seiner Straßburger Zeit hetzt er in politischer Tendenz (vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 306 ff.) eine schiefe Idee zu Tode. Hinter GIERKEs Schilderung der Zunftgeschichte (1868) stehen seine sämtlichen Arbeiten über Zunftverhältnisse in bezug auf Geschlossenheit und Sachlichkeit der Darstellung und Reichtum der Probleme zurück. Die wertvolle „Tucher- und Weberzunft" hätte SCHMOLLER ohne STIEDAS Hilfe nimmermehr fertiggebracht. Seine Art ist es überhaupt nicht, sich in stiller, ausdauernder Arbeit der Sache selbst hinzugeben; er operiert stets nur mit sogenannten großen Ideen, und zwar gewinnt man den Eindruck, daß seine Schriftstellerei regelmäßig einem praktisch-politischen Zweck oder der Erhöhung des eigenen Ruhms dient. Er hat vielen Editionen präsidiert und auch mancherlei für sie beigesteuert, aber nicht eine selbst fertiggebracht; übrigens zum Besten der Wissenschaft: es wäre etwas Kümmerliches geworden (vgl. diese Zeitschrift 1905, S. 144 Anm. 1). Um aber zu den Straßburger Studien zurückzukommen, so hat SCHMOLLER in ihnen jedenfalls mehrere Probleme recht gründlich verwirrt. Auch SANDERs Aufsatz leidet noch darunter. Man sollte die betreffenden Behauptungen SCHMOLLERs ganz ignorieren; es ist ja mit ihnen doch nichts zu machen. Ich würde nie über sie ein Wort verlieren, wenn man sie nicht immer wieder idealisieren und in ihnen eine Weisheit sehen wollte, die sie gar nicht haben; sie sind, offen gesagt, recht oberflächliches Zeug. Auf die Ausführungen SANDERs im einzelnen gehe ich hier nicht ein, da ich demnächst die Frage der Entstehung der Zünfte in meinen „Problemen der Wirtschaftsgeschichte" zusammenhängend behandeln werde[1]). Nur ein paar Bemerkungen mögen an dieser Stelle ihren Platz finden. Ein SCHMOLLER so nahestehender Autor wie EBERSTADT bemerkt (Deutsche Literaturzeitung 1905, Sp. 557): „SCHMOLLER hat als Grundlage für die zunftgeschichtliche Untersuchung hingestellt: das Ziel der ersten Zunftbewegung war die Erlangung der Gerichtsbarkeit. Dies und nichts anderes bildet den Kernpunkt der SCHMOLLERschen Lehre." Man sollte in der Tat nicht eine höhere Weisheit in

---

1) H. v. Lösch hat in der Einleitung zu seinen „Kölner Zunfturkunden" jene Frage sehr scharfsinnig erörtert. Er macht mit Recht Ausstellungen an der Form meiner Beweisführung. Mit einer Änderung derselben bin ich jedoch in der Lage, meine Thesen aufrechtzuerhalten (auch für Köln).

dieser suchen. SANDER Seite 14 taxiert sie schon zu hoch, wenn er sie an GIERKES Auffassung heranrückt. Seite 16 äußert er: „Neuere wie SCHANZ, NEUBURG, UHLIRZ und vor allem EULENBURG, dem v. BELOW prinzipiell zustimmt, wollen die exklusiven Tendenzen der Zünfte auch für die Frühzeit wieder stärker betont sehen und eine scharfe Scheidung zwischen einem Zeitalter der Blüte und des Verfalls nicht gelten lassen.“ Hier wird meine Ansicht nicht richtig wiedergegeben. Ich mache tatsächlich einen Unterschied zwischen zwei Zeitaltern von ungefähr dieser Art. Wenn ich schon für die erste Zeit der Zünfte den Zunftzwang annehme, so ist damit noch gar nicht gesagt, daß ich einen Unterschied in der Exklusivität bestreite. Die exklusiven Tendenzen können ja einen sehr verschiedenen Grad besitzen und haben ihn auch nachweislich, je nach der Zeit, besessen. STAHLS Buch „Deutsches Handwerk“ I (1874) schätzt SANDER (S. 7) im Vergleich mit SCHMOLLERS Arbeiten zu gering. Hat SCHMOLLER seinerseits (vielleicht von seinen „Deutschen Kleingewerben im 19. Jahrh.“ abgesehen) ein Buch von so stiller Sachlichkeit aufzuweisen? Das kleine Spähnchen von der Breslauer Zunftaufhebung (vgl. SANDER S. 17), mit dem SCHMOLLER so sehr renommiert, sollte unerwähnt bleiben.

Wie SANDERS Aufsatz, so ist auch der von TRÖLTSCH durchaus sachlich und lehrreich. Er fördert die Historiographie der Wirtschaftsgeschichte und hebt zugleich energisch Hauptpunkte der wirtschaftlichen Entwicklung selbst hervor. Indessen werden auch hier SCHMOLLERS Verdienste zweifellos überschätzt. Zwar ist es durchaus in der Ordnung, wenn TRÖLTSCH auf seine Studien zur brandenburgisch-preußischen Geschichte nachdrücklich hinweist. Allein es wären doch auch deren Fehler hervorzuheben gewesen, so der Umstand, daß SCHMOLLER sein ganzes System nicht recht durchdacht hat (vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft Jahrg. 1904 und meinen Artikel Wirtschaftsstufen, Wörterbuch der Volkswirtschaft, 2. Aufl.), und der weitere, daß er, der die Überlegenheit Brandenburg-Preußens behauptet, über die Verhältnisse anderer Länder sich nicht näher orientiert zeigt. Ferner vermag ich in den von TRÖLTSCH Seite 4 angeführten Stellen aus der „Straßburger Tucher- und Weberzunft“ — die ja übrigens nicht SCHMOLLERS alleiniges Werk ist! — nichts „Bahnbrechendes“ zu finden; es fehlt doch daselbst an bestimmteren Formulierungen; es handelt sich nur um ein paar ziemlich vage Sätzchen. Endlich operiert TRÖLTSCH zu viel mit SCHMOLLERS Betrachtungen über „die geschichtliche Entwicklung der Unternehmung“. Dieser hat es freilich nötig, mit ihnen zu prunken (er preist sie selbst als Muster an!). Damit hängt es zusammen, daß mehrere Autoren in unserer Festschrift immer wieder auf sie verweisen, wenn sie in die Lage kommen, darzutun, daß er erfolgreich in die Diskussion eingegriffen habe (vgl. z. B. III, S. 29 und XXVI, S. 22 und S. 40). Es klingt auch so schön, wenn man hört, daß jemand über ein so hohes Thema geschrieben hat. Aber schön ist an jenen eben nur der Titel. Ganz abgesehen von den Irrtümern, die sie enthalten, so würde doch ein anderer eine gewisse Gene empfinden, unter einem so vornehmen Titel eine so unfertige Arbeit zu veröffentlichen. Vgl. meine Ausführungen über sie in der Zeitschrift für Sozial-

wissenschaft 1904, Seite 384 ff.[1]), Seite 391 und Seite 801 Anmerkung 2; Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1907, Seite 517 Anmerkung 2.

Der Artikel von EULENBURG enthält manche treffende Bemerkung. Die Stellung SCHMOLLERS in der Historiographie der Wirtschaftsgeschichte hat er kaum überschätzt. Wir würden sie in dem Rahmen seines Aufsatzes eher noch eingehender behandelt haben. Denn hier, auf handelsgeschichtlichem Gebiet, in der Würdigung der territorialen Handelspolitik und des Merkantilismus, gibt es viel, worüber man sich mit S. auseinandersetzen kann. Wir würden deshalb gewünscht haben, daß seine hierhergehörigen Arbeiten, natürlich auch mit ihren Schwächen, nach allen ihren Beziehungen geschildert worden wären. Jedenfalls war hier der Platz, die ganze Theorie der Wirtschaftsstufen in umfassender Weise zu erörtern. Zu bedauern ist, daß der begabte Autor, eine Unsitte der Arbeiten SCHMOLLERS (vgl. ROSIN a. a. O. und Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1904, S. 174 Anm. 2 und S. 799 Anm. 2) nachahmend, als erhabener Nationalökonom die Vertreter anderer Disziplinen abkanzelt und stolz über gelöste und zu lösende Aufgaben spricht, wo es offensichtlich ist, daß er aus mangelnder Orientierung schreibt. Ein paar Beispiele mögen herausgegriffen werden. Seite 4 tadelt E. das Betonen der persönlichen Faktoren in den Darstellungen der Handelsgeschichte. Als Beweis führt er an: „WAITZ schrieb das Leben Wullenwebers [!]; EHRENBERG nennt sein Buch nach dem Hause der Fugger.“ Hat denn WAITZ sein Buch irgendwie als speziellen Beitrag zur Handelsgeschichte geschrieben (von der Frage der „Biographie“ ganz abgesehen)? Der Titel lautet: „Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europäische Politik“. Und EHRENBERG soll den persönlichen Faktor überschätzt oder auch nur betont haben! Man könnte meinen, EULENBURG habe das Buch (das übrigens den Titel „Zeitalter der Fugger“ trägt) nie aufgemacht. Vielleicht bemüht er sich wenigstens jetzt nachträglich noch um den Nebentitel desselben. Seite 4 (es sollen damit die Historiker zugunsten der Nationalökonomen heruntergemacht werden) lesen wir weiter: „Die Register der Urkunden sowohl wie der Darstellungen enthalten vor allem Orts- und Personennamen, aber kein Sachregister“. Als Beweis gelten ihm unter anderem die Darstellungen von SIMONSFELD, DÄNELL und AL. SCHULTE. Ich bin nun zwar selbstverständlich auch der Meinung, daß die Zahl der Sachregister noch sehr vermehrt werden kann und soll. Aber so schlimm, wie es EULENBURG macht, steht die Sache doch nicht. Er hat die Bücher, von denen er spricht, wohl seit langem nicht mehr in der Hand gehabt. Bei DÄNELL II, Seite 538 ff. findet man ein „Orts-, Personen- und Sachregister“. SCHULTE gibt wenigstens ein Glossar, das zwar das Sachregister keineswegs ersetzt, aber hier doch zu erwähnen war. Ebenso hat SIMONSFELD ein Glossar. Vor allem jedoch

1) Mein relativ günstiges Urteil (ebenda S. 385) über den Abschnitt, der dem Bergbau gewidmet ist, ist mir inzwischen von einem Rechtshistoriker als noch zu günstig bezeichnet worden.

— wie war es möglich, die ausgezeichneten Sachregister des hansischen, des mecklenburgischen Urkundenbuchs, in großen Editionen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde (z. B. bei W. STEIN und H. v. LÖSCH) und in so vielen anderen neuen Editionen zu ignorieren! Heute gehört es wohl schon zur guten Sitte, daß Fachhistoriker (gerade diese will E. mit seinem Tadel treffen!) für ein eingehendes Sachregister sorgen. Schlecht ist E. auf diejenigen Historiker zu sprechen, die (wie D. SCHÄFER) bei der Erklärung der Stellung der Hanse in erster Linie politische Momemte heranziehen. Man höre (S. 4 f.): „Man kann unmöglich ein Urteil darüber abgeben, ob die Behandlung wirtschaftlicher Momente nötig ist, um uns ein tieferes Verständnis der Verhältnisse zu erschließen, solange sie nicht durchforscht sind. . . . Die Hanse war in erster Linie ein Verband von Kaufleuten und ist es dauernd geblieben: ihre Geschichte ist also vor allem Wirtschaftsgeschichte." Kommentar überflüssig! Nur eine Frage: sollen die Historiker jedes Urteil unterdrücken, bis etwa E. selbst „die Verhältnisse durchforscht" hat? Keines Kommentars bedarf auch folgendes Urteil (S. 11): „Die wirtschaftlichen Grundlagen für die Hanse festzustellen hat soeben KIESSELBACH unternommen, wenn auch vielleicht die Lösung bei dem Fehlen eindringender Vorarbeiten noch nicht als erreicht angesehen werden kann". Vgl. in gleichem Sinne Seite 44. Weil K. auf dem Titel seines Buches von den wirtschaftlichen Grundlagen der Hanse spricht, so wird er als der hingestellt, der dies Problem zuerst in Angriff nimmt! Wie zart zurückhaltend ist es aber von E., daß er die Lösung doch noch nicht unbedingt als erreicht ansieht! Seite 44 erklärt er ferner für das Hansegebiet weitere Forschungen über das Vordringen der Holländer und Engländer für notwendig: „letzteres ist für Hamburg bereits untersucht (EHRENBERG); erstere sind neuerdings mehr in den Gesichtskreis der Forschung getreten (DÄNELL)". Er scheint hier bei der Feststellung der Resultate der Forschung nur diejenigen Arbeiten zu berücksichtigen, die in Buchform erschienen sind; aber wie viele Gesichtspunkte, Auffassungen, Probleme sind anderswo gerade über jene Dinge hervorgetreten [1])!

Als einen Beitrag zur Historiographie der Wirtschaftsgeschichte können wir hiernach EULENBURGS Artikel leider nicht betrachten. Dagegen leisten dafür vortreffliche Dienste die beiden Aufsätze von GRÜNBERG; sie kommen unter den bisher nicht genannten für diesen Zweck am meisten in Betracht.

Wir bedauern, daß der Raum uns nicht gestattet, auf den Inhalt der andern Festschriften einzugehen. Die vom Verein für brandenburgische Geschichte enthält viel Wertvolles, aber keinen historiographischen Beitrag, so daß SCHMOLLERS Arbeiten zur brandenburgisch-preußischen Verwaltungsgeschichte (soweit sie sich nicht auf Handel und Gewerbe beziehen) aus Anlaß seines Jubiläums keine Würdigung gefunden haben. In den „Grundrissen und Bausteinen" sollte man eine Erörterung über

1) Mehrmals erwähnt EULENBURG, daß SCHMOLLER eine „Geschichte der großen Unternehmungen" geliefert habe.

die urgeschichtlichen Betrachtungen SCHMOLLERS, auf die er so viel Wert legt, erwarten[1]). Indessen ist es gewiß zu billigen, daß man auf sie, von denen doch nichts Rühmliches zu melden wäre (vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 160 ff. und unsre Ztschr. 1907, S. 501), nicht eingegangen ist.

G. v. BELOW.

Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch in gemeinverständlicher Darstellung. Unter Mitwirkung von HERMANN GUNKEL und OTTO SCHEEL herausgegeben von FRIEDRICH MICHAEL SCHIELE. In Lieferungen von 3 Bogen. Preis einer Lieferung Mk. 1.—. Probelieferung. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Dieses Werk, von dem uns hier eine Probelieferung vorliegt, können wir, soweit sich bisher ein Urteil gewinnen läßt, unsern Lesern aufs beste empfehlen. Wir würden es schon deshalb erwähnen, weil es unter seinen Mitarbeitern so namhafte Kenner der Wirtschaftsgeschichte wie GOTHEIN und MAX WEBER zählt. Auch noch manchem andern bekannten Namen aus den weltlichen Wissenschaften begegnen wir. Indessen wird der Hauptwert des Werkes doch nicht in dem liegen, was die Outsiders bieten, sondern in der Belehrung, die die Theologen und Religionsforscher uns gewähren. Wenn wir über die Gebiete, die unseren Studien ferner liegen, unterrichtet werden wollen, so greifen wir zu den Arbeiten derjenigen, die hier in vollem Maße Fachmänner sind. Und Berührungen zwischen unseren Studien und denen der Religionsforscher liegen ja in Menge vor[2]). Das SCHIELEsche Handwörterbuch will den Stoff in gemeinverständlicher Form mitteilen. Die populäre Form schließt ja aber nicht aus, daß die wissenschaftliche Forschung aufs sorgsamste auf die Worte des kundigen Fachmanns achtet. Der Rahmen dessen, was in das Handwörterbuch aufgenommen werden soll, ist sehr weit gespannt; ob er nicht zu groß ist, wird die weitere Ausführung zeigen. Schließlich rechtfertigt es sich bei einem solchen Unternehmen immer, eher etwas zu viel als etwas zu wenig zu geben. — Der Umfang des Handwörterbuchs ist auf 4—5 Bände von je rund 1000 Zeilen berechnet, der Abschluß für 1911 in Aussicht genommen. Wir behalten uns vor, später auf die einzelnen Lieferungen des Werks zurückzukommen.

Freiburg i. Br. G. v. BELOW.

---

1) Von den Aufsätzen der „Grundrisse und Bausteine" kommt für unsere Zeitschrift besonders der von ANDRÄ in Betracht. Er ist überaus stoffreich und gut geschrieben. BREYSIG S. 14 gibt einen sehr matten Versuch der Verteidigung der biologischen Geschichtsauffassung. Vgl. dazu diese Ztschr. 1907, S. 492 ff. und 519.

2) Wir möchten übrigens hier die Anmerkung machen, daß die theologische Realenzyklopädie von HAUCK in den Kreisen der Nichttheologen erheblich mehr, als es geschieht, benutzt werden könnte.

Bei der Redaktion sind zur Besprechung eingelaufen:

Häpke, Brügges Entwicklung zum mittelalterlichen Weltmarkt. Berlin, C. Curtius.

Lohmeyer, Geschichte von Ost- und Westpreußen. I. 3. Aufl. Gotha, F. A. Perthes.

R. van der Borght, Finanzwissenschaft. I und II. Leipzig, Göschen.

O. Lindecke, Das Genossenschaftswesen in Deutschland. Ebenda.

Ötelshofen, Schutzzoll und Prämienproblem. Köln, P. Neubner.

P. Steller, Die Wendung in der deutschen Geld- und Bankfrage. Ebenda.

Zeitschrift für Politik, herausg. von R. Schmidt und A. Grabowsky, I, 3. Berlin, C. Heymann.

Julius Hartwig, Die Rechtsverhältnisse des ländlichen Grundbesitzes im Gebiet der freien und Hansestadt Lübeck. Lübeck, Lübcke & Nöhring.

W. Hohoff, Hermann Schell über die soziale Frage. Paderborn, F. Schöningh.

Derselbe, Die Bedeutung der Marxschen Kapitalkritik. Paderborn, Verlag der Bonifazius-Druckerei.

Ein Kind. Gegenseitige Rechte und Pflichten zwischen Eltern und Kindern. Das Erbrecht des Kindes. Die Rechte der unehelichen Kinder. Ein Ratgeber für Eltern und Kinder, sowie für Mütter, Väter und Vormünder von außerehelichen Kindern. Von Rechtsanwalt Dr. Rudolph. (Band VII der Praktischen Bibliothek „Im Kampf ums Dasein".) Pößneck, Hermann Schneider Nachf.

E. Baasch, Quellen zur Geschichte von Hamburgs Handel und Schiffahrt im 17., 18. und 19. Jahrhundert. Heft 2. Hamburg, L. Gräfe & Sillem.

Arnold Pöschl, Bischofsgut und Mensa episcopalis. 1. Teil: Die Grundlagen, zugleich eine Untersuchung zum Lehensproblem. Bonn, P. Hanstein.

Erich Kober, Die Anfänge des deutschen Wollgewerbes. Berlin, Rothschild.

H. Goldschmidt, Zentralbehörden und Beamtentum im Kurfürstentum Mainz vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Ebenda.

E. Reyer, Kraft. Ökonomische, technische und kulturgeschichtliche Studien über die Machtentfaltung der Staaten. Leipzig, W. Engelmann.

N. W. Posthumus, De geschiedenis van de Leidsche lakenindustrie. I. De middeleeuwen. s'Gravenhage, M. Nijhoff.

S. van Brakel, De Hollandsche handelscompagnieen der zeventiende eeuw. Ebenda.

Christina Ligtenberg, De armezorg te Leiden tot het einde van de 16e eeuw. Ebenda.

N. P. van den Berg, Munt-, crediet- en bankwezen, handel en scheepvaart in Nederlandsch Indie. Ebenda.

W. v. Brünneck, Das Burggrafenamt und Schultheißentum in Magdeburg und Halle. Berlin, F. Vahlen.

Dilock Prinz von Siam, Die Landwirtschaft in Siam. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

H. Eckener, Arbeitermangel oder Geldknappheit? Ebenda.

Stier-Somlo und M. Bierner, Dringende Reformpunkte der deutschen Arbeiterversicherung. Gießen, Emil Roth.

W. Zimmermann und H. Sinzheimer, Arbeitstarifverträge. Ebenda.

Les documents du progrès. Revue internationale. 2. Jahrg. Juliheft von 1908. Paris, F. Alcan.

W. Herlein, Das Dorfleben in seiner geschichtlichen Entwickelung. Aus dem Nachlaß herausgegeben von J. E. Weis-Liebersdorf. Regensburg, G. J. Manz.

Mor. Heyne, Das altdeutsche Handwerk. Straßburg i. E., K. J. Trübner.

P. Rehme, Über das älteste bremische Grundbuch (1438–1558) und seine Stellung im Liegenschaftsrechte. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.

H. Münker, Die Weseler Schiffahrt, vornehmlich zur Zeit des spanisch-niederländischen Krieges. Wesel 1908, K. Kühler.

Chr. Kraus, Die Entwickelung des Weseler Stadthaushaltes von 1342–90. Ebenda.

K. Breysig, F. Wolters, B. Vallentin, F. Andreä, Grundrisse und Bausteine zur Staats- und Gesellschaftslehre. Berlin, G. Bondi.

A. Gengel, Geschichte des fränkischen Reichs, im besondern Hinblick auf die Entstehung des Feudalismus. Frauenfeld, Huber & Co.

Ernst Lerch, Der bernische Kommerzienrat im 18. Jahrhundert. Tübingen, H. Laupp.

H. Traut, Der Römer und die neuen Rathausbauten in Frankfurt a. M. Mit 37 Abbildungen und 2 Grundrissen. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer.

Morgan, Die Urgesellschaft. Deutsch von W. Eichhoff unter Mitwirkung von K. Kautsky. 2. durchgesehene Aufl. Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf.

Das Kieler Denkelbok, herausgegeben von F. Gundlach. Kiel, Verlag von Lipsius und Tischer.

F. Staudinger, Die Konsumgenossenschaft. Leipzig, B. G. Teubner.

Ph. Stein und E. Fuchs, Volksbildung, Politik und Religion. Leipzig, Quelle & Meyer.

C. Beyerle, Die Geschichte des Chorstifts und der Pfarrei St. Johann zu Konstanz. Mit 39 Abbildungen. Freiburg i. B., Herder.

Ekkehards Waltharius. Ein Kommentar von J. W. Beck. Groningen, P. Noordhoff.

Joh. Simon, Stand und Herkunft der Bischöfe der Mainzer Kirchenprovinz. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger.

R. Kaulla, Die Organisation des Bankwesens im Königreich Württemberg. Stuttgart, F. Enke.

Trierer Stadtrechnungen des Mittelalters, herausgeg. von G. Kentenich. 1. Heft: Rechnungen des 14. Jahrhunderts. Trier, Fr. Lintz.

Ludwig Rockinger, Kaiser Ludwigs erstes oberbayrisches Land- und Lehenrecht. München, G. Franz.

A. Doren, Studien aus der Florentiner Wirtschaftsgeschichte. Bd. 2. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

Adolf Mayer, Die Organisation der Arbeit aus dem Gesichtspunkte der persönlichen Befriedigung. Magdeburg, R. Zacharias.

Graf Posadowsky als Finanz-, Sozial- und Handelspolitiker an der Hand seiner Reden dargestellt von JOH. PENZLER. 2. Band. Leipzig, J. J. Weber.

Stände und Verwaltung von Kleve-Mark von 1666—1697. Von O. HÖTZSCH. Leipzig, Duncker und Humblot.

W. Roscher, Politik. 3. Aufl. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

G. Unwin, The gilds and companies of London. London, Methuen and Co.

F. v. Bezold, E. Gothein, R. Koser, Staat und Gesellschaft der neueren Zeit, bis zur französischen Revolution. Berlin u. Leipzig, B. G. Teubner.

K. Klatt, Das Heergewäte. Heidelberg, C. Winter.

Bibliothek wertvoller Memoiren, Bd. 7: **Memoiren aus dem spanischen Freiheitskampfe 1808—11,** bearbeitet von F. M. KIRCHEISEN. Bd. 8: **Briefe und Tagebücher des Generals Charles Gordon,** bearbeitet von M. GOOS. Hamburg, Gutenbergverlag.

Bibliothek denkwürdiger Reisen, Bd. 1: **Die Weltumsegelungsfahrten des Kapitäns James Cook,** bearbeitet von E. HENNIG. Ebenda.

O. Schwindrazheim, Von alter zu neuer Heimatkunst. Ebenda.

C. Haff, Die dänischen Gemeinderechte. 2 Teile. Leipzig, A. Deichert (G. Böhme).

S. Hartig, Terminologie der Gewerbepolitik. Ebenda.

P. Darmstädter, Die Vereinigten Staaten von Amerika. Leipzig, Quelle & Meyer.

J. Wernicke, Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage. Ebenda.

Die Metzer Bannrollen des 13. Jahrhunderts. 1. Teil. Herausgeg. von K. WICHMANN. Metz, G. Scriba.

F. Rauers, Der bremische Binnenverkehr in der Zeit des großen Frachtfuhrwerkes. Deutsche Geographische Blätter, Bd. 30, Heft 2 u. 3; Bd. 31, Heft 1. Bremen, F. Leuwer.

Urkundenbuch des Klarissenklosters, späteren Damenstifts Klarenberg bei Hörde. Bearbeitet von O. MERX. Dortmund, F. W. Ruhfus.

R. van der Borght, Die Entwickl. der Reichsfinanzen. Leipzig, G. J. Göschen.

Festschrift zu G. Schmollers 70. Geburtstag, Beiträge zur brandenburgischen und preußischen Geschichte, herausgegeben vom Verein für Geschichte der Mark Brandenburg. Leipzig, Duncker u. Humblot.

Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrh. G. Schmoller zur 70. Wiederkehr seines Geburtstages, 24. Juni 1908, in Verehrung dargebracht. Ebenda.

K. Perels, Die allgemeinen Appellationsprivilegien für Brandenburg-Preußen. Weimar, H. Böhlaus Nachfolger.

L. Kampfmann, Die Wüstungen der Bezirksämter Homburg, St. Ingbert, Pirmasens und Zweibrücken. Zweibrücken, Fr. Lehmannsche Buchhandlung.

J. Friedrich, Kolonialpolitik als Wissenschaft. Berlin und Leipzig, W. Rothschild.

É. de Moreau et R. Mære, L'Abbaye de Villers-en-Brabant aux 12e et 13e siècles. Bruxelles, Albert Dewit.

Ad. Smith, Eine Untersuchung über Natur und Wesen des Volkswohlstandes. 1. Bd. Deutsch von E. Grünfeld, eingeleitet von H. Wäntig. Jena, G. Fischer.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

Die norwegische Agrarverfassung von der Kalmarer Union (1397) bis zur Verfassungsänderung (1660) unter besonderer Berücksichtigung des Pachtwesens.

Von

Dr. Oskar Büchner.

Wenn in den folgenden Blättern die norwegische Agrargeschichte, eine abseitsliegende Materie, ihre Behandlung findet, so rechtfertigt sich dies damit, daß diese nordischen Verhältnisse bei uns selbst in Fachkreisen teilweise noch recht unbekannt sind, sodann aber mit der Tatsache, daß es sich dort um eine sehr interessante Entwicklung handelt, die sich ganz anders gestaltet hat als bei uns in Deutschland. Während hier mit der Bildung größerer territorialer Einheiten und dem Erstarken einer Königs-, Fürsten- und Herrengewalt eine Rechtsminderung des Bauernstandes parallel läuft, während neben einem emporstrebenden Herrenstande sich der Bauernstand vielfach nicht als freier Stand halten kann und auf die Stufe unfreier Höriger herabsinkt, entwickelt sich zur selben Zeit im Norden ein kräftiger, mit eigenen Rechten ausgestatteter, zum Adel und Großgrundbesitz nur in losen rechtlichen Beziehungen stehender Bauernstand, der in sich selbst erstarkt und seine Freiheit dauernd zu behaupten versteht.

1. Die norwegische Agrarverfassung und das Leiländings- (Pacht-) Wesen von den ältesten Zeiten bis zur Kalmarer Union (1397)[1].

Bis zu den Wikingerzügen im 8. Jahrhundert finden wir in Norwegen als größte politische territoriale Einheit die Volkslande

1) Vgl. die Arbeit des Verfassers: Die Geschichte der norwegischen Leiländinger von den ältesten Zeiten bis zur Kalmarer Union (1397). Berliner Dissertation, 1903.

(Fylker), welche in Hundertschaften (Herreds) zerfallen; Fylkeskönige und Herredskönige stehen an der Spitze. Im Anschluß an die Wikingerzüge entwickelt sich dann ein Seekönigtum, das sich indessen sehr bald nicht auf die See beschränkt, sich vielmehr am Küstenlande ansässig macht. Die nordischen Fylkes-, Herreds- und Seekönige sind Häuptlinge, deren Macht im wesentlichen auf ihrer Persönlichkeit, ihren privaten Besitzungen, dem Ansehen ihres Geschlechts und auf einem Gefolge handgängiger Männer beruht. Eine Oberlehnshoheit mit bestimmten Rechten und ausgedehnter Gewalt über unfreie Untergebene besitzen sie nicht. Sie haben keinen Hofstaat, keine Beamtenschaft, und bei ihren Reisen nehmen sie die Bauern und Pächter nur dadurch in Anspruch, daß sie ihnen eine Bewirtungspflicht (das Veizle) auferlegen.

Die Bauern leben im übrigen frei und selbständig. Das bedingt schon die norwegische Siedelungsform. In Deutschland finden wir mit geringen Ausnahmen dorfweise Ansiedelung, das Haufendorf, das schon von selbst einen gewissen Zusammenschluß und gewisse gegenseitige Rechtsbeziehungen schafft. In den norwegischen Siedelungsgebieten, d. h. an den Fjorden und im Innern des Landes an den Flüssen, dagegen herrscht, mit Ausnahme allein des südwestlichen Teils des Landes, in dem das Dorfsystem das Ursprüngliche war [1]), der Einzelhof vor. Der Grundbesitz ist somit im weitaus größten Teil des Landes aus jeder Gemeinschaft ausgelöst, der Bauer fast vollständig auf sich selbst angewiesen. So konnte sich ein aristokratischer Bauernstand entwickeln, der sich nicht wesentlich von den Königen unterscheidet.

Wer Land besitzt, welches altangestammtes Eigentum (Odel) der Familie ist, gehört zu dem engeren, bevorzugten Kreis der Odelsleute oder Haulder, alteingesessener Stammgutsfamilien, die als ein Hochfreienstand [2]) den übrigen freien Bauern (Böndern)

1) Vgl. hierüber des Verfassers Abhandlung „Die Vererbung des ländlichen Grundeigentums und die Geschichte des Anerbenrechts in Norwegen“ in Bd. VII (Prov. Schleswig-Holstein) des von Prof. SERING herausgegebenen Werks „Die Vererbung des ländlichen Grundbesitzes im Königreich Preußen“.

2) KONRAD VON MAURER („Die norwegischen höldar“, Sitzungsbericht

gegenüberstehen. Diese letzteren waren entweder Eigentümer oder Pächter. Die Eigentümer gingen, wenn sich ihr Land eine Reihe von Generationen in der Familie hielt, in den Stand der Haulder über. Die grundbesitzenden Bauern (Haulder wie Bönder) geben Land pachtweise ab, und so entsteht als besonderer, anfangs nicht sehr zahlreicher Stand der der Pächter (Leiländinger). Endlich muß noch einer untersten Klasse, der Unfreien (Trälle), gedacht werden. Dies waren Haussklaven, die nicht mit dem Land, sondern mit der Familie verbunden waren; sie konnten, während es die deutschen Sklaven nur bis zur Hörigkeit brachten, in den Stand der Bönder[1]) aufrücken, und ihre Nachkommen konnten es sogar zu Hauldern bringen.

Von besonderer Bedeutung für die Entwicklung der norwegischen Agrarverfassung war die Auffassung vom Odel als der Heimat des Geschlechts, auf der Recht und Rang der Familie in der Gesellschaft beruhte.

Diese Heimat mußte der Familie erhalten bleiben; deshalb war den Odelsleuten ein Mittel an die Hand gegeben, dem Verlust des Stammguts an Fremde vorzubeugen. Wie im alten deutschen Recht war das Eigentum am Land gebunden durch das Recht der Blutsverwandten. Für den Fall, daß ein Stammgutsbesitzer sein Land außerhalb der Familie verkaufen wollte, war in den norwegischen Rechtsbüchern des 12. und 13. Jahrhunderts seinen Verwandten, die ihn noch beerben konnten, ein Vorkaufsrecht eingeräumt zu dem Preise, den ein Fremder zu zahlen bereit war. Das obligatorische, sich gegen den Verkäufer richtende Vorkaufsrecht kommt in seiner Wirkung auf dasselbe hinaus wie das dingliche, sich gegen den Käufer richtende Retraktrecht des alten deutschen Rechts. Und wie zum alt-

---

der Münchener Akademie 1889, 2. Bd.) und Karl Lehmann (in Krit. Vierteljahrschrift Bd. 38) bezeichnen die Haulder als Adlige; Philipp Heck („Höldar und Ethelinge“, Anh. IV in „Die Gemeinfreien der karolingischen Volksrechte“ und in „Ständeproblem, Wergelder und Münzrechnung der Karolingerzeit“, Vierteljahrschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte, II. Bd.) bezeichnet sie als Gemeinfreie.

1) Vgl. Konrad Maurer, Die Freigelassenen nach altnorwegischem Recht, Sitzungsbericht der Münchener Akademie 1878, 1. Bd.

deutschen Retrakt- oder Revokationsrecht (nach geschehener Veräußerung ohne jeden Schadenersatz), so dürfte die Vorstufe zum norwegischen Vorkaufsrecht nach ursprünglich bestehender völliger Veräußerungsunmöglichkeit das Beispruchsrecht der Geschlechtsgenossen gewesen sein.

In der Odelsauffassung lag aber auch der Ansporn dazu, das Grundeigentum so weit als möglich zusammenzuhalten, und diese Tendenz scheint schon in ältester Zeit stärker gewesen zu sein als der Einfluß der Gesetzgebung [1]), welche als Regel die gleiche Teilung des Landes unter sämtliche Söhne des Erblassers aufstellte. Wenn ein Stammgutsbesitzer mehrere Söhne, aber nicht hinreichenden Grundbesitz hinterließ, um diese alle standesgemäß mit solchem auszustatten, so fand in der Regel eine Teilung des Landes nicht statt. Die Söhne blieben entweder weiter zusammen wohnen, oder einer von ihnen, meistens der älteste, übernahm das Stammgut ungeteilt, während die übrigen nach Möglichkeit, soweit es die Bestände des Guts erlaubten, abgefunden wurden und hinauszogen, um ihr Glück draußen in der Welt zu suchen.

Im Laufe der Zeit tritt dann in der norwegischen Gesellschaftsschichtung eine Erweiterung ein.

Indem die Könige ihren handgängigen Männern, den Jarlen und Lendermänd, Amtslehen (len) und Benefizien (veizler) übertragen [2]), schaffen sie einen Adel, der ungefähr dem deutschen Grafen- bezw. dem gemeinen Ritterstande des Frühmittelalters entspricht. Dieser Adel schiebt sich zwischen das von Harald Schönhaar im Jahre 872 gegründete Großkönigtum und die Odelsleute, aus deren angesehensten Geschlechtern er zum Teil hervorgegangen war und als denen zugehörig er sich daher zum Teil noch betrachtete. Eine Ausdehnung der Rechte und Befugnisse dieser Aristokratie Odelsleuten und sonstigen Bauern gegenüber war schon aus diesem Grunde nicht gut möglich. In den auf König Haralds Tod folgenden kriegerischen Zeiten ver-

---

1) Vgl. Die Vererbung des ländlichen Grundeigentums in Norwegen S. (143) ff.

2) Vgl. Geschichte der Leiländinger S. 13 Anm.

mochte sich das Großkönigtum den neugeschaffenen Unterkönigen (das waren Vasallen ähnlich den Herzögen Deutschlands und Frankreichs) und den Jarlen gegenüber nicht zu behaupten. Aber auch durch die sich hieraus ergebende vorübergehende Erstarkung des Vasallentums war die Stellung der Bauern, die die eigentliche Stütze der Unterkönige und Jarle bildeten, nicht gefährdet. Erst unter Olaf dem Heiligen (1010—1030) erfolgte fast gleichzeitig mit der Einführung des Christentums die endgültige Zusammenfassung der einzelnen Fylker zu einem geordneten Reich. Hierdurch und durch die von Olaf dem Heiligen eingeführte straffere Zentralisierung in der Verwaltung erlitt die Häuptlingsmacht starke Einbuße. Das Unterkönigtum verschwand völlig. Die Jarle und Lendermänd hielten sich zwar, verloren aber, da sich die Könige an Stelle dieser nur wenig abhängigen Lehnsleute eigentlicher Beamten (Aarmänd, Sysselmänd, Lagmänd) zu bedienen anfingen, mehr und mehr an politischer Bedeutung. Unter Sverre (1177—1202) wird die alte Aristokratie, die in den voraufgehenden Bürgerkriegen an Zahl stark vermindert worden war, als Vermittler zwischen König und Volk vollständig ausgeschaltet. In der Folge schließen sich die Reste dieses alten begüterten Feudaladels aufs engste an den König an. Sie bilden zugleich mit einer Reihe jüngerer Geschlechter des neuen (niederen) Beamtenadels die königliche Gefolgschaft (hird) und gehen allmählich — besonders unter König Magnus Lagaböter (1263—1280) — in die Stellung eines Hofadels über.

Nach unten verbreiterte sich inzwischen infolge Auskaufs der Eigentumsbauern durch die Nachkommen der in den Wikingerzügen reichgewordenen Seekönige und Krieger, und besonders seitdem sich vom 12. Jahrhundert ab die Kirche eifrig am Grundbesitzerwerb beteiligt, die Klasse der Leiländinger. Der Adel, die reicheren Grundbesitzer und die Kirche geben die Höfe, die sie nicht selbst bewirtschaften können, pachtweise ab, und so wird seit dem 9. Jahrhundert der Stand der Leiländinger immer zahlreicher; seit dem 12. Jahrhundert bildet er das Gros des Volks.

Persönlich und politisch vollkommen frei wie ein Eigentumsbauer, übernahm in älterer Zeit der Leiländing das Gut von dem

Verpächter (Landdrot) zu Pacht für ein, später drei Jahre. Doch blieb auch nach Ablauf der Pachtperiode das Pachtverhältnis (Bygsel) gewöhnlich unverändert weiter bestehen; auch durch den Tod des Leiländings erfuhr es keine Auflösung, konnte vielmehr von den Erben noch für ein Jahr fortgeführt werden. Der Pachtzins oder die Landschuld (landsleiga, landskyld) wurde bis ins 14. Jahrhundert in Naturalien (Korn, Butter, Talg, Fischen, Salz, Häuten, Fellen) entrichtet. Ursprünglich war sie Gegenstand freier Verabredung zwischen dem Landdrot und dem Leiländing und einziges Nutzungsäquivalent. Als aber infolge der allgemeinen Verbreitung des Landpachtverhältnisses die Heersteuer (Leding) auf den Grundbesitz in einem bestimmten Verhältnis zu seiner in Geld ausgedrückten Landschuld verteilt wurde, lag es im Interesse des Landdrots, die Landschuld nicht zu erhöhen, und so wurde diese zu einer festen, unabänderlichen Abgabe. Um sich auf andere Weise ein Entgelt zu verschaffen, welches dem Steigen des Bodenwerts entsprach, nahm der Landdrot neben der Landschuld eine Zugabe (tilgjöf). Diese wurde meist in der stillschweigenden [1]) Voraussetzung, daß die Pacht nicht aufgehoben wurde, solange der Pächter zu bleiben wünschte, nur einmal erlegt, und ihre Höhe wurde unter dem Eindruck der Lebenslänglichkeit der Abmachung bestimmt. Neben dieser Zugabe, welche an die Seite der Landschuld trat, wurde dann dem Leiländing eine weitere Verpflichtung auferlegt. Es hatte sich die Sitte eingebürgert, daß die Leiländinger ihren Landdrot oder dessen Bevollmächtigte gelegentlich der bei Ablauf der legalen Pachtperiode erfolgenden Besichtigung des Hofs mit einem Gastmahl (veitzla, veizle) empfingen, welches wohl auch von weiteren Gaben begleitet war. Bald forderte der Landdrot oder sein Bevollmächtigter dies, was ihm anfangs freiwillig gewährt worden war, als eine Pflicht von seiten des Leiländings und wandelte diese Veizlepflicht in eine Gelbabgabe um, die anfänglich nur von Fall zu Fall zu zahlen war, vom 13. Jahrhundert ab zu einer regelmäßigen Pachtabgabe wurde.

1) Nach K. von Amira, Nordgerman. Oblig.-Recht II, S. 756, kommen Verträge, die ausdrücklich auf Lebenszeit des Pächters abgeschlossen sind, schon seit dem 13. Jahrhundert vor.

Hinsichtlich der Bewirtschaftung des Gutes hatte der Leiländing vollkommene Freiheit; er durfte nur das Gut nicht verschlechtern, keinen Raubbau treiben und mußte ein Viertel des Ackerlandes als Brachfeld liegen lassen.

Abgesehen von den zu entrichtenden Abgaben unterschied er sich in keiner Weise von den freien Bauern. Auch seine wirtschaftliche Lage war in dieser ältesten Zeit durchaus günstig.

Das ältere Bygsel zeigt große Ähnlichkeit mit den billigen mittelalterlichen Pachtverhältnissen in anderen germanischen Ländern, insbesondere mit der älteren jütischen und schleswigschen Feste und dem niedersächsischen Meierhofsverhältnisse. In Schleswig ist die ursprüngliche Pacht oder Schuld eine ebenfalls frühzeitig fixierte geringe Leistung, zu der sich später ein Antrittsgeld gesellt.

2. Die norwegische Agrarverfassung während der Union der drei nordischen Reiche (1397—1521).

Im Juni des Jahres 1397 erfuhr die politische Verfassung Norwegens eine tiefgreifende Änderung. Durch die Kalmarer Union wurden unter der Königin Margarete die bereits im Jahre 1380 durch König Olaf Haakonssön vereinigten Reiche Norwegen und Dänemark noch mit Schweden verbunden.

Bei der politischen und sozialen Verschiedenheit der drei Nationen konnte diese künstliche Vereinigung kein Boden sein, aus dem ein gesundes Staatsgebilde zu ersprießen vermochte. So erfolgte denn auch nach einer für keines der drei Reiche glücklichen Unionszeit von 125 Jahren unter Christian II. im Jahre 1521 die Losreißung Schwedens, die zwei Jahre später durch Gustav Wasas Königtum ihre Bekräftigung erfuhr. Fast gleichzeitig verlor Christian II. auch seine beiden anderen Reiche. Der Reformation zugeneigt und rücksichtslos auf die Hebung der unteren Stände bedacht, brachte er Kirche und Adel gegen sich auf. Ein unglücklicher Krieg mit der Hansa verschärfte die allgemeine Mißstimmung. Durch einen Volksaufstand von Jütland aus bedroht, verließ Christian mutlos sein dänisches Reich und gab damit zugleich Norwegen verloren.

Während der ganzen Unionszeit hatten Schweden und Dänemark mit ihrer mächtigen, übermütigen Aristokratie im schroffen Gegensatz zu dem bäuerlichen Norwegen gestanden, dessen Adel keine politische Bedeutung besaß und dessen Macht zur See der stärkeren Hansa Platz gemacht hatte. Norwegen spielte während der Union deshalb eine durchaus passive Rolle. Die Könige residierten nicht im Lande, und für eine Vertretung des Herrschers durch einen Statthalter war auch nicht immer gesorgt.

Der norwegische Adel zerfiel in einen hohen und einen niederen.

Von dem alten Feudaladel, der jetzt Reichsratsadel[1]) genannt wurde, war ein Geschlecht nach dem andern ausgestorben[2]). Infolge des Zusammenschmelzens dieser alten Aristokratie hatte sich ihr Grundbesitz stark in einzelnen Händen angehäuft, und damit war ihre Vornehmheit gewachsen. Sie bildete jetzt einen engen und streng abgeschlossenen Kreis und der Abstand zwischen ihr und dem niederen Adel war fast unüberbrückbar geworden.

Innerhalb der zum niederen Beamtenadel gehörigen Geschlechter war unterdessen die entgegengesetzte Bewegung vor sich gegangen: indem sie sich stark verzweigten, sanken sie herab. Am Schlusse des 13. Jahrhunderts hatte es unter diesen Geschlechtern noch viele gegeben, die bezüglich Ansehens und Einflusses dem Hochadel wenig nachstanden. Im 14. und 15. Jahrhundert dagegen hört man, da sie allmählich ihren aristokratischen Rang verloren, immer weniger von ihnen. Einzelne Familien, deren Mitglieder noch am Ende des 13. und am Anfang des 14. Jahrhunderts Ritter- und Knappentitel geführt und Ehrenämter oder Stellungen als Sysselmänd und Lagmänd im Staatsdienst innegehabt hatten, sehen wir im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts reine Bauern werden. Sie gehörten auch fernerhin zu den angesehensten Geschlechtern ihres Bezirks, aber sie hatten keinen

---

1) Der norwegische Reichsrat, dem diese Geschlechter angehörten, war eine parlamentarische Versammlung der geistlichen und weltlichen Großen.

2) Vgl. J. E. Sars, Udsigt over den norske Historie III, S. 215 u. 216.

Anspruch auf einen darüber hinausreichenden Einfluß. Andere behaupteten, soweit sie Titel und Wappen führten, wohl eine Art aristokratischen Rang, aber auch sie traten allmählich zurück und sahen sich auf rein private Tätigkeit angewiesen. Das politische wie gesellschaftliche Niveau des niederen Adels war so im allgemeinen ein sinkendes. Am Schlusse des 13. und Beginn des 14. Jahrhunderts hatten sich Hochadel und niederer Adel noch durch gegenseitige Heiraten verbunden. Im 15. Jahrhunderts hörte das vollständig auf, der Abstand zwischen beiden war zu groß geworden. Die wenigen Geschlechter aber, welche jetzt die alte Lendermändsaristokratie repräsentierten und deren Grundbesitz unter sich teilten, sahen sich dazu genötigt, soweit sie außerhalb ihres eigenen Kreises gehen mußten, ihre Ehen im Auslande zu suchen, und so gelangte allmählich ein Teil des sich bei ihnen anhäufenden Landbesitzes in die Hände fremder, besonders dänischer Geschlechter.

Der Bauer war in dieser Periode frei wie bisher; doch fehlte es nicht an Übergriffen seitens des Adels auf seine altüberkommene Freiheit.

Da durch das Fehlen einer energischen Zentralgewalt die Rechtssicherheit gelitten hatte und eine wirksame Kontrolle über die neuen, an die Stelle der altnorwegischen Beamtenschaft getretenen, feudal zugeschnittenen Lehnsinhaber und Vögte sowie über die privaten reichen Landdrots und deren Bevollmächtigte nicht bestand, konnten Übergriffe dieser nicht immer verhindert werden. Unter diesen Umständen und infolge der fortwährenden Kriege, in welche die drei Reiche verwickelt waren, hatten sich sowohl die eingeborenen (in Nachahmung der Zustände in Dänemark und Deutschland) wie auch die aus diesen Ländern eingewanderten Lehnsinhaber, welche in den Gewohnheiten der Bauernvergewaltigung groß geworden waren, den Bauern und besonders den Leiländingern gegenüber mancherlei Gewalttaten und Übergriffe erlaubt, wie sie bisher in Norwegen unmöglich gewesen waren. Zu einer ähnlichen Bedrückung der Pächter, wie sie damals in Dänemark gang und gäbe war, konnte es in Norwegen indessen doch nicht kommen. Dazu zeigte der norwegische Bauer zu viel Freiheitssinn. Wenn die Anmaßung der adeligen Lehnsinhaber

zu groß wurde, erhob er sich gegen die Machthaber [1]) und suchte, gestützt auf das alte norwegische Recht [2]), Schutz beim Könige. Im Jahre 1436 kam es sogar zu einem allgemeinen Bauernaufstand in Südnorwegen, und aus den Bedingungen eines Waffenstillstandes, welcher zwischen Bauern und der Regierungspartei geschlossen wurde, geht hervor, daß die ersteren in diesem Augenblick die Stärkeren gewesen sind. Ein weiterer Bauernaufstand im Jahre 1508 wurde dann allerdings von Herzog Christian (dem späteren Christian II.) unterdrückt und mit der Hinrichtung der Anführer bestraft.

Die wirtschaftliche Lage der Bauern war, soweit man sehen kann, in dieser Zeit im großen und ganzen nicht ungünstig. Zwar hatte ihnen noch in dieser Zeit die Krone zwangsweise Hand- und Spanndienste auf den Schlössern und Königshöfen auferlegt, und die Adeligen hatten begonnen, ihre Leiländinger zu Arbeiten auf den Edelhöfen (Sädegaarder), d. h. auf den Höfen, die sie selbst bewirtschafteten und bewohnten, zu verpflichten, aber als drückend empfundene Lasten machten sich diese Arbeitsverpflichtungen zunächst noch nicht fühlbar. Immerhin dürfte an einzelnen Stellen die Lage der Bauern auch schon zu dieser Zeit ohne die Pflichtarbeiten günstiger gewesen sein. Und ein anderes

1) In einigen Briefen der Bauern des Lehns Borgessyssel vom Jahre 1424 beklagen sie sich darüber, daß ein gewisser Herman Molteke aus mecklenburgischem Geschlecht „mit seinen Leuten bei ihnen einritt und mit Gewalt einkehrte, so daß sie nichts machen konnten, mit sich entbot, wen er wollte, und nicht eher fortzog, als er wollte — was kein Vogt vor ihm getan hätte“. Außerdem hatte er Leute festgesetzt, sie aus dem Lehn geführt oder ihnen ihr Gut weggenommen ohne Gesetz und Urteil. „Wir armen Leute“, heißt es zuletzt, „fürchteten da, daß er das mit mehreren machen könnte, und verjagten ihn aus dem Lehn.“ Er kam jedoch, nachdem er den Bauern Versprechungen gemacht hatte, wieder, hielt indessen die Versprechungen nicht, und schon das Jahr darauf schickten die Bauern von neuem einen Klagebrief über ihn an den König (Erich), worin sie drohten, ihre Höfe zu verlassen, sofern der König ihnen nicht einen anderen Vogt gäbe (Dipl. Norv. II, 680, 681, 683).

2) In einem Brief der Bauern von Tunsbergs Len vom 12. August 1424 heißt es: „Nun unterstellen wir unsere Sache Eurer Gnade, dem Gesetzbuch Norwegens und den Retterbods, welche die heiligen Könige Magnus und Haakon uns gegeben haben (Dipl. Norv. I, 696).

kam noch hinzu. Während vor Begründung des hanseatischen Handelsmonopols die Überschüsse, welche das südliche Norwegen an Getreide geliefert hatte, den Bedarf der nördlichen Teile des Landes, besonders Haalogalands, immer gedeckt hatten, Norwegen also der Einfuhr fremden Getreides nicht bedurft hatte, wurde dann im 14. Jahrhundert die Zufuhr groberer Kornsorten durch die Hanseaten regelmäßig. Inwieweit hierdurch die norwegische Landwirtschaft beeinflußt wurde, steht dahin. Eine Schädigung der Bauern in einzelnen Gegenden des Landes dürfte die Getreidezufuhr durch die Deutschen sicher bedeutet haben, wie überhaupt deren Handelsherrschaft für das Land verderblich war.

Politisch betätigte sich der norwegische Bauer seit der Union nicht mehr. Er ging in seinen Privatinteressen auf, was sich u. a. in seinem ängstlichen Bemühen zeigte, gewalttätigen Lehnsinhabern und habgierigen Vögten gegenüber Freiheit und Selbständigkeit zu wahren. Für eine würdige Stellung des Vaterlands den andern Unionsländern gegenüber fehlte ihm jedes Interesse, und selbst wenn der Sinn dafür bei ihm vorhanden gewesen wäre, hätte er aus Mangel an Gemeinsinn wie an tüchtigen Führern dem Vaterland eine bessere Stellung doch nicht schaffen können.

Es war eigentlich nur die Geistlichkeit mit dem Erzbischof an der Spitze, welche einige Selbständigkeit bewahrte. In den Unionskämpfen war sie denn auch beständig gegen die Vereinigung. Aber dieselbe ehrfurchtgebietende Stellung, die sie früher gehabt hatte, nahm sie jetzt auch nicht mehr ein.

3. Die norwegische Agrarverfassung während der dänisch-norwegischen Union bis zur Verfassungsänderung im Jahre 1660.

Nach Christians II. Entthronung wurde Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein als Friedrich I. (1524—1533) vom jütischen Adel zum Könige von Dänemark gewählt und darauf auch in Norwegen anerkannt. Es folgt nunmehr die nahezu 300jährige Vereinigung Norwegens mit Dänemark. Diese Zeit

bedeutet anfänglich sowohl auf politischem wie hauptsächlich durch die mangelhafte Bildung der norwegischen Geistlichkeit und das schlechte Unterrichtswesen auch auf geistigem Gebiete einen Niedergang für Norwegen. Viele glänzenden Tugenden der alten Nordmänner verblassen, und das norwegische Volkstum gerät in mancher Beziehung in Gefahr, völlig zu verschwinden. Doch bessert sich die wirtschaftliche Lage des Landes immerhin im Gegensatz zu der in der Zeit der Vereinigung aller drei Reiche. Und mit der allmählich eintretenden Gleichstellung beider Länder entwickelt sich auch wiederum politische Selbständigkeit und Geistesbildung in Norwegen.

Unter Friedrich I. begann in Dänemark ohne Schwierigkeit die Einführung der Reformation; König, Adel und Bürgertum neigten ihr zu. In Norwegen dagegen, wo Adel und Bürgerschaft[1]) einflußlos waren, lag die Entscheidung bei den Bauern, und da deren konservativer Sinn sich gegen die Reformation richtete, war ein Konflikt mit dem König und der Regierung unvermeidlich. Denn auch in Norwegen ließen Einziehungen von reichen Klöstern, welche an dänische Adlige und königliche Diener übertragen wurden, eine Kirchenveränderung befürchten. Dazu strömten mehr und mehr dänische Adlige nach Norwegen ein. Der damalige Erzbischof Olaf Engelbrektsön fürchtete deshalb für die Kirche und für des Landes Selbständigkeit und setzte sich mit dem im Auslande weilenden Kronprätendenten Christian II. in Verbindung. Allein dieser wurde 1532 in Norwegen gefangen genommen. Friedrichs Sohn, Christian III. (1533—1559), unterdrückte den Aufstand in Norwegen, brach den letzten Widerstand gegen die neue Lehre, und die Reformation wurde im Jahre 1536 in beiden Ländern durchgeführt.

Das unterworfene Norwegen aber verlor seinen Reichsrat, und viele dänische Adlige kamen ins Land, in dem sie Lehen

1) Während man in Dänemark bei Beginn des 16. Jahrhunderts 90 Handelsstädte mit ungefähr 100 000 Einwohnern zählte, gab es in Norwegen damals nicht mehr wie 17 Städte, Marktflecken und Strandstellen mit einer Einwohnerzahl von kaum 10 000 Seelen (E. Sars, Udsigt over den norske Historie III, S. 257).

und Ämter erhielten. Doch wurde das Land auch fernerhin als ein Königreich bezeichnet. Es behielt auch seine besondere Gesetzgebung sowie zum Teil auch seine eigene innere Verwaltung, deren Beaufsichtigung und Leitung dem Kanzler[1]) als höchstem Beamten zustand. Im Jahre 1572 wurde in Norwegen sogar ein Statthalter[2]) eingesetzt, welcher an die Spitze der Regierung trat und im Namen des Königs die Aufsicht über die Rechtspflege, über die Erhebung sowie Einsendung der Steuern, über das Krongut, die Kirche und Geistlichkeit, sowie darüber zu führen hatte, daß die Lehnsinhaber und Vögte die Bauern nicht bedrückten. Später, 1588, erhielt er auch noch den Oberbefehl über die Volksbewaffnung. Trotzdem die Amtsgeschäfte des Kanzlers im großen und ganzen auf den Statthalter übergingen, wurde die Würde des ersteren nicht aufgehoben, sondern er wurde jetzt im Ehrendienst des Königs beschäftigt.

Der geistliche Besitz[3]) wurde dem König als Staatskirchengut unterstellt. Von diesem wurde das Klostergut zugunsten der Krone eingezogen, und von dem ehemals der Kirche gehörigen Land eigneten sich unter der nach der Reformation herrschenden Verwirrung einen Teil die Adligen, Vögte und Bauern an. Die große Menge der bisherigen geistlichen Güter blieb aber weiter in der alten Weise verwendet, und die Kirchen, Priesterämter, Schulen und Hospitäler behielten ihre Benefizien und Einnahmen. Übrigens war der Kirchenbesitz nach der Reformation in sehr trauriger Verfassung. Die Kirchen und Priesterhöfe waren vielfach verfallen, und die Bevölkerung zeigte sich durchaus nicht immer willig, zu ihrer Wiederinstandsetzung beizutragen. Trotzdem die norwegische Geistlichkeit auch weiter noch in gewissem Grade Steuerfreiheit genoß, befand sie sich nach der Reformation in recht trauriger wirtschaftlicher Lage.

---

1) Das Kanzleramt wurde bis zum Jahre 1547 dem Propst an der Mariakirche in Oslo, von da ab einem oder dem anderen der hervorragenderen Adligen des Landes übertragen.

2) Das Statthalteramt war bis 1660 mit der Stellung des Lehnsinhabers von Akershus vereinigt.

3) Vgl. EBBE HERTZBERG, Om Eiendomsretten til det norske Kirkegods, Kristiania 1898.

Die lokalen Institute und Stiftungen sehen wir noch nahezu ein Jahrhundert nach der Reformation in anerkannter Ausübung ihres sogenannten Eigentumsrechts. Doch wurden gewisse, einem kirchlichen Institute besonders zugewiesene Mittel auch auf andere Institute überführt, entweder die der einen Kirche auf eine andere oder die von Kirchen auf Schulen oder auf das Bischofsamt. Nur zu rein weltlichen Zwecken sollte der Ertrag der nicht säkularisierten bona ecclesiastica nicht benutzt werden. Diese Auffassung hielt sich indessen nicht auf die Dauer, und schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bricht sich die Anschauung Bahn, daß der Besitz der Kirchen, Priesterämter, Hospitäler und Schulen „verlehntes Krongut“ sei. Im Jahre 1621 vertritt nämlich ein Lehnsinhaber die Anschauung, daß ihm das Bygselrecht sowohl über die Güter der Kirchen wie der Priesterämter zustehe, und dieselbe Auffassung liegt einem Königsbrief vom Jahre 1649 und einer Schrift [1]) vom Jahre 1656 zugrunde [2]).

Innerhalb der alten nationalen Aristokratie hatte sich die oben gekennzeichnete Entwicklung unterdessen fortgesetzt. Der niedere Adel ist jetzt vollständig im Stande der Odelsleute aufgegangen, wodurch ein gewisser Glanz über diese Klasse geworfen wurde, und vom höheren Adel waren nur noch wenige Geschlechter übrig. Schon in Christians II. Antwort auf die Forderung des norwegischen Reichsrats, daß Lehen des Reichs nur an eingeborene Adlige vergeben werden sollten, findet sich als Grund für die Ablehnung angeführt, daß der norwegische Adel damals fast ausgestorben war. Das norwegische Volk war in recht eigentlicher Weise und mehr als vorher und nachher ein Bauernvolk geworden. Der letzte Rest des alten norwegischen Hochadels aber hatte sich mit dem dänischen verschwägert. Dadurch war der größte Teil des adligen Grundbesitzes an dänische Familien übergegangen, die sich in Norwegen niederließen und in der Folgezeit den tonangebenden, reichsten und angesehensten Teil des norwegischen Adels bildeten.

---

1) Arnt Berntsön, Danmarks og Norges frugtbare Herlighed.

2) A. Taranger, Om Eiendomsretten til de norske Prästegaarde. Kristiania 1896. Särtryk af „Norsk Retstidende“.

Schon unter der Kalmarer Union hatten die Unionskönige begonnen, fremden Adligen norwegische Lehen zu übertragen, und zwar gegen Abgaben, welche sehr oft recht unbedeutend waren im Verhältnis dazu, was die Lehen einbrachten. Doch die Belehnungen zu dieser Zeit waren noch nicht sehr zahlreich und nur vorübergehender Natur, so daß sie nur in den seltensten Fällen zur dauernden Ansiedlung fremder Adelsfamilien führten. Dagegen kurz vor und ganz besonders nach der Reformation, als der Staat ungefähr $^1/_4$ des Guts der Geistlichkeit eingezogen hatte und sich so die Möglichkeit zahlreicherer Belehnung ergab, kamen mehr Adlige, dänische und auch einige deutsche, ins Land, wo sie Lehen und Ämter erhielten. Die hohen Ämter waren Norwegern nahezu völlig verschlossen[1]). Aber auch die Verwaltung lag lange Zeit ganz und gar und die Jurisdiktion teilweise — soweit sie nämlich von königlichen Richtern ausgeübt wurde — in den Händen fremder Adliger. Zu einer Einwanderung größeren Stils kam es trotzdem nicht, da die dauernde Ansiedlung in Norwegen nicht Vorbedingung für Übertragung von Ämtern und Lehen war. Es scheint, daß sich nur die Familien dauernd in Norwegen angesiedelt haben, welche sich mit der alten norwegischen Aristokratie verschwägerten und Grundbesitz erwarben. Jedenfalls kennt man nur einige wenige Familien, die nach Beginn des 17. Jahrhunderts einwanderten. Der Zuwachs von fremden Adelsfamilien kann für die ganze Zeit von der Reformation bis gegen 1660 (Einführung der Verfassungsänderung) kaum auf mehr als einige dreißig angeschlagen werden[2]).

Naturgemäß machte es böses Blut, daß ein großer Teil der Verwaltung, die hohen Ämter sogar ausschließlich, in den Händen von Dänen oder dänisch gesinnter Adliger lag, deren Amtsführung zu beständigen Klagen Anlaß gab. Tatsächlich ent-

---

1) Vgl. T. H. Aschehoug, Statsforfatningen i Norge og Danmark indtil 1814, Kristiania 1856, S. 409; J. E. Sars, Udsigt over den norske Historie III, S. 295 und 296.

2) Vgl. Sars, Norge under Foreningen med Danmark in: Nordisk Universitetstidskrift VI, 1860, S. 7 und 8.

wickeln sich jetzt auch Verhältnisse, die diese Klagen rechtfertigen. Das Unionskönigtum war dem norwegischen Bauernvolk wohlgesinnt, dem gegenüber es, da Norwegen als ein Erbreich galt[1]), eine viel freiere Stellung hatte, als es in dem unter der Adelsherrschaft leidenden Wahlreiche Dänemark der Fall war. Aber die Macht der Unionsregierung lag zu sehr bei den dem dänischen Reichsrate angehörigen Adligen, als daß die Könige energisch zugunsten der Norweger hätten eingreifen können. Obschon die Schilderungen von der Tyrannei der Lehnsinhaber recht übertrieben sein dürften, steht doch fest, daß das Regiment der dänischen Aristokratie oft willkürlich und schlecht war. Die Lehnsinhaber wohnten auf dem größten und am günstigsten gelegenen Hofe ihres Lehns. Von diesen ihren Residenzen aus regierten sie so gut wie unabhängig mit ihren Dienern oder Privatbevollmächtigten und waren im Besitz sowohl der militärischen wie zivilen Macht. Alle Klagen über die Amtsführung der Adligen sollten vor die Ständeversammlungen oder Herrentage[2]) gebracht werden. Aber diese traten unregelmäßig und mit langen Zwischenräumen zusammen, und unterdessen konnte vieles ungestraft gegen Recht und Gesetz geschehen. Im Laufe des 16. Jahrhunderts bürgerte sich der Brauch ein, zur Instandhaltung der Residenzen und Bebauung der dazugehörigen

---

1) Der dänische Reichsrat weigerte sich allerdings, die Erblichkeit der Krone Norwegen anzuerkennen, und schrieb sich selbst das Recht der Wahl des Königs von Dänemark und Norwegen zu; allein, von den Königen gestützt, war doch im großen und ganzen die norwegische Auffassung von der Erblichkeit des Königtums maßgebend.

2) Die norwegischen Herrentage entsprachen dem dänischen Reichsrat. Sie waren in gewisser Beziehung unvollständige Versammlungen desselben, dänische Provinzialversammlungen. Schon in der Unionszeit aller 3 Reiche, aber besonders nach der Reformation war es Sitte geworden, daß der König in gewissen mehrjährigen Zwischenräumen ein oder mehrere dänische Reichsratsmitglieder zugleich mit anderen guten Männern, d. h. Mitgliedern des dänischen Adels, nach Norwegen schickte, wo sie je nach dem an der einen oder anderen Stelle — in Oslo, Bergen, Throndhjem oder in anderen Orten — zusammen mit den königlichen Lehnsherren und Lagmänd Versammlungen hielten, welche sowohl der Rechtspflege wie der Entscheidung eigentlicher Staatssachen dienten.

Höfe nach dänischem Muster von den zunächstwohnenden Leiländingern auf Kronland Hilfe zu fordern, und hierbei allein blieb es nicht. Zum Krongute gehörten weitläufige Waldstrecken, die nach Aufkommen der Sägemühlen und des Holzhandels im 16. Jahrhundert hervorragende wirtschaftliche Bedeutung erhielten. Eine große Anzahl Schneidemühlen und auch Bergwerke wurden für königliche Rechnung eingerichtet und betrieben. Die Leiländinger der Krone und — wenigstens in gewissen Distrikten — auch die Leiländinger des Adels und der Odelsbauern wurden jetzt dazu genötigt, Bau- und Brennholz zu den Sägemühlen und Bergwerken zu fahren, und die Odelsbauern scheinen Bauholz sogar aus ihren eigenen Wäldern haben liefern müssen[1]. Daß damit die soziale Stellung der Bauern herabgemindert wurde, versteht sich von selbst; bei den Leiländingern geht es daraus hervor, daß in Steuerzetteln vom Ende des 16. Jahrhunderts ein Teil derselben, nämlich die Kronleiländinger, die den Residenzen der Lehnsinhaber, und die Leiländinger des Adels, die den Edelhöfen zunächst wohnten und auf diesen Arbeiten verrichteten, gleich der von Fronden am härtesten bedrückten dänischen Pächterklasse „Wochentagsdiener" genannt wurden. Daß die Arbeitspflicht eine nicht unbedeutende Last gewesen ist, ersieht man daraus, daß den Wochentagsdienern der Krone im Anfang, denen des Adels in der Mitte des 17. Jahrhunderts teilweise Steuerfreiheit zugestanden wurde.

Dabei begünstigte die Regierung bisweilen geradezu Dänemark auf Kosten Norwegens. So verbot Friedrich II. und der dänische Reichsrat durch Verordnung vom 31. August 1562 den Norwegern, Planken und Eichenholz anderswohin als nach Dänemark auszuführen, eine Verordnung, welche indessen bald wieder außer Kraft gesetzt wurde.

Gegen diese Zustände wurden viele Klagen von seiten der norwegischen Bauern laut; noch häufiger indessen griffen sie kurzerhand zum Mittel der Selbsthilfe, und so kam es zu häufigen Streitigkeiten und Fehden. Zum Teil freilich haben auch die Bauern selbst Schuld an diesen Zwistigkeiten oder durch

1) Aschehoug, Statsforfatningen S. 429.

ihre Art und ihr Benehmen strenge Maßnahmen der Regierung und Gewalttaten der Lehnsherren selbst hervorgerufen. Sie waren eigensinnig und streitsüchtig und besaßen ein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein. Aus königlichen Verordnungen ist zu ersehen, daß sie an einzelnen Stellen in Norwegen aus eigener Machtvollkommenheit und nach eigenstem Gutdünken Versammlungen und Gericht hielten, ohne sich um die Obrigkeit zu kümmern, daß sie die Vögte absetzten und vertrieben und sogar die Priester, welche die beliebten katholischen Gebräuche ausrotten wollten[1]), töteten. Daß die dänischen Beamten, in deren Heimat solche Gewalttaten der Bauern undenkbar waren, diesem Tun gegenüber Gewalt brauchten, liegt auf der Hand.

Bei dem Reichtum und der Macht des große Grundbesitzmassen in seiner Hand vereinigenden Adels lag die Gefahr nahe, daß er auch viele Bauerngüter durch Kauf oder Gewalt an sich bringen konnte. Daß das erstere in ausgedehnterem Maße geschah, verhinderte ein königliches Verbot an die Lehnsinhaber, Bauerngüter zu kaufen. Dies Verbot hatte ursprünglich wohl nur den Zweck, die Lehnsinhaber zu zwingen, die Güter, die sie bekommen konnten, für Rechnung der Krone zu erwerben (s. kgl. Briefe vom 21. April 1556 und 10. Juli 1557). Es wurde übrigens ungeachtet dessen, daß es mehrere Male wiederholt wurde, nicht streng eingehalten, und vermutlich hat der König außerdem bisweilen davon dispensiert. Aber es muß doch, besonders nachdem es durch Verordnung vom 29. Juli 1632 zu einem Verbot dagegen erweitert wurde, daß die Vögte Odelsgut zukauften, sicherlich einen Schutz für das Eigentumsrecht der Bauern am Land gebildet haben. Außerhalb ihrer Lehen hatten die Adligen wohl dasselbe Recht wie alle anderen, den Bauern Land abzukaufen, aber dort hatten sie wenig Gelegenheit, als Nachfragende aufzutreten. Wo es dem Adel glückte, etwas von dem den Odelsbauern gehörigen Lande zu erwerben, waren dies zweifellos solche Höfe oder Hofteile, die der betreffende Eigen-

---

1) Die Reformation war im Jahr 1536 allerdings gesetzlich eingeführt worden, fand indessen erst nach langer Zeit, nach Jahrhunderten, wirklich Eingang beim Volk (Sars, Udsigt III, S. 318).

tümer nicht selbst bewirtschaftete und durch deren Übergang in adligen Besitz nicht die Zahl der Bauern vermindert wurde, die als praktische Landwirte auf eigenem Grund und Boden saßen.

Daß das Bestreben der Lehnsinhaber darauf ging, ihren Grundbesitz durch Mißbrauch ihrer Macht als königliche Beamte in ihren Lehen zu erweitern, dafür haben wir sichere Beweise. Aber auch hierin sahen sie sich gehindert. Die Lehen konnten sein:

1. Dienstlehen, das sind Lehen gegen die Verpflichtung zum Unterhalt einer gewissen Anzahl Krieger,
2. Abgabenlehen, das sind Lehen gegen eine gewisse im voraus bestimmte Summe,
3. Pfandlehen, das sind Lehen, die als Pfand gegeben wurden für eine der Krone geliehene Geldsumme, und
4. Lehen auf Rechnung.

Eine Möglichkeit zu Übergriffen war in den ersten drei Fällen, wo die Lehen unmittelbar der Verfügung des Lehnsinhabers unterstanden, leicht gegeben, besonders bei den Pfandlehen[1]), die auf eine bestimmte Reihe von Jahren, auf Lebenszeit der Lehnsinhaber oder sogar darüber hinaus, so daß das Lehen an die Erben gelangte, vergeben waren. Indessen die drei ersten Arten von Lehen waren in Norwegen selten, und wo sie sich fanden, waren sie zumeist klein. Die Hauptlehen dagegen — Baahus-, Akershus-, Bergenhus- und Throndhjemslehn — sind, soviel bekannt ist, nach 1536 nie unter anderen Bedingungen als auf unbestimmte Zeit und auf Rechnung vergeben worden, d. h. so, daß der Lehnsinhaber für seinen Dienst als Beamter mit einer gewissen jährlichen Geldsumme oder mit Prozenten von den Einnahmen des Lehns gelohnt wurde, während er das übrige an die Krone abzuführen bezw. darüber Rechenschaft abzulegen hatte. Die vier Hauptlehen umfaßten schon in der Zeit kurz nach der Reformation den größten Teil des gesamten

1) Frau Sofie Lykke, welche Lister Len für eine Summe von 4000 Daler in Pfand hatte, und welche Bürger und Bauern bedrückt hatte, erklärte, sie hätte das Lehen gekauft und könne es nach Gutdünken verwenden.

Lehnsgrundbesitzes. In der folgenden Zeit wurden mehr und mehr kleinere Lehen in sie eingezogen, wobei es immer mehr üblich wurde, daß auch die kleineren Lehen auf Rechnung vergeben wurden, wenigstens bezüglich der unbestimmten Einnahmen, bei denen besonders gute Gelegenheit zu Mißbräuchen bestand. Nach Beginn des 17. Jahrhunderts waren Pfand-, Abgaben- und Dienstlehen nur noch ausnahmsweise zu finden.

Aber auch da, wo die Lehen auf Rechnung vergeben waren und ihre Inhaber eine von gewöhnlichen öffentlichen Beamten nicht sehr verschiedene Stellung einnahmen, war die Macht der Lehnsinhaber immer noch ziemlich ausgedehnt. Die Kontrolle über ihre Amtsführung konnte nicht sehr scharf sein, da sie von einem weit entfernt liegenden Land ausging und zumeist von Standesgenossen ausgeübt wurde, welche Grund dazu hatten, die Lehnsinhaber, soweit angängig, zu schonen und zu begünstigen.

In ihrer Eigenschaft als Repräsentanten des Königtums hatten die Lehnsinhaber Vergehen anzuklagen, an der Vollstreckung des Urteils teilzunehmen und die der Krone zufallenden Bußen einzutreiben. Hierdurch war ihnen Gelegenheit zu allerlei Willkür eröffnet. Das Gerichtsverfahren befand sich in wenig befriedigender Verfassung, da die richterliche Gewalt weiterhin zum wesentlichen Teil bei aus der großen Masse des Volkes ernannten Beisitzern lag, die infolge ihrer Unwissenheit bloße Werkzeuge der Lehnsinhaber und der von diesen abhängigen Vögte und Sorenskriver (Richter) waren. Nach alter Regel kam es dem Könige und in seinem Namen den Lehnsinhabern zu, bei Verbrechen, wegen deren das Gesetz die Schuldigen für friedlos und vogelfrei erklärte, die Strafe in eine Geldbuße umzuwandeln, die den Umständen nach verschieden sein konnte. Wie aus den Quellen zu ersehen ist, war es nun nichts Ungewöhnliches, daß die Lehnsinhaber, anstatt ein Vergehen anzuzeigen und zur Aburteilung zu bringen, sich unter der Hand mit den Schuldigen abfanden, oder daß diese, um der Rechtsverfolgung zu entgehen, mit den Lehnsinhabern oder ihren Vögten einen Vergleich zu erreichen suchten. In solchen Fällen hatten es die Lehnsinhaber leicht, sich Grundbesitz zu verschaffen. Sie schraubten die Buße derartig in die Höhe, daß der Schuldige sich nicht anders zu

helfen wußte, als daß er seinen Landbesitz abtrat, den sich der Lehnsinhaber alsdann als sein Privateigentum aneignete, während er eine geringe Geldsumme oder auch nichts in Rechnung an die Krone abführte. In einem Königsbrief vom 16. Dezember 1590 heißt es deshalb:

> „Da zu Unserer Kenntnis gekommen ist, daß in Unserem Reiche Norwegen sowohl Lehnsinhaber wie Vögte und Priester sich unterstehen, unter gewissen leeren Vorspiegelungen den Grundbesitz der Bauern zu pfänden, zu kaufen und zu erhandeln, teils indem sie die Buße, wenn jemand gröblich gesündigt hat, so hoch setzen, daß er sie nicht bezahlen kann und deshalb dem Lehnsinhaber oder dem Vogt an seinem Hof und Gut Kauf- und Übergabebrief geben muß, teils indem sie sich auf andere Weise in den Besitz von Bauernhöfen setzen, so daß die, welche früher eigene Höfe und Häuser hatten, sie durch solche Hinterlist und schlauen Handel verlieren und danach das Land, nach anderen Wohnungen suchend, durchstreifen müssen, so wollen Wir hiermit Unseren Lehensinhabern, Vögten und Priestern in Norwegen strengstens verboten haben, von den Bauern Grundbesitz zu pfänden oder zu kaufen, sofern sie denselben nicht an Uns und die Krone verwirkt haben.“

Dies Verbot wurde später noch mehrfach eingeschärft. Es hat bei der schlechten Kontrolle der Lehnsinhaber sicher nicht immer verhindern können, daß diese ihren Grundbesitz auf Kosten der Odelsbauern erweiterten, wie man z. B. von Erik Munk, Peder Hansen Basse, Niels Lange u. a. weiß, aber in größerem Umfange geschah es doch nicht. Denn wo die Regierung Ungerechtigkeiten der Lehnsinhaber und Vögte zu verhindern nicht imstande war, konnten sich diese ihres Besitzes nicht lange erfreuen. Sie hatten langwierige, ernsthafte Kämpfe mit dem Odelsbauern oder seinen Erben zu führen, wurden nicht selten gezwungen, ihre Beute auszuliefern und mußten oft für ihre Übergriffe auf eine Weise büßen, daß es auf ihre Standesgenossen geradezu abschreckend wirkte. Endlich aber war das Odelland vor dem Übergang in fremde Hände auch noch dadurch geschützt, daß beim Verkauf desselben das

Geschlecht des Besitzers ein sechzigjähriges bezw. seit 1604 ein dreißigjähriges Einlösungs(retrakt)recht behielt.

Alles in allem konnten die Lehnsinhaber ihren Reichtum und ihre Macht nicht in größerem Umfange dazu gebrauchen, ihren Grundbesitz auf Kosten der Bauern zu vergrößern. Ein Bauernlegen oder Bauernauskaufen größeren Stils fand nicht statt. Der trotz alledem sehr bedeutende adlige Grundbesitz konnte aber auch nicht zu großen zusammenhängenden Gütern gesammelt und arrondiert werden; Grafschaften und Baronien ließen sich in einem Land wie Norwegen, wo die Güter weit voneinander entfernt lagen, nur schwer errichten. Von den Edelhöfen gingen die meisten noch auf die Zeit vor der Reformation zurück, und man kann annehmen, daß — abgesehen von der durch Rodung veranlaßten Vermehrung des Bauernlandes — die Verteilung des ländlichen Grundbesitzes unter Krone, Kirche, Adel und Odelsbauern im wesentlichen von der Einführung der Reformation bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts dieselbe geblieben ist. Der adlige Grundbesitz hatte sich allerdings bei immer weniger Familien und Personen angesammelt, für die es vollständig unmöglich war, die Bewirtschaftung ihrer Güter selbst zu besorgen. Die norwegischen Adligen sind jetzt reine Repräsentanten des ländlichen Grundeigentums als solchen. Wieviel Höfe bisweilen in einer Hand vereinigt wurden, dafür haben wir aus dem 16. Jahrhundert einige recht bezeichnende Beispiele.

Eine in Schweden geborene und nach Dänemark verheiratete Dame, Frau Gyrvhild Fadersdatter Sparre, besaß 610 norwegische Höfe, wovon sie im Jahre 1582 nicht weniger als 550 Höfe und Hofteile an die Krone verkaufte. Viele von diesen gehörten zu den größten des Landes und waren einst alte, berühmte Geschlechtshöfe gewesen[1]. Die übrigen waren im allgemeinen mittelgroß,

---

1) Frau Gyrvhild hatte ihren Grundbesitz von ihrem Urgroßvater Alf Knutssön geerbt, dem eines der 3 Lose zugefallen war, in welche Sigurd Jonssöns (vgl. Sars, Udsigt III, S. 216) Hinterlassenschaft durch Teilungsbrief vom Jahre 1490 geteilt worden war. Alf Knutssön bekam dazu durch seine Gattin Magnhild Oddsdatter den Landbesitz des Finnegeschlechts, wozu von den Eheleuten noch verschiedenes anderes gefügt wurde. Aber die

Parzellen waren wenig oder gar nicht darunter. Die Besitzerin wohnte in Dänemark und kam so gut wie nie nach Norwegen; jedenfalls weiß man nur, daß sie einmal auf ganz kurze Zeit in Oslo (Christiania) gewesen ist. Frau Gyrvhild stand indessen mit ihrem Reichtum nicht allein. Von Erik Rosenkrantz, welcher eine Zeitlang Hauptmann von Bergenhus war, sagt Professor Ludv. Daae, daß er nicht erkennen könne, ob Rosenkrantz reicher war oder Frau Gyrvhild [1]). Wir haben also zwei Personen, auf die ungefähr 1200 Höfe kamen. Auch Rosenkrantz fühlte sich trotz seiner Stellung als norwegischer Beamter und trotz seines gewaltigen norwegischen Grundbesitzes nicht als Norweger; wir hören, daß er, sobald er konnte, nach Dänemark eilte, denn „Norwegen konnte er nicht vertragen“.

Überhaupt zeigte damals der norwegische Adel, da er vorwiegend aus dänischen Geschlechtern bestand, durchaus dänische Gesinnung. Er bildete mit dem Adel in Dänemark eine Einheit, was schon daraus hervorgeht, daß der dänische Adel auch in Norwegen adlige Rechte genoß und umgekehrt. Doch war die Grundbesitzverteilung, insbesondere die Menge des adligen Grundbesitzes, in beiden Ländern durchaus verschieden. In Norwegen besaß der Adel in den Jahren 1537—1660 ungefähr $^1/_8$—$^1/_7$ des gesamten ländlichen Grundbesitzes, während der dänische Adel in derselben Zeit ungefähr die Hälfte sein eigen nannte [2]). Da der norwegische Adel bei weitem nicht so zahlreich war wie der dänische [3]), so entfiel auf die einzelnen Adelsfamilien in Norwegen ein absolut größeres Areal als in Dänemark, was ja auch schon die oben angeführten Beispiele erraten lassen. Es wäre indessen falsch, hieraus auf die Macht und den Reichtum des

---

Hauptmasse von Frau Gyrvhilds norwegischem Grundbesitz bildete doch zweifelsohne das ihrem Urgroßvater zugefallene Drittel von Sigurd Jonssöns Landbesitz, der somit zum mindesten 1000 Höfe und Hofanteile umfaßt haben muß.

1) Hertzberg in Tidsskrift for det norske Landbrug 1900. S. 549.

2) Sars, Norge under Foreningen . . . S. 8.

3) Nach Sars, Norge under Foreningen . . . S. 7 Anm., hatte kurz vor Einführung des absolutistischen Königtums im Jahre 1660 der norwegische Adel ungefähr 60 Mitglieder, der dänische 600.

norwegischen und dänischen Adels zu schließen. Trotz des nominell hohen Besitztitels des norwegischen Adels war der Reichtum und die Macht desselben lange nicht so groß wie die des dänischen. Die natürliche Beschaffenheit des Landes ergab bei der damals noch üblichen extensiven Bewirtschaftungsweise in Norwegen nicht so hohe Erträge wie in dem fruchtbareren Dänemark; die Leiländinger des norwegischen Adels konnten nicht im entferntesten derartig ausgebeutet werden wie die dänischen Pächter, und endlich genossen die norwegischen Adligen bei weitem nicht dieselben Privilegien wie ihre dänischen Standesgenossen.

Es ist selbstverständlich, daß die von Dänemark eingewanderten adligen Familien nicht wie die eingeborenen sich damit begnügten, „wie andere Odelsleute geachtet und gehalten zu werden“, sondern daß sie danach strebten, dieselbe „Freiheit“ wie ihre Verwandten und Standesgenossen in Dänemark zu erhalten. Ihre Bemühungen blieben auch nicht ganz ohne Erfolg. Gewisse Vergünstigungen, die der norwegische Adel bezüglich der Besteuerung genoß — wie das Selbstbesteuerungsrecht für außerordentliche Auflagen, Zollfreiheit, freie Postfuhren (Friskyds) u. a. m. —, wurden allerdings bisweilen vom Königtum außer Übung gesetzt. Die Steuerfreiheit für Edel- oder Haupthöfe, die dem norwegischen Adel schon vor der Reformation bewilligt war und welche ihm von neuem durch Verordnung Friedrichs II. vom 14. Oktober 1582 und Christians IV. vom 21. Juni 1591 zugestanden war[1]), wurde zwar von Christian IV. im Jahre 1639 dahin eingeschränkt, daß sie nur für alte Edelhöfe gelten sollte, welche vierzig Jahre oder länger im Besitz des Adels gewesen waren, dagegen nicht für neu errichtete. Aber als Entgelt wurden dem norwegischen Adel allmählich mehrere andere Privilegien zugestanden, darunter namentlich im Jahre 1646, 1648 und 1649 Steuerfreiheit für seine Wochentagsdiener sowie

---

1) Es wurde als ausdrückliche Bedingung verlangt, dass der Besitzer auch noch zur Zeit auf demselben wohnte. Allmählich dehnte sich das Recht der Steuerfreiheit dann auch auf Vorwerke aus, welche zu den Edelsitzen gehörten und für Rechnung der Edelhofsbesitzer bewirtschaftet wurden.

das Hals- und Handrecht [1]) über diese und „jede andere Herrlichkeit wie der Adel in Dänemark“. Man darf aus diesem Ausdruck indessen nicht schließen, daß die norwegischen Adligen in Wirklichkeit durch die genannten Privilegien dieselbe „Freiheit“ wie ihre Standesgenossen in Dänemark oder auch nur nahezu die Macht erreicht hätten, welche diese über ihre unterdrückten und geknechteten Bauern ausübten. Die norwegischen Adligen erhielten vor allem nicht das Birkeret, d. h. das Recht, selbst auf ihren Gütern Richter einzusetzen, wurden also nicht Gerichtsherren wie in Dänemark und Schleswig-Holstein, sondern sie hatten sich an die allgemeinen Landesgerichte zu halten.

Bekanntlich hing die Verpflichtung zu Dienstleistungen aufs engste mit der Gerichtsbarkeit zusammen. Sie ist ursprünglich rein öffentlich-rechtlichen Charakters [2]). Die Dienste stehen in erster Linie dem Landesherrn als Inhaber der Jurisdiktion zu und gelangen in den mitteleuropäischen Ländern erst mit dieser an den Adel. Da in Norwegen Patrimonialgerichtsbarkeit der adligen Landdrots über die Leiländinger fürs erste nicht zur Einführung gelangte, konnte außer den kontraktlich bedungenen den Leiländingern keinerlei Dienstverpflichtung auferlegt werden. Das Hals- und Handrecht aber wurde kein neues Machtmittel für den Adel, sondern nur eine neue Einnahmequelle; es räumte nicht so sehr ein Recht ein, als es eine Pflicht auferlegte, eine Pflicht, die sich schließlich im Verhältnis zu dem dafür gewährten Entgelt als so lästig erwies, daß die Privilegierten von der Gerechtsame befreit zu sein wünschten, die zu erlangen sie vorher so große Mühe aufgewendet hatten.

Die norwegischen Adligen standen so infolge ihrer geringen Anzahl und der demokratischen Gesellschaftsgrundlage trotz ihres verhältnismäßig beträchtlichen Grundbesitzes nicht annähernd in

1) d. h. das Recht des Adels, seine Bauern und Diener für Vergehen anzuklagen und die hierdurch fälligen Bußen für eigene Rechnung zu erheben.

2) Für Schleswig-Holstein ist dies überzeugend nachgewiesen worden von Hänel und Seelig, Zur Frage der stehenden Gefälle in Schleswig-Holstein, Kiel 1871. Auf S. 35 heißt es daselbst nach einer Urkunde um 1440: de iure holtzatico est, quod, ubi quis habet iurisdictionem, ibi etiam habet servitiam.

gleichem Ansehen und nahmen nicht im entferntesten dieselbe Stellung ein wie die dänischen.

Die Odelsbauern wurden durch die Ausdehnung des adligen Grundbesitzes nicht wesentlich getroffen, denn, wie wir schon sahen, hatten königliche Verordnungen den Lehnsinhabern für deren private Rechnung das Auskaufen von Bauern verboten. Auch der Krone gelang es in dieser Periode, wenigstens auf die Dauer, nicht, ihren Grundbesitz auf Kosten der Odelsbauern auszudehnen. In einer Reihe von Fällen wurde allerdings nach dem Gesetz Odelsbesitz an die Krone verwirkt, so, wenn der Besitzer es unterließ, davon Leding oder andere öffentliche Steuern zu entrichten, oder wenn er sich eines bestimmten Vergehens schuldig machte. Auch indirekt konnte Landbesitz an die Krone gelangen, wenn nämlich der Verbrecher auf andere Weise die ihm auferlegte Buße nicht flüssig zu machen vermochte. In diesem Falle war es im Gesetz ausdrücklich festgesetzt, daß der an die Krone gefallene Landbesitz innerhalb zehn Jahren wieder eingelöst werden könnte (M. L. IV., 2, Chr. IV. L. III, 1). Und auch den Erben des Verbrechers scheint man die Einlösung des Grundbesitzes gestattet zu haben. Bezüglich des Landes, welches der Krone infolge Versäumnis bei Entrichtung von Leding oder Steuer zufiel, sieht man aus Lehnsrechenschaftsberichten und anderen Akten, daß dieses regelmäßig gegen eine billige Einlösungssumme oder sogar ganz ohne Einlösung, bloß gegen Erlegung der rückständigen Steuer, zurückgegeben wurde [1]). Aus all diesem darf man den Schluß ziehen, daß die Krone Odelsgut, wenn ihr solches zufiel, nur ausnahmsweise dauernd behielt. Da sich außerdem, wie gleich gezeigt werden wird, die wirtschaftliche Lage der Odelsbauern nicht unbedeutend besserte, konnten diese jetzt das Odels- (Einlösungs-) Recht eher benutzen als früher, was gleichfalls auf Erhaltung des Grundbesitzes innerhalb der Familien hinwirkte.

Der Holzhandel hatte infolge der kommerziellen Umwälzung nach Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien im 16. Jahrhundert bedeutenden Aufschwung genommen, namentlich

1) Sars, Norge under Foreningen . . . S. 94

nach Einführung der Sägemühlen, wodurch der Wert der waldwirtschaftlichen Produkte auf das vielfache erhöht wurde. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts gehörte er zu den Haupterwerbszweigen des Landes; er brachte den Bauern im Osten als Verkäufern, den Bürgern und Bauern[1]) im Westen als Händlern und Spediteuren große Gewinste. Daß es aber kurz vor und nach der Reformation gelang, die Handelsherrschaft der Hansa zu erschüttern, hatte nicht nur für die Städte und Bürger, sondern auch für die Landdistrikte und die Bauern günstige Folgen, indem durch die freiere Konkurrenz der Käufer der Verkaufswert der landwirtschaftlichen Produkte eine Steigerung erfuhr. Endlich nahm der altüberlieferte Fischereibetrieb an der Küste von Wigen dadurch, daß der aus dem südlichen Sunde weichende Hering jetzt dorthin seinen Zug nahm, seit Ende der 50er Jahre des 16. Jahrhunderts einen plötzlichen, ganz gewaltigen Aufschwung. Allerdings war der Segen ein kurzer. Mit dem Jahre 1587 verschwand der Fisch fast noch plötzlicher, als er dreißig Jahre früher erschienen war. Aber die jetzt von ihm bevorzugten Plätze in der Nordsee und zum Teil in unmittelbarer Nähe der norwegischen Küste sicherten dem Lande doch einen dauernden Anteil an diesem gewinnreichen Betriebe, der für zahlreiche Bauern eine gute Nebenerwerbsquelle bildete. Auch die Nordlandfischerei war in fortdauerndem Wachsen begriffen.

Die verbesserte wirtschaftliche Lage der Bauern hatte zur Folge, daß ein Fortschreiten zu intensiverer Bewirtschaftungsweise ermöglicht wurde. Dies läßt wiederum ein Anwachsen der Bevölkerung vermuten und bewirkte eine stärkere Aufteilung des Grundbesitzes, indem bisweilen auch Odelsgüter trotz des Anrechts des ältesten Sohnes auf ungeteilte Gutsübernahme[2]) geteilt wurden. Doch wurde der Grundbesitz zu derselben Zeit,

1) Schon in einem Briefe des Reichsrats vom 4. Dezember 1490 wird erwähnt, daß Bauern eigene große Schiffe besitzen, mit denen sie ins Ausland fahren, mit Sparren, Brettern, Latten und anderen Waren, was damals verboten wurde, damit die Bauern dadurch nicht ihre Wirtschaft und infolge hiervon die Entrichtung der schuldigen Landschuld an den Grundeigentümer versäumen (Dipl. Norv. II, No. 963).

2) Vgl. Die Vererbung des ländlichen Grundeigentums S. (150).

als er Gegenstand weitergehender Aufteilung war, auch wieder durch Rodung unbebauten Landes erweitert. Die Gesetzgebung suchte nämlich die Rodung durch zweckmäßige Mittel zu fördern. Christians IV. Norsk Lov bewilligte den Rodenden dreijährige Freiheit für Pacht und Heersteuer, welches Privileg durch Verordnung vom 28. Juni 1632 auf sechs Jahre verlängert wurde. Durch Verordnung vom 31. August 1648 wurde sogar bestimmt, daß die, welche rodeten und ihre Höfe verbesserten, ihre Rodungsarbeit frei auf Lebenszeit genießen sollten. Alle diese Bestimmungen blieben denn auch nicht ohne Erfolg. Gewisse Anzeichen deuten darauf hin, daß im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Rodungen im weitaus größten Teile des Landes stattfanden. Und in Grundbüchern und Steuerlisten aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts findet man häufig Rodleute erwähnt, welche kürzlich mit Steuer belegt worden waren, und dies in den meisten ländlichen Distrikten des Reichs.

Jedenfalls befanden sich die Odelsbauern am Ende dieser Epoche in ziemlich günstiger Lage. Sie saßen auf ihren Höfen, vielfach Stammhöfen ihres Geschlechts, ebenso frei wie irgend ein Adliger und bildeten jetzt — wenn man von dem in Norwegen ansässigen norwegisch-dänischen Mischadel absieht — wie einst im Anfang der Geschichte die oberste Schicht der Bevölkerung. Da sie Geschlechter in sich aufgenommen hatten, die einst politisch herrschend gewesen waren, zeigten sie ihren schwedischen und besonders ihren dänischen Standesgenossen gegenüber entschieden aristokratisches Gepräge.

Merkwürdigerweise werden die norwegischen Odelsbauern in Steuerbriefen und anderen Akten des 16. und 17. Jahrhunderts mit den Leiländingern der Krone zusammen „Kronbauern“ genannt. Man identifizierte beziehungsweise verwechselte die Leistungen der Bauern an das Königtum in seiner Eigenschaft als privater Grundbesitzer und als Repräsentant des Staats. Es ist dies dieselbe Verwechslung, die in Dänemark und Schweden für die bäuerlichen Eigentümer so schwerwiegende Folgen haben sollte. Hier in Norwegen hatte die ungenaue Ausdrucksweise keine praktische Bedeutung; hier hatte das Odelsrecht einen so ausgeprägten Charakter angenommen, daß es unmöglich von

einem andern und höheren Recht abhängig gemacht werden konnte.

Wie bereits erwähnt, wurde die Arbeitspflicht an die Krone auch auf bäuerliche Eigentümer und Odelsbauern übertragen. Aber das geschah doch zu selten und in allzu geringer Ausdehnung, als daß es der ganzen Klasse den Stempel der Abhängigkeit aufdrücken konnte.

Innerhalb der Jahre 1536—1660 besaßen die Odelsbauern ungefähr $^{2}/_{5}$ des gesamten Grundbesitzes [1]; sie hatten mehr Land als die Kirche, als die Krone und der Adel und nicht viel weniger als alle drei zusammen. Die übrigen $^{3}/_{5}$ des gesamten Landbesitzes — und noch mehr als dies, denn auch die Odelsbauern verpachteten ja bisweilen Land —, also das Land, welches nicht im eigenen Betrieb der Besitzer stand, wurde von den Leiländingern bewirtschaftet. E. Sars [2]) nimmt an, daß es in der Reformationszeit 10 000 Odelsbauern und 20 000 Leiländinger gab; für das Jahr 1658/59 hat er auf Grund von Steuerbriefen die Zahl der Odelsbauern auf etwas über 11 000, die Zahl der Leiländinger auf 25—30 000, also auf weit mehr als noch einmal so viel, berechnet. In Dänemark standen damals 5000 Besitzern 40 000 Pachtbauern gegenüber.

Für die Leiländinger blieb es, obwohl sich auch ihre wirtschaftliche Lage teils durch die günstige Konjunktur infolge des Zurückdrängens der Hansa sowie den veränderten Zug des Herings, teils durch die unten zu besprechende, sie begünstigende Gesetzgebung entschieden gebessert hatte, im großen und ganzen unmöglich, sich zu Eigentümern emporzuarbeiten. Denn abgesehen davon, daß in jener Zeit eine Ausgleichung der herrschenden Vermögensungleichheit bedeutend schwieriger war als heute, war auch das seit Ende des 14. Jahrhunderts bestehende Einlösungsrecht ein Hindernis für den Erwerb von Grundbesitz durch den Leiländing, indem dieser während sechzig, beziehungsweise seit 1604 während dreißig Jahren zur Herausgabe des

1) Hist. Tidsskr. R. II, Bd. 3, S. 61—62.

2) Nord. Univ. Tidsskr., 6. Jahrgang, 3. Heft, S. 89—90 und Norsk hist. Tidsskr. R. II, Bd. 3.

Hofes an ein Mitglied des Odelsgeschlechts, dessen Eigentum das Gut früher gewesen war, gezwungen werden konnte. Die Klasse der Leiländinger, weit entfernt, zu verschwinden, nimmt daher, wie auch die vorhergenannten Zahlen dartun, im Verlaufe dieser Epoche zu.

Nach der Reformation entwickelte sich auch zu größerer Bedeutung ein Institut, welches noch heute in der norwegischen Landwirtschaft eine Rolle spielt[1]) — das Husmandswesen. Da die Betriebe in Norwegen jederzeit und allenthalben klein waren, hatte die norwegische Landwirtschaft einen besonders zahlreichen Landarbeiterstand nicht nötig gehabt. In ältester Zeit besorgte zumeist die Familie der selbständigen Bauern allein den gesamten Betrieb; Sklaven gab es nicht viele, und freie Männer wurden nur selten als Hilfskräfte in die Familien aufgenommen. Als Folge der Wikingerzüge wurden dann mehr und mehr Trälle als unfreie Landarbeiter benutzt; aber mit dem Aufhören der Sklaverei verschwanden auch diese, und seit der Zeit herrschte in Norwegen fast ununterbrochen ländlicher Arbeitermangel. Endlich versuchte man es in stets größerer Ausdehnung mit dem Husmandsverhältnis. Man überlies, wie es früher hie und da vertrauten Sklaven und Freigelassenen gegenüber geschehen war, seinen Arbeitern Landstücke mit einigen notdürftigen Gebäuden (sogenannte Husmandsplätze), wogegen diese sich zu bestimmten Arbeiten auf dem Gutshofe verpflichteten. Hierdurch konnte man in gewissem Grade das Interesse des Grundbesitzers mit dem des Landarbeiters vereinigen.

Mit Entstehen des Husmandswesens, welches sich in den Jahrhunderten nach der Reformation mehr und mehr entwickelte, besserten sich die ländlichen Arbeiterverhältnisse ganz bedeutend. Und auch der Husmänd, die als Landarbeiter den Gefahren der Expropriation oder Bedrückung durch den Adel nicht in dem Umfange ausgesetzt waren wie Odelsbauern und Leiländinger, nahm sich die Regierung in vielfacher Beziehung an. Sie sah sich hierzu wie überhaupt zur Besserung der Lage der unteren

---

1) Vgl. Die Vererbung des ländlichen Grundeigentums und Geschichte des Anerbenrechts in Norwegen, S. (132).

Klassen geradezu genötigt. Denn der norwegische Bauer, sei er Odelsmann, Leiländing oder bloß Husmand, erhob sich bei den geringsten Anlässen gegen die Machthaber.

Er zeigte überhaupt einen höchst eigenartigen Charakter, wie ihn zu jener Zeit wohl keine andere Bauernklasse in zivilisierten Ländern aufwies. In geistiger Beziehung stand er infolge des mangelhaften Schulunterrichts, und da das Dänische in Kirche und Schule seine Muttersprache verdrängt hatte [1]), auf ziemlich tiefer Bildungsstufe. Achtung vor geistiger Beschäftigung und Bildung besaß er nicht, dagegen einen guten Teil Bauernstolz, namentlich den dänischen Beamten gegenüber. Die norwegischen Bauern hatten nach althergebrachter Sitte das Recht, auf ihren Versammlungen bewaffnet zu erscheinen; auch wurden zur Kontrolle der Wehrhaftigkeit beständig Waffenthinge gehalten. Obwohl die Ausrüstung [2]) in militärischer Beziehung panzergekleideten Rittern oder mit Gewehren bewaffneten Landsknechten gegenüber vollständig unzulänglich war, zeigte sie sich vollkommen ausreichend, Vögten und Richtern Respekt einzuflößen. Vor allem aber wirkte die Erhaltung der alten Waffenehre des freien Mannes dahin, bei den norwegischen Bauern Charaktereigenschaften auszubilden, welche den besten Schutz gegen Unterdrückung bedeuteten. Die Politik lag außerhalb ihres Gesichtskreises; mit dem Staat konnte es gehen wie es wollte, ohne daß ihnen einfiel, sich zu erheben. Aber wenn an ihr persönliches Recht gerührt wurde, dann zeigte es sich, daß sie ihren Urvätern an Streitbarkeit nicht nachstanden. Nach der Schilderung, welche der Priester PEDER KLAUSSON [3]) in seiner „Beschreibung Nor-

---

1) Dänisch war seit dem Ende des 16. Jahrhunderts auch Rechts- und Schriftsprache sowie Umgangssprache — allerdings mit norwegischer Aussprache und stark vermischt mit norwegischen Worten und Formen — des Adels, der Beamten und Bürger.

2) Axt und Schwert, Spieß und Bogen.

3) Peder Klausson (Friis), geb. 1545, gest. 1614, verfaßte 1599 eine Schilderung von Norwegens Naturgeschichte. Später (1613) sammelte er seine Untersuchungen und Aufzeichnungen zu der „Beschreibung Norwegens“, die gedruckt und herausgegeben wurde von Dr. O. WORM (Kjöbenhavn 1632).

wegens“ von den Norwegern entwirft, waren sie „harte, aufrührerische, blutgierige Leute“, und die Bauern von Telemarken, von denen er besonders spricht, „böse, gottlose, wilde, harte und aufrührerische Menschen mit Hurerei, Totschlag, Schlägerei und anderen Lastern, welche in alter Zeit ihre größte Lust daran hatten, Priester, Vögte und Beamte zu töten“. Mag die Schilderung KLAUSSONS auch nicht frei sein von Übertreibungen, jedenfalls herrschte ein zügelloser Geist unter den norwegischen Bauern, und die Sitten waren wild und rauh. Anstatt daß die Reformation neues Licht und Leben nach Norwegen brachte, hatte sie geradezu das Gegenteil bewirkt. Die Ausplünderung der Kirchen durch die Reformation, die neuen Gebräuche und die neuen Priester, die Einführung fremder Rechtsgewohnheiten, mancherlei Betrügereien und Auflagen von seiten der Lehnsinhaber und Vögte scheinen bei den norwegischen Bauern eine Gärung hervorgerufen zu haben, infolge deren ihre Kraft in Rohheit ausartete und ihre Streitbarkeit das Gepräge der Zügellosigkeit und Unduldsamkeit jeder Art von Zwang gegenüber annahm. Es kann nicht bestritten werden, daß die norwegischen Bauern, insbesondere die Leiländinger, auf Grund mancher Übergriffe und Ungerechtigkeiten guten Grund zur Klage oder Erhebung hatten, aber man begegnet in den Quellen auch manchen Beispielen für Eigenmächtigkeit von seiten der Bauern, von Gewalttaten, welche durch keinerlei ihnen zugefügtes Unrecht hervorgerufen waren. Die Vögte, welche von den Lehnsinhabern in ihr Amt eingesetzt und lediglich deren Privatdiener waren, scheinen in beständiger Lebensgefahr geschwebt zu haben. Wie wenig ansprechend die Ausbrüche dieses Freiheitssinnes indessen auch sein mögen, wir müssen in allen Zusammenstößen zwischen Bauern auf der einen Seite und Lehnsinhabern, Vögten und Priestern auf der andern einen einzigen großen, über das ganze Land verbreiteten und durch lange Zeiten fortgesetzten Kampf sehen zur Verteidigung dessen, was das wichtigste Resulat der bisherigen politischen Entwicklung des Volkes genannt werden muß: einerseits das unbeschränkte Eigentumsrecht am Grundbesitz und andererseits die Freiheit der Bauern. Und in diesem Kampfe blieb die norwegische Bauernschaft Sieger!

Viele Momente wirtschaftlicher und rechtlicher Natur, wie die natürliche Beschaffenheit und die ursprünglichen Bedingungen für die Okkupation des Landes, das Fehlen einer unterworfenen seßhaften Urbevölkerung, das Odelsrecht und das Leiländingsverhältnis, das Wesen der norwegischen Sklaverei und Freilassung, der Charakter der alten norwegischen Häuptlingsaristokratie im Gegensatz zum mitteleuropäischen Lehnsadel, das Wesen des norwegischen, später des Unionskönigtums, sein Verhältnis zu Adel und freiem Bauernstand und so fort, ja, man kann sagen sämtliche Existenzbedingungen und Entwicklungsphasen des norwegischen Mittelalters hatten dazu beigetragen, die alte Freiheit unbeschränkt bestehen zu lassen. Daß sie sich auch den Angriffen der dänischen Herren gegenüber erhielt, ist neben dem Fortwirken jener günstigen Umstände der Wachsamkeit und der Streitbarkeit der norwegischen Bauern zu verdanken. Sie bewirkte, daß die Vögte in ihrem Auftreten vorsichtiger wurden und sich nicht so leicht Übergriffe erlaubten. Auch die Regierung zeigte eine gewisse Sorgsamkeit, dem norwegischen Bauern Recht werden zu lassen und seinen Klagen abzuhelfen. Das muß um so auffallender erscheinen, wenn man bedenkt, wie die Regierung zusammengesetzt war und wie wenig Interesse sie in anderer Hinsicht für Norwegen zeigte. So blieb den Odelsbauern ihr unbedingtes Eigentumsrecht, den Leiländingern die persönliche Freiheit erhalten. Beides bildete weiter das Fundament der norwegischen Gesellschaftsordnung. Alles in allem eine durchaus entgegengesetzte Entwicklung wie in Dänemark! Hier herrschte ein Adel, welchem über die Hälfte des Landes gehörte; der Bürgerstand war auch hier nicht in besonderem Maße entwickelt, und so ergab sich ein ungesundes Übergewicht des dänischen Adels über die Bauern. Diese hatten wie ihre deutschen Standesgenossen den Kriegsdienst aufgegeben. Die bäuerlichen Eigentümer hatten an Zahl beständig abgenommen, indem sie teils durch Tausch zwischen Krone und Adel, teils freiwillig zu Pächtern wurden, weil sie als solche nur halbe Steuern zu bezahlen hatten. Unterdrückung der Bürger und Bauern war an der Tagesordnung. Die Verschiedenartigkeit der sozialen Zustände Norwegens und Dänemarks zeigte ihre Wirkung auch in

der Bevölkerungsbewegung jener Zeit. Nach SARS[1]) war Dänemarks Einwohnerzahl zur Zeit der Reformation noch dreimal so groß wie die Norwegens, während das Verhältnis um die Mitte des 17. Jahrhunderts nur noch zwei zu eins ist. Der Grund zu der traurigen Lage Dänemarks lag vor allem in der Macht des Adels. Diesem war es durch die Königswahl gelungen, den König von sich durchaus abhängig zu machen und sich in den Besitz wichtiger Privilegien und wirtschaftlicher Gerechtsame zu setzen. Besonders unter der Regierung des schwachen Königs Friedrich II. (1559—88) war des dänischen Adels goldene Zeit. Dann aber wurde Dänemark durch die unglücklichen Kriege unter Christian IV. und Friedrich III. viel heftiger getroffen als Norwegen.

Die Folge von all diesem war, daß das Verhältnis zwischen den zwei Reichen in materieller Hinsicht innerhalb der Zeit von der Reformation bis zur Einführung der Souveränität sich ganz bedeutend zugunsten Norwegens verschob — daß Norwegen im Jahre 1660 bezüglich Volkszahl, wirtschaftlicher Hilfsquellen und Heerwesen ganz anders dastand als im Jahre 1536.

Nachdem sich in Norwegen die Adligen nun einmal zum Verzicht auf die Einführung einer unfreien Agrarverfassung wie in Dänemark verstanden hatten, waren sie gegen Ende dieser Epoche vielfach auch zur Bauernschaft in etwas bessere Beziehungen getreten, ja einzelne Angehörige des norwegischen Adels und der norwegischen Beamtenaristokratie dänischen Ursprungs und dänischer Bildung wurden jetzt Träger eines norwegischen Patriotismus, der eine freiere Stellung Norwegens dem Bruderlande Dänemark gegenüber erstrebte. Auch das innerlich erstarkte Volk begann sich nach größerer Selbständigkeit zurückzusehnen[2]). Magister ABSALON PEDERSÖN BEIER, der 1567 eine Beschreibung seines Vaterlandes zusammenstellte, drückt den lebhaften Wunsch aus, es möge ein König in ihm wohnen. Besonders deutlich schildert die Stimmung der Norweger der Schwiegersohn

1) J. E. SARS, Til Oplysning om Folkemängdens Bevägelse in: Nordisk historisk Tidsskrift, 2. Raekke, 3. Bind, S. 351.

2) Vgl. SARS, Udsigt . . . IV, S. 48.

König Christians IV. und Statthalter in Norwegen, Hannibal Sehested. Er schrieb im September 1645 an seinen Vetter, den Kanzler Christian Thomesön Sehested, man müsse vorsichtig umgehen mit den Norwegern und alles in andere Ordnung bringen, zur Befriedigung der Stände und zum Dienst des Königs innere Übel und Korruption abschaffen; geschehe das nicht, so werde die erste Gelegenheit oder ein Streit mit den Nachbarn eine gefährliche, unabwendbare Katastrophe herbeiführen. Von seiten der dänischen Regierung hielt man es daher allmählich für angezeigt, Wünsche und Stimmung der Norweger in Betracht zu ziehen.

Schon zur Zeit der Unmündigkeit Christians IV. hatte die Regentschaft den Norwegern das Zugeständnis gemacht, daß das norwegische Kanzleramt stets von einem in Norwegen geborenen oder ansässigen Manne versehen werden sollte. Eine der ersten selbständigen Regierungshandlungen des jungen Königs aber war die Absetzung Ludwig Munks, der Inhaber der reichsten Lehen des Landes und zeitweilig norwegischer Statthalter gewesen war, und der die Bauern hart bedrückt hatte. Christian IV. unternahm im ganzen 25 Reisen in sein nördliches Reich; er räumte durch die nunmehr regelmäßig (alle drei Jahre) wiederkehrenden Herrentage dem Lande in gewisser Beziehung das Recht der Selbstverwaltung ein und ließ, da darüber geklagt wurde, daß die dänischen Lehnsinhaber, Vögte und Priester die alte Sprache nicht verstanden, in der Magnus Lagaböters Landslov geschrieben war, „besonders nicht, was gegen dasselbe verstieß“ [1]), und das auch in vielfacher Hinsicht veraltet war, im Jahre 1604 ein neues norwegisches Gesetz herausgeben. Auch das Statthalteramt erhielt unter seiner Regierung größere Bedeutung. In der norwegischen Verwaltung aber wurde eine so scharfe Kontrolle, wurden solche Verbesserungen eingeführt, daß die Gefahren, durch welche die Bauernfreiheit eine Zeitlang in Norwegen bedroht war, nunmehr im wesentlichen überstanden waren. Es kam hinzu, daß die Veräußerung des Kronguts unter Christian IV.

1) Brief des norwegischen Statthalters Axel Gyldenlöve vom Jahre 1590 an die dänischen Regierungsräte.

begann. Um seiner Geldnot abzuhelfen, sah sich der König nämlich genötigt, bei Adligen, Bürgern und Bauern gegen Verpfändung von Krongütern Anleihen aufzunehmen. Seine Nachfolger setzten dies in steigendem Maße fort. Soweit sich hieraus eine Vermehrung der bäuerlichen Eigentümer im Verhältnis zur Zahl der Leiländinger ergab, brachte die Finanznot der Regierung in Norwegen einen wirklichen und dauernden Vorteil mit sich. Andererseits mußte das Volk natürlich unter der Finanznot leiden, da die bisher mäßigen Steuern und Zölle erhöht wurden.

Die sozialen Zustände und die Besitzverteilung auf dem Lande blieben im großen und ganzen zunächst noch dieselben. Die norwegischen Lehen blieben weiter in dänischen Händen, und der dänisch-norwegische Adel besaß nach wie vor eine ganz beträchtliche Anzahl Höfe. So war der schon genannte Hannibal Sehested wohl der größte Grundbesitzer jener Zeit.

Unter Christians IV. Nachfolger Friedrich III. (1648—70) sollte endlich die Macht des dänischen Adels gebrochen werden. In einem unglücklichen Krieg mit Schweden hatte sich der König enger mit seinen Untertanen zusammengeschlossen. Dem Adel fehlte ein energischer Führer, und so gelang es Friedrich III., auf dem Reichstage zu Kopenhagen im Jahre 1660 sowohl die Erblichkeit des Königtums in beiden Ländern durchzusetzen wie die unumschränkte Macht desselben zu erklären. Dadurch büßte der dänische Adel mit einem Schlage seine politische Bedeutung ein. Das kurz darauf ausgearbeitete Grundgesetz, das sogenannte Königsgesetz, proklamierte für Dänemark und Norwegen die absolutistische Königsmacht.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Un type de règlementation commerciale au XVIII[e] siècle. Le commerce français du Levant.

Par

P. Masson.

I. Le système Maurepas-Villeneuve.

Au milieu du conflit des idées qui donne un intérêt si grand à l'histoire du XVIII[e] siècle la bataille livrée par les économistes contre le mercantilisme et le colbertisme fut l'une des plus acharnées. La force de la réaction vint des excès même auxquels s'étaient laissés entraîner les gouvernants. Aucune étude peut-être ne le fait voir plus nettement que celle du commerce français du Levant dont l'organisation présente un modèle achevé des monstruosités de l'ancienne règlementation commerciale.

La Genèse du système et les responsabilités. — *La tradition de Colbert.* — Le XVII[e] siècle avait été longtemps pour le commerce français du Levant une époque d'anarchie, de luttes pénibles et de profonde décadence. Colbert avait pensé que la cessation des désordres était la condition première de son relèvement. Les grandes compagnies placées sous la tutelle étroite du gouvernement étaient la pièce essentielle de la machine commerciale qu'il avait voulu construire et diriger. La création d'une compagnie du Levant lui avait donc tout naturellement paru un remède indiqué. Mais, suivant son habitude, le grand ministre n'avait pas osé réaliser sa pensée tout entière. Il était gêné par les habitudes trop invétérées de liberté et d'autonomie administrative. Il était retenu par le sentiment, qu'il avait très fort, de la necessité de laisser des libertés au commerce. Il avait trop le sens de l'opportunité, indispensable aux vrais hommes

d'état pour être l'esclave des théories. Son plus récent historien, Mr Lavisse, l'a justement appelé un ministre réaliste.

Donc, en présence des réclamations des Marseillais, Colbert s'était, contenté de créer une compagnie sans monopole pensant bien que le commerce désordonné des négociants disparaîtrait de lui-même devant celui de la compagnie, forte de tous les avantages de la règle et de la faveur royale. L'échec de celle-ci, puis d'une autre, attribué à des causes accidentelles ne l'avait pas découragé et Seignelay avait maintenu l'application du système; mais Pontchartrain avait dû se rendre à l'évidence. Les compagnies du Levant ne pouvaient pas vivre, il fallait se résigner à laisser les négociants continuer de faire leur commerce chacun en leur particulier ou en s'associant à leur guise.

La foi dans la valeur des règlements n'en fut aucunement diminuée. On ne soupçonna même pas que, si les compagnies du Levant avaient toutes périclité, c'était peut-être parce qu'elles avaient été trop bien réglées dans leurs opérations. Donc les ministres se vouèrent à la tâche plus ingrate de faire accepter aux négociants les règles qu'ils auraient pu imposer à une compagnie comme la rançon de son monopole et de la faveur royale. Les Pontchartrain agirent prudemment, avec ménagement. Ils se servirent de l'autorité de la Chambre de commerce, ils l'engagèrent à établir certaines règles, à persuader aux marchands des échelles d'adopter certaines pratiques. Ils arrivèrent ainsi en grande partie au résultat qu'ils poursuivaient. En 1715, armateurs, capitaines, négociants de Marseille ou facteurs des échelles, fabricants de draps ou d'autres articles d'exportation, tous ceux, en un mot, qui étaient mêlés au commerce du Levant étaient déjà assujettis à d'étroits règlements.

Leur œuvre parut pourtant insuffisante au XVIIIe siècle. Les hommes les plus modérés étaient plus que jamais persuadés de l'incapacité fondamentale des négociants. Ils en voyaient la preuve dans ces révolutions fréquentes qui leur semblaient un phénomène anormal et inadmissible. Rouillé, qui fut, parmi les ministres de Louis XV, l'un des moins théoriciens invoquait contre eux les leçons du passé. «Quoiqu'en général l'on convienne que la liberté soit l'âme du commerce, l'expérience nous a appris

qu'une liberté indéfinie produit nécessairement dans celui que nous faisons au Levant un désordre qui l'expose à des révolutions qui sont suivies de banqueroutes considérables sur la place de Marseille dont le contre coup retombant sur les fabricants du Languedoc est capable de culbuter nos fabriques" [1]).

Mais, même les expériences heureuse ne trouvaient pas grâce auprès des théoriciens. Maurepas recevait au même moment un mémoire où il était question de réunir l'inspection du commerce de Marseille avec les îles d'Amérique à celle du commerce du Levant. L'auteur y constate que les négociants livrés à eux-mêmes avaient donné à cette branche nouvelle du trafic de leur ville un essor inatendu, mais, ajoute-t-il, ce «commerce, libre comme il l'est, se fait sans règle, sans direction et souvent sans principe». Le marquis de Bonnac n'était pas plus satisfait du développement de nos affaires dans le Levant, pendant son ambassade. Il regrettait dans ses Mémoires que le commerce se fît au hasard. Il ajoutait: «quoique ce hasard ait été heureux et que ce désordre ait pu contribuer à porter notre commerce au point où il est, ce qui a servi à l'élever le détruirait infailliblement si l'on n'y mettait pas ordre.» Donc la liberté, l'absence de règles et de principes ce sont là les pires des dangers. N'était-ce pas surtout dans un pays plein d'embûches comme le Levant que les marchands avaient besoin de tutelle?

Un consul du Caire, de Lironcourt, habile courtisan désigné à la faveur du ministre, expose ainsi ingénuement un autre aspect de la théorie du XVIIIe siècle. «Ces messieurs de Marseille sont prévenus d'une idée que V. E. pardonnera à leur état, au cercle étroit de leurs connaissances et un peu aussi à ce qu'ils ont pu remarquer et éprouver sous les ministères passés. Ils croient, Monseigneur, qu'il est comme impossible que V. E. et ceux qui ont l'honneur de travailler près d'elle suivent avec précision, les objets du commerce sur lesquels ils pensent bonnement que leur expérience personnelle, toute bornée, toute intéressée qu'elle est, doit les instruire davantage . . . J'ai tâché de les guérir de cette erreur et de leur faire comprendre que c'était vous, Monseigneur,

1) Mémoire, mars 1740. Affaires étrang. Cartons commerciaux, mémoires.

et non eux, qui étiez au véritable point de vue de chaque chose. Au reste ils sont pleins de respect et d'admiration pour V. E. Mais je leur ai dit, pour leur propre bien, qu'il fallait ajouter à ces sentiments si justes ceux de la confiance la plus parfaite dans les intentions bienfaisantes et dans les lumières de V. E. et qu'ils s'abuseraient toujours à leur grand dommage tant qu'ils ne vous regarderaient pas encore plus comme un père tendre et éclairé que comme un maître équitable. Il me paraît que ces discours que le cœur m'inspire ont fait impression sur plusieurs d'entre eux» [1]).

Dangers de la liberté, esprit borné des négociants, lumières supérieures des ministres, tutelle d'un père tendre et éclairé c'était là de bonnes raisons d'agir. Les convictions étant plus nettes et plus fortement établies les hommes du XVIIIe siècle n'ont plus de scrupules. D'autre part, ils ne redoutent plus les obstacles. On a le tort de confondre souvent despotisme et centralisation. Le premier était absolu dès le début du gouvernement personnel de Louis XIV. La seconde était bien incomplète encore à la fin du grand règne; elle ne cesse de faire des progrès jusqu'en 1789, tout au moins jusqu'au règne de Louis XVI. Mais, désormais, le gouvernement pouvait ralentir ou hâter à son gré la destruction des libertés locales. Si l'on veut juger quels progrès énormes avait faits l'autorité royale, il faut opposer les difficultés rencontrées par Colbert lors de l'établissement des Compagnies du Levant ou même de l'affranchissement du port de Marseille et la facilité avec laquelle Maurepas put imposer son système sans ménagement.

Les circonstances retardèrent seules les envahissements du pouvoir. Après les innovations et les secousses du début du règne de Louis XV c'est seulement sous la direction du cardinal Fleury que l'administration prit nettement conscience d'elle-même et renoua fortement les traditions. De 1730 à 1750 on vit donc les ministres concevoir et porter à sa perfection un système unique, même sous l'ancien régime. L'organisation du commerce

---

1) Lettre du 20 novembre 1746. Arch. des aff. étrang. Cartons commerciaux. Consulat du Caire.

du Levant allait être le chef d'œuvre de la centralisation et de la règlementation. Jamais la tutelle de l'Etat centralisateur ne fut si complète et si étroite. Suivant le mot d'un historien le commerce du Levant devint une sorte de service public [1]).

Les Ministres. — Pendant tout le XVIIIe siècle, sauf de 1761 à 1766, les secrétaires d'état de la marine conservèrent la direction des affaires du Levant attachée à leur département depuis le premier Pontchartrain. Tous [2]) apportèrent la plus grande attention à cette partie de leurs fonctions; le commerce du Levant passait toujours pour être le plus utile et le plus nécessaire à l'Etat. Mais, si l'on en juge par l'importance de la correspondance échangée, par le nombre des questions agitées, des arrêts du conseil, ordonnances ou règlements intervenus pour les résoudre et contresignés par eux, quatre de ces ministères ont exercé une influence prépondérante: Maurepas, Choiseul-Praslin, Sartine et Castries. Leurs noms rappellent, d'ailleurs, trois moments importants dans l'histoire de l'administration monarchique au XVIIIe siècle. C'est d'abord l'époque du cardinal Fleury qui, après les agitations et les innovations de la Régence, reprit les traditions du grand règne dont il avait été le témoin; puis celle de Choiseul qui essaya de rendre au gouvernement royal un peu de la vigueur et du prestige perdus pendant l'époque de l'anarchie dépensière; enfin, la période des tentatives réformatrices qui donnent un intérêt particulier au début du règne de Louis XVI.

Le comte de Maurepas appartenait à cette famille des Phélypeaux qui, pendant plus d'un siècle et demi, compta toujours un représentant parmi les ministres. Fils et petit-fils des deux Pontchartrain qui, de 1690 à 1715, avaient eu le soin des affaires du Levant, il pouvait avoir acquis dès sa jeunesse, et comme dans son patrimoine, des aptitudes et des connaissances spéciales. Intentions honnêtes et étroitesse d'esprit telle semble avoir été

---

1) Vandal, *Une ambassade française en Orient sous Louis XV*, p. 18.

2) Il faut remarquer que, de 1761 à 1766, par suite d'un remaniement momentané dans le département de la marine, Praslin, d'abord comte de Choiseul, fut chargé des affaires du Levant en tant que secrétaire d'état des affaires étrangères.

la caractéristique de ce ministre qui appartient bien à la lignée des Pontchartrain, grossière monnaie de Colbert. Pourtant Maurepas a certainement mieux valu que sa renommée. Ce n'était pas seulement le courtisan frivole souvent dépeint. Il fit preuve de finesse et de pénétration dans l'expédition des affaires. Il y apporta surtout une activité et une application soutenues. Parmi tous les ministres de l'ancien régime il est le seul qui, étant en fonctions, vint à Marseille pour se rendre compte par lui-même du fonctionnement de la Chambre du commerce et de la situation des affaires[1]). Mais faut-il lui attribuer l'initiative du système qu'il fit sien et qu'il s'efforça d'appliquer avec une ténacité qui se concilierait mal avec sa frivolité supposée?

Le comte de Choiseul, bientôt duc de Praslin, arriva de son ambassade de Vienne en 1761, pour prendre, avec le ministère des affaires étrangères, la direction du commerce du Levant dont son cousin le duc de Choiseul, titulaire de la Marine, n'avait pas voulu. Il n'y était aucunement préparé ni par ses traditions de famille, ni par son éducation, ni par sa carrière. Il est vrai que sa correspondance semble révéler un homme actif et autoritaire qui dut vouloir prendre connaissance par lui-même des choses de son département. Mr de Sartine apporta au ministère de la marine l'activité et l'habileté qu'il avait déployées pendant quinze ans dans la lieutenance générale de la police, mais lui aussi ignorait tout du détail si compliqué des affaires du Levant. Enfin le marquis de Castries, élevé dans la carrière des armes, arriva aux affaires avec autant d'inexpérience et moins de facilité d'assimilation.

Chose curieuse, parmi les ministres dont l'administration fut particulièrement active il n'y a pas à signaler les deux seuls

---

1) «Nous avons eu l'honneur de voir ici Mgr le comte de Maurepas et de jouir de sa présence pendant plusieurs jours . . . Nous avons tenu une assemblée de commerce en sa présence où il a vu discuter plusieurs affaires sur lesquelles il a été pris des délibérations et le bureau qu'il a honoré de sa présence a tenu deux grandes heures; il est parti depuis lundi aussi regretté que suivi et admiré pendant son séjour; il emporte avec lui les cœurs de tous les citoyens.» *Lettre à Grégoire député de la Chambre du commerce à Paris, 29 Juin 1744, BB. 44.*

qui fussent initiés aux affaires du commerce. Rouillé et Machault avaient acquis dans leur carrière une compétence toute spéciale dans les affaires du Levant, le dernier surtout, puisque dès 1716, son père était chargé de s'en occuper au conseil de la marine. Mais leur longue expérience des besoins du commerce les préserva plus que leur prédécesseur de l'esprit de système. Maurepas était trop intervenu, ils eurent la sagesse de s'abstenir et de laisser faire. Même on les verra détruire en partie l'édifice laborieusement élevé par le dernier des Pontchartrain.

Les auxiliaires des ministres. Les ambassadeurs à Constantinople. — Croire expliquer l'activité de ces divers ministres par leur caractère et leurs aptitudes serait pure illusion. Il faut tenir grand compte de l'entourage, de l'influence de ceux qui, par leurs fonctions, étaient appelés à les conseiller et à les assister.

Au premier rang les ambassadeurs de France à Constantinople dont le rôle grandit au XVIII[e] siécle. Beaucoup moins indépendants vis-à-vis de la cour qu'au siècle précédent, impuissants désormais de se livrer aux abus d'autorité qui avaient excité des plaintes si vives jusqu'à l'époque de Nointel, exécuteurs zélés des ordres des ministres de la marine dont ils dépendent pour les affaires commerciales, ils exercent une surveillance bien plus active et efficace sur les consuls et les échelles du Levant; ils entretiennent avec la cour une correspondance très suivie, souvent aussi volumineuse et plus minutieuse que leur correspondance diplomatique[1]). C'est dans cette correspondance qu'il faut chercher l'idée première de beaucoup de règlements édictés au XVIII[e] siècle.

Parmi ces ambassadeurs, le plus heureux d'entre eux, sinon le plus remarquable, le marquis de Villeneuve, a joué un rôle capital comme principal inspirateur des réformes de Maurepas et du système commercial établi dans les échelles. Il doit partager avec le ministre l'honneur ou plutôt la responsabilité.

---

1) Cette correspondance avec les secrétaires d'état de la marine est actuellement conservée aux archives des affaires étrangères dans les cartons commerciaux et consulaires.

Mr Vandal, qui a si brillamment mis en relief les succès diplomatiques du signataire du traité de Belgrade, a délibérément négligé toute cette partie de l'histoire commerciale de son ambassade. Elle eût mérité pourtant de tenter l'historien. En définitive Villeneuve a exercé une action plus décisive et plus profonde sur l'évolution économique de la France au XVIIIe siècle que sur son histoire politique. Le personnage eût été grandi si on l'eût montré luttant à Constantinople sur le terrain diplomatique pour triompher de l'anarchie turque, des ambitions de la Russie et de l'Autriche ou des intrigues du pacha Bonneval, luttant en même temps dans les échelles, à Marseille, à Paris, sur le terrain économique, pour faire prévaloir ses idées, accumulant avec une ardeur infatigable lettres et mémoires pour éclairer et entraîner le ministre, montrant la même lucidité, le même savoir faire et la même ténacité, se retirant enfin avec la satisfaction d'avoir pu faire accepter ses plans. Villeneuve était marseillais; par sa mère Anne de Bausset il descendait d'une de ces familles nobles de Marseille dont le commerce avait grandi la fortune. Aussi peut-on s'étonner au premier abord de le voir partager tous les préjugés de son temps au sujet de l'incapacité des commerçants, et se faire auprès du ministre l'adversaire le plus déclaré des revendications de la Chambre de commerce de sa ville natale. Mais le marquis, appartenant à la noblesse de robe provençale, allié aux plus puissantes familles parlementaires du pays, partageait leur dédain pour les gens de négoce.

D'ailleurs une tradition existait à Constantinople. Pendant tout le XVIIe siècle les ambassadeurs avaient été en lutte avec les marchands des échelles; ils avaient travaillé sans relâche à détruire leur esprit d'indépendance, à les soumettre à leur autorité. Ils avaient été souvent en conflit avec la Chambre du commerce de Marseille qui prenait un peu systématiquement la défense des marchands. Cette tradition Villeneuve la renouvela et la fortifia en voulant soumettre ceux-ci à une nouvelle discipline purement économique tandis qu'au XVIIe siècle on voulait régler leur conduite. En cela le marquis de Bonnac avait été pour lui une manière de précurseur. La Chambre du commerce s'était plainte en 1723 que la conduite de celui-ci fût toute

différente de celle de M[r] de Chateauneuf et de ses successeurs: il voulait la supplanter et attirer à Constantinople la direction du commerce. C'est qu'il avait contre elle de fortes préventions. Il lui reprochait fortement «de n'avoir jamais adressé, ni projet ni règlement pour la manière de faire la vente et les achats . . . ni pour fixer la quantité des marchandises qu'il fallait envoyer et de celles qu'il fallait retirer» [1]). Après Villeneuve la tradition s'imposa à des hommes de la valeur de Vergennes, de S[t] Priest, de Choiseul-Gouffier. Les avis de ces ambassadeurs eurent beaucoup de poids auprès des ministres. Leur influence ne s'exerça presque jamais en faveur de la liberté du commerce [2]). Il est juste d'ajouter, si on veut les juger avec équité, que les usages commerciaux à Constantinople différaient de ceux des autres échelles. Il en résulta que les ambassadeurs y furent souvent inspirés par les marchands au lieu de les avoir pour adversaires.

A côté des ambassadeurs, l'influence des consuls, leurs subordonnés et leurs auxiliaires dans les échelles, n'est pas négligeable. Ils avaient contre les marchands les mêmes préjugés traditionnels avivés journellement chez eux par d'inévitables conflits où leur amour propre avait autant de part que le souci de faire respecter les ordonnances et règlements. De plus, les tendances bien connues des ambassadeurs et des ministres ne pouvaient qu'encourager les consuls, désireux de faire leur cour, à favoriser un système vers lequel ils étaient naturellement portés. Ils correspondaient à la fois avec les ambassadeurs et avec les ministres et leurs avis répétés, développés souvent dans de copieux mémoires, enracinaient des deux côtés les convictions. Parmi eux, Pignon, consul au Caire, se signala par l'ardeur de sa foi

---

1) *Mémoire général au sujet du commerce des Français dans le Levant.* — Arch. Nat. F[12] 645. On trouve en germe dans ce volumineux mémoire (11 cahiers de 14 folios) ou même nettement formulés toutes les idées et tous les plans de Villeneuve.

2) Ambassadeurs de France à Constantinople: marquis de Bonnac (1716—1724); vicomte d'Andrezel (1724—1727); marquis de Villeneuve (1728—1741); comte de Castellane (1741—1747); comte des Alleurs (1747—1754); chevalier de Vergennes (1754—1768); comte de S[t] Priest (1768—1784); comte de Choiseul-Gouffier (1784—1792).

dans la nécessité et l'efficacité des règlements; le ministre envoyait des extraits de ses lettres à l'intendant Lebret qui en paraissait moins persuadé. Pignon y gagna la confiance et la faveur de Villeneuve et de Maurepas. Peyssonnel, consul à Smyrne, ancien premier secrétaire d'ambassade et collaborateur intime du marquis, marseillais comme lui, resta l'un des plus fidèle soutiens du système quand il fut attaqué [1]).

L'inspecteur du commerce du Levant. — A Marseille Seignelay avait fait de l'intendant de Provence un inspecteur du commerce du Levant. Cette charge fut détachée de l'intendance de 1735 à 1759. Comme l'écrivait le nouveau titulaire en 1735, «l'inspecteur, toujours occupé de ses autres emplois, n'avait jamais pu donner son attention au commerce *qui demandait un homme tout entier.*» Cependant, sans être unie de nouveau à l'intendance, l'inspection fut encore confiée aux intendants jusqu'en 1790, à titre personnel pour chacun d'eux. Par suite des progrès de la centralisation les inspecteurs, au XVIIIe siècle, eurent moins d'autorité que sous Louis XIV. Les ministres leur laissaient trancher alors une foule de questions de détail et même d'affaires importantes. Sous Louis XV ils ne furent plus guère que des agents de transmission et d'exécution des ordres reçus de Paris. Mais, de même que pour les ambassadeurs, cette diminution d'autorité fut compensée, peut-être, par une augmentation d'influence. Par leur contact journalier avec la Chambre du commerce et avec les négociants de Marseille les inspecteurs acquéraient rapidement une compétence qui manquait aux ministres et à leur entourage. On le savait et aucune affaire n'était résolue sans qu'ils eussent été consultés. Pour les questions importantes ils étaient appelés fréquemment à Paris; ces voyages témoignent en même temps de l'importance de leur rôle et des progrès de la centralisation.

Pierre Cardin Lebret, intendant et inspecteur depuis 1687, avait vu son fils lui succéder dans la première de ces charges

---

1) La correspondance des consuls est conservée aux archives des affaires etrangères, cartons commerciaux et consulaires. Cf., dans le même fonds, les cartons qui renferment les Mémoires.

en 1704, dans la seconde en 1706. Le second des Lebret les conserva toutes les deux jusqu'à sa mort en 1734. Avec les de la Tour on vit encore le père et le fils se succéder à l'intendance de Provence et même cumuler la charge de premier président au Parlement. Mais, seul, le second ajouta à ces deux hautes charges l'inspection du commerce. Sauf pendant quatre ans d'intervalle, durée de sa disgrâce lors de la lutte des parlements contre le chancelier Maupeou, il l'exerça de 1759 à 1790. Une longue fréquentation des marseillais et de leur Chambre du commerce avait exercé sur l'esprit de Lebret et de la Tour une influence profonde. L'esprit de système trouva en eux des partisans modérés, souvent même des adversaires déclarés. D'ailleurs tout ce que les ambassadeurs de Constantinople gagnaient en autorité sur le commerce du Levant diminuait la leur et cette considération purement personnelle ne fut pas toujours étrangère à leur attitude.

Toute autre fut celle des inspecteurs tirés de l'administration de la marine de 1735 à 1759. Le premier d'entre eux, Icard, ancien secrétaire de l'ambassade et chancelier à Constantinople arriva à Marseille au retour d'une mission d'inspection dans les échelles. C'était un coup de maître de la part de l'ambassadeur Villeneuve avoir fait placer à l'inspection, où il avait trouvé un contradicteur dans la personne de Lebret, une de ses créatures. Tout pénétré des idées de son ancien chef, Icard s'en fit le zélé défenseur auprès de Maurepas dont il fut l'instrument tout dévoué pour l'application du système. Est-ce pour avoir professé avec échat les mêmes idées que le consul du Caire, Pignon fut choisi pour remplacer Icard en 1741? En tout cas il montra dans sa charge moins de modération qu'aucun des autres inspecteurs du commerce. Plein de défiance envers les négociants, féru de théories, très pénétré de sa dignité et des égards qui lui étaient dus il entra à diverses reprises en conflit aigu avec la Chambre du commerce de Marseille.

Le Bureau du commerce. En dehors de ces agents d'exécution, en même temps conseillers actifs et écoutés, mais plus ou moins éloignés de la cour, le ministre avait auprès de lui le conseil du commerce. Celui-ci élaborait toutes les décisions concernant les affaires du commerce, qu'elles prissent la forme

d'ordonnance, d'édits, de déclarations, de lettres patentes, de règlements ou d'arrêts du conseil. Réorganisé en 1716 et en 1718 il fut remplacé en 1722 par le Bureau du commerce qui subsista jusqu'à la Révolution. C'était une assemblée composite dont les membres avaient une influence et un rôle très-différents. Il fallait distinguer les commissaires, en nombre variable, qui seuls eurent toujours voix délibérative au Bureau. A côté d'eux les quatre intendants du commerce, pris parmi les maîtres des requêtes, créés en 1724, furent les membres les plus agissants du Bureau et leur compétence leur valut souvent voix délibérative. Ils avaient chacun un certain nombre de provinces dans leur département. L'un d'eux comprenait le Roussillon, le Languedoc, la Provence, joints à la généralité de Paris. Les deux Montaran qui s'y succédèrent, l'un de 1744 à 1782, l'autre associé à son père depuis 1758 et demeuré en charge jusqu'en 1787 jouirent d'une légitime influence. Les réunions assez nombreuses du Bureau étaient présidées et dirigées par un des commissaires qui avait en outre des attributions particulières. A côté du contrôleur général et du secrétaire d'état de la marine le président du Bureau fut une sorte de directeur général du commerce. Fagon, fils du premier médecin de Louis XIV, présida le Bureau de 1726 à 1744. Quand il mourut la Direction du commerce fut séparée de la présidence du Bureau dont les titulaires furent réduits à un rôle secondaire. Le premier des nouveaux directeurs, Rouillé de Jouy, futur secrétaire d'état de la marine et des affaires étrangères, remplit ses fonctions sans grand éclat de 1744 à 1749. Il en fut autrement des deux Trudaine qui se signalèrent à la fois par leur activité, leur intelligence et leur caractère. La correspondance et tous les documents attestent quelle influence considérable, parfois prépondérante, les Trudaine exercèrent pendant trente ans sur les affaires du Levant.

Les principales villes du royaume avaient gardé le droit, que leur avait accordé Chamillart en 1701, d'envoyer à Paris un délégué chargé de défendre leurs intérêts auprès du Bureau. Celui-ci ne manquait jamais de prendre l'avis de ces délégués de villes qui avaient une influence très grande sur l'expédition des affaires. C'est la Chambre du commerce qui choisissait le

délégué de Marseille et correspondait seule avec lui. Le rôle des représentants de Marseille fut particulièrement actif. Leur compétence reconnue, les relations qu'ils surent se créer pendant leur long séjour à la cour, leur permirent de rendre à leur ville des services signalés et leur valurent des faveurs royales. Pour tout le XVIII[e] siècle il n'y en eut, en effet, que quatre: Grégoire (1717—1746) de Saint Amand, son petit fils, nommé fermier général en 1756, Simian (1756—72), Rostagny, le plus écouté de tous, nommé conseiller d'état en 1786, resta délégué de Marseille jusqu'en 1792.

Le Bureau du commerce n'était lui-même qu'un corps consultatif. Les affaires étudiées par lui étaient rapportées au Conseil par le secrétaire d'état au département duquel elles ressortissaient. Il est vrai que le conseil adoptait à peu près toujours les projets d'arrêts que lui proposait le Bureau auquel il faut attribuer en grande partie la responsabilité de ce qui fut fait pour le commerce. Cependant, il arriva qu'il ne fut même pas consulté par les ministres qui retenaient entièrement par devers eux l'examen d'une affaire.

Le premier commis. — Quelle que fut l'influence de ce rouage il ne fallait jamais négliger celles des bureaux du ministre. C'est là qu'étaient élaborés un grand nombre de projets de règlements soumis ensuite à l'examen du Bureau du commerce puis du Conseil. Les premiers commis placés à leur tête, auxiliaires journaliers du ministre, étaient bien placés pour hâter ou retarder l'expédition des affaires, souvent même pour proposer et faire adopter les solutions. Leur puissance ne fit que grandir à la fin du règne de Louis XV: ils restaient longtemps en place; les ministres ne faisaient que passer. En 1752, Leguay succédait à son père dans cette charge; il ne la quitta qu'en 1773 pour rester au ministère avec le titre d'inspecteur général du commerce maritime créé spécialement pour lui. Il la cédait à son neveu, de S[t] Didier, qui la conserva pendant tout le règne de Louis XVI. Aussi la Chambre du commerce de Marseille ne négligeait rien pour s'attirer la protection de personnages qui avaient l'oreille et la confiance des ministres. En 1763 elle accordait à Leguay, avec la permission du duc de Praslin, une pension viagère de 3000 livres,

portée à 12000 en 1771. A sa mort, en 1781, elle en fit une de 8000 à M. de St Didier, dont 4000 reversibles sur sa femme. Ces pensions étaient indépendantes de l'indemnité annuelle que la Chambre était obligée de payer au premier commis.

Au milieu de tout ces rouages de l'administration monarchique il est bien difficile de démêler les parts d'initiative et de responsabilité. Mais quels qu'aient été les artisans de la centralisation au XVIIIe siècle, ils n'ont pas eu d'idées originales. Continuateurs du XVIIe siècle ils sont les héritiers directs de Colbert.

L'opposition des intérêts. — Entre officiers du roi et négociants régnait une défiance réciproque, justifiée en partie par l'expérience, qui perçait à travers tous les raisonnements. Les premiers avaient la prétention de n'être guidés que par la préoccupation de l'intérêt général. Ils reprochaient aux marchands de n'avoir en vue que leurs intérêts personnels et même de n'apercevoir que leurs intérêts immédiats au risque de compromettre l'avenir. En principe et par instinct les négociants étaient partisans de la liberté et hostiles à l'intervention du gouvernement. Il y avait là matière à bien des conflits et toutes sortes de raisons pour que le système cher aux ministres ne fît que des mécontents.

Mais les intérêts particuliers étaient souvent opposés; ils changeaient même suivant les circonstances. Le gouvernement n'eut donc pas à combattre un faisceau de résistances toujours unies. Il arriva que son intervention fut très bien accueillie, même sollicitée. Les contradictions des opinions et des attitudes résultaient naturellement de la complexité des situations et auraient dû rendre les ministres prudents. Elles les confirmaient seulement dans la pauvre opinion qu'ils s'étaient faite des marchands et les encourageaient à ne pas faire cas de leurs représentations.

En quels termes dédaigneux ne parle-t-on pas de leurs divisions! «Leur seul intérêt les guide et un intérêt tout personnel . . . toujours borné au présent. Il serait même comme impossible de se faire entendre d'eux. Au reste il y a un signe certain pour reconnaître d'avance ce que chacun d'eux pense. Il n'y a qu'a savoir quelle est la nature et l'étendue du commerce qu'il fait. Mais parmi tous ceux-là, Monseigneur, vous voyez qu'il n'y en a pas un seul qui fasse la moindre attention au bien et au

dommage de l'état. Ce dont on ne peut les blâmer[1].» La remarque était judicieuse. Au fond le rôle essentiel des marchands, quand on les consultait, était de bien faire connaître leurs intérêts; celui du gouvernement, de démêler l'intérêt général à travers leurs contradictions.

La cause occasionnelle. — Le nouveau système commercial du Levant était dans l'air. Du côté du gouvernement l'accord était unanime; les libertés que les ministres de Louis XIV avaient laissé subsister étaient qualifiées de licence intolérable. Dès les premières années du règne de Louis XV le marquis de Bonnac avait protesté contre leur maintien. Villeneuve affirmait plus tard que ses propositions n'étaient autres que celles qu'avait formulées son prédécesseur. Mais celui-ci s'était arrêté prudemment à la théorie. «On pouvait lui demander pourquoi, dans le cours des huit années qu'avait duré son ambassade il n'avait pas mis en pratique les merveilleux principes qu'il a laissés dans ses Mémoires . . . Il sentait tous les obstacles qu'il aurait à vaincre pour surmonter cette aveugle prévention des négociants et de la chambre même du commerce pour ce *phantôme qu'on appelle la liberté du commerce* et que M. de Bonnac croyait mériter à plus juste titre le nom de désordre[2].» Villeneuve en faisant ces réflexions ajoutait qu'il aurait sans doute agi de même si Maurepas ne «l'avait encouragé à entreprendre ce qui jusqu'alors avait paru impraticable».

Maurepas, en effet, l'encouragea et le soutint de toute son autorité. Mais l'initiative vint de l'ambassadeur. Il avait déjà fait des ouvertures quand une catastrophe commerciale sembla confirmer la théorie, fit taire les scrupules et donna le branle à l'application du système. En 1729 on vit dans les échelles un encombrement extraordinaire de draps. Les ventes étaient laborieuses. Les Marseillais, à court d'argent, s'avisèrent de tirer des lettres de change sur leurs commissionnaires des échelles détenteurs de ces draps. Ceux-ci, pour les acquitter furent obligés

---

1) Lettre du consul du Caire, de Lironcourt, écrite de Marseille, 22 juin 1751. Aff. étrang., Cartons commerciaux, le Caire.

2) Biblioth. nat. mss. fr. 11790.

de vendre à tout prix. D'où pertes considérables: du mois d'août 1729 au même mois de l'année suivante se succédèrent à Marseille 37 banqueroutes qui montèrent à 5 480 000 livres.

Les circonstances eussent pu fournir une explication. On ne la chercha pas. La cause de tout le mal n'était-elle pas bien connue.

Le détail du système [1]). — *Les arrangements.* — La liberté engendrait une concurrence effrénée. Les régisseurs du Levant vendaient bon marché et achetaient cher. C'est à quoi il fallait remédier.

A peine installé Villeneuve décide la nation de Constantinople à former une ligne pour la vente en commun de tous les draps, puis pour celle des sucres. La Chambre chargea aussitôt son délégué à la cour, Grégoire, de protester en y mettant la plus grande prudence «par égard pour l'ambassadeur qui avait d'excellentes intentions». Elle revendiquait les droits des négociants et les siens. «Le commerce du Levant ne peut pas se régler de Constantinople, ni de la cour; les négociants d'ici en sont le premier mobile et le plus interessé. Ceux du Levant sont obligés de recevoir les ordres de ceux-ci, n'étant que leurs commissionnaires, et, dans tous les temps, la direction des affaires a été à la Chambre» [2]).

Maurepas pensa que les représentations de la chambre méritaient quelque attention et leur permit de les faire parvenir à Villeneuve qui n'en fut aucunement touché. Il alla jusqu'à dire

---

1) Pour tout ce qui suit voir particulièrement: Avis de Mrs les députés du commerce donné en 1750 sur le commerce du Levant avec les règlements concernant la fabrique des draps en Languedoc, 367 fol., sans les règlements. Bibl. nat. fr. 11 789. — Mémoire général sur le commerce des Français en Levant. Ibid. Mss. fr. 11 790 (fol. 397—555). — Mémoire du marquis de Villeneuve, ambassadeur du roi à Constantinople, concernant le commerce. Ibid. Mss. fr. 7192. Divers autres mémoires du même manuscrit, fol. 298—309. — Mémoire conçernant le commerce des draps de France en Levant. Ibid. Mss. fr. 7193 fol. 255—262. Divers autres mémoires du même manuscrit. — Recueil général des règlements, édits . . . jusqu'en 1742, complété jusqu'en 1763. Ch. de comm. II, 23. — Arch. des aff. étrangères, cartons commerciaux, mémoires.

2) Lettre du 10 avril 1730.

que, si le roi voulait envoyer deux commissaires sur place, pour se rendre compte, non seulement les représentations des Marseillais ne seraient pas écoutées, mais on châtierait sévèrement ceux qui s'étaient avisés de les faire. On était en pleine crise de 1730 et les lettres des consuls semblaient toutes donner raison à l'ambassadeur. Le vieil intendant Lebret consulté, fit entendre une autre opinion. «Il ne fallait pas croire tout ce que les consuls écrivaient. Ils avaient envie d'étendre sur les affaires du commerce l'autorité qu'ils avaient en toute autre matière sur les négociants de leurs échelles. Pour y parvenir ils entassaient depuis quarante ans de sa connaissance mémoires sur mémoires pour tâcher de s'attirer des ordres supérieurs, sous prétexte de corriger des abus ou de remédier à des maux, du moins très exagérés, s'ils n'étaient pas entièrement imaginaires. Il paraissait évident que si le commerce du Levant donnait toujours de la perte, tout le monde l'abandonnerait . . . Cependant il était bon de suivre l'usage où l'on était en Levant de faire des règlements pour les achats et pour les ventes de certaines marchandises, suivant les temps et les circonstances, pourvu que la liberté fût entière à cet égard et que les négociants eussent celle de changer et d'abroger ces règlements quand ils le jugeraient à propos» [1]). Le bureau de commerce montra la même prudence à son tour. Trudaine un des futurs champions de la liberté s'était fait son interprète et avait parlé au ministre de «difficultés insurmontables». Rouillé le futur ministre, intendant du commerce, lui avait aussi adressé le même jour une lettre pleine de réserves [2]).

Tel fut l'esprit de la circulaire que Maurepas adressa à tous les consuls le 23 mai 1731 : «S. M. n'a point trouvé de moyen plus convenable que celui de faire assembler les nationaux de chaque échelle pour qu'ils prennent eux-mêmes, par des déli-

1) Lettre du 30 janvier 1730.

2) Lettres à Maurepas du 24 9bre 1729. Celle de Trudaine contient la délibération du Bureau du commerce sur les mémoires du 29 juillet et 18 août 1729. Bibl. nat. Mss. fr. nouv. acq. 20 537 folio 114—119. Le manuscrit contient une série de pièces de 1729 relatives aux discussions que soulevèrent les premiers arrangements, à la suite du mémoire envoyé par Villeneuve le 24 juin 1729. La lettre de Rouillé est aux Arch. nat. mar. B^7, 295.

bérations, les *arrangements* qu'ils trouveront nécessaires ... S. M. désire qu'ils s'assemblent pour cet effet deux ou trois fois l'année et même plus souvent s'ils le jugent à propos et sans rien leur prescrire sur les mesures qu'ils doivent prendre ... Vous les avertirez qu'il leur sera libre de prendre telle déclaration qu'ils jugeront à propos et qu'ils pourront même les changer mais que, quand une délibération aura été prise à la pluralité des voix, aucun négociant de la nation ne pourra y contrevenir sans peine d'être renvoyé en France» [1]). Le Ministre avait ainsi pensé satisfaire à la fois l'ambassadeur et les partisans de la liberté. Mais les désirs du roi étaient présentés comme des ordres par les consuls. Dans la circonstance Villeneuve usa sur eux et sur les nations des échelles de tout son ascendant.

Des *arrangements,* ce fut le terme adopté, furent pris pour la fixation du prix des draps à Constantinople, à Smyrne, à Salonique au Caire, à Alep. Même, en décembre 1731, Villeneuve convoqua auprès de lui des députés de Smyrne et de Salonique pour délibérer avec ceux de Constantinople et les décida à fixer des prix communs pour la vente dans les trois échelles «de façon que les gens du pays ne trouvassent pas plus d'avantage à se pourvoir de draps dans l'une que dans l'autre» [2]). C'était l'idée moderne des *trusts* appliquée déjà à l'exploitation commerciale des populations du Levant. On fixa également le prix pour la vente des papiers et de l'indigo à Alep, pour l'achat des toiles de coton à Alep, des toiles et du séné au Caire, des laines à Constantinople. Dans les échelles de Syrie, Tripoli et Seide, où la situation des Français était particulièrement avantageuse les nations purent se soustraire aux arrangements pour la vente des draps. Mais les consuls se plaignaient beaucoup de la concurrence désordonnée que se faisaient les marchands pour l'achat des cotons filés, des avances de fonds qu'ils faisaient chaque année aux Cheiks du pays sur leurs récoltes. Les mar-

---

1) Ch. de commerce II, 23.

2) Mss. fr. 7192. Précis des conférences tenues au Palais de France par son Excellence ... 10 et 12 X^{bre} 1731, fol. 49—60. — Ce manuscrit renferme un grand nombre de pièces relatives aux arrangements. — Cf. la correspondance de Maurepas. Arch. nat. mar. B^7, 137, 140, 143, 146 etc.

chands d'Acre avaient répondu à leur Consul en 1715 qu'ils étaient libres de faire de leur argent ce qu'ils voulaient, même de le jeter à la mer. Leur indiscipline, réfractaire à tous les arrangements, fit le désespoir des consuls de Seide qui essayèrent en vain de les leur imposer.

La Chambre du commerce et les négociants de Marseille, n'avaient pas cessé de protester. Ils avaient représenté dès 1730 que la prétention de fixer les prix n'eût été admissible que si les Français eussent été les maîtres du commerce. Mais se lier les mains tandis que les concurrents étrangers restaient libres c'était les favoriser de parti-pris. Bientôt ils se plaignirent que l'évènement eut réalisé leurs craintes pour l'indigo et les sucres. Mais c'était la vente des draps qui préoccupait surtout le gouvernement. Or, à Constantinople et à Smyrne tout au moins, nous n'avions guère à redouter la concurrence étrangère. A Constantinople les marchands drapiers indigènes avaient essayé aussi de se liguer pour n'acheter qu'à des prix inférieurs. Il fut facile de les mettre à la raison en les menaçant d'interdire à la nation toute vente. Ils consentirent même à une nouvelle augmentation de dix aspres par pic de draps destinée à alimenter une caisse de garantie du paiement des étoffes qui leur étaient vendues à crédit. Leur intérêt leur commanda de borner le crédit de ceux d'entre eux qui étaient moins solvables et même d'exclure de leur corporation ceux qui ne l'étaient pas. Leur corps fût si bien et si vite épuré qu'au bout de dix-huit mois la nation Française elle-même prit à sa charge la caisse de garantie contre les faillites des drapiers indigènes. Elle put même abaisser le prélèvement à six aspres par pic au lieu de dix. Ainsi l'ambassadeur se flatta d'avoir en même temps imposé nos prix aux acheteurs turcs, assuré les paiements et augmenté sensiblement le débit des draps.

Mais on risquait de tout perdre par les contraventions que se permettaient les négociants. En vain la vigilance des consuls était elle sans cette tenue en éveil par Villeneuve et par Maurepas. On exigea des négociants le serment de ne vendre qu'au prix fixé par les arrangements. Les Juifs, courtiers ordinaires des échelles, rendirent la précaution inutile en employant un

stratagème que Villeneuve qualifia d'odieux. Ils persuadaient aux négociants de violer leur serment en leur soutenant que d'autres le faisaient et qu'ils jouaient un rôle de dupe. Comme l'écrivait en 1736 Delane, consul d'Alep, les négociants employaient tant de subtilités et de détours pour n'être pas découverts qu'il était quasi impossible à un consul de les démasquer. Le ministre permit à l'ambassadeur de renvoyer en France les négociants notoirement soupçonnés, sans attendre de preuves formelles. Mais la faute était trop générale pour qu'on pût la punir. D'autre part, la fixation des prix à des taux élevés avait bientôt produit un inconvénient imprévu : les draps affluèrent bien au delà des besoins dans les cinq grandes échelles soumises aux arrangements et y restèrent invendus tandis qu'on n'en pouvait pas avoir dans les autres échelles. Il fallut trouver un nouveau remède à ces deux inconvénients.

Les ventes par répartitions. — Icard, le nouvel inspecteur du commerce du Levant, arrivait de Constantinople en 1735 après avoir visité, par ordre de Maurepas, les échelles de Smyrne et de Salonique, pour y étudier l'application et les résultats des arrangements. Il était chargé de mémoires et porteur de nouvelles propositions de Villeneuve. Entre autres choses l'ambassadeur demandait de *régler les ventes par les envois.* Les balles de chaque cargaison seraient enregistrées et ne pourraient être mises en vente qu'après celles de l'envoi précédent. Pour éviter qu'un négociant plus riche ne chargeât tout un navire pour son compte, les vaisseaux en charge à Marseille rendraient leur destination publique pendant un mois et seraient tenus de recevoir un nombre de balles fixé pour chacune des maisons de l'échelle où ils se rendraient. Telle était la teneur d'un projet d'arrêt du conseil en neuf articles que Villeneuve avait confié à Icard. Pour prévenir encore les trop forts envois l'ambassadeur proposait dans un autre mémoire de limiter à six mois le crédit fait par les négociants du Languedoc aux négociants Marseillais. Les crédits accordés par l'usage étaient d'un an ; ils permettaient aux Marseillais de faire des gros achats et d'attendre la vente de leurs expéditions dans les échelles. L'opposition de la Chambre du commerce de Marseille fit renoncer à ces deux expédients,

rejetés par le Bureau du commerce tenu en présence de Maurepas le 4 avril 1737.

Cependant Villeneuve avait pris sur lui de décider la nation de Constantinople à prendre un nouvel arrangement organisant les ventes par répartitions. Elle ne devait mettre en vente que la quantité de draps qu'on pouvait espérer vendre dans l'intervalle d'un mois ou de six semaines. Chaque marchand participerait à la répartition à proportion de la quantité de balles qu'il avait en magasin. Il serait procédé à une nouvelle répartition quand toutes les balles comprises dans la première auraient été écoulées. Cette fois-ci les Marseillais ne furent pas seuls à protester. Les répartitions devaient avoir pour but de restreindre les envois de draps, le Languedoc se sentit menacé et adressa des représentations. «Toute la fabrique s'éleva contre ce nouvel arrangement.» Cependant l'inspecteur Icard admis à défendre les idées de Villeneuve devant le Bureau du commerce, battu au sujet du règlement des ventes par les envois et de la limitation des crédits, l'emporta sur ce point. Le Bureau du 4 avril 1737 approuva les répartitions; Villeneuve s'empressa de les introduire à Salonique, à Smyrne, à Alep et au Caire. On avait commencé par les draps, on fit de même pour les indigos, pour les cafés, pour les sucres. Ainsi, périodiquement dans les échelles, les députés faisaient dans les magasins un recensement des balles de marchandises à vendre et les nations délibéraient de faire une répartition d'un dixième, d'un cinquième ou de toute autre fraction du stock accumulé. Entre autres inconvénients ce système avait celui de favoriser les grosses maisons au détriment des petites qui ne pouvaient plus guère songer à accroître leur importance. On essaya bien un autre mode de répartition celui de permettre à chaque maison la vente d'un nombre égal de ballots; mais c'était alors les gros négociants qui étaient sacrifiés.

L'opposition contre cette nouvelle entrave fut plus forte que contre les premiers arrangements. Les négociants de Marseille assemblés extraordinairement par la Chambre sur l'ordre de Maurepas remirent un mémoire ou ils exposaient en guise de conclusion leur théorie de la liberté. «Le commerce a ses

vicissitudes, mais elles ne doivent jamais en faire limiter la manière, ni la soumettre à des règlements. Chaque négociant, dans sa différente façon de penser, doit être le maître de faire valoir ses valeurs selon la portée de ses lumières . . . Ils sont tous ensemble trop intéressés à la conservation de ce même commerce pour oser contribuer à sa perte aux dépens de leur honneur et de leurs biens . . . Tant que la liberté sera conservée le commerce accablé dans un temps reparaîtra plus brillant dans un autre. Il a ses maladies et ses crises mais jamais ses fonds ne sont perdus. Ils ne font que passer d'une main à l'autre et ces révolutions ne préjudicient point au corps de l'état. Bien loin de là les changements de fortune raniment l'industrie et l'émulation puisque, depuis les faillites de 1724 et 1729, on n'a vu qu'accroissement de biens solides dans le commerce[1]).»

La manifestation avait été assez imposante et les objections assez fortes pour que l'inspecteur Icard crût devoir jeter des soupçons sur la sincérité des signatures de cinquante cinq négociants apposées au bas du document qu'il affirmait avoir été mendiées. Il s'appuyait en même temps sur le mémoire adverse d'un négociant isolé, le sieur Poulhariès[2]). Mais le Languedoc s'agitait de son côté. Le contrôleur général Orry renvoya à Fagon, chef du Bureau du commerce le mémoire adressé par les députés des états avec une apostille favorable. Cet encouragement les décida à rédiger deux autres mémoires dont ils renouvelèrent les demandes en 1738 et 1739[3]).

Le sieur Marcassus, entrepreneur des manufactures les plus réputées de la province, se plaignait amèrement que ses draps eussent perdu par les répartitions tous les avantages qu'ils retiraient auparavant de leur supériorité dans les échelles. En

---

1) 14 juin 1737. Aff. étrang., Cartons commerciaux, Mémoires. — Bibl. nat. Mss. fr. 7192, fol. 98—107. — Cf. Mémoire au sujet des arrangements, 5 juillet 1737. Arch. de la chambre, HH. 70.

2) 6 juin 1737. Bibl. nat. Mss. fr. 7192, fol. 121—125. — Cf. fol. 135, 138, 238, 253.

3) Voir aux Arch. de la chambre de commerce (HH. 70) les deux longs mémoires du Languedoc (août 1737).

même temps arrivaient de celles-ci des représentations presque générales. Le débit de nos marchandises était gêné; les répartitions favorisaient nos concurrents. La question des arrangements fût donc soumise encore du Bureau du commerce en 1740. Celui-ci voulut l'examiner à fond en s'entourant de tous les documents. Maurepas tint à consulter de nouveau la chambre de commerce de Marseille (23 9bre 1740). Celle-ci après avoir réuni les principaux négociants à diverses reprises, répondit en réclamant l'entière liberté (12 dbre 1740). Elle venait de remettre au comte de Castellane, le nouvel ambassadeur qui partait pour remplacer Villeneuve, le mémoire traditionnel. Elle lui rappelait qu'elle n'avait manqué aucune occasion de faire des représentations contre les arrangements et qu'elle en avait prévu tous les inconvénients. Au reste, en réclamant l'entière liberté, la Chambre ne condamnait pas d'une manière absolue les règlements. Mais il fallait que les nations eussent la liberté de faire elles-même ces arrangements, de les modifier suivant les circonstances. Elle faisait au ministre des propositions analogues.

Il arriva encore d'autres représentations du Languedoc. Les gardes jurés des fabricants de Carcassonne affirmaient que les arrangements, outre le préjudice causé aux particuliers, bannissaient l'émulation, étaient un obstacle à la perfection qu'on avait toujours recherchée [1]). Entre temps les plaintes des échelles continuaient à affluer. Icard, appelé encore à Paris, eut fort à faire pour répondre à un pareil concert. Il convint de l'accumulation des draps dans les échelles, principal inconvénient des répartitions, mais il prétendit que la liberté demandée serait d'un préjudice infiniment plus grand.

Fagon, chef du Bureau du commerce, et Rouillé chargé du rapport, restaient fort embarrassés. Ils pensèrent que, «dans une matière aussi délicate, on ne pouvait user de trop de circonspection lorsqu'il s'agissait de prendre une résolution décisive (29 mars 1741). L'ambassadeur Villeneuve rentrait en France. On proposa donc à Maurepas de l'attendre pour délibérer avec

---

1) 9 mai 1740. Aff. étrang., Cartons commerciaux, Mémoires.

lui. En attendant il prierait l'intendant du Languedoc, de Bernage, de consulter secrètement les fabricants de draps les plus entendus. De Villeneuve arriva à Paris en août 1741 et sut défendre son œuvre. On lui fit observer que les répartitions avaient amené une diminution sensible de la consommation de nos draps dans les grandes échelles; dans les petites, où elles n'existaient pas, la consommation avait, au contraire, augmenté. Mais il affirma qu'il ne fallait pas compter sur une augmentation de vente. Donc le rétablissement de la liberté ne procurerait pas les avantages que les négociants s'en promettaient; il ramènerait tous les abus que les arrangements avaient fait cesser. Maurepas et Orry entendirent le rapport de Rouillé, en présence de Fagon et Villeneuve (25 7[bre] 1741). Le 15 octobre Maurepas faisait connaître à toutes les échelles les décisions prises en même temps qu'à la Chambre du commerce de Marseille. Les arrangements étaient maintenus pour les draps à Constantinople où ils étaient utiles, à Smyrne et à Salonique, parceque sans cela ceux de Constantinople eussent été sans effet. «Il devait être permis aux négociants des autres échelles de rétablir la liberté de ventes puisque tous les négociants qui y commerçaient le demandaient.» Cependant il était recommandé aux consuls d'engager les marchands à maintenir entre eux leurs ententes.

La décision de 1741 n'était qu'un compromis dans lequel le ministre n'avait pas grande confiance. Il chargeait le comte de Castellane d'examiner scrupuleusement si la liberté des ventes pouvait et devait être rétablie. Smyrne et Salonique réclamaient la liberté; Constantinople tenait aux arrangements qui lui profitaient. Cependant le demi avantage obtenu avait encouragé les Marseillais qui revenaient à la charge en 1742. «Un nombre considérable de négociants, écrivait la Chambre à Maurepas, nous apportèrent avant hier en mémoire signé de presque tous ceux de notre place par lequel ils requièrent la Chambre de demander en leur nom à V. G. l'entière liberté du commerce du Levant . . . Nous n'avons pas osé leur refuser cette satisfaction qu'il nous semble juste de leur accorder quoique demandée avec des instances peut-être trop vives.» Le mémoire qu'elle transmettait au ministre était revêtu de 224 signatures, toute l'élite du com-

merce de la place[1]). En même temps les trois principaux fabricants du Languedoc, Marcassus, David et Pascal renouvelaient leur critique déjà présentée: le bon fabricant était mal récompensé et son travail se relâchait; le faible trouvait son avantage à rester en état d'infériorité; les répartitions étaient une prime à la médiocrité. Maurepas pressait Rouillé de trouver un règlement décisif et général. On n'en trouva point et on s'en tint à la décision de 1741 malgré de nouvelles représentations des Marseillais; ils avaient cru notamment profiter du rétablissement de la paix en 1748. Donc les arrangements furent maintenus à Constantinople, Smyrne et Salonique jusqu'en 1750. Cette année là on essaya même à Constantinople un nouveau mode de répartition des draps. Chaque maison se partageait également le nombre de balles réparties. Dès lors on vit en usage dans les échelles tantôt les répartitions par *égalité de maison,* tantôt les répartitions *par proportion.* Celui-ci favorisait les grosses maisons, l'autre les petites. La chambre de commerce marquait pour ce dernier toutes ses préférences.

Même, en 1741 et 1742, sous l'influence des consuls, de nouveaux arrangements avaient été pris dans diverses échelles pour l'achat des marchandises de retour. Les nations de Constantinople et de Smyrne s'étaient liguées pour la traite des laines en X^bre 1741; la première protestait quelques mois après contre le maintien de cette coalition. A Seide et Acre les arrangements concernaient les cotons filés et d'autres marchandises; à Candie les huiles.

Limitation de la fabrication des draps. La fixation des prix avait entrainé les répartitions. Celles-ci n'avaient pas produit le résultat attendu. Plus on avait de draps en magasin plus on était assuré de vendre, donc on avait multiplié les envois au lieu de les restreindre. Donc le système continuait de mal fonctionner; on ajouta une nouvelle pièce au mécanisme: la

---

1) Comparant des négociants de cette ville pour demander la liberté du commerce du Levant, 29 7bre 1742. Arch. de la chambre, HH. 37. — Cf. HH. 34: Mémoire des négociants sur la fixation des draps, les ventes par répartitions ... Sans date, plus de cent signatures.

fabrication des draps fut limitée. Ce n'avait pas été sans de longues hésitations.

Villeneuve avait proposé dès 1730 de fixer le chiffre des balles fabriquées, des expéditions, de supprimer les manufactures inférieures ou de les obliger à perfectionner leurs produits. Les moyens avaient paru trop violents, préjudiciables, ou d'une exécution impossible.

En 1738 Maurepas s'avisa d'un expédient détourné, l'établissement d'une inspection nouvelle des draps à Montpellier dans le but de modérer les fabricants par un examen plus sévère. Mais l'encombrement continua d'augmenter dans les échelles. Or, depuis longtemps les états du Languedoc, obligés de payer une gratification pour chaque pièce de drap fabriquée pour le Levant, voyaient avec peine augmenter cette charge. Dès 1728 ils avaient réclamé la suppression de la prime et la fixation de la fabrication par un accord avec les directeurs des manufactures royales et un nombre choisi de bons fabricants de Carcassonne, de Clermont et de S[t] Chinian. En 1729 et en 1730 ces demandes avaient été renouvelées avec l'appui de l'intendant, de Bernage; le Bureau du commerce les avait chaque fois repoussées. Dans les conférences de 1741 on avait remis en avant la proposition de Villeneuve en 1730. De Bernage, consulté à la fin de la même année au sujet des arrangements, rappela de son côté les anciennes demandes des états. Le ministre les accueillit; Maurepas et Orry s'entendirent et de Bernage reçut l'ordre de réduire la fabrication d'un quart en se réglant sur le travail de 1740 (5 avril 1741). La fixation était faite pour dix-huit mois; comme l'accumulation de draps ne cessait pas, elle fut prolongée jusqu'en 1745, puis jusqu'après 1750, malgré les représentations réitérées des négociants. Après avoir vu les draps encombrer le Levant on se plaignit d'en manquer. Les assortiments étaient incomplets et les ventes plus difficiles. Les fabricants du Languedoc, sûrs de les débiter, ne les vendaient qu'à des prix excessifs et les négociants pouvaient à peine les revendre aussi cher. L'inspecteur des draps en 1743 se plaignait que les draps ne fussent pas si bien fabriqués, ni teints, ni apprêtés qu'ils l'étaient avant la limitation. «Cela nous fait craindre, écrivait de son côté la

Chambre au contrôleur général en 1746, la perte d'une manufacture qui a tant coûté à l'état pour en établir la perfection.» Elle recommandait encore à M. de Saint-Amand, son agent à la cour, en 1751, de saisir toutes les occasions de représenter que la liberté dans la fabrication était essentielle pour les progrès du commerce. Elle reconnaissait d'ailleurs que la limitation était liée aux autres arrangements [1]).

Interdiction des ventes en Italie. — Le gouvernement ne pouvait plus s'arrêter. Il fallait inventer de nouveaux règlements pour assurer l'exécution des précédents. On pensa que tout le fruit des arrangements serait perdu si les marchandises françaises pouvaient être fournies aux Turcs par des étrangers. A la demande même des négociants de Marseille, obligés de se priver de ce débouché, la vente des draps fut interdite en Italie de crainte que, par Gênes, par Livourne ou par Venise, ils ne fussent revendus dans les échelles. Les fabricants du Languedoc, dont les intérêts n'étaient pas les mêmes, avaient en vain réclamé la liberté de la vente [2]).

C'est dans la même intention que fut rendu l'arrêt du conseil du 17 octobre 1741. Aucun négociant français ou étranger trafiquant sous la bannière de France ne pourrait envoyer à Négrepont des draps fabriqués dans le royaume, sous quelque prétexte que ce fût, a peine de confiscation et de 100 livres d'amende contre le capitaine. Sous les mêmes peines il était interdit aussi de faire des envois dans les ports de Morée et d'Albanie sauf dans ceux où étaient établis les consuls et vice-consuls de France. Les ventes y seraient faites d'après le prix fixés à Salonique. Il s'agissait en effet, d'assurer le bon effet des arrangements dans cette échelle où les draps auraient pu

1) En dehors de la correspondance et des délibérations de la Chambre du commerce voir à ce sujet, dans les archives, les mémoires suivants: Mémoires sur la fixation de la fabrication des draps, 2 8[bre] et 25 9[bre] 1743, HH. 70; Mémoire sur les arrangements, 19 février 1750, HH. 71; cf. Aff. étrang. Cartons commerciaux, Mémoires.

2) 2 8[bre] 1743 et 20 mars 1750. Mémoire sur l'interdiction de vendre en Italie les draps fabriqués pour le Levant, 1737. Cf. sur le même sujet des documents de 1763, 1780, 1787. Arch. de la chambre, HH. 69—72.

arriver indirectement par les ports de la mer Ionienne, du Sud de l'Adriatique et de l'Archipel.

Les pacotilles et le troc. — Depuis longtemps les plaintes étaient générales contre les pacotilles apportées dans les échelles par les équipages et les passagers des navires ou rapportées par eux. Ce n'est pas que leur concurrence fût bien à redouter par les marchands mais, pressés par la brièveté de leur séjour, ils se hâtaient de vendre ou d'acheter et leur précipitation exerçait une influence fâcheuse sur les prix. Une fois les arrangements établis les griefs contre eux parurent plus sérieux. L'arrêt du conseil du 17 mars 1733, amélioré en leur faveur par celui du 20 mars 1734, réglementa la pacotille. Il était défendu aux capitaines, patrons, écrivains, subrécargues et passagers de porter désormais des draps dans le Levant. Ils ne pouvaient acheter et vendre qu'à la nation. Celle-ci devait leur acheter à 10 % au dessus des prix courants et leur vendre à 4 % au dessous. Cette rigueur qui pouvait faire disparaître complètement le trafic des pacotilles, ayant excité les réclamations des capitaines et en même temps des négociants et de la Chambre, les retenues faites par la nation furent abaissées à 4 % et à 2 %.

Pour le même motif les opérations de troc avaient été interdites. Ne permettaient-elles pas d'éluder facilement les fixations de prix? Cependant les réclamations de l'échelle de Smyrne les firent autoriser dans cette échelle. Pour prévenir les abus on y établit des commissaires auxquels les négociants devaient déclarer les conditions de leurs traités en troc et sans les avis desquels ils ne pouvaient les conclure. Tous les trois mois il fallait même envoyer à l'ambassadeur du roi des états de ces ventes pour qu'il pût examiner si les marchandises avaient été données et reçues en échange suivant les prix fixés.

Diminution et fixation du nombre des maisons. — C'était là de simples corollaires des arrangements et de la limitation de la fabrication des draps. Restait pour compléter le système, une dernière réforme essentielle devant laquelle on recula le plus longtemps. Pour élever les prix de vente, abaisser ceux d'achat, empêcher l'afflux trop grand des marchandises il y avait un moyen radical, limiter le nombre des résidents des échelles. C'était

une idée admise par tous depuis longtemps qu'ils étaient beaucoup trop nombreux pour un chiffre d'affaires très difficilement extensible. Ils étaient presque forcés de se faire une concurrence dangereuse dont profitaient seuls les clients Levantins. Le mal avait été souvent signalé au XVII[e] siècle, par des voyageurs témoins impartiaux, par les consuls, par la Chambre du commerce elle-même, sans qu'on eut osé attenter à la liberté, laissée à chacun, d'aller s'établir dans le Levant en se conformant aux règlements.

Déjà en 1733, le consul du Caire, Pignon, avait remis un mémoire dans lequel il affirmait que quarante quatre maisons suffiraient pour exploiter le commerce des échelles. Dans les conférences de 1735 le projet de fixation des maisons, repris par l'inspecteur Icard avait été débattu par lui avec Fagon et Maurepas. La Chambre du commerce consultée avait présenté à la fois des objections de fait et de principe.

Le Bureau du commerce du 4 avril 1737 avait fini par laisser la question en suspens. Une ordonnance de 1731 avait fixé à dix ans la résidence dans les échelles. En 1740 on décida de profiter de la première échéance pour supprimer un certain nombre de maisons. Cette fois la chambre comprit qu'il valait mieux accepter pour éviter des propositions plus radicales, ainsi qu'elle l'écrivait au premier commis Le Guay.

Cependant la fixation ne put-être évitée. En 1743 la Chambre dut prêter son concours au ministre pour décider quel serait désormais le nombre de maisons pour chaque échelle et quels négociants les géreraient. Cependant la mesure ne fut adoptée que pour les anciennes échelles dont on connaissait bien le commerce. Dans les nouvelles, comme par exemple en Morée, on laissa les négociants libres d'aller se fixer «comme en un champ qui n'est pas encore entièrement défriché». La Chambre avait obtenu satisfaction sur un point essentiel. Il n'y eut point d'arrêt du Conseil fixant d'une manière invariable le nombre des maisons. Suivant les circonstances le ministre gardait la latitude d'accorder à de nouveaux négociants la permission d'aller s'établir dans les échelles. Mais il se montrait toujours disposé à opposer des fins de non recevoir aux demandes que la Chambre

lui transmettait. «L'intention du roi est de ne pas laisser établir des maisons en Levant jusqu'à nouvel ordre», écrivait Praslin en 1766 et Castries répondait dans le même sens en 1785: «Votre commerce en Syrie est actuellement si restreint que, bien loin de proposer au roi de permettre l'augmentation des maisons nationales, j'engagerai au contraire S. M. à ne pas consentir au remplacement des premiers qui viendraient à s'éteindre jusqu'à ce que leur nombre soit assez réduit.» Même, l'année suivante, un vice-consul d'Alep alarmait faussement le ministre sur la situation de l'échelle et Castries faisait savoir à la Chambre qu'il fallait persuader aux marchands de savoir modérer leur concurrence: «Sinon le roi ne pourrait que se confirmer dans le plan de réduire en Levant les établissements français et peut-être, de n'en laisser qu'un à Alep[1]).»

La correspondance montre que les ministres veillèrent avec soin à l'exécution des règlements. Tous les six mois la Chambre du commerce leur envoyait régulièrement la liste des passagers et des résidents dans les échelles. Comme si ce contrôle étroit n'était pas suffisant, en 1766 Praslin lui mandait de dresser des états pour qu'il pût «connaître le nombre des maisons de commerce établies en Levant depuis 1724 et les variations successives qui y étaient survenues». Malgré tout il y eut parfois des moments de relâchement comme le montre cette lettre de Sartine à l'intendant de la Tour. «Je m'aperçois depuis quelque temps que le nombre des maisons de commerce s'augmente de beaucoup en Levant, surtout dans les principales échelles et vous savez les inconvénients qui peuvent résulter d'une concurrence trop forcée» [2]).

Par suite de la fixation du nombre des maisons le commerce du Levant ne fut pas seulement concentré dans un petit nombre de mains, il était comme le domaine héréditaire d'un petit nombre de familles qui fournissaient à la fois les majeurs de Marseille et les régisseurs des échelles. La fixation de la résidence à dix ans n'était pas un remède. Quand arrivait le terme, les

1) Castries à de la Tour, 25 février 1787. Arch. des B. du Rh., C. 2532.
2) 23 février 1778. Arch. des B. du Rh., C. 2551.

engagements financiers contractés avec les gens du pays, ou d'autres raisons, rendaient nécessaire le maintien des maisons existantes. Ce véritable monopole suscita des plaintes vives et répétées. La Chambre accusée souvent de le favoriser, faisait cependant nettement ressortir cet inconvénient dans une lettre qu'elle adressait au ministre Rouillé.

D'autre part la fixation des maisons avait modifié la situation des résidents qui avaient une tendance à se considérer comme leurs propriétaires et non plus comme leurs régisseurs. La menace d'être rappelés au bout de dix ans de résidence les obligeait à faire fortune rapidement. Il en résulta de profonds changements dans les mœurs commerciales. La correspondance de la Chambre du commerce est remplie de plaintes des majeurs contre leurs régisseurs. Enfin, puisque, depuis le règlement de 1743, l'établissement d'une maison dans le Levant dépendait uniquement de la faveur du ministre on favorisa parmi les marchands l'esprit d'intrigue.

Règlements sur la navigation. — Maurepas et son entourage avaient jugé nécessaire de ne laisser aucune initiative aux marchands ; on pourrait s'étonner qu'il n'ait pas paru aussi urgent d'imposer des règlements aux armateurs et aux capitaines. Sous Louis XIV rien n'avait paru plus dangereux que l'affluence trop grande et trop irrégulière des navires dans les échelles. Pontchartrain avait limité le nombre des navires qui pouvaient être envoyés dans chacune d'elles. Pour que chaque armateur pût avoir sa part de bénéfice dans le mouvement restreint de la navigation, il avait imaginé le fameux règlement du *tour*, abandonné en présence des récriminations générales au début de la guerre de Succession, repris un moment en 1707.

Si Maurepas ne remit pas en vigueur cette pratique c'est qu'elle était devenue inutile. Le nombre plus ou moins grand des navires qui abordaient aux échelles ne pouvait avoir aucune influence sur les prix de vente et d'achat. Quant aux prix de fret les règles établies par Pontchartrain n'avaient pas cessé d'être appliquées. Jusqu'à la Révolution la Chambre du commerce continua à en dresser le tarif pour chaque échelle et pour chaque marchandise, avec l'approbation du ministre.

Règlements sur les fabriques. — Si les négociants perdirent toute liberté dans leurs opérations, les fabricants, qui leur fournissaient les articles d'exportation pour le Levant, n'en conservèrent pas davantage. Assujettis dès 1666 par Colbert à des règlements étroits, complétés, précisés et rendus plus sévères par une série d'actes royaux pendant le règne de Louis XIV, ils virent cette législation industrielle devenir plus touffue et plus restrictive encore au XVIIIe siècle. L'attention des ministres fut tournée également vers les draps et les papiers, soumis avant leur embarquement à Marseille à une inspection et à une marque sans laquelle ils ne pouvait être débarqués dans les échelles. Pontchartrain avait institué le Bureau d'inspection des draps à Marseille, Maurepas créa celui des papiers en 1724. Mais cette règlementation n'était pas particulière aux industries d'exportation pour le Levant. Toutes les manufactures de France la subissaient.

Règlements sur les marchandises de retour. — On voulut assurer la bonne qualité des marchandises de retour comme celle des exportations. Un arrêt du conseil du 26 7bre 1733 visa les cotons filés. Dans une lettre adressée aux consuls, le 18 août 1736, Maurepas se plaignait que, depuis quelque temps, les drogueries reçues à Marseile «n'étaient plus aussi fidèles, ou même étaient fausses», comme la semencine et la tutie. La scammonée était très falsifiée; on vendait sous le nom de rhubarbe une racine appelée rapontic, «dont il avait été défendu de faire usage par arrêt du conseil d'état»; le sené, l'encens, la gomme, la myrrhe arrivaient remplis d'impuretés. En conséquence le roi défendait aux négociants d'acheter aucunes drogues dans les échelles avant qu'elles n'eussent été visitées et grabelées par des personnes choisies par la nation de concert avec le consul.

Toutes les marchandises du Levant étaient soumises à la surveillance de la Chambre du commerce chargée de s'assurer de leur bonne qualité. Si les fabricants qui les employaient comme matières premières croyaient avoir à se plaindre, c'était au ministre qu'ils s'adressaient et non à leurs fournisseurs. Telles marchandises ne pouvaient être achetées dans le Levant, telles autres ne pouvaient l'être que dans telle échelle, parceque la qualité était supérieure ou la surveillance plus commode. Ainsi

les laines pellades devaient venir de Constantinople. De même qu'on visitait les draps et les papiers embarqués pour le Levant on inspectait à leur débarquement à Marseille les toiles d'Egypte, non seulement pour s'assurer de la qualité, mais pour voir si leur longueur, leur largeur, leur aunage, étaient bien ceux établis par les règlements de la Chambre du commerce approuvés par le ministre [1]). Celle-ci fut loin d'être hostile aux règlements concernant les manufactures et la qualité des marchandises comme à ceux qui entravaient la liberté des négociants. Elle fit entendre parfois des observations au sujet de certaines de leurs prescriptions, mais elle les considérait comme la sauvegarde nécessaire du négoce. Elle veillait avec soin à leur exécution et la rigueur qu'elle faisait déployer par les inspecteurs des papiers, surtout par ceux des draps, qui dependaient d'elle, excita souvent les plaintes des fabricants et des états du Languedoc.

L'ensemble du système. — A l'édifice déjà compliqué des anciens règlements, Maurepas, surtout inspiré par Villeneuve, avait superposé toute une construction nouvelle. Un nombre limité de maisons, fixé arbitrairement par le ministre, des négociants choisis par lui pour les gérer, vendant ou achetant une quantité de marchandises déterminée, à des prix établis sous la surveillance des consuls ses agents, avec son approbation, telles étaient les parties essentielles du système réalisé vers 1745.

Comme il arrivait souvent sous l'ancien régime l'exécution n'avait pas entièrement répondu à la conception. Absolus dans leurs théories les ministres ne s'acharnaient pourtant pas à briser les obstacles; ils tenaient compte dans une certaine mesure des protestations, de la diversité des situations et des circonstances. Aussi voyait-on dans les échelles des types multiples d'*arrangements;* les prix n'étaient fixés que dans certaines échelles et pour certaines marchandises; les *fixations* étaient accompagnées de *répartitions* ou ne l'étaient pas; les répartitions étaient faites par *égalité* ou par *proportion.* Complication extrême et confusion tel était le caractère de la règlementation des échelles comme

1) Règlements du 31 mars 1735 et du 25 mai 1744. Arch. de la chambre, HH. 33.

celui de toute la législation de l'ancien régime. On a pu blâmer les hommes d'état de la monarchie de leurs contradictions; on peut aussi les en louer; en construisant leurs systèmes ils conservaient quelque prudence et quelque sentiment des réalités; ils hésitaient souvent à mettre l'arme du despotisme dont ils disposaient au service de leurs idées personnelles.

Mais quelles qu'aient été les anomalies et les incohérences du système la règlementation de Maurepas avait achevé l'œuvre de Colbert. Malgré le long combat de la Chambre du commerce de Marseille en faveur de la liberté le négoce était tout entier dans la main du ministre. Maisons de commerce, prix, marchandises, il réglait tout et disposait de tout. Il était tenu au courant des moindres détails par la correspondance de l'ambassadeur, des consuls, de la Chambre, par les états de toutes sortes qu'il fallait dresser et lui envoyer à des intervalles déterminés.

Abandon des projets de compagnie. — Aussi ne parlait-on plus qu'exceptionnellement de compagnie exclusive. L'idée était parfois remise en avant, même quelque plan germait dans l'imagination d'un faiseur de projets. En 1715 les Marsaillais avaient naturellement condamné les compagnies exclusives dans les mémoires présentés au régent par leur député au conseil du commerce. En 1727 la Chambre du commerce reçut de son député Grégoire communication d'un mémoire remis à la Cour. En 1731 le bruit se répandit un moment que celle-ci songeait à reprendre l'idée de Colbert; ce n'était qu'une fausse alerte. En 1735 les états du Languedoc, par jalousie contre Marseille avaient fait réellement une proposition. En 1748 un intendant des galères, M. d'Héricourt, projeta de former quatre grandes compagnies exclusives, l'une pour l'Asie, en dehors du domaine de la compagnie des Indes, les autres pour l'Amérique le Nord et la Méditerrannée. Il prétendait d'ailleurs «augmenter la liberté, au lieu de la détruire, mettre les Français dans le cas de pouvoir être tous négociants, sans risques et sans dangers». Forbonnais parlait encore en 1755 d'un projet avorté. Le ministère n'en avait jamais étudié sérieusement aucun. L'ambassadeur Des Alleurs disait en 1751 que la liberté rendue

ruinerait le commerce et qu'il faudrait avoir recours à une compagnie pour le rétablir. Les règlements si gênants avaient en effet, préservé les négociants d'un danger plus redouté [1]). L'organisation des négociants en compagnie n'était plus du tout nécessaire. On avait même bien dépassé les vues de Colbert qui, en créant sa compagnie du Levant, avait voulu imiter surtout l'organisation des Anglais. Bonnac en 1723, invoquait encore le nom de nos rivaux. «On a l'exemple des compagnies d'Angleterre et de Hollande qui ont des règlements très bons.» Il les comprenait très mal. A Londres et à Amsterdam c'était le corps des négociants du Levant qui dressait les règlements sans aucune ingérence ni surveillance du gouvernement. Pour imiter les Anglais et les Hollandais, c'est à la Chambre du commerce de Marseille qu'il eut fallu laisser la même autorité. Quand elle réclamait pour elle et pour les négociants de Marseille la direction du commerce elle aurait pu avec quelque raison invoquer à la fois le nom, les conceptions de Colbert et la conduite de nos voisins.

II. L'Influence des économistes.

Les théories nouvelles. — L'organisation du commerce du Levant allait jurer de plus en plus, dans la seconde moitié du XVIIIe siècle, avec les idées nouvelles répandues dans le public et mises à la mode par les économistes. Du vivant même de Louis XIV Boisguilbert, le précurseur, avait soutenu que les phénomènes économiques ne doivent pas être réglementés par le pouvoir, mais sont réglés par les lois de la nature et par la libre concurrence. En 1734, Melon, dans son *Essai politique sur le commerce,* préconisait une «liberté qui excite l'industrie». En 1748, Montesquieu proclamait dans l'*Esprit des lois* que la liberté était nécessaire au négoce. D'Argenson, véritable ancêtre du libéralisme économique en France, répétait sans cesse: «Pour

1) On peut signaler un dernier et curieux projet de compagnie en 1784 (Aff. étrang., Mss., Mémoires et Doc. Turquie, 9, fol. 178—187. L'auteur prétend résoudre «le paradoxe de l'avantage de la liberté du commerce en Levant ou des arrangements». Il propose une compagnie au capital de 10 millions de livres. Le bénéfice net serait de 2 300 000, c'est à dire 23 %.

mieux gouverner il faudrait gouverner moins», et lançait la fameuse formule: laissez faire. En même temps, dans les salons littéraires d'Helvétius et du baron d'Holbach, de Mme Geoffrin, on se passionnait pour ces questions et les esprits les plus opposés s'accordaient pour condamner l'abus des règlements. Même, parmi les intendants du commerce Vincent de Gournay, chargé de les faire appliquer, se rendait célèbre en les discréditant.

C'est alors, après 1750, qu'apparait la doctrine des physiocrates, c'est en 1758 que Quesnay, dans ses *Maximes générales du gouvernement économique d'un royaume agricole*, formulait sa fameuse maxime 25: «qu'on maintienne l'entière liberté du commerce car la police du commerce intérieur et extérieur la plus sûre, la plus exacte, la plus profitable à la nation et à l'état, consiste dans la pleine liberté de la concurrence». Ses disciples, Mercier de la Rivière, l'abbé Baudeau, Dupont de Nemours, se faisaient les apôtres de la liberté et ses adversaires, comme Condillac, défenseur de l'industrie et du commerce, n'en étaient pas moins partisans. Sans doute il ne faut pas exagérer l'influence des économistes. Leurs théories absolues eurent la plupart du temps moins d'action sur les décisions des gouvernants, aux prises avec des réalités, que la pression des circonstances. Mais la vogue croissante des idées nouvelles leur suggérait, pour les mêmes faits et les mêmes difficultés, des interprétations toute différentes de celles que leur eussent données des Colbertistes convaincus. Personne ne croyait plus aux vieux dogmes. Les ministres ne pouvaient guère maintenir les systèmes ou les expédients qu'ils avaient inspirés. On ne tarda pas à le voir pour le commerce du Levant.

L'Avis des députés du commerce, 1750. — En 1750, à la suite de nouvelles difficultés, les députés des villes auprès du Bureau du commerce émirent l'avis que «le meilleur parti à prendre pour améliorer le commerce du Levant était peut-être de lui rendre la liberté dont il avait joui jusqu'en 1730 et que les négociants de Marseille n'avaient cesser de réclamer depuis». Mais les *arrangements* introduits successivement n'avaient été autorisés qu'après bien des discussions. En supposant que l'expérience les eut condamnés, la prudence exigeait qu'on ne se

determinât à les détruire qu'après avoir pris les plus grands éclaircissements. Or les avis reçus des échelles, des négociants, des fabricants, étaient contradictoires. Les députés du commerce prirent donc la peine d'étudier la question à fond depuis les origines et sous toutes ses faces. Le résultat de leur travail fut une remarquable consultation [1]). Ils y parlaient le langage d'hommes de gouvernement.

A la suite d'un historique impartial les députés présentaient au bureau du commerce un tableau complet du commerce du Levant, puis une discussion détaillée des avantages et des inconvénients des deux systèmes.

Au même moment l'inspecteur du commerce Pignon, l'un des plus zélés collaborateurs de Maurepas et de Villeneuve adressait à Versailles un mémoire où, sans souci de la contradiction, il parlait un langage tout à fait stupéfiant dans sa bouche. Etait-ce bien là le même homme qui envoyait, de son consulat du Caire, contre les négociants, de violents réquisitoires? Un long séjour à Marseille et les influences nouvelles lui avaient-ils dessillé les yeux ou parlait-il seulement le langage d'un courtisan?

L'enquête de 1751—53 et l'avis du Bureau du commerce, 1754. — Tout le système était mis en discussion, il y eut de nouveau une consultation générale. Le 14 7bre 1750 Rouillé envoya aux consuls l'ordre de faire rédiger des mémoires sur huit questions proposées par le bureau du commerce. A Constantinople on restait toujours hostile à la liberté. De Lironcourt, le consul le plus en vue, rappelé du Caire pour remplacer l'inspecteur Pignon avait été invité à y passer pour y travailler avec l'ambassadeur. Il en rapportait toute une série de curieux mémoires rédigés sous les yeux de Des Alleurs avec la collaboration d'un négociant marseillais qui devait jouer un grand rôle, Pierre Augustin Guys. «La liberté du commerce disait-il, est devenue aussi inintelligible que la liberté théologique.» Pour essayer de la définir il ajoutait. «Nous ne pouvons être libres qu'autant qu'il y a

---

1) Avis de M^{rs} les députés du commerce donné en 1750 sur le commerce du Levant avec les règlements concernant la fabrique des draps en Languedoc. 367 fol. sans les règlements, Bibl. nat. Mss. fr. 11789.

des lois, suivant le mot de Cicéron: legibus idcirco servimus ut liberi simus. Telle est aussi, à ce que je crois, la liberté du commerce; elle ne peut-être établie que par des lois et sur un grand nombre de lois.»

Cependant Lironcourt ne se laissait pas aller aux diatribes tant répétées contre les négociants. Il définissait très justement leur rôle et faisait même des Marseillais un éloge peu ordinaire. Mais cette impartialité ne donnait que plus de force à son plaidoyer en faveur d'une direction générale [1]).

Des Alleurs, assuré de l'appui de Lironcourt à Paris, inspirait le mémoire de la nation de Constantinople rédigé par le négociant Guys; il annotait celui de la nation de Smyrne pour renforcer les observations du consul Peyssonnel, l'ancien confident du marquis de Villeneuve, resté attaché à ses idées: «Il n'y a point de système qui n'ait ses inconvénients, écrivait-il, mais la liberté proposée les réunit tous parce que la liberté est au commerce dont il s'agit ce que le despotisme est aux pays où il est établi. L'un est aussi destructeur que l'autre» [2]). L'ambassadeur exprimait plus vivement et plus curieusement sa pensée dans une lettre à Peyssonnel qui lui avait communiqué un plaidoyer d'un de ses amis de Marseille en faveur de la liberté. «C'est un amas de sophismes et de préventions. Ce sont des opinions dictées par une passion visible et un intérêt personnel . . . Que veut dire cet apôtre de la liberté! . . . Bien loin de vous porter à perdre le fruit de votre expérience pour vous livrer en aveugle aux opinions précipitées de votre échelle, je vous exhorte au contraire à conserver les sentiments patriotiques et à continuer de dire généreusement la vérité jusqu'à ce que le ministre ait prononcé, alors vous vous ferez comme moi un mérite de votre soumission» [3]).

Après Pignon, Peyssonnel menaçait donc de faire défection. Cependant les mémoires du Languedoc et de Marseille avaient

1) Mémoire général sur le commerce des Français au Levant. Arch. nat. mar. B[7] 377. On trouve dans ce mémoire un résumé intéressant de l'histoire des arrangements.

2) 25 décembre 1751. Aff. étrang., Cartons commerciaux, Mémoires.

3) 27 juin 1753. Ibid.

afflué à Versailles avec ceux des échelles[1]). Le 27 mars 1752 Rouillé les communiquait aux intendants Montaran et Trudaine pour les étudier avec celui de Lironcourt. Ce dernier était attaché pendant un an au comité du Bureau du commerce, aux appointements de 6000 livres, pour donner toutes les informations qui lui seraient demandées. En 1753 Montaran, collègue de Vincent de Gournay, gagné comme lui aux nouvelles idées, présenta son rapport[2]). Ses conclusions entraînèrent l'adhésion unanime du Bureau du commerce formulée dans la délibération du 16 mai 1754.

En quatorze propositions tranchantes et brèves, c'était la condamnation absolue du système de Maurepas. Le ministre Rouillé auquel elles étaient présentées, avait été étroitement mêlé aux discussions qui avaient accompagné son établissement. Son expérience l'engageait à être prudent, l'échafaudage des règlements ne fut pas tout d'un coup renversé.

C'est au milieu des hésitations qu'un nouvel assaut leur fut livré dans l'entourage même du ministre. Forbonnais, déjà connu par plusieurs ouvrages et surtout par ses *Eléments du commerce* parus en 1754 allait porter au comble sa réputation par ses *Recherches et considérations sur les finances de la France.* En désaccord avec les économistes sur beaucoup de points il restait attaché à la balance du commerce, aux monopoles et aux prohibitions et en donna la preuve au même moment sans sa fameuse controverse sur les toiles peintes avec Vincent de Gournay. Pourtant, en 1755, il fit paraître sous le couvert de l'anonyme, une critique mordante de l'œuvre de Maurepas dans ses *Questions sur le commerce des Français au Levant*[3]) publiées à Marseille. Les arguments, souvent nouveaux, y sont présentés avec beaucoup de bon sens, de force, de verve et d'esprit.

---

1) Bibliot. nat. Mss. fr. 11 790. — Aff. étrang. Ibid.

2) 289 pages. Bibl. nat. Mss. fr. 11 790.

3) Marseille, chez Carapatria, libraire près de la loge, in-12°, 152 pages. L'ouvrage est sous forme de lettre de Mr J. K. négociant à Marseille, à Mr R. intéressé dans les affaires du roi à Paris. — En 1756 Forbonnais devient inspecteur général des monnaies. En 1759 il allait être secrétaire du contrôleur-général Silhouette.

Les réformes de 1756. — En 1756, Machault, successeur de Rouillé, non moins au courant que lui des choses du Levant, se montra résolument réformateur. Des ordres furent expédies aux échelles pour faire abandonner les fixations de prix et les répartitions. La nation de Constantinople, forte de l'appui moral de l'ambassadeur, ne se décida à les abolir tardivement le 6 avril 1757 qu'après avoir reçu les injonctions réitérées du ministre. Les fabricants étaient aussi mis à l'aise. Un arrêt du conseil du 27 août 1754, permit à tous les fabricants d'envoyer dans le Levant toutes les espèces et qualités de draps qu'ils jugeraient propres à ce commerce. En 1756 la liberté de fabriquer leur fut accordée provisoirement.

La guerre de Sept ans, qui commençait, jeta le trouble dans le commerce; le conseil y pourvut par diverses mesures en 1759, mais c'est seulement après le rétablissement de la paix qu'il put s'occuper des résultats produits par les réformes de 1756. La cour fut jetée dans l'incertitude par l'avilissement du prix des draps. Le chevalier de Vergennes, ambassadeur, héritier des idées de ses prédécesseurs, affirmait que seuls les anciens arrangements pouvaient rémédier à la situation, «faire cesser parmi les nationaux une concurrence destructive qui avait été la source et l'occasion de tout le désordre». Vergennes déclarait n'avoir engagé cette discussion qu'avec crainte en réfléchissant qu'il se mettait en opposition avec les principes du Bureau du commerce et de la Chambre de Marseille, mais l'amour de son devoir avait triomphé de sa répugnance. Le duc de Praslin fut ébranlé par ce langage et trahit dans sa réponse sa profonde incertitude [1]). L'ambassadeur, voulant pousser son avantage, revenait à la charge.

L'enquête de 1765 et les réformes de 1766. — Les demi-libertés accordées en 1756 étaient donc menacées. Dans son embarras, le duc de Praslin, d'accord avec le contrôleur-général envoya l'intendant de Montaran, fils de l'auteur du rapport de

---

1) 27 juillet 1765, 21 8bre 1765. Aff. étrang., Cartons commerciaux, Mémoires.

1753[1]), faire une enquête sur place dans le Languedoc et à Marseille. «J'ai été fort content des Languedociens, écrivait l'intendant à Praslin, le 11 9bre 1765, je ne le suis pas moins des Marseillais . . . Il me reste à souhaiter qu'ils soient aussi contents de moi et je l'espère d'autant mieux que nous sommes tous d'accord.» Il raffermissait en même temps la conviction du ministre. «Je sais que vous êtes un peu prévenu par M. de Vergennes, mais je vous prie de suspendre votre jugement et je me flatte de porter la chose jusqu'à la démonstration.» L'accord n'était pas aussi complet que l'affirmait Montaran. Il ne s'entendait complètement qu'avec les Marseillais dont les demandes étaient partiellement en conflit avec celles du Languedoc.

Les négociants de Marseille étaient d'accord avec les fabricants pour demander l'interdiction des fixations et des répartitions réclamées par l'échelle de Constantinople, mais ils affirmaient la nécessité des règlements relatifs à la fabrication des draps et ils en sollicitaient le rétablissement[2]). Ce fut leur avis qui prévalut: après un débat approfondi le Bureau du commerce, par sa délibération du 17 avril 1766, adopta les propositions de Montaran. La liberté était accordée aux échelles de prendre tels arrangements qui leur conviendraient pour les ventes et pour les achats. Les règlements sur la fabrication des draps furent remis en vigueur. Praslin s'était excusé d'avance auprès de Vergennes. «L'opinion contraire aux arrangements proposés prévaut encore et l'idée des anciennes gênes qui paraissent devoir arrêter ensemble la liberté naturelle du commerce et ses progrès l'emporte sur toute les raisons de règle, de réforme et de rétablissement qu'on aurait pu y opposer. Nous n'avons rien pu gagner sur ce point et le mot seul de fixation et de répartition effraie»[3]). Le Bureau et les intendants du commerce avaient entraîné les ministres. En apprenant ces nouvelles Vergennes, peu convaincu, fit ses réserves. Cependant les anciennes idées

1) J. J. Maurille Michau de Montaran entré au bureau du commerce avec la survivance de la charge de son père le 15 avril 1758.

2) Délibération de la chambre de commerce du 7 9bre 1765, en réponse aux questions proposées par monsieur de Montaran, HH. 71.

3) 31 mars 1766. Aff. étrang., Cartons commerciaux, Mémoires.

perdaient de plus en plus de terrain. Praslin écrivant à l'ambassadeur le 20 avril 1767, parlait le nouveau langage. Peyssonnel, de Smyrne, converti sur le tard, répondait au ministre le 20 novembre de la même année. «Depuis que V. G. m'a fait l'honneur de me demander mon avis sur la grande question de la liberté et des arrangements, je me suis uniquement occupé de cette matière . . . Je l'ai discutée avec M. le chevalier de Vergennes, je l'ai débattue dans une infinité d'entretiens avec les personnes les plus éclairées des deux partis». Résultat: il pensait que la liberté indéfinie était avantageuse au commerce et à l'état.

Ainsi la grande enquête de 1765 n'avait pas clos de débat. Mais le ministre, qui cherchait à se garder contre les influences de son entourage par les avis de Constantinople ou de Smyrne, en recevait maintenant des paroles de liberté. Aussi le duc de Praslin faisait-il entendre maintenant dans les échelles un langage tout nouveau. Il voyait d'un mauvais œil celles qui usaient de la liberté pour recourir encore aux arrangements. En 1769, le consul d'Alep, de Perdriau lui fait part des difficultés causées par une répartition de draps. Praslin commence par s'étonner puis expédie des ordres lui défendant de tolérer aucune répartition ni fixation de prix, aucun arrangement [1]). Décidement le mot de liberté avait un sens tout particulier pour les ministres de l'ancien régime.

Languedoc et Marseille. — Cependant le Languedoc au lieu de gagner de nouveaux avantages en 1766 avait perdu ceux qu'il avait conquis en 1756. Les fabricants de draps dont l'industrie traversait une crise grave, malgré le rétablissement de la paix, l'attribuèrent au régime qu'ils subissaient. A la fin de 1769 ils remirent en question les règlements [2]).

Les Marseillais se hâtèrent répondre par un long mémoire à leurs demandes qu'ils combattaient énergiquement. Leurs

1) Lettres de 1769 et de 1770.

2) Aff. étrang., Cartons commerciaux, Mémoires. — Voir, ibid., les mémoires des députés des états du Languedoc, 11 7bre 1769 et la réponse de la Chambre du commerce, 15 janvier 1770. — Ces mémoires sont aux archives de la Chambre du commerce, HH. 71 et 72.

intérêts étant différents rien d'étonnant qu'ils aient toujours soutenu des théories opposées. Pourtant leur langage contrastait de façon piquante avec leurs plaidoyers ordinaires en faveur de la liberté. «O étrange illusion qui fait chercher dans la licence, dans la confusion et dans le désordre l'amélioration d'un commerce abattu par l'excès de la négligence et des abus!» D'autre part en demandant que tous les règlements sur les draps fussent maintenus, la Chambre du commerce revendiquait toute liberté d'action pour les négociants, même celle de faire des *arrangements* s'ils le jugeaient convenable.

Les Marseillais eurent encore toute satisfaction. Le même conflit au sujet des règlements fut de nouveau soulevé en 1774 et en 1775.

Turgot, Necker et la Chambre du commerce. — Cependant l'arrivée de Turgot au pouvoir avait semblé consacrer le triomphe des idées des économistes. L'édit de 1776 supprima les jurandes, maîtrises et corporations. La Chambre du commerce de Marseille, fidèle à sa tradition, témoignait aussitôt son inquiétude. Elle voulait écrire à Vergennes, à Sartine pour éviter que cette suppression ne s'étendît aux jurandes des fabriques de draps du Languedoc. La chute de Turgot lui évita cette peine. Elle témoignait en toute occasion son attachement aux règlements industriels. Elle réclamait, à cause de la nécessité de maintenir la réputation de nos produits, le rétablissement de l'inspection des eaux de vie qu'un édit du 26 avril 1776 avait supprimé. En 1788 les fabricants d'armes de St Etienne lui demandaient de les appuyer dans leur protestation contre une ordonnance du 10 février qui établissait une inspection nouvelle. «Nous y voyons au contraire deux biens, répondit la chambre, celui de la sûreté publique et la réputation que la fabrique de nos armes en acquerra. Ce n'est pas la liberté dans les opérations de la fabrique qui peut avoir donné la préférence aux armes de Liège, c'est la bonté dans la fabrication . . . Ainsi, ce que vous considérez comme un mal capable de renverser vos manufactures paraît à nos yeux le moyen le plus propre à les rétablir.»

En 1778 Necker avait consulté la Chambre sur le régime le plus convenable à adopter pour les manufactures. Le mémoire

adressé par le ministre exposait très nettement les deux politiques entre lesquelles on hésitait depuis quelque temps et préconisait un système mixte.

Il proposait que les marchandises fabriquées selon les règles en vigueur fussent seules «revêtues des plombs et marques qui sont le sceau de l'approbation publique. A l'égard des fabricants qui se croiraient assez d'intelligence ou d'industrie pour examiner des combinaisons nouvelles ou qui s'en écarteraient par système ou par ignorance et qui conserveraient cependant l'espérance de trouver des acheteurs au dedans et au dehors du royaume, ils jouiraient d'une entière liberté de suivre leurs idées; ils n'auraient d'autre assujettissement que celui de mettre à leurs étoffes une lisière distinctive. Les marques et les plombs d'approbation ne seraient jamais appliqués aux étoffes de cette espèce. On se bornerait à les revêtir d'une marque qui attesterait qu'elles sont de fabrique nationale, précaution indispensable pour en prévenir la saisie» [1]). Cette conception convenait bien à l'habile homme ennemi des théories absolues, partisan des solutions empiriques adaptées aux circonstances. Eclectique dans le choix de ses collaborateurs, entouré de Colbertistes modérés comme l'intendant de Montaran et de physiocrates comme Dupont de Nemours, Necker s'efforçait toujours de trouver un moyen terme entre la liberté prônée par ceux-ci et la règlementation chère à ceux-là.

Dans sa réponse la Chambre du commerce commença par une glorification des anciens règlements: «On créa en 1669 ces sages règlements qui, en servant de base à toutes les opérations des manufactures de France, ont fait le bonheur des peuples et procuré des richesses immenses à l'état . . .» Elle faisait des objections, d'ailleurs judicieuses, au système mixte et réclamait plus de restrictions.

Après avoir été si longtemps défendu la liberté contre les envahissements de la centralisation, elle représentait maintenant, en présence des ministres réformateurs de Louis XVI, des idées

1) 28 février 1778. Arch. de la chambre de commerce, HH. 95.

rétrogrades. Ses objections furent, d'ailleurs, écoutées. Les lettres patentes du 5 mai 1779, qui établissaient pour les manufactures un nouveau régime, sur les bases indiquées par Necker, en exceptaient les draps fabriquées pour le Levant. L'article XIV était ainsi conçu: «Les anciens règlements concernant la fabrication, vente et expédition des draps destinés pour le Levant seront exécutés jusqu'à ce qu'il en soit par nous autrement ordonné, nous réservant de nous expliquer incessamment sur ces objet.»

En effet, la question fut débattue dans deux *comités* tenus chez lui par Maurepas, les 7 et 8 juillet 1779, avec Sartine et Vergennes. Les trois ministres y convoquèrent et y entendirent la Tour, l'inspecteur du commerce du Levant, le baron de Tott qui revenait de son inspection des échelles, de St Didier, le premier commis des consulats et des correspondances de la marine en pays étrangers, Rostagny le député de Marseille au Bureau du commerce. Celui-ci soutint les idées des Marseillais dans un long mémoire[1]). Le régime de 1766 fût encore conservé. Dans leurs conférences les ministres s'étaient surtout occupés de préparer la grande ordonnance de 1781 relative à la réorganisation des échelles. Les nations furent maintenues dans la liberté de conclure par délibération les *arrangements* qui leur paraîtraient convenables. Mais l'instruction jointe à l'ordonnance témoignait que le gouvernement les verrait décider de très bon œil. On y trouve même une apologie sans réserve du système de Maurepas qui détonne trente ans après sa condamnation et son abandon[2]).

---

1) Mémoire sur les arrangements généraux du Levant et de la Barbarie. 8 juillet 1779. 197 pages. Aff. étrang., Cartons commerciaux, Mémoires. — De Tott était partisan de la liberté. Voir *Mémoire de Mr le baron de Tott.* Aff. étrang., Mémoires et doc. France 2020, fol. 75—82.

2) On trouve la même apologie dans les *Observations sur la côte de Syrie* de Venture de Paradis, compagnon de Tott, à propos de la situation privilégiée des Français à Acre. «La nation la moins éclairée aurait su tirer parti d'une telle situation . . . Lorsqu'on considère l'exploitation vicieuse de ce commerce on ne peut s'empêcher de rejeter tous ces faux systèmes de liberté indéfinie

Platonique satisfaction accordée sans doute au vieux ministre qui allait mourir et à l'ancien ambassadeur resté l'adversaire impénitent de la liberté. Mais l'ancien système restait bel et bien condamné. Il est à remarquer que dans cette occasion où fut débattu pour la dernière fois solennellement tout le régime commercial du Levant, la procédure avait été toute autre qu'en 1754, 1759, 1765 et 1770. Les ministres intéressés avaient décidé eux-même sans consulter le Bureau du commerce. Le rôle de celui-ci était devenu beaucoup plus effacé sous Lous XVI[1]).

La situation en 1789. Donc la centralisation poussée à l'extrême par Maurepas, dernier représentant, à la tête du commerce du Levant, de la dynastie bureaucratique des Phélypeaux, était devenue beaucoup moins étroite depuis les réformes de 1766. Les instructions nouvelles adressées aux ambassadeurs et aux consuls, l'esprit nouveau qui les animait, avaient peut-être fait plus encore pour la liberté des négociants que les suppressions ou les modifications des règlements. Depuis 1766 les facteurs des échelles pouvaient acheter et vendre comme ils l'entendaient, s'associer entre-eux ou agir suivant leur initiative. Si le régime commercial n'était pas devenu plus libéral encore il fallait en rendre responsables les Marseillais attachés jusqu'à la fin au maintien des règlements relatifs aux draps. Cependant les marchands étaient loin de posséder toutes les libertés qu'ils eussent désirées et même toutes celles qu'ils avaient gardées jusqu'en 1730. L'œuvre de Maurepas n'avait pas été entièrement détruite. Ils restaient astreints à des inspections et à des visites de toutes sortes pour les marchandises qui passaient entre leurs mains. Surtout le commerce du Levant n'était pas ouvert à tous. La fixation du nombre des maisons des échelles, le choix de leurs gérants par le ministre, les

---

dont le sophisme cherche à fasciner les yeux du ministre.» Bibl. nat. Mss. fr. nouv. acq. 9135, fol. 65—86.

1) Au sujet des multiples décisions de toutes sortes relatives au commerce du Levant. Voir *Recueil général des règlements, arrêts, édits,* etc. Arch. de la chambre II, 23 (va jusqu'en 1763). — *Table des arrêts du conseil, déclarations,* etc. Arch. nat. mar. B^7 433 (va du 14 avril 1700 au 18 7bre 1773 et énumère 150 décisions diverses). — *Inventaire des arrêts*, etc. Aff. étrang., Mém. et doc. France, 2020, fol. 4—16 (va de 1756 à 1778).

cautionnements exigés, avaient été maintenus sans restriction par tous les successeurs de Maurepas. En définitive, même après les réformes de 1766, le commerce du Levant restait plus réglementé et plus surveillé que tout autre. Aussi la Révolution, dès ses débuts, allait-elle soulever à Marseille un immense cri pour réclamer en faveur du commerce une entière liberté.

Miszellen.

Die Kölner Handelsbeziehungen im 15. Jahrhundert.

Antrittsvorlesung, gehalten am 30. November 1908 von Dr. Bruno Kuske, Privatdozent für Wirtschaftsgeschichte an der städtischen Handelshochschule zu Köln.

Die natürlichen Grundlagen der Kölner Handelsbeziehungen im Mittelalter bestehen weniger in der glücklichen Ausstattung der Nachbargebiete der Stadt mit fruchtbarem Boden und Mineralien als in ihrer günstigen verkehrsgeographischen Lage[1]).

Die Vorzüge dieser Lage beruhen darauf, daß die Stadt der Knotenpunkt der wichtigsten westdeutschen Straßenzüge ist, von Verkehrswegen, die nicht nur bedeutende deutsche, sondern in ihren Verlängerungen auch europäische Länder verknüpfen. Diese Straßen, denen heute noch zum großen Teil die Eisenbahnlinien folgen, öffneten der Stadt nach allen Seiten hin weite Tore und erschlossen ihr rundum große Handelsgebiete, von denen fast jedes einem der Straßenzüge entspricht.

Besonders wichtig ist es für die Entwicklung der Stadt und ihres Handels geworden, daß die linksrheinischen Gebirge nach Norden zu auf der Linie Köln-Aachen zum erstenmal bequemer umgangen werden können. Dieser Tatsache verdankt die Stadt den unmittelbaren Anschluß an das brabantisch-flandrische Wirtschaftsgebiet und damit auch ihren enormen Anteil am englischen Handel. In Brabant, Flandern und in ihrem Hintergrunde, in England, lag der Schwerpunkt des Kölner Außenhandels.

Die Aachener Straße findet ihre wichtigste östliche Fortsetzung in der Straße, die auf dem rechten Rheinufer bei Siegburg ins Gebirge

---

1) Die in diesem Aufsatz enthaltenen Tatsachen beruhen zumeist auf dem Manuskript zu einer Publikation der Quellen zur Kölner Handelsgeschichte, die ich im Kölner Stadtarchiv vorbereitet habe, außerdem aber auch auf bereits bestehenden Quelleneditionen oder Darstellungen, von denen ich besonders die von Lacomblet, Ennen, W. Stein, H. v. Lœsch, K. Lamprecht, A. Schulte, E. Gothein und T. Geering und die hansischen Publikationen hervorhebe.

tritt und entweder über Limburg oder über Wetzlar und die Städte der Wetterau nach Frankfurt führt, das sich seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zum wichtigsten periodischen westdeutschen Binnenmarkt entwickelte. An diesen Weg schlossen sich über Frankfurt hinaus nach Südosten das oberdeutsche und das österreichisch-ungarische Handelsgebiet an, nach Süden die Länder des Oberrheins, die Schweiz, Italien, Südfrankreich und Spanien.

In Köln stiegen aber sowohl die Eifelstraße von Trier her ins Rheintal herab, als auch die Straßen, die von Schwelm und Lennep und Wipperfürth aus das bergische Land durchschneiden. Jene ermöglichte der Stadt einen ausgedehnten Verkehr mit Lothringen, Nordfrankreich und Paris, diese schlossen sie auf der einen Seite an Mitteldeutschland, Thüringen, Meißen, Böhmen und Schlesien, auf der andern an Westfalen, Niedersachsen, die Elbmündung und die Länder der Ostseeküste an.

Endlich mündet in die Kölner Kreuzung westöstlicher Wege der große niederrheinische Straßenzug ein, der auf dem linken Stromufer von Nordbrabant her durch Geldern und über Kleve, Xanten, Ürdingen und Neuß kommt, und der dann über Bonn, allerdings mit damals abgeschwächter Bedeutung weiter ins Oberland führt. Der linksrheinische Weg vermittelte der Stadt den direkten Zugang zu Gebieten, die namentlich für ihre Versorgung mit Lebensmitteln von größtem Werte waren.

Dieses Straßensystem wurde natürlich hervorragend ergänzt durch den Rhein, und dabei kam der Stadt der Umstand sehr zugute, daß der Strom ungefähr vor ihren Mauern seinen Charakter ändert. Der Rhein wird hier zum Tieflandstrom. Der stromschnellenreiche und schmale Mittelrhein verwandelt sich in der Nähe von Köln in den breiten und tiefen Niederrhein, eine Tatsache, die auf die Entwicklung der Schiffahrt in früheren Zeiten sehr einschneidend wirkte. Sie veranlaßte, daß auf dem Strom zwei verschiedene Schiffstypen entstanden, — nämlich das breite und tiefgehende niederrheinische Segelschiff und der mittelrheinische Kahn mit flachem Boden und schmalem Grundriß, der dazu nur wenig zum Segeln geeignet war.

Diese technische Zweiteilung der Schiffahrt hatte zur Folge, daß die Güter in der Nähe von Köln umgeschlagen werden mußten, und die Stadt erzwang sich diesen durch die natürlichen Verhältnisse bereits vorbereiteten Umschlag endgültig mit Hilfe ihres Stapelrechts, gleichwie sie mit demselben Mittel die Güter in ihre Mauern nötigte, die auf den Straßen, an denen sie lag, dahingingen[1]).

---

1) Über die Organisation der Kölner Rheinschiffahrt und die Geschichte des Kölner Stapels vgl. E. Gothein, Zur Geschichte der Rheinschiffahrt, Westd. Ztschr. f. Gesch. u. Kunst. Bd. 14 (1895). — Derselbe, Gesch. Entwicklung d. Rheinschiffahrt i. 19. Jahrhundert, Leipzig 1903. — Ch. Eckert, Rheinschiffahrt im 19. Jahrhundert (Schmollers Forschungen, Bd. 18, 5 1900) und B. Kuske, Die Rheinschiffahrt zwischen Köln und Düsseldorf vom 17.—19. Jahrhundert (mit einer Darstellung der älteren Kölner Schifferverbände), Beitr. z. Gesch. d. Niederrheins, Bd. 20 (1906) S. 250—354. —

Daneben bildete der Rhein einen Konkurrenzweg zu den Landstraßen, nach dem Oberlande hin und nach Flandern und den Niederlanden. Aber man darf seine Bedeutung nicht überschätzen. Zunächst läßt sich im späteren Mittelalter nicht mehr nachweisen, daß Seeschiffe direkt nach Köln heraufkamen oder daß die Kölner gar von ihrer Stadt aus selbst Seeschiffahrt trieben. Die Stadt teilt auch im Jahre 1441 dem Herzog Philipp von Burgund ausdrücklich mit, daß sie selbst „seit Menschen Gedenken" nie Schiffe zur See geschickt habe und daß auch ihre Bürger keine besäßen. An der Seeschiffahrt waren Kölner Kaufleute natürlich beteiligt. Sie trieben, wie wir noch sehen werden, Eigenhandel über See, und sie hatten häufig Seeschiffsanteile, wiewohl die Schiffsmiete doch in ihrem überseeischen Verkehr überwog. Aber der Ausgangsort dieses Verkehrs war nicht Köln, sondern immer ein Seehafen.

Die Ursache zu dieser Erscheinung mag wohl in dem Mangel an nautischer Erfahrung der zu sehr im Binnenlande wohnenden Kölner zu suchen sein, sowie auch in dem Umstand, daß der Rhein mit Seeschiffen nicht leicht befahren werden konnte. Dazu kam aber noch der Stapel von Dordrecht, der den gesamten Wasserverkehr, der sich durch die Rhein- und Maasmündung auf- und abbewegte, bereits seit dem Ende des 13. Jahrhunderts unterbrach und zur Umladung in den Hafen dieser Stadt zwang.

Der Verkehrswert des Stromes im Binnenlande wurde vor allem durch den entarteten Zollfiskalismus der rheinischen Landesherren beträchtlich vermindert, der die Schiffahrt mit großem Zeitverlust und bedeutenden Unkosten belastete. Daher kam es, daß man die Landstraße in vielen Fällen bevorzugte, wo sonst der Fluß naturgemäßer hätte benützt werden müssen.

Neben den bereits erwähnten großen Wirtschaftsgebieten im Hintergrunde der Straßen kam für den Güteraustausch der Stadt auch ihre Nachbarschaft in Frage. Es ist selbstverständlich, daß diese mit ihr einen fortgesetzten intimen Verkehr unterhielt, einen Verkehr, der, besonders was Jülich-Berg und Kleve anlangt, durch Verträge gestützt wurde, nach denen sich die Stadt und die Territorien gegenseitig die Gleichstellung ihrer Bürger und Untersassen in ihrem Machtbereich garantierten.

Man darf sich aber den Verkehr zwischen Köln und den meist ländlichen Gebieten seiner Umgebung nicht so vorstellen, als ob beide sich gegenseitig insofern harmonisch ergänzt hätten, daß das Land allein die fortwährende Versorgung der Stadt mit agrarischen Lebensmitteln übernahm und daß diese dafür gewerbliche Erzeugnisse lieferte, daß also beide gewissermaßen einen wirtschaftlichen Organismus bildeten. Natürlich lieferten die Bauern der Stadt Lebensmittel, aber abhängig war diese von ihnen nur wenig. Für ihre Verproviantierung kamen, wie wir sehen werden, zum Teil andere Gebiete in Frage. Sie war sogar oft für das Land selbst Bezugsort von landwirtschaftlichen Produkten. Die

---

Derselbe, Die Bonner Schiffahrt im 18. Jahrhundert, Annalen d. Hist. Ver. f. d. Niederrhein. H. 81 (1906) S. 1—45.

Bauern der Umgebung kauften das Zuchtvieh, und die Metzger der kleinen Nachbarstädte, von Siegburg, Bonn und auch von Düren, das Schlachtvieh auf den Kölner Märkten. Ebenso bezogen die Herzöge von Jülich-Berg und der Erzbischof von Köln große Quantitäten von Vieh und Getreide aus der Stadt. Diese war, namentlich auch während der sehr häufigen Teuerungen, das unentbehrliche Kornreservoir des flachen Landes, und ihre Viehmärkte und Getreidevorräte wurden weniger von diesem aus, als vermittelst eines weithin reichenden Fernhandels beschickt und versorgt. Ebenso kauften die Weber der kleineren Städte bis Montabaur und Siegen hin in Köln ihre Wolle oder zum Färben den Waid.

Aus der Nachbarschaft erhielt die Stadt aber nicht nur Rohstoffe, wie z. B. Holz und Holzkohlen und Kalk aus dem bergischen Lande, oder Steine aus dem Siebengebirge und aus Andernach, sondern auch industrielle Produkte. Das Bier von Neuß und Kaiserswerth oder das Tuch von Aachen und Düren waren dabei weniger wichtig als der Stahl des märkischen und des Siegerlandes und des Westerwaldes. Hier traten Kölner Großkaufleute im 15. Jahrhundert bereits als Verleger auf. Ein Kaufmann übernahm oft vertragsmäßig auf mehrere Jahre die gesamte Stahlproduktion eines ganzen Ortes, wie z. B. von Altenbreckerfeld oder Siegen, und auch die Pfannenschmiede von Homburg vor der Mark arbeiteten im Dienste des Kölner Kapitals, das auch zum Teil den Blei- und Kupferbergbau in der Eifel beherrschte. Auf den Jahrmärkten der kleinen Städte stellten die Kölner wohl das hauptsächlichste Kontingent der Händler mit Leinwand und Tuch, mit Hüten, Lederwaren, Kurz- und Eisenwaren und Wein. Doch an Absatzbedeutung konnten sich diese Plätze bei weitem nicht mit den großen internationalen Märkten messen. Sie wurden daher auch von den Großkaufleuten meist gemieden und mehr nur von Kleinhändlern, von Krämern besucht.

Von den weiter weggelegenen Gebieten des Rheinlandes waren die Weinbaugegenden am Mittelrhein und an der Mosel von großer Bedeutung für den Kölner Handel. Und es gibt tatsächlich wenig rheinische Orte, deren Namen heute unsere Weinkarten zieren, die nicht schon in den spätmittelalterlichen Weinhandelsakten genannt werden. Die Kölner Weingroßhändler, die häufig zugleich Faßbinder, oft aber auch andere Handwerker, wie z. B. Gürtler, Riemenschneider oder Goldschmiede waren, kauften den Wein in großem Stil im Oberland auf. Sie hatten manchmal in der Verkaufszeit ihre ständigen Faktoren in den Moseldörfern, oder einzelne beliehen oder kauften bereits vor der Lese die Trauben auf den Stöcken ganzer Gemarkungen am Rhein herab bis vor die Tore von Bonn. Häufig bezahlten sie den Wein oder den Most noch mit Naturalien, z. B. mit Vieh oder mit Salz.

Das Moselland lieferte aber neben dem Wein auch Holz, das unter anderem der Erzbischof von Trier im großen verkaufte, Lohe, Schiefer und Tuch, während die Kölner die Gegend mit Leder versorgten und nach Trier Gewürze und Tuch schickten. Die Eifelstraße über Trier

wurde von ihnen auch als Durchgangsweg nach dem Oberlande, nach Straßburg, benützt.

Von den ferneren Märkten waren die in Flandern und Brabant für Köln die wichtigsten. An ihrer Spitze steht während des größten Teiles des 15. Jahrhunderts Antwerpen. Brügge, das ja der Haupthandelsplatz der Hanseaten war und eines ihrer bedeutendsten Kontore in seinen Mauern barg, hatte mindestens seit dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts für die Kölner nicht die Bedeutung wie seine Konkurrentin an der Scheldemündung.

Als dritter wichtiger Platz kam wegen seiner großen Messen das nordbrabantische Bergen op Zoom in Betracht. Die Beziehungen zu Antwerpen und Bergen waren für Köln so wichtig, daß es um ihretwillen die hansischen Gebote, in Brügge zu Stapel zu halten, ruhig übertrat, daß es sich weigerte, auch von allen außerhalb des Stapels in Flandern und Brabant abgesetzten Waren an den deutschen Kaufmann zu Brügge Schoß zu zahlen und sich auch an der mehrfachen Boykottierung der Märkte zu Antwerpen und Bergen durch die Hanse nicht beteiligte. Köln ließ es sogar darauf ankommen, aus dem Städtebund wegen seiner Haltung gegen Brügge ausgestoßen zu werden.

Die Eigenart der genannten drei Städte für den Kölner Handel bestand darin, daß Brügge ständiger Verkehrsplatz war, Bergen hingegen wegen seiner beiden Märkte periodischer, daß aber Antwerpen diese beiden Eigenschaften in sich vereinigte.

Hinter diesen Plätzen standen die übrigen bedeutend zurück, obwohl es kaum eine brabantische und flandrische Stadt gab, die nicht zu Köln Beziehungen gehabt hat. Sehr viele von ihnen lieferten ihm Tuch, und überall importierte es Wein. Brüssel suchte seit 1434 den Kölner Weinhandel besonders dadurch mehr an sich zu ziehen, daß es den Kaufleuten auf die Fracht und die Kellermiete Vorschüsse zahlte. In Lüttich hatten sich die Faßbinder besonders im Hinblick auf die Kölner organisiert und einen festen Turnus für ihre Bedienung eingerichtet. Die bedeutendsten Lager hatten diese aber in Antwerpen und Brügge. Sie hatten dort in ihren Kellereien eigene Angestellte, die den regelmäßigen Großabsatz besorgten, die aber auch das Recht zum Ausschank besaßen. Daneben hatten sie Kommissionäre, Wirte, die in ihrer Abwesenheit den Verkauf auch von anderen Waren vornahmen. Sie hatten Faktoreien zu Ein- und Verkauf. Über Brügge und später namentlich über Antwerpen ging ein Teil des kölnisch-romanischen Verkehrs. Von Brügge und Antwerpen aus versandten die Kölner aber auch Güter direkt nach Frankfurt, nach England und nach der Ost- und Nordsee, zum Teil ohne daß sie ihre Stadt berührten. Sie nahmen von dort aus teil an der internationalen Handelsvermittlung, und sie benützten die flandrischen Städte zur ständigen Basis ihrer kommerziellen Tätigkeit genau wie Köln selbst. Ihr Verkehr mit den fremden Händlern, mit Italienern, Franzosen, Engländern, Holländern und Hanseaten war besonders beträchtlich auf den Märkten zu Antwerpen und Bergen. Sie beschickten diese mit Wein, daneben aber auch mit Stahl, mit Waffen und mit Messing, Kupfer und Silber,

mit Kurzwaren, mit Garn, Tuch (zum Teil auch mit englischem), Barchent, Leinwand, Seide, Waid, Krapp, Drogen und Gewürzen. Sie bezogen von dort Südweine, Tuch, Gewürze, Südfrüchte, Rohseide, Baumwolle und Hüte, dabei aber auch Fische (besonders Bückinge), wertvolle Pferde, flämischen Käse und Seife. (Ich habe mich nur auf die Güter beschränkt, die besonders charakteristisch und wichtig waren und in den Quellen häufiger vorkommen.)

Der Handel mit England, der sich auf die dortigen hansischen Kontore und besonders das in London stützte, befaßte sich in der Richtung auf den Kontinent vor allem mit Tuch und Wolle. Die Stellung der Kölner Kaufleute in der englischen Tuchausfuhr war unter allen Deutschen die hervorragendste. Sie versorgten nicht nur die flandrischen Märkte, hatten nicht nur Tuchlieferungen z. B. an die Stadt Antwerpen selbst, sondern Köln konnte sich auch dem Senat von Venedig gegenüber rühmen, daß seine Kaufleute mehr als alle andern das Tuch von England nach der Lagunenstadt brächten. Neben dem Tuch ist es besonders Zinn gewesen, das aus England kam und welches für das in Köln besonders blühende Metallgewerbe wichtig war. Der kölnische Exporthandel nach England erstreckte sich namentlich auf Wein und Stahl und Eisen. (Johann Questenberg schickt einmal eine Ladung von 100 Faß Stahl hinüber.) Daneben kamen in Betracht Juwelen, Drogen, Waid und Seide. Die Wege zwischen beiden Gebieten führten sowohl auf dem Rhein abwärts über Dordrecht und Brielle oder über Middelburg und die flandrischen Städte bis hinab nach Calais. Aber die Kölner nahmen auch sowohl am französischen Getreidehandel nach England von Rouen und Dieppe aus teil, als auch am direkten Verkehr zwischen England und dem Norden und Osten Europas.

Sie sind an dem Handel mit England von allen Hanseaten am meisten interessiert gewesen. Auf ihren Niederlassungen, die sie auf der Insel bereits im 12. Jahrhundert hatten, beruhen überhaupt die späteren intimen handelspolitischen Beziehungen des Städtebundes zu England, und Köln hat mehrfach im 15. Jahrhundert gezeigt, daß ihm ein gutes Einvernehmen mit England wertvoller sei als die Hanse selbst, als der feste Bund mit seinen deutschen Schwesterstädten.

Die südlichen Niederlande, also Brabant, Flandern und zum Teil Seeland sind für Köln wegen ihrer Lage auf der Schwelle zwischen dem Kontinent und Großbritannien als Durchgangs- und Marktgebiete von höchster Bedeutung gewesen. Die nördlichen dagegen, Holland, Utrecht, Overyssel, Friesland und Geldern fallen für das Kölner Wirtschaftsleben mehr mit ihrer Produktion ins Gewicht. Die Güter passierten diese Gebiete natürlich auf dem Rhein und auf der Maas, und Dordrecht, sowohl wie Venlo, von dem aus der Landweg nach Köln benützt wurde, waren bedeutende Stapelplätze.

Ferner war Kampen an der Südostecke der Zuidersee der Hafen, von wo aus die Kölner zum Teil Fahrten nach dem Osten antraten, wo sie dazu die Schiffe mieteten und wo sie auch häufig die aus England exportierten Waren für die Ostsee umluden.

Aber mehr als dies bedeuteten die Seewirtschaft und die Land-

wirtschaft der Länder an der Rheinmündung und an der Zuidersee für die Stadt. Die holländischen und seeländischen Städte hatten im 15. Jahrhundert die Versorgung West- und Oberdeutschlands mit Seefischen an sich gerissen. Sie hatten angefangen, die Heringsgründe der Nordsee intensiver auszubeuten. Die Städte der Zuidersee beherrschten den Bückingsfang und den Stockfisch- und Kabljauhandel von Norwegen her. An der ganzen Küste wurde Salz gesotten, und zwar das feinste in Zierikzee. Diese Güter der See waren es besonders, die der Kölner Kaufmann in den Niederlanden suchte und in enormen Mengen rheinaufwärts führte. Es kommen Käufe vor, die sich auf über 700 Tonnen Heringe oder auf 16000 Stockfische auf einmal erstrecken.

Die Stadt aber richtete auf diese Güter ihr besonderes handelspolitisches Augenmerk. Sie ließ die Ladungen auf ihre Qualität hin kontrollieren und umpacken und erst passieren, nachdem sie von ihren Fisch- und Salzmaklern als rechtes Kaufmannsgut befunden und abgestempelt worden waren. Gerade diese Lebensmittelpolizei hat der Stadt teilweise die Anerkennung ihres Stapels im Oberlande und im Niederlande verschafft, im Niederlande besonders deshalb, weil sie diesem seit 1494 vertragsmäßig das Lieferungsmonopol für Salz und Heringe an die rheinaufwärts gelegenen Orte zusicherte und keine derartigen Waren aus andern Gegenden durchließ[1]).

Von großer Wichtigkeit ist aber auch die Viehzucht der Gebiete um die Zuidersee für Kölns Handel gewesen. Im Herbste, wenn der Weidegang mehr und mehr zu Ende ging, wurden aus dem Stifte Utrecht, aus Geldern und Friesland, aber auch aus dem benachbarten Westfalen große Rinderherden, manche über 1000 Köpfe stark, auf den Kölner Markt getrieben, aus Westfalen auch Schweine, und selbst von Hildesheim her Schafherden von mehreren 100 Stück. Die Bürger vieler kleiner Städte, namentlich am Niederrhein im Klevischen, sind an diesem Handel beteiligt, sie wurden ergänzt durch die Kölner Großkaufleute und die Kölner Metzger, die sich als Viehkommissionäre betätigten. Daneben gingen von den gleichen Ländern große Mengen von Speck und Schinken nach Köln, aus Deventer z. B. einmal an einen Kaufmann in einer einzigen Ladung 2200 Speckseiten, und selbst Braunschweiger Räuchereien hatten in Köln Kommissionäre. Aber noch bedeutender war der Export von Butter und Käse dahin und weiter ins Oberland. Auch auf diese Güter und dazu auf das Rüböl und Leinöl, das in den geldrischen und klevischen Städten geschlagen wurde, erstreckte sich die Lebensmittelpolizei der Stadt, welche die Größe der Tonnen und die Beschaffenheit ihres Inhalts beaufsichtigte.

Bemerkenswert ist endlich auch, daß die Kölner Kaufleute in Brabant als Verleger in der Gerberei auftraten. Die ganze Herzogenbuscher Gerberzunft arbeitete manchmal für eine einzige Kölner Firma. Aber Köln bezog vom Niederrhein, aus dem Münsterland und West-

1) Hierüber ausführlicher s. meine Untersuchung: „Der Kölner Fischhandel vom 14.—17. Jahrhundert“. Westdeutsche Ztschr. f. Gesch. u. Kunst. Bd. 24 (1905) S. 227–313.

falen, aus Dortmund und Soest auch Häute. Es kommen Ladungen von 550 Stück aus Deventer, von 250 Stück aus Westfalen vor, Mengen, die in dem bedeutenden Export von Leder und Lederwaren, von Riemen, Taschen, Beuteln, Handschuhen und Schuhsohlen aus Köln, und zwar besonders rheinaufwärts, ihr Gegenstück finden. Und am meisten konzentrierte sich der kölnisch-niederländische Verkehr in Deventer mit seinen großen Lebensmittelmärkten und seinem bedeutenden Tuch- und Weinhandel, der größtenteils in kölnischen Händen lag. (Der Kaufmann Rinck schickt z. B. im Jahre 1484 einmal nicht weniger als 92 Faß dahin!)

Wie bereits erwähnt wurde, war Kampen einer der Häfen, den man von Köln aus für den Handel nach der Nord- und Ostsee besonders bevorzugte. Nur Antwerpen und Dordrecht waren darin noch bedeutender. Dieser Handel wurde aber auch zu Lande über Unna, Soest, Paderborn, Hameln, Hildesheim, Braunschweig und Lüneburg, Verden und Stade hinweg betrieben. Seine Ziele waren vor allem Hamburg, Lübeck, Danzig, Riga und Reval. Wir sehen die Kölner aber auch mit Gütern in Bremen, wir sehen sie in Stralsund, Kolberg und Königsberg kaufen und verkaufen und in die Häfen dieser Städte Schiffe einlaufen, an denen sie Anteile hatten. Wir treffen Kölner in Dorpat und Nowgorod, in Stockholm, Kopenhagen und Bergen und, wenigstens während der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, auch noch auf den Heringsfangplätzen in Skanör und Falsterbo an der Südspitze von Schonen. Kölner Kaufleute befinden sich unter den Gläubigern der Könige von Dänemark.

Sie treiben, mit den Vorrechten der Hanse ausgerüstet, an den östlichen Küsten „aventiurre"-handel, indem sie mit ihren Gütern einem zunächst ungewissen Absatzplatz zuziehen. Sie haben in den Küstenstädten Faktoren und Kommissionäre, und besonders häufig sind die Handelsgesellschaften, die sie namentlich mit Lübeckern und Danzigern unterhielten.

Weitaus im Vordergrunde der Güter, welche von Köln nach dem Osten gingen, steht wieder der Wein. Überall in den Städten von Kopenhagen bis Reval sind Kölner Weinkeller, deren Pflege die hanseatischen Kompagnons besorgten, ebenso wie den Vertrieb nach dem Hinterlande. Und außerordentlich bedeutend sind zuweilen die Ladungen, die auf einmal nach dem trinkfreudigen Osten gehen. So schickt z. B. Johann Dasse im Jahre 1444 in einer Sendung 34 Fuder Rheinwein von Antwerpen nach Danzig, ein anderer 16 Fuder nach Livland. Die Kölner Kaufleute setzen aber auch Industrieprodukte und zwar namentlich Tuch und seidene Stoffe ab, und sogar in Danzig Andernacher Mühlsteine. Sie bringen dafür wieder: Pelze, Leinwand, Getreide, Wachs, Talg, Holz, Pottasche und Fische und sogar Kupfer, das aus dem Innern von Rußland, von Smolensk und andern Orten stammte und vermutlich in Nowgorod eingehandelt wurde. Sie beteiligen sich auch am Getreidehandel von Danzig nach Livland hin und chartern dazu unter anderem schwedische Schiffe. Sie vermitteln ferner zwischen der Ostsee und England und den Niederlanden.

Ein zweites Handelsgebiet im Osten war das mitteldeutsche,

dessen Schwerpunkt in Leipzig mit seinen Messen lag, das aber im Westen von Erfurt und Nordhausen und im Südosten von Prag flankiert wurde, deren Bürger auch selbst in Köln auftauchen. In Leipzig wie in Prag sitzen Vertreter von Kölner Kaufleuten, und die Messen jener Stadt werden von ihnen besucht und besonders auch als Zahlungsplätze benützt. Dort sind auch die Rückzahlungen von Darlehen fällig, die von den Kölnern zuweilen den mitteldeutschen Fürsten, wie z. B. den Erzbischöfen von Magdeburg gewährt wurden. Eine besondere Anziehungskraft scheint Leipzig auf die Kölner wegen seines Edelmetallhandels ausgeübt zu haben, der namentlich von Zwickau aus dort betrieben wurde. Kölner Kapital ist sogar im Silberbergbau von Schneeberg angelegt, und in Köln werden in den 70er Jahren des 15. Jahrhunderts Kuxe der dortigen Gruben verkauft. Die Kölner senden aber auch Kupfer und Silber vom Harz und Leipzig aus direkt nach den wichtigen Metallhandelsplätzen Nürnberg, Frankfurt und Antwerpen, ebenso wie Salz und Salpeter von Halle nach Frankfurt a. M. Über Leipzig hinaus erstreckten sich ihre Beziehungen aber auch bis Berlin, Frankfurt a. O., Breslau und Krakau hin. Die Stadt Breslau hat z. B. Kölner Gläubiger, und in Krakau finden wir schon im 14. Jahrhundert Rheinländer als Bürgermeister und Ratsherren, darunter sogar einen Suderman, in einer Zeit freilich, da diese Familie noch in Dortmund ansässig war.

Der Handel zwischen Köln und den mitteldeutschen Gebieten vollzog sich aber vor allem auf der Frankfurter Messe, wo zum größten Teil auch der Güteraustausch mit Oberdeutschland und der Schweiz stattfand.

Seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts sehen wir die Kölner regelmäßig im März und im August in großer Anzahl diesen Markt aufsuchen. Dorthin dirigieren die Kaufleute, die am Fernhandel beteiligt sind, ihre im Ausland erworbenen Güter. Von da aus setzen sie neueingekaufte nach allen Seiten, bis zur Ostsee, bis Frankreich und Italien hin wieder ab. Nach Frankfurt führen die für den Markt arbeitenden Kölner Handwerker die Erzeugnisse ihrer Werkstätten: Metall- und Lederwaren, Tuch, Barchent, Leinwand und Seide, Garn und Hüte, und zu diesen Gütern kamen als Handelsgegenstände Pelze, Gewürze und Drogen, Südfrüchte und Sämereien, Edelmetalle, Perlen und Edelsteine. Die Kölner Gewürz- und Tuchmakler waren auch vom Frankfurter Rat für die Ausübung ihres Gewerbes auf den Messen konzessioniert. Die Kaufleute und bedeutenderen Handwerker hatten in Frankfurt ständige Niederlagen für ihre Waren und festgemietete Läden. Mitunter besaßen sie dort sogar Häuser, wie dies auch in den großen Handelsstädten in Flandern und in Oberdeutschland (z. B. in Mainz) der Fall war.

Die Messe war zugleich der Platz, wo die in den Monaten vorher an andern Orten entstandenen Zahlungsverpflichtungen der Kaufleute erfüllt wurden. Auf die Messe lauteten Hunderte von Schuldverschreibungen aus Handelsgeschäften. Dort rechneten die Gesellschafter, die Kommissionäre und Faktoren untereinander und mit ihren Auf-

traggebern ab. Hier entstanden aber aus den Kaufabschlüssen auch viele neue Kreditverhältnisse. Hier nahmen die Kölner Kaufleute zugleich Anleihen auf Rechnung ihrer Stadt auf. Hier fanden sich die Ratsherren unter ihnen mit den Vertretern anderer Städte zu politischen Verhandlungen und Abmachungen zusammen.

Die Frankfurter Messe macht es besonders erklärlich, daß wir die Kölner verhältnismäßig selten in Nürnberg nachweisen können. Diese Stadt war für sie ebenso wie Regensburg mehr Durchgangsort auf dem Wege nach dem weiteren Südosten, nach Österreich und Ungarn. Die dahin bestimmten Güter, unter denen Tuch die erste Stelle einnahm, wurden zum großen Teil in Regensburg der Donauschiffahrt überantwortet und gingen von da nach Wien, dem Hauptziele der Kaufleute, wo diese auch ihre Faktoren und Kommissionäre hatten. Gefördert durch Privilegien von den Habsburgern und den ungarischen Königen vertrieben sie von dort aus ihre Waren ostwärts, und zahlreich waren ihre Schuldforderungen in Preßburg und Ödenburg und anderen ungarischen Orten.

Die Frankfurter Messe war für die Kölner teilweise auch Austauschplatz für den Handel mit dem Oberrhein. Aber dieser fand zugleich in ausgedehntestem Maße direkt statt. In Mainz, Worms, Speier, Straßburg und anderen Städten saßen die Tuch- und Fischkommissionäre und Weineinkäufer der Kölner, und in den öffentlichen Kaufhäusern unterhielten sie Niederlagen. Der Rheingau und das Maingebiet waren die Kornkammern des Niederrheins. Von dorther und vom Schwarzwald kam in großen Flößen das Holz stromabwärts, daneben Harz und Wachs. Selbst Vieh wird aus dem Maintal bis Köln herangetrieben. Im Jahre 1427 kommen einmal sogar von Kulmbach Rinder im Werte von ungefähr 2200 Reichsmark.

Alle diese Güter aber übertraf wiederum bei weitem der Wein, der Wein vom Mittelrhein, aus dem Rheingau, der Pfalz und dem Elsaß, den die Städte von Bingen bis hinauf nach Schlettstadt und Kolmar ausführten und einzelne Kölner dort in Quantitäten bis zu 30 Stück und zu 33 Fudern auf einmal einkauften. Es kam dabei auch vor, daß der Kölner Kaufmann dem oberrheinischen vertragsmäßig fortgesetzt englisches Tuch lieferte und dafür von ihm Wein eintauschte und daß beide dann auf der Frankfurter Messe periodisch abrechneten.

Der breite Graben des Oberrheins war nicht nur für sich ein reiches Handelsgebiet. Er kam für Köln besonders auch als Durchgangsstraße nach dem Süden in Betracht. Nach Südosten führten die Wege von ihm aus durch die Täler und über die Pässe des Schwarzwaldes über Freiburg und Villingen hinüber nach dem Bodensee oder weiter nördlich davon über Eßlingen und Ulm oder über Nördlingen und Augsburg nach dem Fernpaß und dem Brenner und hinab nach Italien. Bei der Erstrebung dieses fernen Zieles konnten die Kölner Kaufleute auch die berühmten Ulmer, Augsburger und Memminger Tuche an den Erzeugungsorten aufkaufen und ausführen, sogar bis nach England und Frankreich.

Der zweite wichtige Weg nach Italien führte über Basel und den

St. Gotthard, ein dritter vielleicht durch die burgundische Pforte, das Rhonetal abwärts.

In Italien finden wir die Spuren der großen Kölner Handelshäuser, — und zwar zum Teil auch in Handelsgesellschaften —, sowohl in der Lombardei, in Como und Mailand, als auch in Lucca und Florenz und an der Küste in Genua, in Neapel, in Messina und Catania und in Venedig. Sie führen dahin englisches Tuch, Pelze, Metall- und Lederwaren aus und kaufen ein Baumwolle, Rohseide, Gewürze und Drogen, aber auch seidene Gewebe und Stickereien, Korallen und Juwelen. In Messina und Catania befanden sich sogar kölnische Faktoreien, deren Leiter die besondere Aufgabe hatten, im Süden und wahrscheinlich auch in der Levante und Nordafrika namentlich Seide, Gewürze und Südweine (Malvasier aus Morea) einzukaufen und nach dem Norden zu senden. Sie und die andern Kölner benützten dazu auch mit Hilfe italienischer Schiffe und der regelmäßig laufenden venetianischen und genuesischen Galeeren den Seeweg, sowohl von Venedig, als auch von der tyrrhenischen Küste aus und schickten die Waren häufig nicht nach Köln selbst, sondern an die Vertreter ihrer Firmen in Brügge, Antwerpen und London. Das Vorkommen von Kölnern in Portugal und in Coruña hängt vermutlich mit ihrem Seehandel nach Italien zusammen.

Daneben unterhielten die Kölner Kaufleute auch Beziehungen zum italienischen Geldhandel. Diese wurden zum Teil durch den Verkehr von deutschen Gesandtschaften bei der Kurie in Rom hervorgerufen. Rom ist ja, wirtschaftlich betrachtet, nie die Stadt eines weitreichenden Warenhandels oder der Industrie, wohl aber der Geldmächte gewesen. Die Medici hatten in Köln ihren Vertreter, auf den sie Wechsel zogen, ebenso die Florentiner Alberti und andere italienische Großfirmen. Manchmal waren das italienische Kaufleute, die sich in Köln angesiedelt und dort Bürgerrecht erworben hatten. Sie wurden Lombarden genannt, obwohl sie sehr oft nicht aus der Lombardei stammten. Seit dem 15. Jahrhundert verschwinden diese aus der Stadt. Die Kölner werden in Italien selbst aktiver. (Zu Anfang des 16. Jahrhunderts läßt die Stadt selbst ihre Geldgeschäfte in Rom durch die Fugger und Welser besorgen)[1]).

Am zahlreichsten und am tätigsten waren die Kölner aber in Venedig, wo sie im Fondaco dei Tedeschi an der Organisation der deutschen Kaufleute hervorragend teilnahmen, ihre Lager und ihre Wohnungen und ihre ständigen Bevollmächtigten hatten und wo sie aus den Händen der Venetianer die Waren bezogen, die diese monopolistisch aus der Levante brachten.

An das italienische Handelsgebiet schloß sich endlich nach Nordwesten zu das französische und spanische an.

Der Norden Frankreichs wurde von Köln aus über Trier, Diedenhofen und Metz erreicht, und sein wichtigster Platz war für den

---

1) Vgl. ausführlicher meinen neulich erschienenen Aufsatz: „Die Handelsbeziehungen zwischen Köln und Italien im späteren Mittelalter". Westd. Ztschr. f. Gesch. u. Kunst. Bd. 27 (1909) S. 393—441.

Kölner Handel Paris, wiewohl sich auch Beziehungen zu Rouen und Amiens nachweisen lassen. In Paris waren deutsche Kommissionäre ansäßig geworden, welche die Landessprache erlernt hatten und ihren Landsleuten dadurch besonders nützlich sein konnten. Im Vordergrund des Kölner Exports scheinen Fabrikate gestanden zu haben, Stahlwaren, Waffen, Gürtel, Juwelen und Messing. Ein Kaufmann hat im Jahre 1471 eine Sendung von 600 Sicheln, ein anderer einmal 2000 Sensen nach Paris geschickt. Daneben standen die Kölner auch im Geldverkehr mit der französischen Hauptstadt, die manchmal als Zahlungsort vereinbart wird.

Der Süden Frankreichs wurde, wie bereits gesagt, besonders über Basel besucht. Wir sehen die Kölner in Bourg in Hochburgund verkehren, in Dijon, Lyon, Avignon und Marseille. Sie kaufen dort Produkte des Südens, Gewürze und Öl.

Über Südfrankreich mögen sie auch den Weg nach Spanien genommen haben. In Barcelona steht der Kölner Kaufmann Johann van Collen der Bedeutung nach hinter der oberdeutschen „Großen Ravensburger Gesellschaft“, die in Köln eine Vertretung hatte, unter allen deutschen Kaufleuten an zweiter Stelle, und in Zaragossa haben die Stralen eine Faktorei, vermutlich in erster Linie wegen des Einkaufes von Safran, der im Ebrotale in großer Menge gebaut wurde. Sie schicken aber auch Güter von Barcelona aus mit italienischen Schiffen nach England.

Diese enormen Handelsbeziehungen Kölns wurden im 15. Jahrhundert von einer bedeutenden Anzahl von Kaufleuten getragen, und zwar von neuen Familien, die neben den berühmten alten Patriziern, deren Namen wir in dieser Stadt jetzt noch so häufig lesen können und nennen hören, neben den Overstolz, Hardefust, Lyßkirchen und anderen emporgekommen waren und sich vollständig im Fernhandel an deren Stelle gesetzt hatten. Einzelne von ihnen bevorzugten dabei besondere Gebiete. So handeln die Questenberg, Blitterswich, Rinck, Schirl und Sasse und andere nur im Hansegebiet, in England und Flandern und in Frankfurt; die Monheims mit Vorliebe in Oberdeutschland, die Heimbachs, Dietrich von Lünen und Gerhard van der Hose in Österreich, Johann van Collen in Italien und Spanien und selten im Hansegebiet, ebenso Alf van der Burg und nach ihm seine Witwe Margarete, die zwischen Italien und Flandern vermitteln. Die Bevorzugung bestimmter Richtungen brachte naturgemäß auch die Bevorzugung bestimmter Güter mit sich und hat sehr wahrscheinlich die Entstehung der Spezialisierung im Handel fördern helfen.

Einige Kaufleute aber umspannen mit ihren Geschäftsinteressen den europäischen Süden sowohl, wie den Norden. An ihrer Spitze stehen die Stralen, die sowohl in der Ostsee, als auch in England, Flandern, Frankfurt, Spanien, Unteritalien und Venedig tätig sind.

Wenn ich anfangs die geographische Lage der Stadt als wichtigsten natürlichen Faktor zur Entwicklung des Kölner Handels bezeichnete, so sind neben ihr vor allen Dingen aber die Energie, der außerordentliche Unternehmungsgeist und die Umsicht ihrer Bürger mindestens als gleichwertig zu betonen. Sie sind es besonders auch gewesen, die

den Kölner Handel von seiner heimischen Scholle loslösten, die den Handel zwischen fremden Gebieten ohne Berührung der Vaterstadt in Kölner Hände brachten. Und was das Kölner Bürgertum des 15. Jahrhunderts in der Welt des mittelalterlichen Wirtschaftslebens geleistet hat, das ist um so erstaunlicher, weil es bei der großen Unreife und Verkehrsfeindlichkeit aller Verhältnisse unter den unsäglichsten Mühen geschah, und von einer Stadt aus, die mit ihren 40—50 000 Einwohnern heute eine kleinere Mittelstadt heißen würde. In ihrem Handel hat sich diese Stadt im Mittelalter ihren glänzendsten Ruhmestitel erworben, und Kölner Handelsgeschichte schreiben, heißt ein Hoheslied singen von deutscher und vor allem von rheinischer Tatkraft.

Draps de Frise ou draps de Flandre?

Un petit problème d'histoire économique à l'époque carolingienne.

Par

H. Pirenne.

En 1899, se produisaient, indépendamment l'une de l'autre, deux opinions nouvelles sur la patrie de ces draps de Frise (*pallia fresonica*) dont le moine de Saint-Gall (Notkerus Balbulus) nous apprend la grande vogue à l'époque carolingienne. M. C. J. Klumker attribuait à l'Angleterre la fabrication de ces étoffes[1]), tandis que, de mon côté, je croyais pouvoir leur assigner la Flandre comme pays d'origine[2]). Dans un cas comme dans l'autre, les Frisons, dont on connait l'activité commerciale au IX[e] siècle, auraient donné leur nom à ces draps non point parce qu'ils en étaient les producteurs, mais tout simplement, comme il est arrivé pour quantité de marchandises, parce que l'exportation s'en faisait en grande partie par leur intermédiaire[3]).

Quel que soit par ailleurs le mérite du travail de M. Klumker, la thèse qu'il s'attache à défendre a été combattue par de solides arguments[4]).

---

1) C. J. Klumker, *Der friesische Tuchhandel zur Zeit Karls des Großen und sein Verhältnis zur Weberei jener Zeit. Jahrbuch der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden*, t. XIII.

2) *Geschichte Belgiens*, t. I, p. 35. Cf. l'édition française du même ouvrage, 3[e] édit. 1909, p. 34.

3) Je me bornerai à rappeler ici qu'à Bâle, au XVI[e] siècle, le drap anglais exporté d'Anvers s'appelle souvent «Niederländisch Tuch». Geering, *Handel und Industrie der Stadt Basel*, p. 417.

4) F. Keutgen, *Der Großhandel im Mittelalter. Hansische Geschichtsblätter*, 1901, p. 89 n. 52; R. Häpke, *Die Herkunft der friesischen Gewebe*, *ibid.*, 1906, p. 309.

Je ne m'attarderai pas à reprendre les raisons que MM. Häpke[1]) et Pœlman[2]) ont fait valoir contre elle et qui me paraissent décisives. S'il est certain que les Anglo-Saxons, comme tous les autres peuples, ont eu une draperie indigène, rien ne permet d'attribuer à celle-ci une importance particulière et une vitalité comparable à celle de la draperie dite frisonne.

Quant à l'autre hypothèse, elle a trouvé tout à la fois des partisans et des adversaires. M. A. Schulte l'a adoptée[3]) et M. R. Häpke a consacré à sa démonstration des pages fort instructives[4]). En revanche M. A. Pœlman[5]) et M. H. Wilkens[6]) ont décidément maintenu contre elle l'opinion traditionnelle qui, depuis Dirks[7]) et van Asch van Wyk[8]), considère les Frisons tout ensemble comme les fabricants et les marchands des étoffes qui portent leur nom. On ne s'étonnera point sans doute que je n'aie pas résisté à l'envie de me mêler aussi à un débat qui, même abstraction faite de la question spéciale à laquelle il se rapporte, a eu pour résultat de mettre au jour maints détails intéressants pour l'histoire économique du haut moyen-âge.

L'existence de la fabrication d'étoffes dans les contrées frisonnes ne nous est pas attestée formellement avant le milieu de Xe siècle[9]). A partir de cette date, les *Traditiones* de Fulda[10]) et les *Urbare* de Werden[11]) mentionnent en nombre considérable les *pallia* exigibles des manses appartenant à ces abbayes, particulièrement dans la Frise orientale. Rien n'est plus légitime que de reporter à l'époque carolingienne l'industrie domestique dont témoignent ces documents. On ne pourrait comprendre, en effet, les motifs qui l'eussent provoquée après le milieu du IXe siècle. Tout indique, au contraire, qu'il faut

---

1) *Op. cit.*, p. 310—318.

2) H. A. Pœlman, *Geschiedenis van den handel van Noord-Nederland gedurende het merovingische en karolingische Tydperk*, p. 130—136 (Amsterdam 1908). Il est regrettable que M. P. n'ait pas connu l'excellent travail de M. Häpke. Contre Klumker cf. encore H. Wilkens, *Zur Geschichte des niederländischen Handels im Mittelalter. Hansische Geschichtsblätter*, 1908, p. 329.

3) *Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien*, t. I, p. 79 n. 3.

4) *Op. cit.*, p. 318 et suiv.

5) *Op. cit.*, p. 136 et suiv.

6) *Op. cit.*, p. 330 et suiv.

7) *Geschiedkundig onderzoek van den Koophandel der Friezen* (Utrecht, 1846).

8) *Geschiedkundige beschouwing van het oude handelsverkeer der stad Utrecht*, t. I, p. 147 (Utrecht, 1838).

9) M. Pœlman le reconnait très nettement, *op. cit.*, p. 131, 134. La lettre de S. Boniface qu'il cite p. 134 et dans laquelle il est question de *vestimenta de Fresarum provincia* peut-être négligée, vu que rien ne nous dit si ces vêtements étaient de laine.

10) Friedländer, *Ostfriesisches Urkundenbuch*, t. II. Append. B; Dronke, *Traditiones Fuldenses*, p. 42 et suiv., 61 et suiv.

11) R. Kötzschke, *Die Urbare der Abtei Werden an der Ruhr* p. 95, 96, 99, 100, 110—112, 114, 124, 145 etc.

la considérer comme très ancienne. Incontestablement les Frisons ont dû, depuis la plus haute antiquité, tisser la laine des nombreux moutons que nourrissaient les herbages humides de leur pays. Dès avant les invasions germaniques ils fabriquaient déjà, selon toute apparence, des *pallia* analogues à ceux que leurs descendants du Xe et du XIe siècle, fournissaient aux monastères de Fulda et de Werden.

Que ces *pallia* aient été de grossières étoffes, bonnes à confectionner des frocs de moines ou des vêtements de paysans, il ne peut subsister aucun doute sur ce point. Or, les textes du IXe siècle nous décrivent au contraire les *pallia fresonica* comme des tissus de qualité supérieure[1]). A en croire les récits du moine de Saint-Gall, non seulement Charlemagne s'en servait pour son habillement, mais encore il en aurait envoyé comme présents à Harun-al-Rachid. Louis le Pieux en faisait cadeau, aux grandes fêtes de l'année, aux officiers de second rang vivant à son palais, tandis qu'il offrait des tissus de soie aux grands dignitaires et se contentait, pour les simples domestiques, d'étoffes communes de lin ou de laine[2]). Nous savons d'ailleurs, non seulement par le moine de Saint-Gall, mais par des vers d'ERMOLDUS NIGELLUS[3]) que les draps frisons se distinguaient par l'éclat et la variété de leurs couleurs, nouvelle preuve du soin que l'on apportait à leur fabrication. Enfin leur prix était élevé. Un capitulaire de 808 fixe à 10 sous le prix maximum d'un *sagellum*[4]), tandis que les *pallia* fournis à Fulda au Xe siècle, valaient à peine un sou pièce[5]).

---

1) C'est ce que DIRKS, *op. cit.*, p. 135 a très bien vu. Il a tort toutefois de considérer encore comme des draps frisons, les *frisii* que les statuts de Pierre le vénérable défendent aux moines de porter. Il est tout simplement question dans ce texte de draps *frisés*, ce qui est tout différent. En réalité, après l'époque carolingienne, il n'est plus question de draps de Frise dans le grand commerce. Les Frisons ne paraissent pas aux foires de Champagne et les quelques vers de poèmes romans qui mentionnent leurs tissus ne sont que des réminiscences archéologiques. Cf. WILKENS, *op. cit.*, p. 332, n. 1. Le *vrieslaken* mentionné à Gand au XIVe siècle et où on a voulu voir un drap de Frise, est une espèce de manteau. Cf. *Hans. Urkb.*, t. III, p. 478, n. 1 et KÖHNE, *Ursprung der Stadtverfassung in Worms* etc. p. 7.

2) *Mon. Germ. Hist. Script.*, t. II, p. 747, 752, 762. Tous ces textes sont reproduits in-extenso dans l'étude citée de M. HÄPKE, p. 309. M. PŒLMAN, p. 132 croit que les *pallia fresonica* envoyés à Harun-al-Rachid n'étaient pas nécessairement des étoffes de prix et que leur valeur ne consistait qu'en leur rareté chez les Orientaux. Mais personne n'admettra semble-t-il qu'un empereur faisant des cadeaux à un autre empereur ne lui ait pas envoyé des objets de prix. Il y avait sans doute dans l'Empire franc des tissus plus précieux que les *pallia fresonica:* c'étaient les étoffes de soie, comme le prouve clairement le passage du moine de Saint-Gall relatif à Louis le Pieux. Mais donner de la soie à un monarque oriental, c'eût été porter de l'eau à la rivière. Du moins, en matière d'étoffes de laine, Charlemagne expédia-t-il ce qu'il avait de mieux.

3) *Mon. Germ. Hist. Poetae latini*, t. II, p. 83.

4) BORETIUS, *Capitularia regum Francorum*, t. I, p. 140.

5) 600 *pallia cana*, en 945, valent 35 livres d'argent, soit 700 sous. Cf. WILKENS, *op. cit.*, p. 332.

De tout ceci me parait résulter à l'évidence que si les Frisons fabriquaient des draps à l'époque carolingienne, ce ne sont point ces mêmes draps qu'ils exportaient à l'intérieur de l'Empire. Les produits de leur industrie primitive n'auraient point trouvé d'acheteurs à une époque où, dans toutes les régions, le travail domestique suffisait à parer aux besoins les plus essentiels. Chaque contrée fournissait elle-même les étoffes grossières employées par le peuple, de même que plus tard, chaque ville devait posséder ses tisserands locaux travaillant pour la petite bourgeoisie. A une époque de faible développement économique ce ne sont point les fabricats d'usage journalier qui s'exportent: ce sont les produits de luxe[1]). Et dès lors, les marchands frisons de Tiel et de Dorestad n'auront point chargé leurs bateaux des humbles tissus confectionnés par leurs compatriotes, mais d'étoffes plus fines qu'ils allaient chercher dans leur pays d'origine ou que le commerce amenait dans leurs ports.

D'où venaient ces étoffes? A mon sens ce ne peut avoir été que de la Flandre.

Nous n'avons sur la draperie flamande des renseignements abondants qu'à partir du XIe siècle. Mais il est certain que cette industrie existait alors dans le pays depuis une époque beaucoup plus ancienne. Je n'en fournirai ici que deux preuves. La première réside dans le grand nombre des tisserands qui nous apparaissent dans diverses villes des environs de Cambrai en 1077[2]). La seconde se tire de la perfection acquise par les étoffes flamandes au dire de l'auteur du *Conflictus ovis et lini*[3]). Or on admettra sans doute qu'une *industrie de luxe* employant un nombre considérable d'*ouvriers urbains* doit avoir derrière elle un long passé au moment où elle nous apparaît pour la première fois. De même qu'il est légitime d'antidater en Frise la fabrication des *pallia* mentionnés au Xe et au XIe siècle, de même il nous est permis de reculer également en Flandre celle des *vestes dominis gestandas*.

D'ailleurs nous ne sommes point aussi dépourvus qu'on le croit généralement, d'allusions à l'activité industrielle de la Flandre avant le XIe siècle. Tout d'abord, il est inexact que l'élevage des moutons n'ait pas été pratiqué dans la contrée avant cette époque[4]). Nous connaissons des bergeries, dès le siècle précédent, dans les environs de Gand, d'Ostende, de Térouanne[5]). Au commencement du XIe siècle,

---

1) SOMBART, *Der moderne Kapitalismus*, t. I, p. 157.

2) *Chronicon S. Andreae. Mon. Germ. Hist. Script.*, t. VII, p. 540.

3) Hunc tamen egregium facit haec provincia pannum
Qui viret aut glaucus aut quasi caeruleus.
Has vestes dominis gestandas Flandria mittis
Has flocco crispans leniter, has solidans.

Zeitschrift für deutsches Altertum, t. XI (1859). Je crois avec M. KEUTGEN, *op. cit.*, p. 134, que le *Conflictus* doit être placé au XIe siècle. Quant à la question de savoir s'il a été composé en Flandre ou en Souabe, nous n'avons pas à nous en occuper ici.

4) Cf. WILKENS, *op. cit.*, p. 331, 335.

5) FAYEN, *Liber traditionum S. Petri Blandiniensis* (*Cartulaire de la ville de Gand*, 2e série), p. 70, 95, 96, 106. Cf. [SERRURE], *Cartulaire de*

des seigneurs laïques possédent des gynécées où est tissée la laine de leurs troupeaux[1]). A la même époque, non seulement la laine est travaillée sur place, mais on en fait déjà le commerce. La vie de Saint-Macaire nous parle d'un *possessor* des environs de Tournai qui, *ut possessoribus moris est,* charge ses laines sur un bateau pour venir les vendre à la foire de Gand[2]).

Nous pouvons même remonter plus haut et découvrir, en pleine époque franque, des traces irrécusables de la draperie flamande. Les constitutions d'Anségise, abbé de Saint-Wandrille, mort en 833, mentionnent des draps fabriqués dans le pays de Térouanne[3]). Non loin de là, à Saint-Riquier, un autre texte carolingien nous fait connaître l'existence auprès de l'abbaye d'un *vicus fullinum*[4]) dont la présence suffit pour nous attester l'existence non seulement de l'activité drapière, mais même d'une draperie assez perfectionnée pour connaître déjà la division du travail.

Il nous est permis maintenant de faire un pas de plus et, de même que nous rattachions tout à l'heure la draperie frisonne à la vieille draperie germanique, de voir dans la draperie flamande du haut moyen-âge la continuation pure et simple de la draperie pratiquée à l'époque gallo-romaine, et sans doute déjà à l'époque celtique, par les Morins et les Atrébates. Strabon semble indiquer que les Romains avaient importé chez ces peuples une race de moutons à laine fine[5]), et l'histoire de la pluie de laine tombée du ciel en Artois, qui nous est rapportée par Paul Orose[6]), doit se rattacher à quelque proverbe rappelant l'abondance des lainages de ce pays. Mais ce n'est pas seulement par leur abondance, c'est surtout par leur finesse que se distinguaient les draps de la contrée. Flavius Vopiscus stigmatise les dissipateurs de son temps qui gaspillaient leur fortune en achat d'objets de luxe parmi lesquels il fait figurer les *birri* d'Arras[7]), et Saint-Jérôme ne parle pas autrement de ces étoffes[8]). Bref, il est évident que, jusqu'à

Saint-Bavon, p. 19; Guérard, *Cartulaire de Saint-Bertin*, p. 158, 165, 166, 187; Prou, *Recueil des actes de Philippe Ier*, p. 74.

1) *Vita S. Macarii. Mon. Germ. Hist. Script.*, t. XV, p. 616; *Miracula S. Gisleni. Ibid.*, p. 582, 583.

2) *Vita S. Macarii. Acta Sanctorum*, apr. t. I, p. 889.

3) *Mon. Germ. Hist. Script.*, t. II, p. 299.

4) Hariulf, *Chronique de l'abbaye de Saint-Riquier*, éd. F. Lot, p. 308. Le texte date de 831. Voy. *ibid.* p. XXVII. — Je n'ajoute pas ici les prestations de *ladmones* fournies au IXe siècle à Saint-Bertin (Guérard, *Cartul.*, p. 97), ne sachant pas si ce mot désigne un tissu de laine.

5) C. Jullian, *Histoire de la Gaule*, t. II, p. 282, n. 11.

6) Jullian, *ibid.*, p. 298, n. 7.

7) *Carinus*, 20, 6.

8) *Contra Jovinianum*, l. II, 21: «Atrebatum ac Laodicaeae indumentis ornatus incedis». — A côté des étoffes fines, les Morins et les Atrébates confectionnaient aussi des draps épais et chauds servant aux voyageurs et aux soldats. Voy. M. Voigt, *Die römischen Privataltertümer* dans le *Handbuch* de Iwan Müller, p. 375, et le *Dictionnaire* de Daremberg, Saglio et Pottier, V° Lana.

la fin de l'Empire, l'Artois actuel et le sud de la Flandre étaient un pays de drapiers, dont les produits les plus soignés s'exportaient à Rome et sans doute dans toutes les grandes villes.

On ne comprendrait pas, comme M. HÄPKE l'a fait observer très justement, comment et pourquoi cette industrie aurait disparu après la conquête franque[1]). Tout indique au contraire qu'elle a dû continuer à se maintenir. Sans doute la décadence générale de la vie économique et la disparition des cités qui achetaient ses meilleurs fabricats lui auront porté un coup très sensible. Mais, si réduite qu'on la suppose, elle ne put point s'évanouir complètement. Elle ne le put parce que son pays restait un pays d'herbages et de moutons, parce que les procédés techniques ne s'oublient que très difficilement et enfin et surtout parce que, au milieu de la stagnation commerciale du haut moyen-âge, le hasard voulut que justement la contrée où elle était née se trouvât dans des circonstances particulièrement favorables. En effet, des trois grands ports de l'époque franque dans le Nord de l'Europe, Tiel, Dorestad et Quentowic[2]), les deux premiers lui étaient facilement accessibles par l'Escaut, et le troisième, situé aux bouches de la Canche, se trouvait dans ses environs immédiats. Dans ces circonstances, il serait étonnant que ses produits ne se fussent pas disséminés au loin. Les Frisons durent les transporter dans leurs barques le long du Rhin et sur les côtes de la mer du Nord, où on les appela du nom des marchands qui les vendaient *pallia fresonica*. Il est d'ailleurs infiniment probable que les gens du pays eux-mêmes s'occupaient aussi d'en faire le commerce à l'étranger. C'est eux, me semble-t-il, qu'ERMOLDUS NIGELLUS désigne sous le nom de *marini* à côté des *Frisones* fréquentant l'Alsace[3]). Un peu plus tard, on a dû les désigner sous l'appellation de *homines de regno Balduini*, comme

---

1) *Op. cit.*, p. 320. M. JULLIAN, *op. cit.*, p. 283, constate de son côté que les produits de la Gaule romaine se retrouvent dans les mêmes régions après la chute de l'Empire.

2) Voy. O. FENGLER, *Quentowic, seine maritime Bedeutung unter Merowingern und Karolingern. Hansische Geschichtsblätter*, 1907, p. 91 et suiv.; A. BUGGE, *Die nordeuropäischen Verkehrswege im frühen Mittelalter. Vierteljahrschrift für Social- und Wirtschaftsgeschichte*, 1906, p. 227 et suiv. Il faut encore ajouter que Valenciennes, à l'époque de Charlemagne, était une place marchande très fréquentée. C'est par là que passait la route d'Aix-la-Chapelle vers la mer. *Einhardi epistolae* dans JAFFÉ, *Bibl. rer. German.*, t. IV, p. 447, 449. Au contraire, l'Ecluse n'existait pas encore. Le *sclusas* des textes carolingiens désigne le col du Mont Cenis. Voy. D. SCHÄFER, *Sitzungsberichte der K. preuß. Akad.*, t. XXVII (1905), p. 578 et HÄPKE, *Die Entstehung von Sluis. Hans. Geschichtsblätter*, 1905, p. 65. Sur le commerce de la Flandre au haut moyen-âge, cf. H. PIRENNE, *Les villes flamandes avant le XIIe siècle. Annales de l'Est et du Nord*, t. I (1905).

3) La conjecture de M. D. SCHÄFER, reproduite par M. HÄPKE, *Die Herkunft* etc. p. 323 et qui, dans le vers d'Ermoldus «Utile consilium Frisonibus atque marinis» consiste à remplacer *marinis* par *Morinis* est très plausible et trancherait la question en faveur de la Flandre. Mais elle ne peut naturellement revendiquer que la valeur d'une hypothèse.

le fait encore, d'après une source ancienne, le tarif du tonlieu de Coblence en 1104[1]).

Mais, dira-t-on, si les draps de Flandre ont été répandus dans le commerce dès l'époque franque, pourquoi leur nom n'apparaît-il jamais dans les textes? Pour une raison fort simple. Le nom de Flandre, en effet, s'il n'est point inconnu aux temps carolingiens, n'y désigne encore qu'une petite partie de la vaste région à laquelle il s'appliquera plus tard[2]). Il se restreint alors au seul *pagus Flandrensis,* c'est-à-dire à la contrée située au Nord et à l'Ouest de Bruges. Or ce n'est point cette contrée qui fournissait les draps dont nous venons de parler. Ceux-ci sont originaires des *pagi* de Térouanne et d'Arras. Il était donc impossible de leur donner l'appellation de draps de Flandre au IX[e] siècle puisque ce n'est qu'au siècle suivant que les comtes du *pagus Flandrensis* conquirent la région où ils se fabriquaient, laquelle fit partie désormais de la *Flandria* et en porta le nom. Ainsi ce que nous pouvons appeler très légitimement draps de Flandre — avant la lettre — les contemporains de Charlemagne et de Louis le Pieux ne pouvaient le désigner que par des mots très vagues. Il n'existait point de terme dans la langue géographique du temps pour caractériser d'une manière précise les bassins de l'Yzer et de la Canche, dans lesquels naquit et d'où se répandit peu à peu vers le Nord, la draperie flamande.

Cette draperie, continuation directe de la draperie gallo-romaine des Morins et se trouvant par cela même disposer d'une technique supérieure, se trouvait en outre, nous l'avons vu, dans les conditions les plus favorables pour l'écoulement de ses produits. Le grand nombre des ateliers monétaires de la région flamande à l'époque franque[3]) nous atteste d'ailleurs la vitalité relative de son commerce, et l'on peut se demander ce qui eût alimenté ce commerce si ce n'avait été précisément l'industrie locale[4]). On sait à suffisance, en effet, que la Flandre du haut moyen-âge passait pour une contrée remarquablement stérile. Et dès lors, obligés d'admettre l'exportation des tissus

---

1) KEUTGEN, *Urkunden zur städtischen Verfassungsgeschichte,* p. 49. Cf. HÄPKE, *Herkunft,* p. 323, n. 4.

2) Exemples caractéristiques dans BORETIUS, *Capitularia*, t. I, p. 301 (in Flandris et in Menpisco); t. II, p. 24, 275. Cf. VANDERKINDERE, *Le capitulaire de Servais. Bullet. de la Comm. Roy. d'Hist.,* 1897, p. 91 et suiv.

3) M. PROU, *Les monnaies carolingiennes*, p. 28 et suiv., en signale à Ardenbourg (Rodenbourg), Bruges, Gand, Cassel, Courtrai, Térouanne, Quentowic, Tournai, Valenciennes, Thun, Lens et Arras. Aucune autre contrée n'en présente un nombre aussi considérable pour une aussi petite étendue.

4) A. BUGGE, *op. cit.,* p. 254, mentionne l'existence en Norwège, au IX[e] siècle, de draps fins de *Valland,* c'est-à-dire de France. Il faut certainement voir dans ces draps, des draps de Flandre, car la France n'exportait pas d'étoffes à cette époque. Cette conjecture est d'autant plus certaine qu'Adam de Brême situe encore in *Gallia* la ville de Thourout située en pleine Flandre. Le commerce de la Flandre avec le Nord nous est encore clairement attesté par le fait que, dans la seconde moitié du IX[e] siècle, l'Ynglingatal emploie pour désigner une épée le nom de *flaemingr.* BUGGE, *ibid.*

flamands par les ports de Quentowic, de Tiel et de Dorestad, comment ne pas les reconnaître dans ces *pallia fresonica* du IX[e] siècle dont la finesse correspond si bien à ce que nous devons raisonnablement supposer de la supériorité relative de leur fabrication?

Je terminerai par une constatation qui nous amène, par le détour du petit problème d'où nous sortons, à une conclusion d'intérêt général. Nous nous trouvons, en effet, si nous comparons les tissus grossiers fabriqués par les Frisons avec les fins tissus de Flandre dont ils faisaient le commerce, devant le contraste d'une industrie barbare et d'une industrie perfectionnée[1]). L'une prend son origine dans l'antiquité germanique; l'autre a hérité de la technique supérieure que lui a léguée la civilisation impériale. Il n'existe entre elles aucune filiation; elles sont étrangères l'une à l'autre. La première conserve immuables jusqu'au XII[e] siècle ses procédés primitifs. La seconde, au contraire, nous apparait déjà dès l'époque franque douée de ces qualités qui feront plus tard son extraordinaire fortune et qu'elle doit incontestablement à son origine romaine.

Die Wirkungen des preußischen Merkantilismus in Schlesien.

Von

Prof. Dr. **H. Fechner.**

Die Frage, ob Friedrichs des Großen Wirtschaftspolitik in Schlesien dieser Provinz zum Vorteil gereicht habe oder nicht, ist neuerdings Gegenstand des Streits geworden, indem die Ergebnisse meines Werkes: „Wirtschaftsgeschichte der preußischen Provinz Schlesien in der Zeit ihrer provinziellen Selbständigkeit 1741—1806“ von Herrn Dr. Croon im 42. Bande der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens in Zweifel gezogen worden sind. Er greift mein Urteil an, das die Erfolge der preußischen Wirtschaftspolitik in Schlesien als „im ganzen wenig erfreulich“ bezeichnet hatte, und behauptet, ich hätte „der folgerichtigen Entwicklung des Merkantilismus, der dieser in Österreich so gut wie in Preußen entgegenwuchs“, nicht genügend Beachtung geschenkt; während „die auf lokalen Wurzeln ruhende Industrie un-

---

1) Wilkens, *op. cit.*, p. 335 voit bien que la vogue des tissus frisons, qu'il croit fabriqués en Frise, serait plus compréhensible si l'industrie frisonne pouvait se rattacher à la technique antique. Il rappelle que, d'après Tacite, les Bataves portaient des *saguli versicolores*. Mais outre qu'il s'agit ici des Bataves et non des Frisons, rien ne nous permet de voir dans ces *saguli* des étoffes perfectionnées. En tous cas, à l'époque impériale, pas un seul texte ne mentionne l'industrie soit des Bataves, soit des Frisons.

erschüttert geblieben sei“, habe sie durch den schutzzöllnerischen Trieb des Merkantilsystems einen in vielen Zweigen ganz erstaunlichen Aufschwung genommen und, während der Handel früher die Seele der schlesischen Volkswirtschaft gewesen sei, habe die neue Industrie dem Lande eine „zweite, recht kräftige Seele geschenkt“. Tatsachenbeweise dafür bringt er freilich nicht, sondern begnügt sich mit der Behauptung der allgemeinen wohltätigen Wirkung des Merkantilsystems. Läge die Sache so einfach, so könnte seine Behauptung, die Mißerfolge in Einzelerscheinungen des Manufaktur- und Fabrikwesens hätten meinen Blick für das Aufblühen des Ganzen getrübt, ja wohl bestehen bleiben. Aber dem ist nicht so. Daß Schutzzölle und Verbote auf das Emporkommen der einzelnen Industriezweige günstig einwirken und auch in Schlesien günstig eingewirkt haben, ist auch von mir nicht bestritten und gern hervorgehoben worden, zumal ich im politischen Leben selbst schon vor mehr als dreißig Jahren für das Schutzzollsystem eingetreten bin [1]); insbesondere dürfte das Verbot der englischen Wollwaren die schlesische Tuchindustrie und das Verbot des schwedischen Eisens die Eisenindustrie mächtig gefördert haben; daß aber das Bild, das sich aus den Tatsachen des Wirtschaftslebens Schlesiens in der Zeit Friedrichs des Großen und seiner beiden Nachfolger bis 1806 ergibt, „im ganzen wenig erfreulich“ ist, dürfte wohl kaum bestritten werden können, da der Anteil der Bewohner am Gesamteinkommen der Provinz mit diesem selbst sich seit Beginn der preußischen Herrschaft ganz beträchtlich geschmälert hat. Der Handelsgewinn war von 35 % auf 8,8 % vom gesamten Handelswert zurückgegangen; die Bevölkerung war auf das Doppelte, von noch nicht 1 Million auf 2 Millionen, angewachsen, der Ertrag der Landwirtschaft hatte sich aber nur um 33 % vermehrt; der Getreidepreis war für den Scheffel Korn von noch nicht 1 Rtlr. auf 2 Rtlr., also das Doppelte, gestiegen, die Arbeitslöhne der Handwerker dagegen nur um 33 bis 50 %. Von den neunziger Jahren an war das Weberelend chronisch, und dies betraf 200 000 Menschen, den zehnten Teil der Einwohnerschaft der Provinz, ohne die Spinner, und äußerte sich in Unruhen, die auch die ländliche Bevölkerung erfaßt hatten, weil sie mit dem Untertanenverhältnis unter den Gutsherren unzufrieden war. Solche Zustände können doch unmöglich als erfreulich bezeichnet werden. Es ist ja gewiß, daß die politischen Umstände, die Seekriege und die Seetyrannei der Engländer, im 19. Jahrhundert auch Naturereignisse zu der Verschlechterung der wirtschaftlichen Verhältnisse beigetragen haben; ob nun aber der von Friedrich dem Großen gehandhabte Merkantilismus, wie Herr Dr. Croon will, bei dem zugestandenen Rückgang des Handels dem Lande eine zweite, recht kräftige Seele gegeben hat, das kann nur eine Betrachtung der Tatsachen lehren, die er beizubringen vergessen hat. Herr Dr. Croon sucht einen Gegensatz zwischen Handel und Industrie zu konstruieren; er eignet sich Aussprüche des österreichischen Wirtschaftshistorikers

1) Schles. Ztg., Juni 1877, Handelspolitische Briefe eines Laien, 5 Leitartikel.

Srbik an, der einmal geäußert hat: „der Handel war der Feind des Gewerbes“, ein andermal, daß die Fabrikengründungen ein absichtlicher Schlag gegen die beherrschende Sonderstellung der Kaufmannschaft im allgemeinen volkswirtschaftlichen Interesse gewesen seien. Diese Anschauung kann auf Schlesien gar keine Anwendung finden, weil das Wohl und Wehe der beiden hervorragendsten Landesindustrien, der Leinwand- und der Tuchindustrie, lediglich vom Exporthandel abhing, und die Kaufmannschaften im Gebirge und in Breslau die wahren Ernährer der Leinweber, Spinner und Tuchmacher waren, wenn auch oft genug Klagen laut wurden, daß sie in unbilliger Weise den Arbeitslohn herabdrückten. Was nun die Leinenindustrie Schlesiens angeht, so hat sie niemals eines Schutzzolles bedurft, und das Garnausfuhrverbot, das Friedrich der Große in der Absicht, die Leinweberei zu vermehren, erlassen hat, konnte nicht die gewünschte Wirkung haben, weil es an Arbeitskräften dafür, namentlich für das weiße Garn, fehlte und eine noch weitere Vermehrung derselben nicht tunlich, ja nicht möglich erschien. Sehr gewichtige Stimmen schrieben sogar dem Garnausfuhrverbot den Verfall der Leinwandmanufaktur zu: die Garne seien dadurch verschlechtert, der Garnpreis so herabgedrückt worden, daß der Spinner dabei nicht habe bestehen können und deshalb zur heimlichen Ausfuhr seine Zuflucht genommen habe; daraus sei Verwahrlosung der Spinnerei und die Anwendung betrügerischer Weifen hervorgegangen; die besten Garne seien ausgeführt, die guten im Lande teuer geworden, und es sei Mangel daran entstanden. Auch der schlesische Provinzialminister Hoym äußerte sich in einem Bericht an Friedrich Wilhelm II., die Ausfuhr der weißen Garne sei auf Vorstellung einiger unverständiger Kaufleute verboten worden. Durch das Verbot der weißen Garne allein erlitt die Zollverwaltung einen jährlichen Verlust von 30 000 Rtlr., das Land einen solchen von 240 000 Rtlr. Einen offenbaren Schaden erlitt die Leinwandmanufaktur durch das Verbot der sächsischen Kobaltblaufarbe, die nur mangelhaft durch die Querbacher Blaufarbe des Grafen Schaffgotsch beim Bleichen der Leinwand ersetzt werden konnte; die Hirschberger Kaufmannsältesten erklärten, die letztere sei nur zum Abtrocknen der Leinwand, zum Schleier gar nicht zu gebrauchen; Breslauer Firmen klagten, ihnen seien große Partien mit Querbacher Blaufarbe behandelter Leinwand im Auslande unverkäuflich liegen geblieben. Indirekt wurde dem schlesischen Leinwandhandel und damit auch der Leinwandmanufaktur großer Schaden zugefügt, als das englische Parlament als Antwort auf einen Zoll von 4 Rtlr. auf die Elle fremder Wollstoffe, den Friedrich der Große 1766 auch für Schlesien eingeführt hatte, einen Zoll von 16 Schilling auf die Webe schlesischer Leinwand auflegte, was 2 Rtlr. auf die Webe dicker Schleier und 3 Rtlr. auf die in Holland gebleichten ausmachte; infolge davon wurde die Fabrikation der dicken Schleier, die der Erwerb von 60—70 Dörfern gewesen war, zugrunde gerichtet; ein englischer Kaufmann sagte, der englische Zoll sei das größte Unglück, das die schlesische Handlung seit vielen Jahren betroffen habe; bisher waren für 1 500 000 Rtlr. Schleier nach England gegangen. Die Schleierweberei hat sich nie mehr von diesem Schlage erholt und ist

allmählich ganz erloschen. Den schlesischen Leinwandhandel und die Leinwandmanufaktur, die sein Nährboden war, bezeichnete Friedrich der Große als seine Goldgrube, als sein Peru; aber daß beide in der Zeit von 1741—1806 zugenommen hätten, kann bei sorgfältiger Untersuchung nicht behauptet werden, am allerwenigsten, wenn man ein Anwachsen im Verhältnis zu dem der Bevölkerung dafür als erforderlich ansieht. Allerdings, wenn man nach den statistischen Tabellen geht, die nach den Talerwerten aufgestellt sind, so wuchs der Leinwandexport an; er betrug nach denselben 1751/52 4 625 599 $^{5}/_{12}$ Rtlr., 1754/55 3 309 647 $^{7}/_{12}$ Rtlr., 1766/67 nur 2 857 799 $^{3}/_{4}$ Rtlr., aber 1784/85 über 6 000 000, 1785/86 7 545 926, was freilich nur eine Ausnahme war, da nach Beendigung des nordamerikanischen Krieges und nach mehrjähriger Handelsstockung die Ausfuhr plötzlich ungemein emporschnellte; diese Summe wurde später nicht mehr erreicht, doch betrug sie 1792/93, 1796/97 und 1802—1805 noch über 6 Millionen. Diese Summen müssen aber sehr erheblich herabgesetzt werden, weil der Leinwandpreis in der Periode mindestens um 66 $^{2}/_{3}$ %, vielleicht sogar um 100 % stieg, da die Hirschberger Kaufleute 1755 Leinwand für das Militär zu 4 $^{1}/_{2}$—5 Rtlr. das Schock liefern wollten, und der Geheime Kalkulator Zimmermann 1798 das Schock auf 9 Rtlr. berechnete. Dadurch verringert sich der Betrag von 7 545 926 im Jahre 1785/86 auf 5 700 000 nach dem Werte von 1756, der von 6 000 000 im Jahre 1784/85 auf 4 500 000, der von 6 800 000 von 1796/97 auf 4 431 720, der von 6 000 000 in den Jahren 1802—1805 auf höchstens 4 000 000, so daß von einem Anwachsen der Ausfuhr seit 1751 nicht die Rede sein kann. Die Anzahl der Schocke hätte, danach berechnet, 1759/60 849 295 $^{5}/_{7}$, 1756/57 675 950, 1796/97 754 655, ungefähr so viel wie 1756 und 1759 betragen. Verlangt man aber eine Steigerung nach Maßgabe des Anwachsens der Bevölkerung auf das Doppelte, so stellt sich sogar ein ganz bedeutender Rückgang der Leinwandausfuhr vom Beginn der preußischen Herrschaft bis 1806 heraus, und dadurch erklären sich die damals als selbstverständlich angesehenen Klagen wohlunterrichteter Kaufleute und Kriegsräte in den ersten 90er Jahren über den Verfall des schlesischen Leinwandhandels und der Leinwandmanufaktur. Die Produktion von Leinwand veranschlagte Hoym freilich im Mai 1806 auf 1 300 000 Schock im Werte von 10 000 000 Rtlr.; aber dabei ist ersichtlich die Hausweberei für den eigenen Gebrauch, die früher gar nicht für die Statistik aufgenommen wurde, und die Weberei für den inländischen Debit, der seit 1798 stark zugenommen hatte, eingerechnet.

Ein weit günstigeres Bild als Leinwandhandel und Leinwandmanufaktur gewährt das Tuchgeschäft, das selbst während des Siebenjährigen Krieges kein Nachlassen beobachten ließ; der Tuchexport erhob sich 1761/62 auf 1 121 167 $^{1}/_{6}$ Rtlr., 1762/63 auf mehr als 1 500 000, fast dreimal so viel als 1747. 1783/84 hob er sich auf 1 628 479 Rtlr. Die Ausfuhr der Wollwaren überhaupt bewegte sich 1786—1806 zwischen 1 508 463 und 2 663 509 Rtlr.; sie hatte um 62 $^{1}/_{2}$ % zugenommen. Noch klarer und deutlicher wird das Anwachsen der Tuchindustrie aus der Anzahl der verfertigten Stücke, über die es in diesem Zweige der Fabrikation eine fortlaufende Statistik gibt; das Maximum der

österreichischen Zeit von 95695 Stück im Jahre 1735 wurde 1753/54 beinahe wieder erreicht mit 90998 Stück; dann, nach einem Herabsinken infolge der österreichischen Prohibitivpolitik und des Siebenjährigen Krieges auf 33507 im Jahre 1756/57, hob sich die Zahl wieder und erreichte 1771 schon 101865, stieg bis 1796/97 auf eine Höhe von 173504, hielt sich jedoch noch 1804/05 auf 170850 Stück, mehr als das 2½fache von 1739/40 und beinahe das Doppelte vom österreichischen Maximum von 1735. Die Fabrikation der leichteren Wollwaren machte nach einer schweren Krisis um 1770 noch größere Fortschritte und stieg von etwa 40000 Stück auf 146630 im Jahre 1805, also nahezu auf das 3½fache. Der Wert der gesamten Wollfabrikation mit Einschluß der Hüte, Strümpfe und Handschuhe wird 1801/02 auf 4643634 Rtlr. angegeben. Es ist also kein Zweifel, daß die Wollwarenfabrikation sich einer anerkennenswerten Blüte erfreut hat. Allerdings würde das Anwachsen der Tuchfabrikation nur wenig das der Bevölkerung überschritten haben.

Noch weit erheblicher als das Anwachsen der Wollindustrie war das der Fabrikation baumwollener Waren, der Barchent-, Kanevas- und anderer Stoffe verschiedener Benennung, Kattune, auch Mützen, Strümpfe und Tüchel, besonders seit 1786. Der Wert der Fabrikate stieg in dieser Zeit bis 1803 von 143842 auf 1583372 Rtlr., der Absatz im Auslande von 46287 auf 575999 Rtlr., die Zahl der Stühle auf das Sechsfache, die der Arbeiter auf das Doppelte, die Ausfuhr auf das Zwölffache, ein Aufschwung, den die Baumwollindustrie weniger der königlichen Förderung und Unterstützung als dem Geschmack des Publikums und der Rührigkeit der Kaufleute und Fabrikanten zu verdanken hatte.

Endlich ist auch des Berg- und Hüttenwesens zu gedenken, das seit 1780 einen Aufschwung nahm und sich in der Gegenwart zur wichtigsten Produktion der Provinz entwickelt hat. Noch 1769 war es damit sehr übel bestellt. Die sechsjährige Einnahme des Oberbergamts belief sich damals auf 6361 Rtlr. 10 Gr. 5 Pf., die Ausgabe auf 6009 Rtlr. 4 Gr. 11⅘ Pf., also der Überschuß auf 352 Rtlr. 5 Gr. 5½ Pf.; 1798 dagegen betrug die gesamte Berg- und Hüttenproduktion 988333 Rtlr., wovon 333333 Rtlr. auf das Eisen, 162000 Rtlr. auf die Steinkohlen entfallen. Aber wenn der Betrag auch die nächsten Jahre vielleicht noch 1000000 Rtlr. überstiegen hat, so war das doch nur der zehnte Teil der von Hoym für 1806 berechneten Leinwandproduktion, und die 1600000 Rtlr. der Baumwollproduktion erreichten nur den dritten Teil der gesamten Wollwarenproduktion. Man fragt sich also, wo die neue Industrie zu suchen ist, von der Herr Dr. Croon sagt, daß sie dem Lande zum Ersatz für die Einbußen des Handels eine zweite, recht kräftige Seele geschenkt habe. Es haben nun freilich nach Ausweis der Kammerstatistik in Schlesien außer den genannten an 30, aber keineswegs lauter neue, Industriezweige bestanden, von denen 6, nämlich die Fabrikation von Stärke, Tabak, Krapp, Zucker, Leder und bedruckten Kattunen, den Produktionswert von 100000 Rtlr. überschritten, einige sogar, wie die von Tabak, Zucker und Kattun, die halbe, die von Leder die ganze Million, aber außer diesen zusammen,

selbst wenn man die Nebenzweige der Leinenindustrie, die Fabrikation weißgarniger Leinwand, die von Damast, Schachwitz, Leinband und Spitzen dazurechnet, doch die halbe Million Reichstaler nicht ganz erreichten, alle übrigen aber, 22—25 zusammen, nur eine Produktion von 413456, also noch nicht eine halbe Million, aufweisen, so daß diese gesamte Industrie, mit Einrechnung der ganzen Berg- und Hüttenproduktion, noch nicht die Summe eines Jahresexports der Leinwand und nur eben die einer Jahresproduktion der Wollwaren um die Wende des Jahrhunderts erreicht hat. Es kann also nicht die Rede davon sein, daß die durch Zölle und Verbote hervorgelockte „neue" Industrie dem Lande an Stelle des in Verfall geratenen Handels eine zweite, recht kräftige Seele geschenkt habe. Den Höchststand der kleinen Industriezweige stellt die Papierfabrikation mit etwas über 90000 Rtlr. Erzeugnis dar, und die ganze Anzahl dieser Industrien kann sich nicht mit der damals immer noch lebendigen Leinwand- und der neben ihr kräftig blühenden Tuchindustrie messen. Im Gegenteil: diese alten, bodenständigen Industrien wurden auch damals noch durch den Handel emporgehalten, und es ist kein glücklicher Gedanke Croons, für die schlesischen Verhältnisse Handel und Industrie in Gegensatz zu bringen. Die großartigsten Fabrikunternehmungen verdanken sogar den Kaufmannschaften ihr Entstehen, die Breslauer Zuckerraffinerie, die gleichartige in Hirschberg und die Eisen- und Stahlwarenfabrik der Breslauer Kaufmannschaft in Königshuld.

Wenn nun auch die Förderung der verschiedenen Industriezweige durch die Zölle und Verbote nicht bestritten werden soll, auch in meinem Werke nicht bestritten worden ist, so hat Herr Dr. Croon doch richtig gesehen, wenn er gefunden hat, daß es mir weniger darum zu tun gewesen ist, das Merkantilsystem an sich anzugreifen, als seine Handhabung durch Friedrich den Großen. Dies ist nämlich geschehen im Hinblick auf die ganz ungleichmäßige Behandlung der Provinzen. Es handelte sich im Wirtschaftssystem Friedrichs des Großen keineswegs um die Zusammenfassung der Provinzen, wie Herr Dr. Croon glauben machen will, zu einer staatlichen und nationalen Gemeinpolitik, wobei „der provinziale Egoismus" zu kurz kommen konnte, sondern um eine Ausnützung der wirtschaftlichen Kräfte Schlesiens zugunsten der alten Provinzen, der Marken, Magdeburgs und Pommerns. Bei Einsendung eines gegen Polen gerichteten Repressalientarifs 1764 bemerkte der Minister v. Schlabrendorff: „Wenn das Generaldirektorium nicht auf gleichem Fuß in allen Provinzen verfährt, so ist es ebensoviel, als wenn durch Schlesien eine Tür zugemacht und in anderen Provinzen zehn Türen für die Polen aufgemacht würden, wodurch Schlesien allein sehr leiden würde . . . Frankfurt (a. O.) ist ein rechtes Diebsloch, allwo durch die Messen abscheuliche Schwindel geschehen, und wo mit rigueur auf die Beobachtung der Ordres gehalten werden muß". Friedrich der Große drängte das Glas der neumärkischen Hütten den Schlesiern auf, während er das schlesische Glas in seinen alten Provinzen außer Ostpreußen verbot. Der Errichtung einer Spiegelfabrik in Schlesien wurden zugunsten der königlichen Spiegelfabrik in Neustadt a. d. Dosse, die 1769 Splitgerber & Daum übernahmen, die größten Schwierig-

keiten entgegengesetzt; den Erzeugnissen der Zborowskyschen Pfeifenfabrik waren die andern Provinzen verschlossen, während den neumärkischen gleicher Art Schlesien als Absatzgebiet zugewiesen wurde. Dem Juden Moses Ries, der in Potsdam eine Samtfabrik besaß, erlaubte der König nicht, auch in Breslau eine solche zu errichten, verbot aber zu seinen Gunsten alle fremden Samte und Velvets zum inländischen Debit. Berliner und Potsdamer Seidenwaren wurden den Schlesiern aufgenötigt; christliche Kaufleute mußten bis zu einem Drittel ihres Verkaufs, jüdische bis zur Hälfte davon nehmen; der Gesamtbetrag stieg endlich bis 232 649 Rtlr.; ausländische Seidenwaren wurden vom Juni 1775 an gar nicht mehr eingeführt. Eine Partie Ware der königlichen Manchester- und Plüschfabrik zweifelhafter Güte wurde schlesischen Kaufleuten aufgenötigt. Zugunsten des Monopols der Splitgerberschen Zuckerraffinerie in Berlin wurde aller fremde Zucker für den auswärtigen Debit außer in zehn Städten verboten und erst nach langen vergeblichen Bitten der Breslauer Kaufmannschaft die Errichtung einer Zuckerraffinerie, aber nur für den auswärtigen Debit, gestattet. Auch Eisen und Blech aus den märkischen und pommerschen Hütten und Rotenburger Kupfer wurde den Schlesiern aufgedrängt, wie auch Charlottenburger Schmelztiegel, bis diese Fabrik einging. Ihre Rohprodukte sollte aber die Provinz stets für die alten Provinzen hergeben, auch wenn ihre Zurückhaltung im Interesse der Industrie geboten war. Dies betraf besonders die Ausfuhr der Wolle, der Pottasche, des Garns und der Rötekeime. Der Lederfabrikant Daniel Itzig in Potsdam erhielt 1765 ein für die schlesischen Gerber äußerst drückendes Privileg zum zoll- und akzisefreien Einkauf von Rohleder und allen Gerbenotdürften und zum freien Verkauf seiner fabrizierten Ware in Schlesien; als aber Raphael Abraham in Glogau einen Freipaß für seine Lederware nach der Mark nachsuchte, wurde er vom Generaldirektorium damit abgewiesen, was Hoym sehr sonderbar fand. Das für Schlesien drückendste Vorrecht in den alten Provinzen war das 1751 allein noch übriggebliebene Stapelrecht Stettins und Frankfurts auf den von Riga, Libau und Memel zu Schiff herbeigeführten Leinsamen, von dem die Schlesier jährlich 30 000—40 000 Tonnen bezogen, die Frankfurter allein aber 3—4 Taler pro Tonne Profit zogen. Nach der Erwerbung von Südpreußen mußte sich Schlesien in vielen Stücken die durch Herabsetzung der Zölle entstehende Konkurrenz der neuen Landesteile gefallen lassen. Zugunsten der 1769 errichteten Emdener Heringsfischereikompagnie wurde den Breslauer Kaufleuten eine Abgabe von 1 Taler pro Tonne auferlegt und 1782 verboten, andere als Emdener Heringe zu kaufen. In diesem Jahre klagte die Breslauer Kaufmannschaft auch über die Konkurrenz, die ihr die Seehandlungskompagnie im Tuchhandel in Warschau und anderen Städten Polens machte; eine solche Kompagnie habe keinen Nutzen für das Publikum.

Es geht hieraus hervor, daß Friedrich der Große keineswegs die einzelnen Provinzen dem gleichen, vom Gesamtstaatsinteresse befohlenen Gesetze unterwarf, sondern jede einzelne in seinem königlichen Interesse in der Art und Weise benutzte, wie er es für das Vorteilhafteste

hielt; Schlesien fiel dabei das Los zu, der Förderung des Wohlstandes der anderen Provinzen, namentlich der alten, der Marken und Pommerns, zu dienen. Hoym äußerte 1790, des Höchstseligen Königs Majestät habe sich in Schlesien, ganz seinen sonstigen Gewohnheiten zuwider, der strengen Forderungen eines Eroberers bedient. Struensee erklärte 1788, Berlin habe durch die Nötigung der Schlesier, den Berlinern ihre Waren abzunehmen, um 50 000 Seelen zugenommen, aber, fuhr er fort: „eben deswegen, weil die Fabriken in Berlin schlecht angelegt sind, weil der hiesige (Berliner) Arbeiter nicht fleißig und sparsam genug ist, weil er zu eigensinnig auf dem einmal gelernten Schlendrian besteht, fürchte ich, daß der Schlesier, sobald ihm Freiheit gegeben wird, sich von Berlin wegwendet, und damit sind also 100 000 Menschen und mehr außer Brot und Nahrung gesetzt". Der Minister v. Werder sprach sich in demselben Jahre in einer Weise über Schlesien aus, die durchblicken ließ, daß er meinte, die Provinz sei mit Naturgaben und Arbeitskräften so trefflich ausgestattet, daß sie auch eine für sie nicht geeignete Wirtschaftspolitik vertragen könne. Der Bergwerksminister Freiherr v. Heinitz entwickelte damals in einer Denkschrift Friedrich Wilhelm II., daß beim Wohlstand der Provinz Schlesien die Einfuhr fremder Waren ihr nicht so leicht nachteilig werden könnte, und daß anzuraten sei, jeden Zwang des Handels in ihr aufzuheben; jede Provinz sei nach ihrer eigentümlichen Beschaffenheit zu behandeln. Dies tat Friedrich der Große auch, da er die rheinisch-westfälischen Provinzen nicht dem Schutzzoll- und Prohibitivsystem unterwarf. Bei Schlesien leiteten ihn andere Gesichtspunkte politischer Art, die Feindschaft gegen Maria Theresia, die unter Nichtachtung der Traktate mit der Prohibitivpolitik gegen Schlesien begonnen hatte, und gegen Sachsen, das ihm wegen seines politischen Verhaltens und als Konkurrent Schlesiens verhaßt war. Als Friedrich der Große 1754 nun auch seinerseits mit Repressalien gegen Österreich begann, erklärte er dem Minister v. Massow, er wisse gar wohl, daß dergleichen Maßregeln dem Lande nicht favorabel seien, und daß nichts anderes dabei herauskomme, als daß die Untertanen von beiden Seiten darunter litten und bedrückt würden, aber Massow solle in Erwägung ziehen, daß man den Wiener Hof auf andere Weise nicht zur Raison und Billigkeit bringen könne. Daraus ist übrigens zu ersehen, daß Friedrich der Große selbst keine übertriebenen Vorstellungen von der unbedingten Nützlichkeit des Merkantilsystems hatte. Herr Dr. Croon wird nach allem Gesagten die seinige von der vorzüglichen Wirkung desselben in Schlesien unter Friedrich dem Großen wohl schwerlich aufrechthalten können und sie nach den alten Provinzen und neuerdings in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts und in die Gegenwart versetzen müssen. Ich habe keinen Grund, mein Urteil zu ändern, daß die Merkantilpolitik Friedrichs des Großen in Schlesien nicht die erhofften Früchte getragen hat, weil sie ohne rechte Erkenntnis der Voraussetzungen ihres Gedeihens im Gebiete des Handels unternommen wurde. Daß ich der Entwicklung des Merkantilismus zu wenig Beachtung geschenkt habe, wird Herr Dr. Croon nicht leicht nachweisen können, noch auch, daß ich den Niedergang des Wirtschaftslebens nur an der Geschichte

des Handels, speziell des Breslauer, erwiesen habe, und nicht minder, daß mein Blick für das Aufblühen des Ganzen durch die vielen Mißerfolge in den Einzelerscheinungen des Manufaktur- und Fabrikwesens getrübt worden sei. Es könnte wohl mit mehr Recht von ihm behauptet werden, daß sein Blick für die geschichtlichen Tatsachen durch die Voreingenommenheit für die merkantilistische Theorie getrübt worden ist. Anstatt der Tatsachen bringt er allgemeine, den verschiedensten Ländern entnommene Gründe für dieselbe vor. Daß der Merkantilismus die Zunftschranken beseitigt hätte, trifft für Schlesien nicht zu; der Physiokrat Hoym hat gegen sie angekämpft, und erst die Reformen von 1808 haben sie beseitigt. Daß ich die recht mittelalterliche Anschauung der Abschließung der Provinzen verträte, kann Herr Dr. Croon nur behaupten, wenn er vollständig verkennt, daß ich nur die Widersprüche der Behandlung Schlesiens gegenüber den alten Provinzen hervorgehoben habe; für die Einfuhr der Fabrikwaren aus Schlesien blieben sie gesperrt; die Rohprodukte sollte es jederzeit hergeben, auch wenn ihre Ausfuhr im übrigen verboten war. Die Begünstigung des platten Landes, die Herr Dr. Croon nach Ziekurschs Untersuchungen hervorhebt, kommt nicht in Betracht, da gerade die Tuchindustrie rein städtisch war.

Literatur.

Dr. STEPHINGER, Zur Methode der Volkswirtschaftslehre. Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen. IX. Bd. 5. Ergänzungsheft. Karlsruhe, C. Braun, 1907. 128 S. Mk. 3.

Die Abhandlung, die aus dem Seminar von Fuchs in Freiburg hervorgegangen ist, empfängt ihre Orientierung durch RICKERTS Methodenlehre; aus ihr entnimmt sie die Gesichtspunkte der Beurteilung für den Wissenszweck und die Methode der Volkswirtschaftslehre. Daher gibt sie zunächst eine ausführliche Darstellung der Lehre RICKERTS, erörtert sodann einige für die Erkenntnis tatsächlich verwendeter methodischer Gedanken aus der Geschichte der Volkswirtschaftslehre (SMITH, RICARDO, Sozialismus, ROSCHER und KNIES, BERNHARDI und MENGER), um in drei weiteren Kapiteln die eigenen Gedanken über die Entstehung (d. h. die Grundlegung) der Volkswirtschaftslehre, ihre Begriffsbildung und über die Notwendigkeit einer Sozialphilosophie zu entwickeln.

Es ist zweifellos eine interessante Aufgabe, von der Grundlage der RICKERTschen Methodenlehre aus die Eigenart der Volkswirtschaftslehre bestimmen zu wollen. Waren doch bei der von diesem Philosophen durchgeführten Scheidung aller Wissenschaften in Gesetzes- oder generalisierende und historische oder individualisierende Wissenschaften offenbar die systematischen Geisteswissenschaften, wie die Staatslehre, die Jurisprudenz oder Volkswirtschaftslehre, zu kurz gekommen. Aber auch abgesehen davon muß bei dem Gegensatz der Auffassungen jeder Versuch, über die Grundlagen und die Ziele und Erkenntnismittel der Nationalökonomie Klarheit zu gewinnen, von vornhererein dankbar begrüßt werden.

Es will nun aber dem Referenten scheinen, als sei das Unternehmen, die Volkswirtschaftslehre dem RICKERTschen Schema einzugliedern, mißglückt. Und zwar beruht die Täuschung, sie ihres historischen Charakters wegen auf eine in RICKERTS Sinn historische Begriffsbildung verweisen zu können, auf einer Verwechslung, die einmal hervorgehoben werden muß, da sie in dem Kreise der RICKERTschen Schüler verschiedentlich begangen wird. Die Eigentümlichkeit der RICKERTschen Lehre liegt in der Annahme der prinzipiellen Indifferenz des Materials, aus welchem das erkennende Subjekt nach von ihm gesetzten, entweder generalisierenden oder Wertgesichtspunkten die Merkmale bei

der Begriffsbildung auswählt und zusammenstellt; so entstehen in bezug auf dieselbe Objektwelt entweder Gesetzes- oder teleologische Begriffe: es entscheidet lediglich der Erkenntniszweck; die Beschaffenheit des Materials ist von untergeordneter Bedeutung. Wenn daher der Verfasser bei der Aufsuchung der Prinzipien der Volkswirtschaftslehre von der Frage ausgeht (S. 61), „ob das Material der betreffenden Wissenschaft in Naturobjekten besteht, die von Werten losgelöst sind, oder in Kulturvorgängen, die auf Werte bezogen sind“, um im ersteren Falle ein Verstehen der generellen Notwendigkeit, im zweiten Fall eine Darstellung des Sinnes und der Kulturbedeutung der betrachteten Wirklichkeit abzuleiten, so modifiziert er in einer Weise den RICKERTschen Standpunkt, daß dieser geradezu aufgehoben wird. Denn was bei RICKERT nur zur nachträglichen Bereicherung der logischen Konstruktion eingeführt wird, wird hier zum Ausgangspunkt, und damit begibt sich der Verfasser förmlich auf eine Position zurück, welche die Unterschiede und Aufgaben der Wissenschaften, ihre logische Konstitution, aus der Struktur des Objekts herleitet, der gegenüber der formale Erkenntniswille sekundär ist. Nach RICKERT kann jedes Objekt generell betrachtet oder auf Werte bezogen werden; nach dem Verfasser muß die Volkswirtschaftslehre, „weil sie zum Objekt eine menschliche Betätigung hat, die von der Menschheit als Kulturaufgabe aufgefaßt und ausgeübt wurde“ (S. 69), eine Kulturwissenschaft sein, schließt sie eine „Erklärung der Prinzipien volkswirtschaftlichen Geschehens von den natürlichen generellen Vorbedingungen aus“. Nun haben aber DILTHEY und WUNDT in ihren grundlegenden Arbeiten auf diese wesentliche Eigentümlichkeit des historischen Menschen, die sie allgemein als Zwecksetzung bestimmen, eine Theorie der Geisteswissenschaften aufgebaut, die ebenfalls eine einfache Übertragung der naturwissenschaftlichen Methoden und Begriffe auf das Gebiet der geschichtlichen Welt ablehnt und in der Forderung einer selbständigen Methode gipfelt. Es ist sehr bedauerlich, daß der Verfasser nicht in eine Auseinandersetzung mit den älteren, aber darum noch in keiner Hinsicht überholten Lehren dieser Philosophen eingetreten ist. Sonst hätte er (von allem anderen abgesehen) sich nicht der Selbsttäuschung hingeben können, in der Einsicht in den objektiven Kulturcharakter des wirtschaftlichen Lebens, in der er mit DILTHEY und WUNDT einig ist, eine Bestätigung der RICKERTschen Theorie zu finden, welche eine Ordnung der Erkenntnis nach subjektiven (wennschon allgemein gültigen) Wertgesichtspunkten verlangt.

So leidet die vorliegende Abhandlung an einer gewissen inneren Zwiespältigkeit: die Übernahme der RICKERTschen Schemata (wie z. B. des unhaltbaren Gegensatzes von Wirklichkeits- und Unwirklichkeitswissenschaften oder der Formel von der totalen Irrationalität des Wirklichen usw.) will zu dem objektiven Standpunkt der Betrachtung, der eine bestimmte gegebene Struktur des Gegenstandes zugrunde legt, nicht passen. Aber es muß doch andererseits hervorgehoben werden, daß die Hauptthese der Schrift bezüglich des historischen Charakters der Volkswirtschaftslehre sehr scharf herausgearbeitet und durchgeführt ist, und daß in dem ehrlichen Streben nach Selbstbelehrung eine Reihe

treffender Bemerkungen, insbesondere kritischer Art (z. B. in bezug auf die Lehre von den Wirtschaftsstufen und in den historischen Auseinandersetzungen), gelungen sind, die bei weiter Klärung der eigenen philosophischen Voraussetzungen eine Förderung der Methodenlehre in Zukunft erhoffen lassen.

Berlin. MAX FRISCHEISEN-KÖHLER.

Unter dem Titel: Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen. Weimar 1909. VII—179 SS. veröffentlicht Prof. Dr. ALFONS DOPSCH seinen erweiterten Vortrag, den er vor dem Berliner Historikerkongreß gegen meine Darstellung der altslawischen Volkszustände („Die älteren Beziehungen der Slawen zu Turkotataren und Germanen ...“ Stuttgart 1905. Sonderabdr. a. d. Vierteljahrschr. f. Social- u. Wirtschaftsgesch. III) und gegen mehrere, meine Auffassung teilende Forscher gehalten hat, und in welchem er, den Berichten zufolge, meine Theorie „vernichtet“ haben soll.

Die Abhandlung habe ich nun genau geprüft und werde später auf die hier vertretenen Ansichten Punkt für Punkt entgegnen, lege indessen Wert darauf, auf einiges wenige schon jetzt aufmerksam zu machen:

Im allgemeinen muß bemerkt werden, daß Prof. DOPSCH die Gebiete, die zu untersuchen sind, nicht absteckt und die entscheidende Quelle, auf die er sich wie auf einen Kronzeugen beruft (das Urbar von Liechtenwald 1448), bis auf einen einzigen Satz nicht zu Worte kommen läßt, sondern bloß angibt, sie befinde sich in dem Wiener Hof- und Staatsarchiv Nr. 272. Wer die bloß angedeuteten Stellen prüfen will, der ist genötigt, sie sich abschreiben zu lassen.

Der Sachverhalt ist: Ein Teil der Alpenslawen steht noch Ende des Mittelalters und Anfang der Neuzeit unter so zahlreichen, stark zinsenden Županen, und dabei ist die Zahl der diesen Županen unterstehenden Bauernhufen so gering, daß der Župan, der auch ganz allein, ohne irgendeinen Bauer im Weiler sitzt, seinem Wesen nach unmöglich für einen Dorfschulzen oder einen Meier angesehen werden kann. Gibt es ja sogar vier Župane in einem derselben Herrschaft gehörenden Dorfe! In mehreren, miteinander nicht zusammenhängenden Gebieten kommen im Jahre 1265 auf einen Župan durchschnittlich bloß 2.29 bis 3.94 Bauernhuben, und 46.66 bis 33.64 % des ausgetanen Gesamtbodens sind Županengut. In den einzelnen Dörfern ist das Mißverhältnis noch viel auffallender.

So sind die Zustände der Herrschaft Tüffer und ähnlich die von Rann und Liechtenwald in Südsteiermark beschaffen (Kategorie I). In anderen Herrschaften liegen sie anders. Da gibt es Dörfer, deren Župane nicht zinsen „von der Supp wegen“ (Kategorie II), und wieder andere, in denen es überhaupt keine ständigen Župane gibt, sondern

einer der Bauern auf eine gewisse Zeit zum Župan bestellt wird (Kategorie III)[1]).

Die Župane dieser drei Kategorien lassen sich auf einen gemeinsamen Nenner nicht zurückführen, sie haben nur den Titel gemeinsam. Auch der Bürgermeister der Landeshauptstadt Laibach führt den Titel Župan bis heute. Es hat also eine Wandlung in der Bedeutung des Wortes stattgefunden, und Župan bedeutet nicht überall dasselbe, von dem Župan der einen Kategorie kann auf den einer andern nicht geschlossen werden. Sie gehören verschiedenen Kolonisationsgebieten und verschiedenen Dorfformen an, und ihre Ortschaften wurden zu verschiedenen Zeiten angelegt. Der altslowenische Župan ist schon a priori etwas ganz anderes als der Župan einer erst von den Deutschen angelegten slowenischen Kolonie, ebenso wie der fränkische Pferdeknecht

---

1) Einige Belege: Kategorie I. 1265: *Item iuxta aquam Trevol 1 predium et supanus. Item in Lubomeriech 2 predia et supanus ... Item in Zeltz tantummodo supanus* (Rationarium Stirie, in: Österreichische Urbare, hg. v. DOPSCH I, 2, 1909, im Erscheinen begriffen). Alle Župane dieser Herrschaft (Tüffer) zinsen. — 1309: *In Prunne sunt hube 7. Harum duo suppani habent hubas 4 et serviunt de duabus suppis. — In villa Ansache sunt hube 7 ... quarum suppanus habet hubam unam et serviet de suppa dimidia* (Urbar von Rann und Liechtenwald, teilweise abgedruckt Ztschr. f. Social- u. Wirtschaftsgeschichte V, 361 ff.). — 1448: *Zelltz* [sunt] *hube 11½. Suppan Oswald, suppan Conczion, suppan Jegke, supan Juri tenent hubas 2 et serviunt ....— St. Cantzian hube 3. Suppan Fritzel tenet hubam et servit ... Supan Juri servit ... Mathea tenet hubam et servit ...* Hier sitzen neben einem einzigen Bauer gleich zwei Župane (Urbar Liechtenwald, Wiener Staatsarchiv 272 f° 21, 24).

Kategorie II. 1265, Herrschaft Marburg: *in superiori Cirkentz 12 predia, de quibus supanus habet 2. Aliorum vero 10 cuiuslibet census solvit* [folgt der Zins]. *Item supanus eiusdem ville dat de suo iure officiali* [folgt die Giebigkeit]. *Item magistro coquine ... — Item in inferiori Wlkoyn sunt 18 predia de quibus supanus habet 2 ... Aliorum vero cuiuslibet solvit ... Hec autem omnia preter ius supani in quo specialiter servit officiali ...* (Rationarium Stirie). Diese Župane leisten keinen Grundzins, sondern als Dorfmeister bloß gewisse Giebigkeiten dem Amtmann oder auch dem Koch. — 1492: *Dy sup Oberhart hat 12 huebem ... Steffan supan hat 2 huebem an* [ohne] *dinst von der supp wegen, dint aber ambtmansrecht* [d. i.: dem Amtmann] *2 viertel habern und 2 copawne* [Kapaune] ... *Dye sup Mitterhart hat 12 huebem ... Jacob supan hat dritthalbe huebem, von den zwain dint er nichts ...* (Urbar v. Pettau, Grazer LArchiv fasc. 50 Nr. 126 f° 2 ff.).

Kategorie III. Ende d. 14. Jhts.: *Fütsch* [hat 20 Huben und 2 Höfe]. *Marin suppan ... dient von 1 huben* [folgt der Zins]. *Dieweil er suppan ist, so dient er kainen fleischfrisching ... und wenn er nicht suppan ist, so ist er der sawmfart auch vertragen ... Der suppan siczt die klaynen recht[e] von seiner huben ab und nymbt darczu von ainer andern huben die klainen recht auch von der supp wegen* (MILKOWICZ, Mitt. d. Mus. Ver. f. Krain II, 32 f. Herrschaft Stein in Krain).

marescalcus etwas anderes ist als der deutsche Staatswürdenträger *Marschall.* Es könnte heute niemandem mehr einfallen, von diesem auf jenen Rückschlüsse zu wagen.

Diese Tatsachen läßt Prof. DOPSCH überhaupt nicht gelten, behauptet S. 52 ff., die Slawen hätten die Ebenen und breiten Flußtäler ebenso besiedelt wie die höheren Gegenden, und meint S. 34, *„hier wie dort liegt dieselbe Kolonisation vor“.*

Ich habe Hunderte von Flurkarten durchgezeichnet und durchgerechnet, sämtliche Flurkarten von Böhmen und Steiermark und einen bedeutenden Teil von Bosnien und Herzegowina durchgesehen. Dabei fiel mir insbesondere auf, daß in Böhmen die ältesten Dorfformen in den Ebenen und breiten Tälern, die jüngsten in den gebirgigen Lagen zu finden sind, während in Untersteiermark das Gegenteil vorliegt: Hier sind die höheren Lagen mit kleinen Weilern besäet, in denen die so zahlreichen Župane der ersten Kategorie vorkommen, dagegen sind die offenen Flußtäler und „Felder“ mit neueren, oft kunstvoll gewannmäßig vermessenen großen Dorfanlagen bedeckt und stehen unter Županen der zweiten Kategorie. Das sind offenkundig zwei verschiedene, scharf zu trennende Kolonisationsgebiete.

Die Siedlungsart der alten Slawen hat uns PROKOPIOS (6. Jht.), Bellum Gothicum III, 14, überliefert: *„Sie wohnen in elenden Hütten, weit voneinander zerstreut und wechseln sehr oft den Standort ihrer Wohnsitze“.* Diese Nachricht setzt höchstens Weiler, aber keine großen Dörfer voraus, und tatsächlich leben die Serben bis heute zumeist in Einzelhöfen und Weilern; auch die russischen großen Dörfer sind neue Anlagen, in denen die früheren Weiler *(derevnja)* eingeschmolzen sind; Nordrußland war mit Weilern besiedelt; die Kleinrussen sind vorwiegend *odnodvorcy* (Einzelhöfer); die böhmischen und elbeslawischen Rundlinge sind ebenfalls kleine Weiler, und in den elbeslawischen Weilern waren so, wie in Untersteiermark, zahlreiche Župane, und zwar als ein privilegierter Stand. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß die Tüfferer Siedelungsart nach Županenweilern in Untersteiermark vordeutsch ist. Dagegen können die großen, kunstvoll vermessenen Dorfanlagen des Draufeldes erst von deutschen Grundherren angelegt worden sein, wenn auch mit slowenischen Bauern besiedelt. Ihre Župane gehören in Kategorie II.

Alles das übersieht Prof. DOPSCH, und will durch eine Reihe von urkundlichen Daten (S. 52 ff.) beweisen, daß die Alpenslawen auch Täler und Felder besiedelten, und sagt S. 34: „PEISKER *kann doch wohl nicht glauben, daß die Ämter Tüffer sowie Liechtenwald-Rann ‚altslawische‘, jene von Graz, Fürstenfeld, Radkersburg und Marburg aber jüngere Kolonistendörfer dargestellt hätten. Tüffer wird zum erstenmal 1182 urkundlich genannt, Rann 1249 und Liechtenwald 1275! Hier wie dort liegt dieselbe Kolonisation vor, wie denn auch* PEISKER *seine Kenntnisse für beide aus ganz denselben zwei Quellen schöpft, dem landesfürstlichen Urbar von 1265 und dem Salzburger von 1309. Oder meint* PEISKER *gar, auf derselben Grundherrschaft habe man zu derselben Zeit bei Marburg etwas anderes unter ‚Supan‘ verstanden als bei Cilli?“*

Was „man verstanden“ hat, geben die Urbare nicht kund, sie führen bloß Tatsachen an: zinsende und nicht zinsende, also unterschiedliche Župane. Und die Tüfferer Županenweiler für altslawisch, dagegen die Marburger und Pettauer großen Gewanndörfer für spätdeutsch zu erklären, verpflichtet deren Anlageform. Die späte erste Nennung der Verwaltungszentren ist für das Alter der Ansiedlungen gleichgültig, ebenso der Umstand, daß ich von den Tüfferer Weilern und den Marburg-Pettauer Gewanndörfern aus denselben Quellen Kenntnis habe, denn diese führen einfach die Gesamtbestände ihrer Zeit an, ohne Rücksicht auf deren Alter. Dieses Alter wird durch die verschiedene Anlageform und die verschiedenen Rechte und Pflichten der Župane bestimmt. Das ist eine Tatsache für sich; die urkundlich belegten slawischen Ansiedlungen in Tälern und Feldern sind ebenfalls eine Tatsache für sich. Diese beiden Tatsachen können sich nicht gegenseitig aufheben, man muß sie beide gelten lassen nach Ort und Zeit, denn zwei Tatsachen können nur scheinbar, nicht aber in der Wirklichkeit einander widersprechen.

Dieser scheinbare Widerspruch löst sich leicht, wenn man das Schalten und Walten der Reiternomaden, insbesondere der Awaren, Bulgaren und Magyaren, in Betracht zieht, waren sie doch der Hauptfaktor in unseren Landen! Von diesem Hauptfaktor nimmt Prof. DOPSCH überhaupt keine Notiz.

Bekanntlich haben die Reiternomaden von Ungarn aus Europa weit und breit mit entsetzlichen Raubzügen ständig überzogen. Wie sie dabei verfuhren, lehrt der Einfall der Mongolen, welche in dem einzigen Jahre 1241 halb Ungarn entvölkert haben. Die Magyaren allein unternahmen in den ersten 63 Jahren 32 große Raubzüge bis zur Nordsee, nach Frankreich, Spanien, Italien und dem Oströmischen Reich. Die breiten Flußtäler und „Felder“ Pannoniens und Norikums bildeten den Nomaden stets benützte Ausfallsbahnen. Diese Bahnen wurden von ihnen ausgemordet, hier konnten sich also auf die Dauer keine alten Niederlassungen halten. Daher die *solitudines Awarorum, Pannoniorum*. Dasselbe berichtet über Südrußland der arabische Geograph vom Ende der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts (bei Ibn Rusta und Gardīzī): *„Zwischen dem Lande der Pečenegen* [im Urtexte stand: *Magyaren*] *und dem der Slawen ist ein Weg von 10 Tagen. Die Slawen haben im Beginne ihres Gebietes eine Stadt* . . . [wohl Kiev], *zu der man durch Steppen und unbetretene Landschaften, Wasserquellen und dichte Wälder reist, bis man in ihr Land kommt“* (MARQUART, Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge, Leipzig 1903, S. 466 ff.).

Und gerade über unsere Gegend, das Draufeld von Marburg und Pettau, berichtet die Urkunde vom Jahre 1130: . . . *curtim Razwei* [Roßwein] *cum . . . 12 villis. Sed quia de familia capita ferme 50 remanserant et loca . . . crebra hostium irruptione devastata et in solitudinem maximam fuerant ex parte redacta, cepit hoc concambium fratribus plurimum displicere* . . . (ZAHN, Urkundenbuch d. Hzt. Steiermark I, Nr. 132).

Wenn das geschehen konnte, nachdem das größte Ungestüm der Magyaren längst gebrochen war, wie trostlos muß es hier vor 955,

der Schlacht auf dem Lechfelde, ausgesehen haben! Daher können die in den breiten Flußtälern und „Feldern“ Pannoniens und Norikums erwähnten slawischen Ansiedlungen (Dopsch 62 f.) nicht zum Beweise dafür angeführt werden, daß *„hier* [Tüfferer Weilergegend] *wie dort* [Mur- und Draufeld mit Gewanndörfern] *dieselbe Kolonisation vorliegt“* (Dopsch 34). Die slawischen Siedlungen in den höheren Lagen blieben nämlich von den durchrasenden Nomaden eher verschont — diese hatten verlockendere Ziele! — aber die Ebenen wurden entvölkert und konnten erst nach längerer Ruhepause von den Deutschen, wenn auch mit slawischen Hörigen, neu besiedelt werden. Und weil das Mur- und das Draufeld den ungarischen Nomadenzügen am nächsten liegt, so versteht es sich von selbst, daß es wiederholt geschah, das Feld wiederholt in *solitudines* gelegt, eingeödet wurde. Ähnlich war es auch in Südrußland, wo jede neu aus Asien eingebrochene Nomadenhorde die vorgefundene Bevölkerung vertilgte, soferne diese, plötzlich überrascht, nicht fliehen konnte (vgl. Hruševškyj, Geschichte des ukrainischen (ruthenischen) Volkes I, Leipzig 1906, S. 234 ff.).

Zur Unterstützung seines Standpunktes verlegt sich Prof. Dopsch S. 52 ff. auch auf — Ortsnamenforschung: das Überwiegen slawischer Ortsnamen im Draufelde soll beweisen, daß das Feld schon in vordeutschen Zeiten von Slawen besiedelt worden sei. Die Ortsnamenkunde setzt tiefe Kenntnisse der Laut- und Sprachgesetze voraus; Prof. Dopsch selbst versteht aber nicht Slawisch, ließ sich Stellen aus slawischen Literaturen erst durch Andere ad hoc übersetzen (siehe sein Buch S. VII), hält sogar eine französische Form für slawisch (S. 171: *siabrynage,* richtig: *sjabrynstvo*) und vermag nicht einmal ein nomen topicum von einem Patronymikum oder Possessivum zu unterscheiden. Und gerade dieser Unterschied ist für die Besiedlungsgeschichte sehr wichtig. Slawische Topika, namentlich von Berg- und Flußnamen abgeleitete Ortsnamen wie *Landsberg, Leibnitz, Ragnitz, Mixnitz, Admont,* beweisen nicht immer eine slawische Siedlung, denn der slawische Imker und Fischer kannte Wässer, Berge und sonstige Lagen tief in die Wildnis hinein, ohne da ständig gewohnt und das Land bebaut zu haben. Und was von den Patronymicis zu Zwecken der Besiedlungsgeschichte zu halten sei, darüber hätte sich Prof. Dopsch bei mir S. 145 [331] ff. Anm. 2 eingehend belehren können: In alten Zeiten waren Personennamen als Ortsnamen überhaupt sehr flüchtig, blieben dauernd haften erst seitdem sie in Zinsregistern schriftlich fixiert worden sind, und auch dann machten sie nicht selten neuen Namen Platz; dann heißt es: *villa x, que nunc mutato nomine y nuncupatur,* oder dergleichen. — 1306 . . . *Lucas filius quondam Domizlai et uxor . . . de hereditate . . . Lukaschowicz . . . que olim Domslawicz vocabatur . . . 10 mansos . . . vendiderunt . . .* Hier wechselte der Ortsname mit dem Besitzer. — 1268 bestätigt König Ottokar II. die Hingabe eines Gutes im Böhmerwalde, welches sein Vater Wenzel I. dem Burggrafen Hyrzo geschenkt hatte. Es ist der Mugrauer circuitus silvae, 4½ km breit und über 16 km lang und wurde von Hyrzo kolonisiert. So entstanden die Ortschaften *U Gerc, U Mladone, U Yanka, U Dirca* usw. (würden lateinisch heißen: *Apud Georgium, Apud Mladonum,*

Apud Jankonem, Apud Girkonem). Im Jahre 1284 werden daraus echte Ortsnamen: *Jercenzlag, Budeczlag* (statt *Mladetzlag*, heute Plattetschlag), *Jenkezlag* (Janketschlag), *Jurizlag;* dazu kam *Dietohzlag* (welches ein *U Dietocha* voraussetzt und als echter Ortsname slawisch *Dietochov* lauten würde), aber der Name konnte sich nicht halten, der deutsche Volksmund machte aus Dĕtochov: *Tichtihöfen,* wie der Ort bis heute heißt.

Genau solche, noch nicht zu Patronymicis geformte Personennamen sind in der Herrschaft Marburg in Untersteiermark im Jahre 1265 (Rationarium Stirie) sehr häufig, z. B.: *Item apud Weligoy* 19 mansus ... *Apud Lubomer* 10 mansi ... *Aput Qualosse* 6 m. ... *In Radvan* 6 m. ... *Aput Kuneten* 9 m. ... *Aput Zlvmer* 11 m. ... *Aput Ztanossen* 11 m. ... *Aput Radon* 3 m. ... *In Dragozla* 4 m. ... *Aput Terdazla* 3 m. ... *Supanus Pocher aput Hermannum* [d. i.: der Župan am Bachergebirge „Bei Hermann") 12 m. ... *Aput supanum Jeben* 12 m. ... *Aput Demasen* 5 m. ... Das sind keine altslawischen, vordeutschen Ortsnamen, sondern Namen von im Jahre 1265 lebenden Personen, unter deren Vorgängern die Ortschaften ganz anders geheißen haben. Daher liegt kein Grund vor, die patronymen Ortsnamen als alt, vordeutsch anzusehen, trotzdem sie slawisch sind, und wenn die meisten Ortschaften des Draufeldes slawische Namen führen, so kann dies nicht als Beweis gelten, daß sie vordeutsch sind, die Slawen das Feld schon vor der deutschen Landnahme dauernd besiedelt haben. Und daß erst von Deutschen angelegte Ortschaften slawische Namen führen sollten, ist nichts Befremdliches, weil sie eben mit slawischen Hörigen besetzt wurden.

Die Ansichten des Prof. Dopsch über Gang und Eigenart der slowenischen Besiedelung sind somit unzutreffend.

Gegen meine Župantheorie wendet er unter anderem ein:

1. a) Peiskers Statistik von Tüffer 1265 sei falsch, *beruhe „auf einer ganz willkürlichen Auswahl der Beispiele"* (S. 24). Nein, ich sage, daß in den einzelnen Gruppen der Prozentsatz zwischen Županen und Bauernhuben verschieden, aber in vier Gruppen derselbe ist. Daher nehme ich diese als die unversehrten an; die abweichenden sind durch Neurodungen und Vermehrung der Bauernhuben in einzelnen Dörfern vergrößert worden. Die Gruppen sind nicht etwa erst von mir konstruiert, sondern in der Quelle selbst genau berainigt. Z. B.: die ganze provincia de Trevůl umfaßt 26 Ortschaften mit 4, 3, 2, 2, 4, 5, 2, 3, 1, 2, 4, 2, 2, 4, 2, 3, 3, 4, 4, 4, 5, 3, 6, 6, 3, 6 Bauernhuben. In jeder sitzt nebstdem ein zweihubiger Župan, denn alle Župane derselben Gruppe zinsen gleichmäßig. Auf einen Župan entfallen somit 3.42 Bauernhuben, und 36.88 % des ausgetanen Gesamtbodens sind Županengut (Peisker 175 [465]). Das ist eine Tatsache, und die kann durch eine zweite, daß nämlich in anderen Ämtern der Prozentsatz anders ist, nicht aufgehoben werden, man muß sie beide gelten lassen.

b) *„Ein schwerer grundlegender Fehler* ... Peiskers *ist ferner, daß er die in diesem Urbar ausgewiesenen Zahlen des landesfürstlichen Grundbesitzes an den einzelnen Orten ganz allgemein für den gesamten Grund*

und Boden dort ansieht . . . Jedenfalls wird man stets damit rechnen müssen, daß der landesfürstliche Besitz an den einzelnen Orten nicht der einzige dort gewesen sei . . .“ (S. 26). Diesen Vorwurf schwächt DOPSCH sofort S. 27 ab: „*Aber selbst wenn wir speziell für das Amt Tüffer diesem Umstande kein zu großes Gewicht beilegen, weil eben die einzelnen Siedlungen hier vielfach von Natur aus sehr klein waren, so darf sicher ein drittes Moment doch nicht übersehen werden . . .*“ [siehe unter c]. Nun angenommen, aber nicht zu gegeben, es wären sogar lauter Dorfsplitter, so bliebe meine Statistik dennoch unerschüttert, weil die fremden Bauernhuben unmöglich unter die landesfürstlichen Župane hätten gehören können, sondern anderen Županen jener fremden Herrschaft untergeordnet sein müssen.

c) „*. . . so darf sicher ein drittes Moment doch nicht übersehen werden . . . In den gebirgigen Teilen Steiermarks war nämlich . . . die bäuerliche Besitzgemeinschaft außerordentlich häufig . . . es saßen auf einer Hufe oft mehrere Zinsleute (. . . socius . . .).* PEISKER *und seine Anhänger nehmen überall als selbstverständlich an, daß auf einer Hufe (praedium) nur eine Bauernfamilie saß . . .*“ (S. 27). Auch dieser Einwand ist unrichtig, denn die Hufe repräsentiert ursprünglich nur eine Wirtschaftseinheit, eine Bauernfamilie, und nur für diese Zeit gilt meine Statistik; ob und wieviele socii später da waren, ist gleichgültig. Von diesen socii weiß ich übrigens schon längst.

2. DOPSCH will die Zweizahl von Županen an einem und demselben Orte — von der Drei- und Vierzahl nimmt er überhaupt keine Notiz — durch drei Möglichkeiten „erklären“:

a) „*Einmal wissen wir . . . daß größere Dörfer, z. B. Brizlausdorf . . ., in 2 Supanien geteilt wurden . . . So können, wenn im Urbar dann z. B. beide Dörfer gleichen Namens zusammengefaßt werden, leicht 2 Supane herauskommen*“ (S. 38). Das *wenn* hängt in der Luft, gleichnamige, etwa geteilte Dörfer werden nie „zusammengefaßt“, sondern unterschieden (z. B.: *Oberhart, Mitterhart, Niederhart,* oder durch die Bezeichnung *alia villa*), und die Möglichkeit eines „Zusammenfassens“ paßt schon gar nicht auf das kleine „*Prunne, sunt hube 7 . . . Harum duo suppani habent hubas 4 et serviunt de duabus suppis*“. Wären 5 Bauernhuben unter einem Župan zu viel gewesen?

b) Zweite Möglichkeit: „*Läßt es sich denn nicht denken, daß in einem Dorfe, wo z. B. zwei verschiedene Grundherrschaften begütert waren, jede einen Wirtschaftsbeamten für ihren Grundbesitz dort bestellte?*“ Sicherlich, aber für Prunne läßt es sich nicht denken, weil die beiden Župane einer und derselben Herrschaft gehörten; noch weniger für Zeltz mit vier Županen (oben S. 327 Anm. Kategorie I).

c) „*Endlich noch eine dritte Möglichkeit! Aus den jüngeren Stockurbaren für Tüffer (1524) und Liechtenwald (1528) ist zu entnehmen, daß in diesen Ämtern damals der Ausdruck Supp die Bedeutung einer über das Maß einer Hufe hinausgehenden Gutsgröße gehabt hat . . .*“ (S. 39). Unrichtig, die *Bedeutung* hatte es nicht, sondern einfach: die volle Supp ist größer als eine Hufe. Das war aber auch schon früher der Fall; die suppa war zweihubig, wie wir oben im Urbar von Rann und Liechtenwald 1309, z. B. bei Prunne, gesehen haben. Ein ein-

hubiger Županu diente de suppa dimidia, hatte eine halbe Supp, wie z. B. in Ansache (Kategorie I).

„Im Amte Liechtenwald aber haben [1528] *Supane bisweilen auch nur* 1/4, 2/3 *oder* 3/4 *einer Supp inne, daneben aber einfache Hufner (Nichtsupane) eine ‚Sup' ... Im Urbar von Liechtenwald vom Jahre 1448 aber findet sich unter anderem die Bemerkung: ‚nota all nachschriben hubleut, die nicht suppe habent, gebent ...' Man sieht: hier ist Supp nicht das Gut, welches ein Supan inne hat, sondern eine von der Qualität des Besitzers unabhängige, quantitativ charakterisierte Besitzgröße. Also ganz ähnlich dem, was wir in deutschen Gebieten unter curia verstehen. Als Inhaber dieser* [— in deutschen Gebieten! —] *erscheint ja vielfach ein Meier, villicus, dann sprechen wir von curia villicalis, es gibt aber auch sehr viele curiae, die im Besitze von Bauern sonst sind. Oft treten auch mehrere an ein und demselben Orte auf, sie müssen keineswegs ihrer Größe nach gleich sein. So wäre hier* [— in slowenischen Gebieten! —] *der Supan im Sinne eines Meiers (villicus) oder Großbauern zu fassen, von denen naturgemäß auch mehrere an einem Orte sitzen konnten. Jedenfalls muß betont werden, daß diese Fälle, in welchen zwei Supane an einem Orte nachgewiesen werden konnten, die seltenen Ausnahmen darstellen —* **es sind bis jetzt bloss 4** *von mehreren Hundert — und auch aus ihnen sich nichts gegen die Annahme ergibt, daß der Supan in der Regel als Ortsvorsteher oder Dorfmeister zu fassen sei."* (S. 39 f. Von mir gesperrt.)

Von allem dem findet sich in den beiden Urbaren von Liechtenwald nicht die leiseste Spur. Das von Dopsch gründlich mißverstandene Urbar vom Jahre 1528 kommt hier überhaupt nicht in Betracht, weil sich die Verhältnisse seit 1448 gänzlich geändert haben, und das vom Jahre 1448, welches gegen mich als Kronzeuge wirken soll, und in welchem es von mehržupanigen Dörfern wimmelt, hat Prof. Dopsch von S. 3 an (wo die obige Stelle über die Hubleut steht) gar nicht in Betracht gezogen[1]).

---

1) Über die Herrschaft von Liechtenwald besitzen wir vier Urbare: Vom Jahre **1309** (Staatsarchiv Wien Nr. 862), **1322** (Landesarchiv Graz Nr. 1157), **1448** und **1528** (StA. Wien Nr. 272 und 271), so dass die Entwicklung des Županenwesens in jeder einzelnen Ortschaft während eines Zeitraumes von 219 Jahren klar vor uns liegt. Aus folgenden, auf das Notwendigste abgekürzten Beispielen kann der Leser wahrnehmen, wie Prof. Dopsch verfahren ist:

1309: In superiori Pyrch *sunt hube 3 iure medio, quarum suppanus habet 2 et servit tritici modium 1, avene modium 1, porcum 1 ad denarios 40, salis mensuram* 1/2, *agnum Crucis 1 vel den. 6, pro lino denarios 4. Item tercia huba servit tritici modium 1, avene mod. 1, ovem vel denarios 20, panes 2 cum pullo 1, pultis mensuram 1, in Carnisprivio pullum 1, pro lino denarios 2; et omnes coloni cum suppano tenentur officiali ad prandia 4; et si villa habet integrum aratrum, tenetur officiali in autumpno arare dies duos et in vere diem unum; vini urne 3 ...* — **1448**: *Vermerkt, alsvil viech in der herschafft ist, davon sol man dem ampman an dem herbst phlueg gen, alsvil er der bedorff, und wes er nicht bedorff, so muessen im dye lewt gelt dafür geben ye für ainen pflueg 12 ₰. Nota wann ain huebman so arm ist, daz er nicht viech hat, so sol der scherig [Scherge, preco] dem-*

Von den in diesem Urbar vom Jahre 1448 verzeichneten Dörfern saßen in einem Dorfe **vier Župane, in vier** Dörfern je **drei Župane, in sechsundzwanzig Dörfern je zwei Župane** (in einundzwanzig saß je ein Župan und drei waren županlos).

---

selben armen mann von andern pawren phlueg geben, daz er paw, damit das guet nit öd werd, und derselb pawr sol für yeden pflueg geben 12 ₰ und dem schergen ain huen ... Obernpirch *hueben 2. Suppan Lucas ... tenet hubam, de qua servit mensuras 5 kastenmass, avene mensuras 6, supprecht ₰ 78, pullos 2, avene mulmez 1, ova 5. Merin ... [tenet hubam] dint ut supra suppan Lucas im traid und gibt sannd Görgen rechten ₰ 32, pullos 2, ova 5; preconi ova 2, habern mulmez 1 ... Nota all nachschriben hueblewt, die nicht suppen habent, gebent parva iura als der obgeschr. Merin, das ist hüner 2, ova 5, preconi ova 2, habern mulmez 1.* **1528**: Presie pey sand Merthen. *Janse supan dient von ainer halben* [zu ergänzen: *sup*] *79 ₰ ... waiczstar 5, haberstar 6½, huen 1; mer von ainer oden hueben acker und wisen dient ₰ 30 ... haberstar 1, kappauner 2, huener 2 ... Daselbst ist ain öde hueben verwagsen.*

Ein Vergleich von 1309 mit 1448 ergibt, dass die Supprechtgiebigkeit eine Schweinsteuer ist. Die Bauern zahlen kein Supprecht.

1309: In Drasen *sunt hube 6 ... Harum suppanus habet 2 et servit tritici modios 2, avene mod. 2, porcos 2 quemlibet ad denarios 40* [zusammen 80] ... *Reliquarum ... hubarum quelibet servit ... Hec villa servit iure pleno et simili modo omnes ville, que scribuntur pleno iure* ... **1448**: Dresen *hueben 11* [richtig 9]. *Suppan Michel ibidem servit tritici mensuras 5, avene mensuras 6, cetera ut supra suppan Lucas et dat pro iure scti Georii aut Suppanrecht ₰ 69* ... **1528**: Drascheynne [1 Sup + 4½ Huben]. *Mathia supan dient von ainer halben sup ₰ 69 ... mer von ainer ½ hueben ... mer von des Pewecz halbhueben ... mer von ainer oden hueben ... — Ruprecht Frann ... dient von ainem viertl ainer sup ₰ 39½ ... mer von ainer ½ hueben ... mer von ainem viertl ainer hueben ... Ruprecht supan dient von ainem viertl ainer sup ₰ 38½ ... mer von ainem ¼ ainer hueben ... mer von ainer oden hueben ... mer von ainer ½ hueben ...*

1309: In Sabiach *sunt hube 5 pleno iure, quarum suppanus habet 2* ... **1448**: Zabyagk *hueben 8. Suppan Merin servit ... Suppan Kame tenet hubam unam et servit ut ... suppan Merin* ... **1528**: Sabiackh [½ Sup + 4 Huben]. *Michell Kolicz dient von ainer halben sup ...*

1309: In Rosshoupt *sunt hube 5 ... quarum suppanus habet 2* ... **1448**: Rozzh'awbt *hueben 4. Suppan Tzscherne und suppan Peter tenent hubam unam et serviunt ut supra ... suppan Lucas in Obernpirich* ... **1528**: Khonscka Glawa [1 Sup + 3 Huben]. *Jury supan dient von ainer sup ...*

1309: In Aych *sunt hube 6 ... quarum suppanus habet 2* ... **1448**: Aych *hube 8* [richtig 10]. *Suppan Mathea tenet hubam ... Suppan Paul tenet hubam* ... **1528** Dobie [1 Sup + 4½ Huben]. *Steffan ... dient von der ½ sup ... Matheus supan dient von ainer ½ sup ...*

1309: In Clade superiori *sunt hube 7 ... quarum suppanus habet 2* ... **1448**: Oberclad *hueb 7. Suppan Andre ... tenet hubam ... Supan Mertin dient* ... **1528**: Ober Kladie [1 Sup + 4 Huben]. *Michell supan dient von ainem ¼ ainer sup ... Jarne supan dient von dreyen tayllen ainer sup ...*

Nach dem Urbar vom Jahre **1309** standen auf derselben Herrschaft von den 43 verzeichneten Dörfern vierzig unter je einem zweihubigen und nur zwei unter je einem einhubigen Župan, der dann aber nur „von einer halben Župa“ diente. Dagegen waren auf derselben Herrschaft

---

1309: In superiori Straesis *sunt [hube] 10 . . . quarum suppanus habet 2 . . .* **1448**: Obernstressizz *hube 12* [richtig 15]. *Suppan Oswald tenet hubam . . . Suppan Janns tenet hubam . . .* **1528**: Gorenie Straschisch [1 Sup + 10½ Huben]. *Urban supan . . . dient von ainer halben sup . . . mer von des Petern halbe sup . . .*

1309: In Ternowecz *sunt hube 6 . . . Harum suppanus habet 2 . . .* **1448**: Ternowetz *hube 6* [richtig 8]. *Suppan Dampko tenet hubas 2 . . .* **1528**: Thernowetz [1 Sup + 3½ Huben] *Gregor supan dient von ainer halben sup . . . mer von ainer oden halben hueben . . . mer von ainer oden halben sup . . . mer von 3 oden hueben . . .* [besass also die ganze Ortschaft].

1309: In Surkental *sunt hube 6, quarum suppanus habet 2 . . .* **1448**: Surkentall *hube 9. Supan Jursse und supan Marin und suppan Goyan tenent hubas 2 . . .* **1528**: Surkoffdoll [1 Sup + 3¼ Huben]. *Ulrich supan dient von 2 tayllen ainer sup . . .*

1309: In Blanicz superiori *sunt hube 8 . . . quarum suppanus habet 1 et servit de suppa dimidia . . .* **1322**: In Sup. Blanitz *hube 8 . . . quarum suppanus habet 2 . . .* **1448**: Oberblanitz *hube 8. Supan Jacob und supan Janes tenent hubas 2 . . .* **1528**: Oberplanitz [1 Sup + 5 Huben]. *Mathia . . . dient von ainer ½ sup . . . mer von ainer ½ sup . . .*

1329: In medio Welich *sunt hube 8 . . . quarum 3 sunt possesse. Harum suppanus habet 2 . . .* **1448**: Mitterweligk *hube 6. Supan Jacob tenet hubas 2 et solvit dupliciter . . .* **1528**: Schrednie Velicko [6½ Huben]. *Blase . . . dient von ainer hueben ₰ 16 . . . mer von 1 oden hueben ₰ 16 . . . Jannes . . . dient von 1 hueben ₰ 40 . . . mer von 1 halben hueben ₰ 40 . . . Philip Golob dient von 1 hueben ₰ 32 . . . Oswald . . . dient von 1 hueben ₰ 80 . . . mer von 1 oden hueben ₰ 80 . . .* Die hochbesteuerten Huben sind offenbar die alte Sup.

1309: In Selts *sunt hube 12 . . . quarum Weczko civis in Lihtenwalde habet 1 in feodo. Reliquarum 8 [!] sunt possesse quarum suppanus habet 2 . . .* **1448**: Zelltz *sunt hube 11½. Suppan Oswald, suppan Conczion, suppan Jegke, supan Juri tenent hubas 2 et serviunt dupliciter ut supra supan Lucas in Obernpirich . . .* **1528** Seltze [1 Sup + 9 Huben]. *Gregor supan hat ¼ ainer sup, dient 39½ ₰ . . . mer von 1 oden ½ hueben dient 16 ₰ . . . Phylip dient von ¼ ainer sup 39½ ₰ . . . mer von ¼ ainer sup 39½ ₰ . . . mer von 1 hueben 32 ₰ . . . Pangratz dient von ¼ ainer sup 39½ ₰ . . . mer von der . . . holbhueben ₰ 16 . . .*

1309: In Poklek *sunt hube 6 quarum 3 sunt possesse. Harum suppanus habet 2.* **1448**: Pogkklek *hube 8* [richtig 10]. *Supan Merin tenet hubam . . . Supan Mathea und supan Herman tenent hubam . . .* **1528** f⁰ 69: Pockleckh [1 Sup + 4 Huben] *Achatz supan dient von ainer halben sup . . . Jacob Prosonickh dient von ainer halben sup . . . Gregor Gabritsch dient von ainer hueben . . .* (f⁰ 96, im Holzrechtverzeichnis: *Achaz ₰ 9, Jacob supan ₰ 27, Gregor ₰ 9.*

1322: In Sto Canciano *hube 4 . . . harum suppanus habet 2 . . .* **1448**: Zu St. Cantzian *hube 3. Supan Fritzel tenet hubam et servit . . .*

im Jahre 1448 in 16 Dörfern je ein einhubiger, in 5 je ein zweihubiger Župan, in 11 Dörfern saßen zwei Župane auf einer gemeinsamen, in 13 jeder auf einer besonderen Hube; in zwei Dörfern je auf zwei Huben; in einem Dorf ein Župan auf einer, zwei andere Župane auf einer zweiten Hube; in einem Dorf drei Župane zusammen auf einer gemeinsamen Hube, in einem Dorf auf je einer Hube, in einem Dorf auf zwei gemeinsamen Huben zusammen; in einem Dorf drei Župane, davon einer einhubig, die anderen zwei zusammen auf zwei gemeinsamen Huben; in einem Dorf vier Župane zusammen auf zwei gemeinsamen Huben.

In 139 Jahren haben sich also die Župane der Herrschaft Liechtenwald bedeutend vermehrt, dagegen hat sich das Županengut stark vermindert: In 29 Dörfern war es dann nur einhubig, in 21 zweihubig, in zwei Dörfern dagegen dreihubig. Der ganze ausgetane Boden ist hier, im Jahre 1448, überhaupt nur nach Huben bemessen, wie im Jahre 1309, daher war jeder Hubenbesitzer, ob Župan, ob Bauer, ob Bürger, ein Hubmann, und so ist die von Prof. Dopsch gegen mich angeführte Nota zu verstehen: *All nachschrieben huebleut, die nicht Suppen habent, gebent parua iura . . .*

Und was folgert alles Prof. Dopsch aus diesem einzigen Satze! Der Župan ist ihm einmal der villicus, Meier, das andere Mal der Ortsvorsteher oder Dorfmeister, das dritte Mal beides, je nachdem es zu seiner Auffassung paßt.

„Nun haben wir — setzt er S. 40 fort — *mit diesen Beobachtungen auch zugleich den Schlüssel für die Erklärung jener Erscheinung ge-*

Supan Juri servit [ebenso] . . . **1528**: Sannd Cantzian *Jannse . . . dient von 1 hueben . . . Paull . . . dient von 1 halben hueben . . . Mathia . . . dient von 1 hueben . . .* Hier sind die Župane nach 1448 überhaupt verschwunden.

1309: In Blanicz inferiori *sunt hube 4 . . . quarum suppanus habet 2 . . . Item institui swaigam . . .* **1448**: Niderblanitz *hube 3* [richtig 4]. *Supan Zare tenet hubam et servit . . . Supan Meytzem servit . . . ut supan Zare . . .; Zorko . . . tenet hubas 2 . . .* **1528** f° 47': Niderplanitz. *Marthen supan dient von ainer halben sup ₰ 80 . . . Marin . . . dient von 1 hueben ₰ 32 . . . mer von 1 ackher und wysen ₰ 40 . . . Primos dient von ainer* [wohl zu ergänzen: *halben*] *sup ₰ 69 . . . Thomas mülner dient von ainer müll und ackher 1 marckh . . .*

1322: Pyautzk *hube 4 . . . quarum suppanus habet 2 . . .* **1448**: Pyawschagk *hueben 3. Supan Primus et supan Zarko tenent hubam . . .* **1528** f° 49': Piautscko [½ Sup + 2 Huben]. *Michell schneider dient von 1 hueben ₰ 79 . . . Gregor dient von 1 hueben ₰ 32 . . . mer von ainer halben sup ₰ 80 . . .*

Dass hier und im vorgenannten Blanicz 1528 *„einfache Hufner (Nichtsupane) eine ‚sup' oder neben einer Hufe noch ½ supp"* haben, daraus schliesst Prof. Dopsch S. 39 f.: *„hier ist Supp nicht das Gut, welches ein Supan inne hat, sondern eine von der Qualität des Besitzers unabhängige, quantitativ charakterisierte Besitzgrösse"*. Diese Schlussfolgerung ist eine der Hauptstützen seines ganzen Buches und stürzt zusammen, wenn man den Sachverhalt v. J. 1528 mit jenem von 1309 und 1448 vergleicht. Damals waren auch hier Župane. Ebenso unrichtig sind seine Hinweise auf Tüffer a. d. J. 1524.

funden, daß im Amte Tüffer [1265] *gelegentlich an einem Orte der Supan allein oder mit 1—2* [Bauern]*Hufen bloß angeführt wird . . . Ist aber der Supan vornehmlich ein wirtschaftlicher Beamter gewesen, dann erscheint es begreiflich, daß die Grundherrschaft auch dort, wo sie nur einen geringeren Besitz, etwa 1—3 Hufen, hatte, vor allem eben ein Organ bestellte, dem die Aufsicht über diesen anvertraut war, das wie der Meier (villicus) zugleich obrigkeitliche Funktionen besaß . . .“*

Tatsächlich wäre dies nicht nur n i c h t begreiflich, sondern ganz unbegreiflich, weil ein so geringer Besitz unter den Ortsvorstand irgendeines benachbarten Weilers gestellt und dadurch ein überflüssiges Aufsichtsorgan erspart werden konnte. Die Herrschaft Tüffer war ja kein Streugut!

Auf einer einzigen Herrschaft, der von Tüffer, im Jahre 1265 e i n h u n d e r t u n d z w e i Meier[1])! Im Jahre 1448 saßen im $11^1/_2$-hubigen Zeltz vier Župane auf zwei Huben: für $9^1/_2$ Bauernhuben eines und desselben Dorfes einer und derselben Herrschaft gleich auf einmal **vier** Meier, **vier** Ortsvorsteher oder Dorfmeister!

* * *

Das von mir hier Vorgebrachte möge als vorläufige Stichprobe für die Unrichtigkeit der vom Herrn Prof. DOPSCH vorgebrachten Behauptungen dienen. Trotzdem weiß ich ihm Dank dafür, daß er mit seinem Kronzeugen, dem Urbar vom Jahre 1448, eine wichtige Quelle für die weitere Forschung zur Diskussion gestellt hat; sie bestätigt und vertieft meine Auffassung in jedem Betrachte.

Graz, den 14. März 1909. J. PEISKER.

GUMMERUS, HERM., D i e F r o n d e n d e r K o l o n e n (Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar. L. 1906—1907. Nr. 3).

Die Fragen, welche das Auftauchen der Frondienste der Kolonen in der römischen Kaiserzeit stellt, werden in gründlicher Weise auf Grund der Quellen und der Forschungen von MOMMSEN, FUSTEL DE COULANGES, M. WEBER, SCHULTEN, SEECK, TOUTAIN, ROSTOWZEW, MITTEIS, CUQ und anderen erörtert. In bezug auf die rechtliche Grundlage des Frondienstes der Kolonen kommt der Verfasser trotz anderer Formulierung nicht über das hinaus, was MOMMSEN gleich nach dem Funde der Inschrift von Suk-el-Khmis angenommen hatte: daß sie für die Grundherrschaften dasselbe sind, was die munera in den Gemeinden. Mit SCHULTEN betont der Verfasser, daß die Spanndienste in Afrika als Baufronden zu verstehen sind. Die wirtschaftliche Bedeutung der Handdienste als notwendige Ergänzung der Arbeitskräfte des Hoflandes in Zeiten außergewöhnlicher Beschäftigung — z. B. in der Zeit des Pflügens und des Erntens — wird mit Recht betont. Auffallend ist die seltene Erwähnung der Frondienste; im Osten, namentlich in

---

1) So viele Župane gab es nämlich dort.

Ägypten, wo doch reiches Papyrusmaterial zur Verfügung steht, scheinen sie gänzlich zu fehlen. Die Erklärung wird in ROSTOWZEWS Darlegung gefunden, daß sich im Orient eine eigentliche Hofwirtschaft überhaupt nicht herausgebildet habe. Im Okzidente dagegen kann trotz unserer mangelhaften Kenntnis der früheren Verhältnisse, trotzdem eigentlich nur die afrikanischen Inschriften vom Frondienst auf den Grundherrschaften Kunde geben, ein Zweifel an der allgemeinen Verbreitung der Institution nicht aufkommen, weil die ganze Wirtschaft des Mittelalters auf ihr aufgebaut ist.

L. M. HARTMANN.

PHILIPP HECK, Die friesischen Standesverhältnisse in nachfränkischer Zeit. Mit sprachwissenschaftlichen Beiträgen von THEODOR SIEBS. Tübingen, H. Laupp, 1907, 180 S. — Aus der Festgabe der Tübinger Juristenfakultät für v. THUDICHUM.

Die vorliegende Untersuchung ist im wesentlichen eine — leider wieder recht persönlich geführte — Abwehr der in HUGO JAEKELS Aufsätzen „Etheling, Frîmon, Frîling und Szêremon“ [1]) und „Zum Heroldschen Texte der lex Frisionum“ [2]) gegen HECKS Darstellung der friesischen Ständeverhältnisse gerichteten Angriffe [3]).

Entsprechend den drei strittigen Hauptpunkten gliedert sich auch HECKS Darstellung in drei Abschnitte. Der erste behandelt die Frage, ob die nachfränkische Zeit in Friesland eine ständische Bußverschiedenheit gekannt habe (herrschende Lehre), oder ob dieser durch die lex Frisionum für ihre Zeit zweifellos bezeugte Zustand später infolge ständerechtlicher Elementarereignisse der von HECK behaupteten Bußeinheit gewichen sei.

Vorausbemerkt sei, daß der Rezensent mit RIETSCHEL gegen HECK und JAEKEL der Ansicht ist, daß die Wergeldvergleichung an sich zurzeit, da hinsichtlich der nachkarolingischen Geldverhältnisse völlige Unklarheit herrscht, als Argument nahezu ohne Beweiskraft ist. Man muß die bezüglichen Abschnitte bei HECK und JAEKEL gelesen und durchdacht und die vielen Gedankensprünge und Hilfshypothesen beobachtet haben, um zur Gewißheit zu gelangen, daß der Forscher auf ständerechtlichem Gebiete die Wergeldfrage nach Möglichkeit auszuschalten, niemals aber zum Brennpunkt seiner Argumentation zu machen hätte.

Das zeigt sich gleich in dem erwähnten ersten Abschnitte der HECKschen Untersuchung. JAEKEL berechnet [4]) aus dem Ansatze der Rüstringer Bußtaxen für die Lähmung eines Armes das entsprechende Vollgeld mit 60 Mark à 48 altfriesische Silberpfennige, also $60 \times 48 = 240 \times 12$ altfriesische Silberpfennige. Diesen Betrag rechnet er in

1) Ztschr. der Savignyst. 27, pg. 275 ff.
2) Neues Archiv f. ältere deutsche Gesch.-Kunde, 1907, pg. 265 ff.
3) Drei weitere Aufsätze JAEKELS in Bd. 28 der Ztschr. d. Savignyst. waren noch nicht erschienen, als HECKS Arbeit herauskam.
4) Ztschr. d. Savignyst. Bd. 27, pg. 303 f.

(240 × 11) Pippinsche Pfennige um und erhält so die Ethelingscompositio des tit. XV der lex Fris.: librae XI per veteres denarios. — Diesem Hauptresultat steht aber ein ungünstiges Nebenresultat entgegen: dem obigen Vollgelde von 60 Mark entspräche ein Vollgeld des Liber zu 30 Mark, während die Rüstringer Bußtaxen nur ein Freienwergeld von 40 Mark kennen. Was tun? Jaekel läßt einfach dieses „vorfränkische Freiengeld . . . um 1100" wiederhergestellt worden sein. Diese Schwäche wählt Heck zum Angriffspunkt, wohl mit Recht. Aber er beschränkt sich nicht darauf; er leugnet nebst vielem andern[1]) die Proportion Lähmungsbuße zu Vollgeld = 1 : 4. Die Hauptstütze bietet ihm hierbei ein Satz, der nur in der jüngeren Rüstringer Rechtshandschrift (von 1327) sich findet. Der Leser merkt, daß die einzelnen Beweismittel zeitlich um 500 Jahre und mehr differieren und wird unruhig. —

Es ist nicht möglich, an dieser Stelle den Argumentationen zu folgen, die namentlich im zweiten Teile: „Das Verhältnis der späteren Einheitsbußen zu den ständisch abgestuften Bußen der lex Frisionum" ins Uferlose gehen.

Im dritten Abschnitte: „Die Bedeutung der Frilingstellen", begegnen wir alten Bekannten. Neuerlich wird uns an mehreren Stellen kundgetan, daß friling durch den Suffix -ling einen verächtlichen Sinn bekomme, was zu weitgehenden Schlüssen Anlaß bietet. Daß dann etheling einen ähnlichen „geringschätzigen Sinn" haben müßte, wird dauernd übersehen. Für Hecks gewaltsame Art, die Belegstellen nach seinem Bedarfe zu interpretieren, geben pg. 203 Anm. 1 und pg. 209 Anm. 1—3 bedauerliche Beispiele. Da wird auf zwei Seiten (208, 209) ein „wichtiges Novum" angekündigt, das sich — als eine Wiederaufnahme einer schlechten Lesart Herolds herausstellt. Im Epilog zu tit. XXII der lex Fris. heißt es:

. . . nobilis vero hominis compositio, sive in vulneribus et percussionibus et omnibus, que superius scripta sunt . . .

. . . liti vero compositio, sive in vulneribus, sive in percussionibus, sive in mancationibus et in omnibus superius descriptis . . .

Hier setzt Heck beidemale mulieribus statt vulneribus. Es wäre also zu übersetzen: bei Frauen, Schlägen[2]), Verstümmelungen etc. Doch genug damit. Heck klagt wiederholt über die drohende Stagnation in der Ständekontroverse. Die vorliegende Schrift scheint uns danach angetan, zur Stagnation wesentlich beizutragen. Denn es dürfte schwerlich jemand Lust fühlen, auf solche Argumente eingehend zu entgegnen.

Wien. Heinrich W. Höfflinger.

---

1) S. pg. 93 Anm. 3.

2) percussio heißt im Sprachgebrauche der leges überhaupt, und speziell im tit. XXII der lex Fris., wiederholt nur der Schlag, niemals „Durchstoßung", wie Heck übersetzt, um eine gekünstelte Relation (siehe pg. 209 Anm. 3) herzustellen.

Marcel Poëte, L'enfance de Paris. Formation et croissance de la ville des origines jusqu'au temps de Philippe-Auguste. Paris 1908, Librairie Armand Colin. 287 S.

Ohne gelehrtes Beiwerk gibt der Verfasser eine Geschichte der Entstehung von Paris und der Bildung seiner Verfassung auf wissenschaftlicher Grundlage. Die Darstellung ist gewandt und übersichtlich und erfüllt zweifellos im allgemeinen ihren Zweck. Freilich fällt es auf, daß der Verfasser hinsichtlich des Handwerkerstandes noch die hofrechtliche Theorie vorträgt (vgl. S. 262 und 269). Aber in Frankreich treibt sie ja noch vielfach ihr Wesen, und die deutschen Schriften von Eberstadt über die Anfänge des französischen Zunftwesens haben wahrlich keine Verbesserung der wissenschaftlichen Situation gebracht. — Vgl. zu P.s Ausführungen auch Wahl, Deutsche Literaturzeitung 1908, Spalte 3053 ff.

G. v. Below.

Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte, im Auftrage des Hansischen Geschichtsvereins herausg. von D. Schäfer. Berlin 1908, Karl Curtius. Bd. 1: R. Häpke, Brügges Entwicklung zum mittelalterlichen Weltmarkt. XXIV und 296 S.

Die „Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte", die ein neues Unternehmen des Hansischen Geschichtsvereins sind, verdanken zwei Erwägungen ihre Entstehung. Einmal ist das alte Programm des Vereins in sehr erheblichem Umfang erfüllt; er hat die Veröffentlichung der mittelalterlichen Quellen zur Geschichte der Hanse ihrem Abschlusse nahegebracht und diese Aufgabe auch für die neuere Zeit zum Teil gelöst, um von den zahlreichen Untersuchungen und Darstellungen über die hansische Geschichte, die er mitveranlaßt hat, zu schweigen. Sodann verbindet sich mit dem alten Interesse für die Hanse ein steigendes Interesse für die Seefahrts- und allgemeine Verkehrsgeschichte. Das neue Unternehmen will nun diesen Tendenzen Rechnung tragen und demgemäß sein Arbeitsgebiet nicht auf die hansische Geschichte, auch nicht einmal unbedingt auf die Beziehungen des deutschen Volks beschränken, wenngleich es in erster Linie stets der Deutschen See- und Verkehrsgeschichte gewidmet bleiben soll. Wir begrüßen die hiermit gegebene Erweiterung des Programms des Hansischen Geschichtsvereins lebhaft und beglückwünschen ihn insbesondere auch zu dem Band, der die neue Sammlung eröffnet. Der Verfasser legt eine — übrigens sehr erweiterte (nur ein kleines Stück, S. 90—124, kommt hier in Betracht) — Doktordissertation vor, die jedoch nicht seine Erstlingsschrift ist. Vielmehr hat er namentlich eine von scharfer Kritik zeugende Abhandlung über „die Herkunft der friesischen Gewebe" in den „Hansischen Geschichtsblättern" 1906, Seite 309 ff., vorausgeschickt. Das Thema, das er jetzt behandelt, umfaßt außerordentlich viel: sowohl die innere Entwicklung der Stadt Brügge ist darzulegen wie die fortschreitende Ausdehnung ihrer auswärtigen Handelsbeziehungen. Damit hängt es zusammen, daß das

vorliegende Buch nicht erschöpfend sein kann; der Ausbau im einzelnen wird noch in mancher Monographie unternommen werden. Aber der Verfasser hat sein Thema jedenfalls mit Energie angegriffen und die Hauptstücke der Entwicklung uns erfolgreich vorgeführt. Die Disposition im großen ist vortrefflich. In den einzelnen kleinen Abschnitten könnte die Anordnung vielleicht manchmal etwas durchsichtiger und das Resultat, das sich aus einzelnen Tatsachen gewinnen läßt, mehr als diese ins Licht gestellt sein. Doch ist hierbei auch wiederum anzuerkennen, daß der Verfasser, da erst weitere Forschungen ein einigermaßen abschließendes Urteil ermöglichen werden, berechtigte Zurückhaltung übt. Die Diktion wünschte man mitunter wohl etwas flüssiger. Unter allen Umständen indessen hat uns der Verfasser eine saubere Darstellung von viel Urteil geschenkt. Da ich in nächster Zeit noch oft Gelegenheit haben werde, auf H.s Buch zurückzukommen, so fasse ich mich hier kurz.

Wie bemerkt, wird H.s Darstellung noch durch manche Monographie vervollständigt werden. Er selbst weist schon auf die Notwendigkeit einer Spezialarbeit über den englisch-flandrischen Handel hin (S. 59) und verzeichnet dann in einer Anmerkung (S. 69 Anm. 2), daß diesem Bedürfnis die Studie SCHAUBEs über die Wollausfuhr in unserer Zeitschrift, Jahrgang 1908, Seite 39 ff. inzwischen nachgekommen sei. Nunmehr hat SCHAUBE noch einen neuen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Weltmachtstellung Brügges geliefert: „Die Anfänge der venezianischen Galeerenfahrten nach der Nordsee“ (Histor. Ztschr. 101, S. 28 ff.). Zu der Frage, wann in Brügge ein venezianisches Konsulat eingerichtet worden ist (H. S. 159), vgl. SCHAUBE Seite 57 und 64; zu H. Seite 157 Anmerkung 3 vgl. SCHAUBE Seite 33. Mehrere Berührungspunkte mit H.s Buch hat auch ERICH KOBER, Die Anfänge des Deutschen Wollgewerbes (Berlin 1908). Auch G. A. KIESSELBACH, Die wirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Hanse (Berlin 1907), mit seinen freilich vielfach sehr eigenartigen Wegen, hat von H. noch nicht benutzt werden können. Zu den Ausführungen über das Gästerecht vgl. ALFRED SCHULTZE, „Über Gästerecht und Gastgerichte in den deutschen Städten des Mittelalters“, Historische Zeitschrift 101, Seite 473 ff. Zu der Arbeit MELTZINGS (S. XVII) siehe unsere Zeitschrift 1907, Seite 594 ff. Es versteht sich von selbst, daß PIRENNEs Geschichte Belgiens (vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1907, S. 712 ff.) und der neue „Recueil“ von ESPINAS und PIRENNE für die Darstellung H.s von der größten Wichtigkeit gewesen sind. Zu den bemerkenswerten Darlegungen über das Patriziat in Brügge (S. 187 ff.) möchte ich bemerken, daß meines Erachtens der völlige Ausschluß der Handwerker und Kleinkrämer von der Londoner Hanse doch nicht so sicher ist, wie H. Seite 188 annimmt. Die Voraussetzung des Aufgebens des Handwerks scheint mir vielmehr einen Wink zu enthalten, daß der Eintritt nicht ohne Beispiel gewesen ist. Es konnte ja jemand seine wirtschaftliche Position durch die Vertauschung des Handwerks mit dem Handelsbetrieb erheblich verbessern (vgl. H. v. LÖSCH, Kölner Zunfturkunden I, Einl. S. 137). Sodann scheint mir H. die Stellung der Gewandschneider in Brügge etwas zu sehr herabzudrücken. Richtig ist es wohl, daß sie in den

norddeutschen Städten verhältnismäßig besser stehen. Aber sie gehören doch auch in Brügge zur „Poorterschaft". Wenn H. darauf hinweist (S. 201), daß die „lakensnider" „in den Quellen ziemlich zurücktreten", so haben wir es hier mit einem etwas unsichern Maßstab zu tun. Nach der Zahl der Erwähnungen darf man bei der lückenhaften Überlieferung jener Jahrhunderte nicht die soziale Stellung einer Gruppe schätzen. Übrigens weiß H. sehr wohl, daß die Art unserer Quellen uns Zurückhaltung im Urteil über die soziale Gliederung jener Zeit auferlegt (vgl. S. 204 Anm. 1), und es verdient um so mehr Anerkennung, daß er dies hervorhebt, als manche Autoren sich in der Schilderung scharfer sozialer Gegensätze, von denen die mittelalterlichen Städte erfüllt gewesen seien, nicht haben genug tun können[1]).

Nachschrift. Soeben ist auch ein zweiter Band der „Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte" erschienen: H. Wätjen, Die Niederländer im Mittelmeergebiet zur Zeit ihrer höchsten Machtstellung.

G. v. Below.

Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, 85. Heft. Köln 1908. J. u. W. Boisserées Buchhandlung (H. Schilling). IV und 200 S.

Chr. Kraus, Entwicklung des Weseler Stadthaushaltes von 1342—90, dargestellt auf Grund der Stadtrechnungen. (Studien und Quellen zur Geschichte von Wesel, herausg. mit Unterstützung der Stadt, II.) Wesel 1907, K. Kühler. III und 86 S.

Die Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein haben oft schon beachtenswerte Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte gebracht; soeben erst haben wir Veranlassung gehabt (s. oben S. 164), auf einen, den Artikel von Huyskens, hinzuweisen. Zwei Abhandlungen, die das vorliegende Heft bringt, sind besonders der Berücksichtigung wert. L. Schwering handelt über die religiöse und wirtschaftliche Entwicklung des Protestantismus in Köln während des 17. Jahrhunderts. Wir erfahren, daß die Protestanten in der Stadt Köln den Fremden gleichgestellt und so auch dem „Gästerecht" unterworfen wurden (gelegentlich mit faktischer Milderung). Demgemäß beschränkte man sie auf den Großhandel. In dieser Beziehung haben sich die Protestanten in Spedition und Kommission, dann auch in dem wichtigen Weinhandel betätigt. Dagegen war es ihnen untersagt, „das vornehmste Recht

1) Da ich hier über ein Buch referiere, das sich auch mit den hansischen Niederlassungen in der Fremde beschäftigt, so mag ein kleiner Beitrag zur Vorgeschichte der autonomen Gerichtsbarkeit, die diese erwarben, beigesteuert werden. Das Medebacher Stadtrecht von 1165 schreibt in § 17 vor (Keutgen, Urkunden S. 147), daß in alienis regionibus Streitigkeiten der Bürger nicht durch Klage (nämlich vor auswärtigen Gerichten), sondern coram concivibus suis familiariter et amice erledigt werden sollen. Damit ist jene autonome Gerichtsbarkeit schon angedeutet. Vgl. übrigens Mitteilungen des Instituts Bd. 28, S. 525.

des Bürgers, den Kleinhandel im offenen Laden mit ‚mass und elle', wie die Quellen es bezeichnen, betreiben zu dürfen" (S. 9). Wir sehen hier, daß die Schätzung des Groß- und Kleinhandels, die dem Mittelalter eigen ist (vgl. meine Abhandlung über „Großhändler und Kleinhändler im deutschen Mittelalter", Jahrbücher für Nationalökonomie Bd. 75), noch wirksam ist[1]). A. SCHULTE nennt seine Abhandlung „Vom Grutbiere" mit Recht „eine Studie zur Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte": nach beiden Richtungen hin ist sie in der Tat ergiebig. Das Gebiet des „Grutbiers" umfaßt einen größeren Distrikt im Nordwesten Deutschlands (die Niederlande eingeschlossen), England und Skandinavien. Hier wird als fermentum des Biers die Grut verwendet, deren Ingredienzien nun SCHULTE festzustellen unternimmt. Seit dem 14. Jahrhundert beginnt der Hopfen einen Siegeszug gegen die Grut. „Wie der Indigo die alte Waidfärberei vernichtete, besiegte etwas früher der Hopfen die Grut" (S. 139). Das Grutrecht blieb übrigens verfassungsgeschichtlich auch nach dem Siege des Hopfens erhalten. „Das Grutrecht hatte sich zu einem Rechte der Besteuerung aller Biersorten ausgewachsen" (S. 139)[2]). Für die Geschichte der Beherrschung des platten Landes durch die Stadt ist das Grutrecht auch interessant. Es bildete sich ein städtisches Bannrecht aus (S. 131). So erhält z. B. im Jahre 1341 die Stadt Ratingen die Grutgerechtsam im Amt Angermund (LACOMBLET, UB. III, Nr. 369; vgl. meine landst. Verf. in Jülich und Berg I, S. 230 Anm. 221). Die Überlegenheit des Hopfenbiers ist für die Entwicklung des hansischen Handels bedeutungsvoll. Daher haben auch die Hansischen Geschichtsblätter von SCHULTEs Abhandlung bereits Notiz genommen (Jahrgang 1908, S. 502 ff.). — Das vorliegende Heft der „Annalen" enthält weiter folgende Beiträge: die Fortsetzung der KEUSSENschen Ausgabe der Reisebeschreibung des Utrechters ARNOLDUS BUCHELIUS (auch für die Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte bietet sie manches)[3]); A. LINDNER, Kölner Kunstleben um 1600; H. SCHRÖRS, Der Kölner Buchdrucker Maternus Cholinus; J. HASHAGEN[4]), Ein Beitrag zur

---

1) S. 10 Anm. 2 erwähnt SCHWERING Frechen als Sitz des Protestantismus. Dazu vgl. meine Landtagsakten von Jülich-Berg II, S. 125 ff. Daß es „politisch zu Jülich-Berg gehörte", kann man nicht unbedingt sagen. Es war eine Unterherrschaft.

2) In meinen Landtagsakten von Jülich-Berg I, S. 768 wird „die gruit zu Dulken" (Mitte des 16. Jahrhunderts) erwähnt. Folgt daraus unbedingt, daß damals dort tatsächlich noch Grutbier hergestellt wurde? Oder kann die Nachricht einfach auf die Bierbesteuerung gedeutet werden?

3) S. 78 Nachrichten über die verheerende Wirkung des Zutrinkens.

4) HASHAGEN S. 181 meint: „Man wird die Behauptung, daß das städtische Geistesleben in den letzten Jahren der Reichszeit den Eindruck hoffnungsloser Sterilität mache, einschränken müssen." Es ist begreiflich, daß, je mehr die Forschung ins einzelne geht, neben den schon bekannten unerfreulichen auch erfreuliche Dinge entdeckt werden. Daher die „Rettungen", die heute überall versucht werden. Aber es kommt nun doch auch wiederum darauf an, die vielen Einzelresultate, die die Forschung feststellt, in das richtige Verhältnis zueinander zu bringen.

Kölner Presse (18. Jahrhundert); dazu eine Reihe von fachmännischen Rezensionen.

Die Weseler Stadtrechnungen werden in der obengenannten Schrift nicht zum erstenmal, wohl aber in ausgiebiger Weise zum erstenmal verwertet. Da sie mit dem Jahre 1342 beginnen und von da an in annähernder Vollständigkeit vorliegen, Wesel überdies in jener Zeit eine nicht ganz gleichgültige Stadt ist, so handelt es sich um eine recht ansehnliche Geschichtsquelle. Natürlich schöpft K. das wertvolle Material noch nicht vollständig aus; er gibt, wie er sagt, „nur das Resultat einleitender Studien zur Geschichte Wesels". Aber er bietet in seiner fleißigen Schrift doch schon viel. Bei der bekannten Mannigfaltigkeit des Inhalts der Stadtrechnungen hat er Gelegenheit, uns über alle Seiten des städtischen Lebens Aufklärungen zu verschaffen. Besonders ergiebig sind die von Wesel hinsichtlich der Verhältnisse der Grut (S. 23 f. und 79 f.), und ebendeshalb verbinde ich hier die Besprechung dieser Arbeit mit der der Abhandlung SCHULTEs. Um auf die neuerdings (vgl. ABELSDORFF, Die Regelung des Arbeitsverhältnisses bei Vergebung öffentlicher Arbeiten [Beiträge zur Arbeiterstatistik Nr. 6, Berlin 1907], S. 14; MARIE HELLER, Das Submissionswesen in Deutschland, Jena 1907) erörterte Frage, ob das Mittelalter das Submissionsverfahren gekannt hat, hinzuweisen, so findet man bei KRAUS S. 56 hierzu einiges. Wünschenswert wäre die Beigabe eines Inhaltsverzeichnisses gewesen. G. v. BELOW.

W. ROSCHER, System der Volkswirtschaft. 1. Band. Die Grundlagen der Nationalökonomie, 24., vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von R. PÖHLMANN. Stuttgart u. Berlin 1906, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. XV und 895 S.

W. ROSCHER, Politik. Geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie. 3. Aufl. Ebenda 1908. X und 722 S.

O. HINTZE, Historische und politische Aufsätze. 4 Bde. Berlin 1908, Verlag Deutsche Bücherei (Deutsche Bücherei, Bd. 94—101).

Im Jahrgang 1907, S. 481 ff. habe ich über SCHMOLLERs Allgemeine Volkswirtschaftslehre referiert. Nach der unerquicklichen Lektüre dieses Buches findet man wahre Erquickung bei ROSCHER. Gewiß hat ROSCHER seine Fehler. Aber bei SCHMOLLER sind ungefähr dieselben Fehler vorhanden, die jenem eigen waren, und er besitzt nicht den feinen Sinn und die feine und reiche Bildung ROSCHERs. Wie ist es möglich, Studierenden SCHMOLLERs Allgemeine Volkswirtschaftslehre in die Hand zu geben? Die Lektüre kann doch nur die Wirkung üben, zu verwirren. Erfreulicherweise gibt es ja auch Arbeiten von SCHMOLLER, die man gern empfiehlt. Seine „Allgemeine Volkswirtschaftslehre" zu lesen ist indessen eine Geduldsprobe. Bei ROSCHER wird man immer gefesselt. Was macht es aus, daß man oft zu widersprechen geneigt ist? Wir erhalten eine solche Fülle von feinsinnigen und zugleich wirklich belehrenden Einzelbeobachtungen, daß gerade

der historisch gerichtete Leser das Buch nicht aus der Hand legen kann[1]).

Es ist die Frage, wie man ein Werk wie das „System der Volkswirtschaft“ von ROSCHER nach dem Tode des Verfassers brauchbar erhalten kann. Mir scheint die Art die richtige zu sein, die bei den meisten Bänden des „Systems“ und so auch bei dem vorliegenden ersten, den „Grundlagen“, angewandt worden ist; wie es PÖHLMANN in der Vorrede zur 22. Auflage formuliert hat: offenkundige Versehen und Irrtümer oder überflüssig Gewordenes beseitigen, das historische und statistische Material ergänzen, das selbständige Weiterforschen durch Hinweise auf die neueste Literatur oder deren Resultate ermöglichen, alles unter sorgfältiger Schonung der Eigenart des Werkes. Es verhält sich ja mit ROSCHERS System nicht so wie etwa mit ROTTECKS Weltgeschichte: diese wird heute niemand in die Hand nehmen, um daraus unmittelbare historische Belehrung zu schöpfen; man schlägt sie nur auf, um festzustellen, wie ROTTECK und seine Zeit politisch geurteilt haben. ROSCHERS System dagegen kann heute noch ganz direkt als Lehrmittel verwendet werden, und ebendarum sind Ergänzungen und Korrekturen der genannten Art bei ihm am Platz.

PÖHLMAHN, der von sich bekennt (S. XII), daß ROSCHER seiner ganzen Lebensarbeit Richtung und Ziele gewiesen[2]), hat jene Arbeit bei den „Grundlagen“ zweifellos in glücklicher Weise durchgeführt. Um ein paar Beispiele von unbedingt notwendigen Ergänzungen herauszuheben, so hat er mit Recht die Ausführungen ROSCHERS über „Naturgesetze der Volkswirtschaft“ durch Hinweise auf die neuere Literatur vervollständigt S. 35 ff. Das Problem ist ja in der letzten Zeit so lebhaft erörtert worden, daß in einem für Lehrzwecke bestimmten Buch in der Tat eine Vervollständigung notwendig war. Ebenda wendet sich PÖHLMANN gegen die biologische Geschichtsauffassung. Er kann schon auf die Wandlung, die sich bei SCHÄFFLE in dieser Hinsicht vollzogen hat, hinweisen. Jetzt liegt dessen nachgelassene „Soziologie“ vor (Tübingen 1906), in der wir ein unzweideutiges Bekenntnis erhalten. Unvermeidlich war ferner die Ergänzung der Darstellung ROSCHERS in bezug auf die Probleme der Wirtschaftsstufen. PÖHL-

---

1) TRÖLTSCH (s. oben S. 205) meint in „Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre“ XXIV, S. 16, ROSCHER habe die Aufgabe, das Gesetz der Relativität zur Anerkennung zu bringen, nicht gefördert, und scheint dies Verdienst erst SCHMOLLER zuzuschreiben. Tatsächlich aber hat R. den historischen Wandel der Wirtschaftserscheinungen durchaus erkannt (s. M. WEBER, Jahrb. f. Gesetzgebung 1903, S. 1217). Wenn ihm der Relativismus gewisse Grenzen hat, so gilt das gleiche von SCHMOLLER. Klare Anschauungen über das Recht des Relativismus sucht man bei diesem vergeblich. Vgl. DIEHL, Jahrb. f. Nationalökonomie 79, S. 109 und 117 f.; Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 147 Anm. 1 und S. 465 f.

2) Ich habe in dieser Zeitschrift oben S. 200 über die Legende von der Originalität SCHMOLLERS gesprochen. Die Arbeiten PÖHLMANNS tragen auch zu ihrer Widerlegung bei. Vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 710 Anm. 2 und S. 714 Anm. 3. Über das Verhältnis von ROSCHER und SCHMOLLER s. ebenda S. 654 ff.

MANN gibt sie S. 157 ff. Hingewiesen sei endlich auf die Bemerkungen zur Frage des Mutterrechts (S. 767). Gerade auch durch solche Hinweise — von anderen ganz abgesehen — haben ROSCHERS „Grundlagen" in den neuen Auflagen das Übergewicht über SCHMOLLERS Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Was soll der arme Student mit dem anfangen, was dieser z. B. über die erwähnten Probleme sagt[1]?

Bei den neuen Auflagen der „Politik" ist leider das bei den „Grundlagen" eingeschlagene Verfahren nicht akzeptiert worden; es sind nur Korrekturen rein äußerlicher Natur vorgenommen worden. Wir bedauern dies. Denn obwohl ROSCHERS Darstellung ja auch in ihrer ganz unveränderten Gestalt noch immer sehr viel positive Belehrung bietet, so wäre doch durch Ergänzungen von der Art, wie wir sie PÖHLMANN bei den „Grundlagen" verdanken, die praktische Brauchbarkeit des Buchs erhöht worden. Auch hier mag die Sache an einigen Beispielen erörtert werden. S. 290 spricht ROSCHER über die Stellung Friedrichs des Großen zum Bauernstand. Wenn hier nur mit einem Satz das System des Bauernschutzes, das uns heute, dank den Forschungen von G. F. KNAPP, so vertraut ist, angedeutet worden wäre, würde die Erörterung ein ganz anderes Licht erhalten. S. 431 lesen wir: „In den meisten deutschen Städten des Mittelalters fällt die Blütezeit des Handels mit der Zunftherrschaft zusammen." Hier wäre wiederum ein kurzer Hinweis auf die neuerdings eifrig (namentlich von FLAMM) verfochtene These am Platze gewesen, daß die Zünfte dem Handel mehr oder weniger feindlich gewesen und daß von einem einfachen Zusammenfallen von Handelsblüte und Zunftherrschaft nicht die Rede sein könne (vgl. die von mir in der Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1908, S. 721 gegebene Literaturzusammenstellung). Nützlich wäre ferner ebenda ein Hinweis auf die in der letzten Zeit[2]) von mehreren Forschern vertretene Anschauung gewesen, daß die städtische Politik in der patrizischen Periode im allgemeinen glücklicher gewesen sei als in der Zeit der Zunftherrschaft. Ich werde auf diese Frage in der Historischen Zeitschrift in einem Artikel über PREUSS' „Entwicklung des deutschen Städtewesens" zurückkommen und möchte hier nur auf FÜRSTENWERTH, Die Verfassungsänderungen in den oberdeutschen Reichsstädten zur Zeit Karls V. (Göttingen 1893), S. 49 ff., Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1904, S. 313 ff., K. BEYERLE, Konstanz im Wandel

---

1) Ich möchte die Frage anregen, ob das Sachregister bei ROSCHER nicht noch umfassender gestaltet werden könnte. Es fehlt z. B. das Stichwort „Mühlen" (vgl. S. 127). Freilich ist ROSCHERS Buch an Realien so außerordentlich reich, daß der Stoff kaum zu bewältigen sein würde.

2) Übrigens hat schon Bismarck in seiner Rede vom 24. Oktober 1849 geäußert: „Die mittelalterliche Blüte unserer Städte fing an zu welken von dem Augenblick, wo die patrizischen Geschlechter dem Andringen der Zünfte unterlagen." Es wäre von Interesse zu ermitteln, ob dieser Äußerung bestimmte Urteile von Historikern zugrunde liegen. H. v. PETERSDORFF, Bismarck als historischer Denker, Kölnische Zeitung vom 2. April 1890 (Nr. 92), kommentiert sie. Nach den neuesten Untersuchungen über die mittelalterlichen Städte scheint es, daß Bismarck doch etwas mehr das richtige getroffen hat, als PETERSDORFF zugeben will.

seiner Landeshoheiten (Festakt zur Jahrhundertfeier der Vereinigung der Stadt Konstanz mit dem Hause Baden, Konstanz 1906), S. 15, Deutsche Literaturzeitung 1907, Nr. 51—52, Sp. 3248, hinweisen. PIRENNE, Geschichte Belgiens I, S. 413 ff. faßt die patrizische Herrschaft in ihrer Zeit als ebenso naturnotwendig gegeben auf wie später die Zunftherrschaft („Die Patrizierherrschaft entsprach einem . . . sozialen Zustande genau" usw.). Von diesem Standpunkt aus verzichtet man im Grunde auf ein Werturteil, und es hat dann keinen Zweck, darüber zu debattieren, ob und in welchem Maße die Zunftherrschaft den Städten Nutzen oder Schaden gebracht hat. In dem Kapitel über „Zunftdemokratien" übernimmt ROSCHER vieles wörtlich aus § 3a seiner „Nationalökonomik des Handels und Gewerbefleißes" (3. Aufl., S. 14 ff.). Zu der Anschauung, daß ein Mittelalter nicht bloß für die germanisch-romanischen, sondern für alle Völker anzunehmen sei (ROSCHER S. 409 Anm. 4), vgl. Ztschr. f. Sozialwissenschaft 1903, S. 311 f. und unsere Zeitschrift 1907, S. 496 Anm. 1. Ich nehme die Gelegenheit wahr, um auf den Aufsatz von P. FAHLBECK, „Soziale und politische Zustände in Schweden nach deutscher Auffassung", Preußische Jahrbücher Bd. 133, S. 515 ff., und auf die Rezension von MEINECKE über ein Werk desselben Autors in der Historischen Zeitschrift 102, S. 155 ff. hinzuweisen. Man findet daselbst wichtige Probleme diskutiert, die in einer Darstellung der „Politik" zu berücksichtigen sind. So die Frage der Vereinbarkeit des „Dualismus" mit dem Geist der modernen Verfassung. Meines Erachtens wird sich hauptsächlich nur der Dualismus im Finanzwesen (der Gegensatz zum Prinzip der fiskalischen Kasseneinheit; vgl. mein Territorium und Stadt S. 252) als ganz unvereinbar mit jenem erweisen lassen. Das Register, das ROSCHERS Buch beigegeben ist, wird als „Sachregister" bezeichnet; es sind jedoch — mit Recht — auch Autorennamen aufgenommen. Man wünschte freilich, daß es in dieser Hinsicht vollständiger wäre (es fehlt z. B. W. ARNOLD; vgl. S. 409 Anm. 4). Ein reichhaltiges Autorenregister ist namentlich auch deshalb wünschenswert, damit wir uns schnell über die Wertschätzung unterrichten können, die ältere Autoren bei ROSCHER gefunden haben.

Die eingehendste Auseinandersetzung mit Anschauungen, wie sie ROSCHER in seiner „Politik" vertritt, verdanken wir neben M. WEBERS Untersuchungen wohl O. HINTZES Aufsatz „ROSCHERS politische Entwicklungstheorie" (vgl. über ihn meine Bemerkungen in der Hist. Ztschr. 81, S. 236 ff.). Wenn HINTZE hier ROSCHER entgegentritt, so läßt sich andererseits sagen, daß er die guten Traditionen der ROSCHERschen „Politik" bewahrt und fortsetzt. Fragen wir uns, wen wir uns heute als geeigneten Bearbeiter der Darstellung ROSCHERS denken könnten, so wird sich die Aufmerksamkeit wohl gerade auch auf HINTZE oder gar vornehmlich auf ihn richten. Die Voraussetzungen einer umfassenden Gelehrsamkeit und eines feinsinnigen historischen Urteils finden sich bei ihm. Freilich wird die Aufgabe einer Bearbeitung immer schwieriger infolge der sich ins riesige auftürmenden Literatur und der Vermehrung der Probleme. ROSCHER hatte sich in das klassische Altertum wie in das Mittelalter und die Neuzeit vertieft und war über den neuesten Stand

der Wissenschaft — wenn man an seine besten Jahre denkt — überall wenigstens leidlich unterrichtet. Wie viele gibt es heute, die sich der entsprechenden Information rühmen können?

Es ist lebhaft zu begrüßen, daß Hintze den erwähnten Aufsatz (der zuerst im Jahrbuch für Gesetzgebung, Jahrgang 1897, erschienen ist) wie überhaupt seine historischen und politischen Aufsätze neuerdings in einer Sammlung vereinigt und so bequem und überdies, wie wir mit besonderem Nachdruck hinzufügen, zu außerordentlich billigem Preise zugänglich gemacht hat: jedes der Bändchen kostet nur 60 Pf. Wir sprechen zugleich den Verlegern der Zeitschriften, aus denen die Aufsätze stammen, unsern Dank aus, daß sie den Wiederabdruck so uneigennützig gestatteten. Eine der wertvollsten Abhandlungen, die wir hier erhalten, die über die Hof- und Landesverwaltung in der Mark Brandenburg unter Joachim II., war vor kurzem im Hohenzollern-Jahrbuch veröffentlicht worden und bildete eine Zierde des betreffenden Jahrgangs. Im einzelnen die Aufsätze aufzuzählen unterlasse ich; es sind so ziemlich alle namhafteren Aufsätze und Abhandlungen, die Hintze in Zeitschriften veröffentlicht hat, zusammengefaßt [1]). In unserer Zeitschrift sind vor allem seine Ausführungen über den Merkantilismus hervorzuheben. Hintze läßt seine Aufsätze jetzt in unveränderter Gestalt abdrucken, was auch keinem Bedenken unterliegt, da sie meistens den neuesten Stand der Wissenschaft repräsentieren (vgl. freilich Teil 3, S. 108). Indessen hätten ein paar Kleinigkeiten wohl geändert werden können. Teil 3 S. 30 Anm. 1 begegnet ein „Archivar Meinecke". Dieser ist aber, wie männiglich bekannt, längst Universitätsprofessor, schon im zweiten Ordinariat. Wir monieren ferner, daß nicht durchweg angegeben ist, an welcher Stelle die Aufsätze zuerst gedruckt worden sind. Der in Teil 3, S. 109 ff. veröffentlichte stammt z. B. aus der Historischen Zeitschrift Bd. 97. G. v. Below.

---

1) Nicht einverstanden bin ich mit dem kurzen Artikel über Schmoller (der übrigens nur ein Gelegenheitsartikel aus einer Zeitung ist). Wenn Hintze bemerkt, daß derselbe „in den fachmäßigen Betrieb der historischen Studien verflochten" sei, so fehlt ihm doch gerade die „fachmäßige" Ausbildung. Wenn er von Schmollers Allgemeiner Volkswirtschaftslehre sagt, sie sei nicht ein nationalökonomisches Lehrbuch, wohl aber eine allgemeine Zivilisations- und Kulturgeschichte, so trifft das erstere unbedingt zu: die Eigenschaften, welche für die Schaffung eines Lehrbuchs erforderlich sind, fehlen ja Schmoller vollkommen. Man wird ferner zugeben, daß sein Buch etwas von einer allgemeinen Zivilisations- und Kulturgeschichte hat (vgl. diese Zeitschrift 1907, S. 487); man muß jedoch hinzufügen, daß es auch in dieser Hinsicht nicht brauchbar ist. Im übrigen verweise ich zur Charakteristik der Arbeiten Schmollers auf meine Ausführungen oben S. 200 ff. Ich habe schon ein paarmal beobachtet, daß Hintze in dem liebenswürdigen und selbstverständlich durchaus anerkennenswerten Bestreben, sich in die Art des Autors, mit dem er sich beschäftigt, zu vertiefen, das, was dieser erstrebt, auch schon als mehr oder weniger erreicht ansieht.

Trois publications de jeunes érudits français viennent d'apporter une contribution de faits et d'idées à l'histoire des formes de la production agricole en France: l'utilisation des marais de l'ouest, l'exploitation d'une grande forêt du nord-ouest, le pâturage communal dans le centre, telles sont les questions qui ont été abordées par chacun d'eux, et dont il importe de donner ici un résumé [1]).

I°

Le desséchement des marais a été étudié en gros par le comte DE DIENNE dans son *Histoire des desséchements des lacs et marais en France avant 1789.* M. ÉTIENNE CLOUZOT, en écrivant un livre sur *Les marais de la Sèvre niortaise et du Lay du Xe à la fin du XVIe siècle* [2]) a montré que l'élaboration d'une synthèse sérieuse devait être précédée par celle de monographies de détail, dont il donnait l'exemple; il a aussi souligné tout ce que la géographie pouvait tirer de l'étude des textes historiques pour comprendre les transformations d'un habitat considéré. On a remarqué dans le littoral océanien du sud de la Loire des oscillations alternantes, des avancées, puis des reculs de la mer [3]); le jeu des forces naturelles ne peut expliquer entièrement ces modifications de la structure du sol: les hommes ont agi sur la matière brute de la terre, en ont changé l'aspect et le caractère. C'est d'autant plus vrai qu'ils ont commencé, dans la région poitevine, beaucoup plus tôt qu'on ne croit. Jusqu'à la démonstration de M. CLOUZOT, on pensait que c'étaient les ingénieurs hollandais, appelés pour la première fois par Henri IV, qui auraient procédé, aux XVIIe et XVIIIe siècles, au desséchement des marais: un travail énorme fut accompli au moyen-âge par les tenanciers de la trentaine d'abbayes qui se partageaient le pays. Les abbayes, que l'auteur répartit en trois groupes, d'après l'aire des travaux opérés (nord et sud de la Sèvre, région du Lay), constituant ce qu'on peut appeler dans la terminologie juridique moderne des syndicats de propriétaires, organisèrent des associations, celles des Cinq Abbés et des marais de la Brune entr'autres, dont l'activité fut très féconde. L'initiative individuelle des petits tenanciers ou petits propriétaires libres n'aurait pas suffi à réaliser le programme d'une dessiccation, que seules les abbayes, isolées ou syndiquées, avec leurs réserves capitalistiques, pouvaient aborder, et quand les paysans voulurent entreprendre eux-mêmes des travaux analogues, ils eurent recours aussi à la forme syndicale: l'Achenal-le-Roi fut construit grâce aux efforts de cinq paroisses coalisées. Quant à la noblesse bas-poitevine, elle s'est désintéressée à peu près

1) Depuis quatre années que cet article a été écrit, beaucoup de documents ont été édités (en particulier par la Commission des documents économiques de la Révolution), beaucoup de travaux de détail ont paru qui mériteraient d'être signalés ici, mais que je dois laisser de côté pour ne pas bouleverser l'ordonnance matérielle de ces comptes-rendus.

2) Paris, Champion-Niort, Clouzot, 1904, in-8°, 283 p.

3) Cf. P. VIDAL DE LA BLACHE, *Tableau de la géographie de la France,* dans LAVISSE, *Hist. de France,* t. I, 1. Paris, 1903, in-8°, p. 320—321.

complètement de la question, se contentant, à la fin du XII[e] et au début du XIII[e] siècles, de céder des marais à des tenanciers emphytéotiques, moyennent la mise en culture du sol et des redevances ténues. Du reste, malgré l'utilité générale des travaux accomplis, on ne trouve, dans l'histoire des desséchements, aucune méthode: la dessiccation est opérée au petit bonheur, sans plan préconçu; entre les abbayes, unies par des contrats oraux ou mal définis, naissent des contestations d'où sort, tout naturellement, toute une jurisprudence, tout un „droit des marais"; la royauté, sans doute, essaie bien, dès le XIII[e] siéle, d'imposer des vues d'ensemble: elle délègue des commissaires pour „dresser les listes des contribuables, les contraindre à payer leur quote-part, visiter les marais, déterminer les travaux à entreprendre, en surveiller l'exécution", régler les contestations: mais cette action est à la fois trop sommaire et trop fragmentaire pour être vraiment efficace.

Quoiqu'il en soit, au début du XIV[e] siècle, le marais poitevin est dans un réel état de prospérité. Dans le marais mouillé, poussent les roseaux, les bois de toute espèce, le chanvre, le lin; dans le marais desséché, le blé, les fèves, la vigne; partout, on peut faire un élevage intensif qui constitue la source première de la richesse. Les ressources de la pêche et de la chasse sont infinies, et, sur ce point, M. É. Clouzot nous donne des renseignements circonstanciés, à propos des espèces et des engins. En somme, les terrains conquis sont réellement productifs, et l'on comprend toute l'âpreté avec laquelle les dessiccateurs en revendiquent la possession. Normalement, ils appartiennent à ceux qui ont fait faire les desséchements. Mais, très tôt, comme nous l'avons dit plus haut, les seigneurs ont accordé des concessions de marais: au XIV[e] siècle, les abbayes, qui exploitent leurs biens non plus directement, mais au moyen de tenanciers soumis à des prestations régulières, se désintéressent elles-mêmes de la possession effective des marais et les louent aux laïcs. D'autre part, les communautés bataillent sans cesse pour la conquête, ou la reconnaissance de pacages communs et de droits d'usage, — sur l'origine et l'évolution desquels M. Clouzot est malheureusement assez sec —, tandis que la royauté, inaugurant au XII[e] siècle une jurisprudence administrative, qui s'est maintenue jusqu'à aujourd'hui, jette son dévolu sur les atterrissements. Le marais, producteur d'herbage et de viande sur pied, est sillonné de voies de communication: avant tout, on utilise les fossés de draînage sans cesse parcourus p r les barques plates à la pelle (ou à la pigouille); le centre du transit est Marans, où passent toutes les marchandises de la Bretagne et de la Flandre à destination de Fontenay ou de Niort; sur terre, le rebord du forcé *(bot)* seul est utilisable, mais c'est un source de procès que l'emploi par la circulation publique de parties de domaines privés.

La structure des routes de terre et d'eau des marais nous amène à parler de la technique-même des desséchements. Les premiers furent opérés au bord de la mer, où des atterrissementes d'origine maritime avaient apparu. On clôturait des parcelles du sol inondé au moyen d'un achenal, ou fossé, comprenant un bot *(talus)* maintenu par des plantations, et un contrebot (fossé intérieur), et l'eau des achenaux,

communiquant les uns avec les autres, se déversait par des portereaux à clapet jusqu'à la baie de l'Aiguillon[1]). La terre ainsi limitée était livrée à la culture ou à l'élevage, selon les cas.

La décadence du marais commença avec le XIVe siècle, quand les abbayes se désintéressèrent des travaux; celles-ci bientôt, d'ailleurs, furent forcées de ne plus s'en occuper, quand la guerre de cent ans apporta à la région son tribut de désolation et de ruines. Non seulement, on n'entreprit pas de nouveaux dessèchements, mais on négligea d'entretenir les anciens travaux, alors que le maintien des conquêtes faites sur l'inondation n'était possible que par une surveillance constante des achenaux et des bots. Depuis lors, jusqu'au XVIIe siècle, l'histoire des travaux dans le marais nous montre des arrêts et des reprises d'activité, qui empêchent la réalisation de nouveaux progrès. Au milieu du XVe siècle, on essaie de réparer les ruines de la guerre; on s'arrête au début du XVIe; puis, en 1526, la royauté prétend s'occuper de la question, elle ordonne aux abbayes de reprendre les travaux, qui sont en effet si vivement menés, que les paysans finirent par considérer les réparations de 1527 comme une véritable création. Mais les particuliers laissent tout aller à vau l'eau, en dépit des visites judiciaires au moyen desquelles l'administration cherche à établir les responsabilités: les bots sont presque complètement détruits; le pays, excellent terrain pour la guerre de partisans des religionnaires, est le théâtre d'hostilités incessantes qui empêchent de reprendre ou de continuer les travaux.

C'est à ce moment que s'arrête M. Clouzot, et l'on ne saurait trop souhaiter qu'il poussât désormais ses recherches jusqu'à nos jours: il aura à sa disposition beaucoup plus de documents, et plus circonstanciés que pour la période précédente, et l'on peut croire qu'il en saura tirer un égal profit. Il nous permettra d'espérer pour son prochain livre un plan plus satisfaisant que le plan du livre actuel, où les matières, assez bien réparties dans chaque chapitre, se lient difficilement en un ensemble synthétique. Nous avons essayé, dans ce résumé, de suppléer au défant que nous signalons, et qui n'entache ni la méthode critique[2]), ni les résultats de détail intéressants auxquels M. Clouzot est arrivé.

II^0

Les mêmes défauts de composition se retrouvent, plus patents encore, dans l'*Étude sur la forêt de Roumare* de M. Michel Prévost[3]). Il est regrettable que ce livre, où l'on trouve un très grand nombre de faits, soit si confus, si mal distribué, et rendu si obscur par l'emploi

1) Les termes du marais ont été groupés et expliqués par M. Clouzot dans un glossaire qui rendra certainement des services.

2) Vingt pièces justificatives, de 1199 à 1639, bien publiées, un glossaire et une table des noms propres terminent le volume. Six planches reproduisent sauf une, des cartes anciennes. A noter une inexactitude p. 59 (XIV pour XVI). une erreur de numérotation p. 48, et une citation sans référence, p. 35.

3) Rouen, Lestringant-Paris, Picard, 1904, in-8^0.

de mots techniques normands qu'aucun glossaire, à la différence de l'ouvrage de M. CLOUZOT, ne vient expliquer. De plus, et davantage que dans ce dernier, apparaît, fort gênante pour l'intelligence complète des choses, la lacune d'aperçus géologiques: il aurait été bon d'expliquer les conditions terrestres de l'existence de la forêt de Roumare, et de montrer avec précision dans quelle mesure elle était un démembrement de la grande sylve normande. Enfin, nulle limite chronologique n'est donnée aux recherches de l'auteur, qui vagabonde, un peu au hasard des documents, dans une matière très riche. Ces réserves faites, on pourra féliciter M. PRÉVOST de l'ampleur et de la diversité de ses informations, dont nous voudrions présenter un tableau sommaire.

Actuellement encore, la forêt de Roumare s'étend sur 2046 hectares (714 de taillis, 2632 de taillis à convertir en futaies, 700 de futaies). Elle „tapisse les abords de la Seine aux abords de Ducler et fait face à celles de Rouvray et de la Londe sises sur la rive opposée. Forcément limitée par l'isthme de la Seine où elle se trouve, elle n'a jamais pu occuper un espace plus étendu que cet isthme même“ [1]). Les textes qui la concernent datent au plus tôt du XII[e] siècle, époque où elle s'étendait jusque sous les murs de Rouen. Toutefois des vestiges celtiques et gallo-romains indiquent qu'elle fut exploitée ou utilisée pour la défense très anciennement. Au reste, son histoire est celle d'une forêt administrative, qui passe naturellement du domaine des ducs de Normandie dans celui des rois de France, et les uns et les autres veillent avec soin à la possession et à l'exploitation de ce bien considérable, au moyen de „réformes“ incessantes. L'une des réformes les plus importantes, par le nombre des contestations résolues et des règles définitivement posées, est celle qu'opère, au milieu du XVI[e] siècle, le célèbre auteur de la *République,* Jean Bodin [2]), malgré l'opposition des états de Normandie; de même, celle de 1661 est à noter au point de vue de la reconnaissance des droits d'usage. Tandis que les droits d'usage, reconnus ou non, s'établissaient ou se résolvaient lentement par les conquêtes minuscules des uns et des autres, aboutissant à une oscillation constante de revendications contradictoires, les aliénations en vue des défrichements ne modifiaient pas sensiblement l'aspect de la forêt: du XIV[e] au XVII[e] siècles en effet, elles sont extrêmement rares, et les propriétaires de la forêt surent l'exploiter, comme il convenait, par une sage administration financière.

Cette administration, organisée par les ducs, fut complétée par la grande ordonnance de 1376 [3]). A la tête, un forestier, qu'on appelle aussi *servus foresti* dans les premières textes, ou verdier, puis, à partir de 1694, garde-marteau, par allusion à la marque des arbres, et

1) A. MAURY, *Les forêts de la Gaule et de l'ancienne France,* Paris, 1867, in-8°, p. 321.

2) Il serait à souhaiter qu'on étudiât d'une façon sérieuse la vie de Bodin, dont le rôle, au point de vue des doctrines et de la politique, est fort curieux. A la même époque, vivait un autre J. Bodin, de Montguichel, qui réforma les forêts du Nivernais en 1582, et fit partir de la commission de réformation où figurait le grand Bodin.

3) *Ordonn. des rois de France,* t. VI, p. 222.

qui, à ce moment, surveille toutes les forêts normandes; au dessous, des sergents et des gardes de toute espèce et de toute dénomination, avec, à partir de 1554, un sergent collecteur affermé pour la perception des amendes. En dehors de ce cadre, on constate l'existence de „regardeurs-pasnageurs", dits „francs-jugeurs", à partir du XVe siècle, seigneurs temporels ou chefs d'établissements de bienfaisance, à qui, moyennant l'accomplissement de certaines inspections ou „regards", a été accordée la levée d'un droit spécial, le „passage". Cette administration, centralisée et solide, a naturellement des défauts: les officiers de la forêt se rendent coupables des malversations, et surtout ils ne s'inquiètent pas de poursuivre les seigneurs dont, pratiquement, ils dépendent, alors qu'ils exercent durement leur sévérité à l'égard des paysans.

Les recettes, que M. PRÉVOST n'a réellement étudiées que pour le moyen-âge, et encore d'une façon extrêmement confuse, proviennent de sept chefs: les droits de regard et de passage, perçus par des particuliers, puis les adjudications de marchés divers (amendes, bois tombés, copeaux des arbres coupés pour le roi), les droits de pourpréture, perçus comme taxe de ratification sur les terrains usurpés, les droits de porcherie, payés au trésor par les possesseurs de troupeaux de cochons qui sont autorisés à la paisson forestière, le *modium morcti,* prestation en nature de boisson au miel sauvage, plus tard affermée, et dont on n'aperçoit pas bien quels sont les débiteurs, enfin les ventes. Ce sont les amendes et les ventes qui, dans cette forêt sérieusement administrée, produisent le plus. Les amendes, élevées, sont prononcées surtout à l'occasion de vols de bois et de pâture défendue, délits qui se multiplient aux périodes de grande misère[1]; les quelque 400 procès, instruits par Bodin en 1572—1579, nous montrent la rudesse avec laquelle procédaient les représentants de la royauté dans la revendication des droits du trésor[2]. Les ventes de bois sont ordinaires ou extraordinaires; les premières sont le résultat de l'aménagement, dont l'auteur ne nous dit pas grand'chose[3]; elles se font à des particuliers de toute espèce, encore qu'en 1655 l'administration ait essayé de traiter avec un seul acheteur, et, réglées par une procédure précise, assurées par des cahiers de charge détaillés[4]), elles constituent un revenu fort sérieux, puisque dans le premier tiers du XVIIIe siècle, elles produisent de 45 à 55 000 livres. Les ventes extraordinaires ne rapportent pas

1) Pour le XVIIe siècle, voir les rapports du père du grand Corneille, analysés, l. II, ch. V.

2) Bibl. nat., ms. fr. 5347.

3) Anciennement le forestier, selon les ordres des agents du trésor, indiquait seulement la somme qu'on voulait retirer de la vente; puis, on considéra comme de meilleure administration de déterminer le nombre d'arpents à vendre.

4) Cf. l'analyse de l'un d'eux, du XVIIIe siècle, p. 268—272. A la vente des bois, M. PRÉVOST aurait dû joindre ce qu'il dit plus loin de leur commerce à Rouen, réglementé d'une façon très minutieuse (p. 286 sq.) et de leur exportation, malgré la résistance du parlement de Rouen et du populaire pendant les hivers rigoureux.

moins au trésor, mais elles sont moins bonnes pour la forêt elle-même, car elles sont ordonnées quand on cherche de l'argent de tous les côtés, — et cela dès la régence de Charles V; les ventes de „caables“, c'est-à-dire d'arbres tombés, tout à fait normales, rentrent cependant dans la catégorie des ventes extraordinaires.

De la forêt, ses possesseurs ne tirent pas seulement des revenus en argent. Le bois, coupé et façonné par l'administration, est envoyé directement au clos des galées de Rouen, pour la construction des vaisseaux royaux (au moment de la guerre de cent ans). D'autre part, les rois font très souvent des cadeaux de bois. En dehors du bois, il faut encore noter les pierres de construction, l'argile employée dans les tuileries, la mousse, la terre à foulon, affermée aux bourgeois de Rouen, qui l'afferment eux-mêmes, le charbon de bois, les cendres pour les verreries, la chasse enfin, dont on aurait voulu que M. PRÉVOST étudiât davantage les conditions juridiques.

En face des revenus et des produits de la forêt, les charges. Les plus considérables consistent en droits d'usage. Sans traiter en détail la question de l'origine de ces droits, notre auteur apporte à sa solution une contribution personnelle. Considérant avec L. DELISLE [1]) que les forêts normandes, très anciennement et dès l'époque mérovingienne, sont royales ou privées, il pense, selon l'opinion de M. de MAULDE pour les forêts de l'Orléanais [2]), que les usages ont été autorisés par les propriétaires, et que les usagers ont fini par considérer comme un droit la faculté à eux reconnue, et il repousse l'hypothèse de la copropriété commune [3]). A vrai dire, l'hypothèse reste entière, car il n'est pas prouvé, même par M. PRÉVOST, qu'avant l'appropriation privée des forêts, qui, nécessairement, n'est pas primitive, cette copropriété n'ait pas existé, et, dans ce cas, la croyance des usagers, sautant par dessus l'époque de l'appropriation privée pour rejoindre celle du communisme ancien, serait plus conforme à la réalité qu'il n'a semblé aux maîtres du sol. Quoiqu'il en soit des origines, c'est du XII[e] et surtout du XIII[e] siècle que datent les concessions d'usages dans la forêt de Roumare, — au moins pour ceux qui sont enregistrés dans les textes. La réglementation des droits d'usage, les *leges forestarum,* apparaissent dans trois textes importants, un jugement de l'Échiquier de 1258, la coutume des forêts de Normandie, vers 1402, la reconnaissance des droits de 17 villages en 1424. Mais, réglementés, ces droits n'en existent pas moins très vivants, à cette époque de l'histoire. A partir du XVI[e] siècle seulement, se manifeste une tendance à les restreindre: l'ordonnance de 1515, qui ordonne la vérification des titres sur lesquels sont présumés reposer les droits est à ce point de vue fort importante, et elle aboutit à la suppression d'usages immémoriaux dont communautés ou particuliers ne peuvent

1) *Étude sur la condition de la classe agricole en Normandie . . .*, p. 155.

2) *Étude sur la condition forestière de l'Orléanais,* Orléans, s. d., in-8°, p. 129—131.

3) En France, M. P. VIOLLET n'a pas cessé de batailler en faveur de cette dernière doctrine.

invoquer les titres d'établissement[1]). En gros, on peut dire que l'exercice des droits est difficile, très diminué, et généralement taxé. Malheureusement dans leur étude, M. PRÉVOST ne dépasse pas l'année 1642, et néglige totalement le XVIIIe siècle, dont l'opposition à l'égard des droits d'usage aurait été intéressante à constater à l'égard de la forêt de Roumare. Un point curieux qu'en revanche il souligne c'est que, parmi les usagers qui, naturellement, abusant de leurs droits, en tiraient parti aux dépens de la bonne administration de la forêt, ce sont les principaux, et tout particulièrement les couvents, qui ont le moins de respect de la propriété royale. Les droits-mêmes se rangent sous trois chefs: le panage, ou droit de glandée des porcs, le chauffage, constistant en bois coupé ou sur pied que délivre le sergent de la forêt, le pâturage. Au XVIe siècle, l'introduction des bestiaux dans les bois parut offrir de grands inconvénients; dans la forêt de Roumare, on imposa aux usagers de limiter par des fossés les parties de taillis qu'on affectait au pâturage (cantonnement), et l'on en exclut les chèvres.

La seconde espèce de charges qui pèse sur la forêt, c'est la dîme, levée, dès le XIIe siècle, sur tous ses produits, et perçue par le prieuré de Notre-Dame du Pré de Rouen, dit de Bonne-Nouvelle. La dîme ne cessa pas de grandir: en 1758, elle montait à la somme de 5259 l. 16 sous.

Telles sont les grandes lignes de la monographie de M. PRÉVOST, pleine de renseignements, mais très confuse, comme nous l'avons dit; sur plusieurs points, elle amorce des questions, qu'elle ne résout pas, ou les néglige délibéremment. Néanmoins, c'est avec des travaux de cette espèce[2]) qu'il faudra procéder, quand on voudra reprendre la belle synthèse, encore si utile, de M. MAURY, signalée plus haut[3]). Mais que les historiens se persuadent de l'utilité de recourir à la discipline géographique, s'ils veulent expliquer des faits, que les évènements historiques ou les traditions juridiques ne parviennent pas à faire comprendre entièrement!

III

Cette conclusion ne ressort pas moins de la lecture du livre de M. CAMILLE TRAPENARD sur le *Pâturage communal en Haute-Auvergne (XVIIe—XVIIIe siècle)*[4]). Ce n'est pas, à vrai dire, le reproche le plus

1) Il est juste d'ajouter que la procédure employée pour vérifier l'origine des droits d'usage admettait l'emploi des témoignages.

2) Nous avons déjà indiqué l'étude de M. DE MAULDE sur les forêts de l'Orléanais (p. 5, n. 2). A signaler encore P. DOMET, *Hist. de la forêt de Fontainebleau,* Paris 1873, in-12°; E. GUILLEMOT, *Étude sur les forêts du bailliage de Senlis,* dans *Positions des thèses ... de l'École des Chartes,* 1900, p. 105 sq.; LOUIS LE PELLETIER, *Étude de la forêt de Villers-Cotterets,* même public., 1902, p. 85 sq.; nous savons d'autre part qu'un quatrième élève de l'École des Chartes, M. P. CORNU, prépare un travail sur les forêts nivernaises.

3) Voy. p. 3.

4) Paris, Larose, 1904, in-8°, VII + 278 p. (avec une lettre-préface de M. P. VIOLLET).

grave qu'on puisse faire à ce travail. Écrivant une thèse de droit, M. TRAPENARD a forcément conçu son sujet sous l'angle juridique, et ce point de vue l'emporte. Mais il l'emporte non seulement à l'égard de la géographie humaine, mais encore de la culture historique nécessaire à la compréhension pleine du sujet. M. TRAPENARD, en effet, a utilisé les archives des départements qui furent formés de la Haute-Auvergne, et, dans une certaine mesure, les Archives Nationales; il a employé la coutume locale, quelques chartes coutumières de communautés paysannes, les juristes locaux, comme BESSIAN, CHABROL, BASMAISON, et quelques juristes bien connus, comme FRÉMINVILLE. Mais il ignore tout de la production historique moderne parue sur la question des communaux au XVIIIe siècle, et particulièrement, la commode synthése, — la seule existante, — DE KARÉIEW[1]), d'où il aurait pu tirer des aperçus généraux utiles, surtout pour la dernière partie de son livre. Et pourtant, étant donné la faiblesse ordinaire des thèses de droit des facultés françaises, pour la plupart absolument inutilisables par les historiens, on ne saurait dénier à celle de M. TRAPENARD un réel intérêt: il a vu bon nombre de textes, les a interprétés avec la précision de la méthode juridique, et en a classé les résultats d'une façon satisfaisante. En voici la rapide analyse.

L'élevage dans les élections de Saint-Flour, Mauriac, Aurillac, en partie de Clermont a toujours eu une certaine importance. L'ancien régime appréciait en particulier les mulets de la Planèze et les chevaux de l'élection de Mauriac, et la foire de Maillargues était fort achalandée. Aussi, très tôt, apparurent, d'abord dans les chartes de franchises, puis dans les coutumes, un certain nombre de règles touchant la police de l'élevage et de la vente des bêtes nourries, règles que la royauté à son tour formula de nouveau, modifia, abrogea. Cet élevage reposait avant tout sur l'existence de pâturages communs. De l'histoire-même des pâturages communs en Haute-Auvergne, avant le XVIIe siècle, M. TRAPENARD ne s'est pas préoccupé, se maintenant aussi rigoureusement que possible dans son sujet. Au reste, cette histoire ne serait pas commode à écrire, et, si on voulait la faire, il faudrait sans doute prendre des points de comparaison dans l'évolution économique d'autres pays de montagnes, la Suisse par exemple[2]), ou les Alpes dauphinoises, ou les Pyrénées.

Il existe trois catégories de terrains rentrant dans la définition de pâturages communs: les communaux, les terres vacantes, les héritages soumis à la vaine pâture.

Les communaux sont les terres appartenant en propres aux communautés: plus ou moins riches, celles-ci ont des communaux plus ou moins étendus, jusqu'à 1200 sesterées. Ce sont des „montagnes“,

---

1) *Les paysans et la question paysanne dans le dernier quart du XVIIIe siècle*, trad. WOYNAROWSKA, Paris 1899, in-8°. Pour le surplus, nous renvoyons un *Répertoire méthodique d'histoire moderne et contemporaine*, publié, depuis 1898, par MM. G. BRIÈRE et P. CARON (5 vol. in-8°).

2) Cf. pour la Suisse, H. RYFFEL, *Die schweizerischen Landsgemeinden*, Zurich, 1904, in-8°.

vastes pâturages d'été sur les hauts plateaux volcaniques, principalement dans la région de Salers[1]), des „coudercs", appelés aussi (ce qui définit le terme) „communs herbeux" ou „gazonnés", les „buges", ou „bruyères", de valeur médiocre, les prés des vallées, enfin les bois à pacage, et toutes ces espèces de terrains doivent être considérées avec l'eau comme annexe normale. Les communautés ont sur leurs communaux des droits d'administration et de disposition. Comme actes d'administration, on doit noter la mise en réserve des regains, parfois ordonnée par l'intendant pendant les périodes de sécheresse pour assurer l'alimentation des bestiaux l'hiver suivant, leur vente, et surtout le bail à ferme de tout ou partie des communaux. Cet arrentement, assez contraire au principe-même de l'existence des communaux, destinés à la nourriture du bétail, pratiqué en fait par les villes ou les petits bourgs, pour qui la propriété de communaux était souvent presque inutile, se trouvait d'ailleurs rendu assez difficile aux communautés rurales, car l'art. VII du titre 29 de la grande ordonnance des eaux et forêts de 1669 imposait l'homologation par les agents du roi des baux conclus pour plus de 3 ans[2]). L'autorité royale s'exerca davantage à l'égard des actes de disposition des communautés sur leurs propriétés communes et parvint à les prohiber à peu près entièrement en droit. Voulant à la fois régénérer les haras d'Auvergne et assurer l'approvisionnement du marché français en viande de boucherie, elle sévit d'abord contre les usurpations et les défrichements accomplis par les seigneurs et les „coqs de village", c'est-à-dire les riches ruraux, avec la connivence ou malgré la défense timide des administrations locales. L'ordonnance de 1667 sur le „triage", — c'est ainsi qu'on nommait dans la région l'*inclosure*, — établit un certain nombre de règles, auxquelles l'arrêt du conseil du roi du 8 mai 1688 vint apporter des sanctions sévères: des amendes de 1000 livres devaient frapper les représentants des communautés qui, par crainte, négligence ou corruption, auraient laissé s'opérer des usurpations, et les usurpateurs par chaque sesterée de terre occupée, — leur produit devant être appliqué au degrèvement des plus petites cotes. On peut penser d'ailleurs que les usurpations continuèrent, en dépit de l'ordonnance, car on essaya de raviver ses dispositions par de nouveaux édits pendant tout le XVIIIe siècle. La royauté ne semble pas avoir été plus heureuse à l'égard des aliénations. Théoriquement, elle s'était donné la tâche de protéger les communautés contre leurs propres erreurs, en l'espèce, contre l'amoindrissement de leur patrimoine; pratiquement, quand, en 1659, en 1667, en 1702, elle établit, à l'égard de ce patrimoine, le double principe de l'insaisissabilité et de l'inaliénabilité, et qu'elle assimile les paroisses rurales aux communautés religieuses, *minus habentes* par excellence, elle obéit surtout à des préoccupations fiscales, car, au moins sur les aliénations opérées depuis 1555, elle met une taxe, et les rôles du huitième denier laïque montrent

1) L'expression précise de montagne se retrouve dans la dénomination administrative de *Baillivia montanarum Arverniae.*

2) L'édit d'août 1764 excepta de cette obligation les agglomérations de plus de 4500 habitants.

tout ce qu'elle a retiré de ses complaisances. Au reste, les intendants, comprenant sur les lieux les nécessités auxquelles obéissent les communautés en vendant des parcelles de leurs biens, et sachant qu'il y a une contradiction entre les prohibitions de la royauté, et les rigueurs du système financier qu'elle impose, les laissent faire, et le pouvoir central lui-même, revenant en partie sur ses anciennes défenses en août 1764 et en mai 1765, établit que les aliénations seront valables une fois homologuées par l'intendant, et si elles sont opérées par une municipalité[1]). Contre les partages de communaux entre les membres de communautés, M. Trapenard ne signale pas de texte royal, et l'on voit pourtant que ces actes de disposition étaient assez fréquents. Tantôt, on procédait à un partage de jouissance, avec remaniement périodique du lotissement, tantôt à un partage définitif de fonds, ne reposant pas d'ordinaire sur le principe de l'égalité de droits pour tous les membres de la communauté, et calculé plutôt au prorata des impositions payées par chacun ou selon l'importance des exploitations individuelles (souvent d'après le fourrage récolté).

Les terres vacantes sont les terres qui n'ont jamais été appropriées ou qui ont été délaissées; terres pauvres, elles rentrent dans le catégorie des „bruyères". Selon les textes, elles appartiennent ou au roi, ou au seigneur haut justicier, ou au seigneur direct, ou à la communauté. D'ailleurs tous les juristes sont d'accord pour en accorder la jouissance aux communautés, et certains font de cette jouissance un mode de prescription acquisitive (30 ans pour le plupart).

La vaine pâture, qu'on rencontre principalement dans la partie coutumière de la Haute-Auvergne, est le droit réciproque accordé aux membres des communautés de faire paître leurs bestiaux sur les propriétés privées, après la récolte des fruits, avec, pour les propriétaires, le droit de clore leurs héritages, et par suite, de les interdire comme pâturages. Telle est la règle générale, inscrite dans l'article IV de la coutume. Dans l'application, elle subit d'importantes restrictions, — point cependant pour les terres labourées, en dehors de la faculté de clore, mais pour les bois et pour les près. L'ordonnance de 1669 s'est préoccupée particulièrement de la pâture forestière, en prescrivant la revision des titres: la pâture forestière, au moins dans la région de droit écrit, devait en effet s'appuyer sur des titres de concession, et n'était pas le droit commun de tous les habitants. Cette ordonnance fut suivie pendant tout le XVIIIe siècle de mesures diverses qui tendaient à restreindre la pâture: l'aménagement, le cantonnement, l'exclusion des usagers au moment de la glandée réservée au propriétaire, l'interdiction des coupes pendant un délai de trois ans, augmenté selon la volonté du grand-maître des eaux et forêts, et pouvant atteindre dix années, telles en sont les principales, et le résultat n'en fut pas médiocre, si l'on constate que sur 12000 arpents grevés de la pâture commune, appartenant aux établissements ecclésiastiques, 9000 parvinrent à en

1) Cette réserve excluait bon nombre de paroisses qui ne possédaient pas de corps municipal. Cf. pour l'état du droit des paroisses de cette espèce, A. Babeau, *Le village sous l'ancien régime,* Paris 1882, in-12°.

être exonérés. La pâture des près, à l'inverse de la pâture coutumière, ne repose pas normalement sur des concessions. Elle n'est possible que lorsque le foin, et, selon les cas, le regain ont été levés. Les près, fermés à la Notre-Dame de Mars, sont ouverts à la Saint-Jean pour les près à une herbe, à la Saint-Martin pour les près à regain. D'ailleurs, les coutumes locales règlent de toutes les façons possibles l'usage des près. En tout cas, partout, les vergers et fruitiers clos, les vignes, les „montagnes", où le nombre des têtes de bétail est forcément limité, et, depuis 1781, les prairies artificielles, toutes ces espèces de culture ne sont pas soumises à la vaine pâture.

La royauté s'est préoccupée de réglementer les modes de pâturage, communaux, terres vacantes, vaine pâture en se plaçant surtout au point de vue fiscal. Mais la jouissance des terres soumises à ces droits d'usage fut organisée par les usagers eux-mêmes, encore que les coutumes aient pu être homologuées par les intendants provinciaux. D'abord, on limite le nombre des têtes de bétail[1]: le pacage commun est interdit aux animaux achetés pour l'engrais et la revente, et à ceux qui ne sont pas possédés en propre par les habitants. L'idée que le pacage commun est un attribut de la communauté se retrouve dans une règle qui semble au premier abord s'en éloigner. C'est la „règle des foins et pailles", par laquelle les habitants n'ont le droit de faire paître leur bétail sur les terres communes que proportionnellement à la production fourragère de leurs héritages[2]. Cette règle s'est établie au XVIe siècle, justement afin d'exclure de l'usage les trafiquants et simples acheteurs-revendeurs de bétail. D'ailleurs, elle ne s'applique pas aux bois, où le grand maître a, depuis 1669, le droit de limiter le nombre des animaux introduits, ni aux „montagnes", prés d'été où il ne peut vivre qu'une quantité déterminée de bestiaux. Elle est d'autre part proportionnelle à la production fourragère des pacages communs, où l'on diminue le nombre des animaux quand elle devient insuffisante. Mais la proportionnalité elle-même et finalement la règle se trouvèrent annihilées par une règle plus générale, celle qui permet aux pauvres, non-propriétaires, de faire paître „quelques misérables bêtes": c'était donner à nouveau ce que la règle de foins et pailles avait essayé de reprendre, mais, de fait, la règle des foins et pailles, purement de circonstance, ne pouvait supprimer le droit ancien et vrai de pacage réellement commun à tous les membres du groupe. Cela n'empêchait pas d'ailleurs de chercher la meilleure administration possible de ce droit. C'est ainsi que pour certaines catégories de bestiaux, comme les bêtes de labour, en cas d'épizooties, ou lorsque deux espèces d'animaux, les moutons et les vaches, par exemple, ne peuvent se trouver dans les mêmes pacages, les premiers broutant l'herbe plus près de la racine que les seconds, on employait le cantonnement; les porcs et les oies ne pouvaient paître nulle part, les chèvres dans les

1) La tête de bétail est une unité de calcul qui peut renfermer plusieurs animaux, selon le comput généralisé de la coutume de Vic (p. 186).

2) Cette proportionnalité se retrouve, on l'a vu, dans les partages de communaux.

bois d'abord, puis nulle part, les moutons enfin dans les bois: très souvent, comme en Suisse, on employait le régime du parc commun et du troupeau communal, avec un pâtre unique. Enfin, les délits des animaux étaient prévus dans les coutumes locales [1]). Le propriétaire du fonds endommagé avait le droit de saisir le corps du délit, et de le garder pendant 24 heures, puis, si nulle composition n'était survenue avec le propriétaire de l'animal saisi, le premier devait remettre l'animal à la justice, et il avait quatre jours pour faire constater le dommage. Les amendes étaient variables selon qu'il s'agissait ou non de bétail forain et de délits nocturnes. Sur un troupeau de vingt oies en vagabondage, on avait le droit d'en tuer deux.

Cette importante floraison juridique montre assez la vitalité des usages communaux en Haute-Auvergne sous l'ancien régime. Conditionné par l'économie d'élevage du pays, fortifié par une longue tradition qui peut remonter au communisme des tribus barbares et des *villae* romaines, et garantie par la législation royale, le pâturage commun était un des caractères sociaux les plus déterminés de cette région. Et pourtant dans le dernier tiers du XVIIIe siècle, sous l'influence des idées physiocratiques, se manifesta dans les sentiments et l'administration un revirement complet à son égard [2]). M. Fritz Wolters, dans son livre récent sur les questions agraires en France de 1700 à 1790 [3]), n'a pu entrer dans le détail de l'application du nouveau programme; sur un point particulier, s'il l'avait essayé, il aurait pu tirer parti de la thèse de M. Trapenard. Le pouvoir royal essaya de deux moyens: la limitation de la vaine pâture par l'extension du droit de clore, et les partages de communaux. Le premier fit faillite: une enquête, demandée à l'intendant M. de Montyon par le ministre de Laverdy en 1768, eut des résultats contraires aux visées de l'administration, encore que l'intendant ait voilé sciemment les résultats obtenus sous une phraséologie un peu vague (5 août 1769), et une seconde enquête, entreprise en 1787 sur les ordres de Calonne, qui trouvait le droit de paine pâture „odieux", fut encore plus négative. La question des partages ne souleva pas moins de difficultés. Le conseil du roi favorisait les défrichements, en les soustrayant, en 1761, aux impôts pendant 10 années, en 1766, pendant 15; ces mesures,

---

1) Les règles analysées par M. Trapenard se retrouvent, à peu près identiques, dans les coutumes de Piolenc, près d'Orange, que nous avons publiées dans les *Mélanges d'archéologie et d'histoire* de l'École française de Rome, 1904.

2) Nulle étude sérieuse d'ensemble n'a été faite encore en France sur l'origine et l'action de ces idées. M. G. Weulersse prépare, à notre connaissance, une thèse sur ces questions. Il serait bon, à ce point de vue, qu'on examinât la formation et le rôle des sociétés agricoles.

3) *Studien über Agrarzustände und Agrarprobleme in Frankreich von 1700 bis 1790* (Staats- und sozialwissensch. Forsch. XXII, 5), Leipzig, 1905, in-8°. Au point de vue seigneurial, et à propos des communaux, on trouvera des indications dans le livre déjà cité de Karéiew, et au point de vue royal dans la thèse latine de M. Ph. Sagnac, *Quomodo jura dominii aucta fuerint regnante Ludovico XVI°*, Le Puy, 1898, in-8°.

inaugurant un mouvement général de la législation, ne parurent ni commodes à exécuter, ni utiles à M. de Montyon, dont l'enquête auprès de ses subdélégués aboutit, sauf à Mauriac, à une réponse unanimement défavorable (1768). Mais l'apparition du *Traité politique et économique des communes* du comte d'Essuiles, en 1770, ramena l'attention sur les partages de communaux. Violemment hostile aux communaux, le comte d'Essuiles essayait de montrer que les pauvres étaient forcément évincés de la jouissance des terres communes, et que le partage seul leur permettrait d'en avoir effectivement l'usage; il demandait en même temps que le mode de partage fut toujours à la volonté des habitants et nécessitât une majorité des deux-tiers. En conformité avec ces idées, Necker revint au partage et demanda s'il était possible de l'introduire dans les mœurs administratives de la Haute-Auvergne. L'intendant répondit qu'une mesure générale ne s'imposait pas, et qu'il convenait seulement d'homologuer les délibérations des communautés touchant le partage des terres communes. Necker en demeura là, tout en priant cependant l'intendant de faire faire de la propagande au sein des communautés en faveur des théories sur le partage. La première demande de partage fut présentée en 1763 par la communauté de Pérignat. Un arrêt du conseil, du 15 juillet 1783, homologunt le partage, servit de prototype pour les partages subséquents dans la province, qui ne furent d'ailleurs pas nombreux: un commissaire, désigné par l'intendant, devait procéder à un allotissement égalitaire entre tous les membres de la communauté; ainsi la tradition coutumière de la proportionnalité était oubliée, et la royauté préparait la procédure révolutionnaire. N'agissait-elle pas d'ailleurs révolutionnairement cette royauté, qui, voulant appliquer dans leur intégralité, et sans égard aux circonstances et aux lieux, les idées de théoriciens plus ou moins utopiques, ne comprenait pas les profondes nécessités économiques, les raisons vitales, qui faisaient que, dans ces pays de montagnes, le pâturage commun était obligatoire. A la veille de la révolution, les procès-verbaux d'élection et de département (1787—1788) nous renseignent sur l'état de l'opinion à l'égard des partages: sauf dans l'élection de Mauriac, on ne demandait pas le partage, et l'opportunisme des communautés se contentait des partages nécessités par des raisons fiscales. M. Trapenard, malheureusement, n'a pas dépassé l'année 1789, et même, quoique ayant sans doute examiné, pour l'élaboration de sa thèse, des documents de l'époque révolutionnaire, il n'a point cherché à nous présenter, dans une conclusion, et d'une façon sommaire, le tableau des mesures générales et locales concernant les communaux en Haute-Auvergne depuis 1789, et les résultats obtenus[1]). La révolution, en continuant l'œuvre législative de la royauté[2]), a-t-elle pu modifier, sur ce point, la structure sociale du pays, ou celui-ci a-t-il résisté à des lois qui l'auraient en partie ruiné? Enfin, aujourd'hui-

1) Les papiers des comités de législation, d'agriculture et des droits féodaux, aux Archives nationales, permettraient certainement de répondre en partie à ces questions.

2) Particulièrement par la loi du 28 sept. — 6 oct. 1791, sect. IV.

même, dans quel sens paraît se diriger l'évolution[1])? — autant de questions qu'on se pose en achevant de lire la thèse de M. Trapenard, et auxquelles il ne répond pas. Les trois pages d'introduction de M. Viollet, sentimentalement écrites, on peut le dire, en faveur des vieux droits d'usage, n'y répondent pas non plus. Elles étaient d'ailleurs délicates à étudier et difficiles à résoudre, et, sans reprocher plus longtemps à M. Trapenard de les avoir délaissées, nous finirons en disant que son livre offre un réel intérêt pour l'histoire de l'économie sociale[2]).

* * *

M. Demangeon, en traitant récemment dans sa petite thèse de doctorat ès-lettres de la *Géographie aux Archives nationales*[3]), montrait tout ce que le géographe, — le géographe comprenant la science de la terre de la façon „humaine" qu'enseigna Ratzel et qu'enseigne M. Vidal de la Blache, — peut tirer de l'interprétation des documents historiques. Les livres que nous venons d'analyser montrent inversement, et surtout par leurs lacunes, ce que l'histoire pourrait tirer de l'étude des phénomènes terrestres, permanents, ou modifiés par l'action des forces naturelles et l'activité des hommes. C'est que l'économie sociale, pour comprendre pleinement l'évolution des groupes et des formes dont elle fait son objet, doit recourir à ces disciplines diverses, et c'est de leur synthèse scientifique seule que peut naître l'intelligence entière des lois qui président à cette évolution.

Georges Bourgin.

Kurt Klatt, Das Heergewäte. Heidelberg 1908, C. Winter. 108 S. (Deutschrechtliche Beiträge, herausgegeben von K. Beyerle, 2. Bd., 2. Heft.)

Es ist erfreulich zu sehen, wie die einzelnen Institute der deutschen Rechtsgeschichte heute eine monographische Behandlung erfahren, und auch die vorliegende Arbeit ist eine dankenswerte Bereicherung der Literatur. Das „Heergewäte" — diese Form herrscht in Niederdeutschland, während im Mittel- und Oberdeutschen „Heergeräte" üblich ist — bezeichnet von Haus aus die kriegerische Ausrüstung des Mannes. Die Heeresausrüstung ist auch der Kern des Instituts zu allen Zeiten geblieben. Interessant ist es nun aber zu beobachten, wie die sich wandelnden Zustände und Lebensverhältnisse im Laufe der Jahrhunderte auch sonstige Gegenstände, die zum persönlichen Gebrauch des Mannes bestimmt waren, in analoger Ausweitung des Begriffs denselben Rechts-

---

1) En partant de la rédaction des usages locaux, depuis 1855, et en tenant compte de la loi du 9 juillet 1889 sur la vaine pâture.

2) Il a publié comme pièces justificatives une ordonnance de Trudaine, du 3 juillet 1731, pour la conservation des deuxièmes herbes des près, et l'arrêt du conseil du 15 juillet 1783, signalé plus haut.

3) Paris, Société nouvelle de librairie et d'édition, 1905, in-8°.

grundsätzen, die für die alte Heeresausrüstung galten, unterworfen haben. Das Heergewäte ist stets Gegenstand einer Sondererbfolge. Mit jener Entwicklung hängt es zusammen, daß in einer Arbeit über das Heergewäte die mannigfaltigsten Seiten der Ständegeschichte zur Erörterung kommen. Wir möchten namentlich jüngere Historiker auf K.s Schrift hinweisen, da die Fragen, die er untersucht, bei der Interpretation mittelalterlicher Urkunden beständig wiederkehren. Eben wegen des vielseitigen Inhalts der Arbeit ist es auch zweckmäßig, daß er ihr ein eingehendes Orts-, Personen- und Sachregister und ein eingehendes Glossar beigefügt hat. Ein beigegebener „Urkundenanhang" bringt schon gedruckte, aber charakteristische Stücke. Um ein paar einzelne Punkte zu berühren, so ließen sich an den Bemerkungen über die militärische Bedeutung der Zünfte einige Ausstellungen machen; aber das berührt freilich nicht viel das vorliegende Problem. Für die Bürgersprache von Wismar (vgl. S. 55) wäre die neue Ausgabe von TECHEN (Leipzig 1906, S. 46 f. und 209) zu benutzen gewesen (vgl. diese Ztschr., Jahrg. 1908, S. 305 ff.). Von dem Herforder Stadtbuch (vgl. S. 85) ist vor einigen Jahren eine neue Ausgabe erschienen („Rechtsbuch der Stadt Herford," herausgegeben von J. NORMANN, Herford 1905). Bei den Erörterungen über die Auslieferung des Heergewätes an auswärtige Erben (vgl. S. 64) hätte die Frage des Abschlusses der Stadt oder des Territoriums untersucht und ermittelt werden können, ob sich nicht auch hier der Fortschritt von der städtischen zur territorialen Politik beobachten läßt.

Freiburg i. B. G. v. BELOW.

ALEX HERMANDUNG, Das Zunftwesen der Stadt Aachen bis zum Jahre 1681. 106 S. Aachen, La Ruellesche Akzidenzdruckerei, 1908.

Die vorliegende Arbeit verwertet ganz überwiegend Urkunden des Aachener Stadtarchivs. Nur wenige dieser Urkunden sind gedruckt, überdies zum Teil mangelhaft oder an entlegenen Stellen. Die Aachener Archive haben durch den Stadtbrand von 1656 und dann am Ende des 18. Jahrhunderts große Verluste erlitten. Bis in die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts hinein fließen die Quellen zur Zunftgeschichte sehr spärlich. Die älteste Nachricht von dem Bestehen einer Zunft hat uns der Lokalhistoriker MEYER erhalten. Er erwähnt (HERMANDUNG S. 12) eine Verbrüderung der Schneider, welche im Jahre 1288 von 85 Meistern geschlossen worden sei. Dieser Zahlangabe wird man bei der festgestellten Unzuverlässigkeit MEYERS nicht trauen dürfen; der Verdacht liegt nahe, daß er zu verschiedenen Zeiten eingetragene Namen zusammengezählt hat.

Die ältesten in Abschrift erhaltenen Zunfturkunden, beide noch nicht veröffentlicht, sind Satzungen religiöser Brüderschaften der Krämer von 1319 und der Bäcker von 1350 (Patron wie in Köln St. Anton). S. 16 teilt H. mit, eine „handschriftliche Aufzeichnung", die er nicht näher bezeichnet, enthalte die Nachricht, daß die Bäckerzunft am 21. September 1350 ihre Satzungen erhalten habe. H. unterscheidet diese

nur angeführten Satzungen von dem erwähnten Brüderschaftsstatut vom gleichen Tage und baut auf diese Unterscheidung weitere Schlüsse auf (S. 14 und 22). Sollte nicht eben das Brüderschaftsstatut gemeint sein? Dergleichen ungenaue Angaben weist ja H. beispielsweise den „handschriftlichen Aufzeichnungen“ MEYERS öfters nach.

Es folgen die wichtige Verordnung des Wollenamts von 1387 und ein Müllerweistum von 1393. Später, auch schon für das 15. Jahrhundert, wird die Zahl der Rollen recht stattlich, dagegen werden nur wenige Zunftbücher erwähnt und benutzt; besonders über die zwei Bände „Werkmeistergericht“ (Wollenamt) hätte man gern nähere Angaben erhalten. Man hätte ferner gern über die Entstehungsweise und die Form der Rollen mehr erfahren. Wie gelegentliche Anführungen zeigen, reden einige Rollen von den Zunftgenossen in der ersten Person, sind also sicher von diesen selbst redigiert. Wie weit der Anteil des Rats an der Abfassung der andern Rollen geht, bedarf der Untersuchung.

Aus HERMANDUNGS Arbeit geht hervor, daß der Umfang und namentlich der Wert der Aachener Zunfturkunden eine besondere Publikation derselben sehr wünschenswert macht.

Bei der Länge des umspannten Zeitraums und der Fülle des Stoffes ist es nicht zu verwundern, daß H. mitunter auch wichtige ältere Nachrichten übergeht. Ein Vergleich mit dem Abdruck bei LÜNIG, Reichsarchiv, part. spec. cont. IV, Teil I, S. 1450 ff., zeigt, daß das Wollenamtsprivileg von 1406 noch manche interessante, bei H. nicht berücksichtigte Bestimmungen enthält. Z. B. wird dem Wollenamt erlaubt, in den zwei Ausschneidehäusern auf Tuch zu fahnden, das geringer ist als Aachener Tuch. Für die deutsche Tuchmacherei ist dies ein besonders frühes Beispiel des Schutzes vor auswärtiger Konkurrenz. Ebenda wird den Lombarden verboten, ganze Aachener Tücher zu beleihen, wenn nicht gleichzeitig deren richtige Stempelung festgestellt wird. Einem Mißverständnis dieser Stelle ist offenbar die Angabe H.s (S. 9) entsprungen, die Lombarden hätten dem Gewerbe der Tuchmanufaktur obgelegen. — Auch LAURENTS Stadtrechnungen sind nicht ausgeschöpft; freilich ist deren Benutzung durch den Mangel eines eigentlichen Sachregisters erschwert.

H.s Darstellung ist klar und übersichtlich. Die Belegstellen sind regelmäßig angegeben. Den Zitaten aus den Rollen hätte entweder stets das Datum beigefügt werden sollen, oder es hätte ein rasch übersehbares Verzeichnis sämtlicher Rollen vorausgeschickt werden sollen. Jetzt ist der Benutzer oft angewiesen auf ein lästiges Suchen nach dem Datum, das sich freilich schließlich fast immer findet.

Aachens weitaus bedeutendstes Gewerbe war die Tuchindustrie. Freilich liegt vor 1333 kein direktes Zeugnis für das Bestehen der dortigen Wollenzunft vor; die entsprechende Zunft im benachbarten Burtscheid begegnet uns seit 1306. Aber die hohe Bedeutung der Tuchindustrie erhellt schon aus früheren Nachrichten. Zwar ist es nur zu vermuten, daß die Aachener Kaufleute, welche wir zuerst 1191 in Österreich antreffen, dort vor allem Aachener Tuch vertrieben haben. 1243 bestätigt aber Friedrich II. (vgl. S. 25) die Verpfändung der

domus nostra, in qua panni integri venduntur Aquis, unten und oben. In diesem Hause wurde das Aachener Tuch ganz verkauft; anscheinend war schon damals aller Gewandschnitt an eine andere Stätte gebunden. 1338/39 erbaut die Stadt gleichzeitig ein neues Ganzgewandhaus und ein Haus für die Gewandschneider. Auch die Wollküche war städtisches Eigentum, ebenso das Walkhaus (kumphus, domus follonum). Dies Haus war nicht, wie H. S. 26 angibt, vom Markgrafen von Jülich an die Stadt verpachtet, vielmehr hatte derselbe eine Erbrente auf dem Hause. Neben diesem, von H. allein erwähnten großen Walkhause erscheinen seit 1344 (Laurent S. 138) noch andere, von der Stadt angekaufte Walkhäuser. Als die einzigen unter allen Zunftvorstehern wurden die „Werkmeister“ des Wollenamts vom Rat aus seiner Mitte ernannt. Sonst genoß gerade das Wollenamt eine weitgehende Selbständigkeit.

Über die Gewandschneider (uyssnier, excisores) liegen leider nur dürftige Nachrichten vor. 1338 hat der Rat ihnen, wie H. feststellt, Statuten gegeben; wir erfahren dies nur beiläufig aus den Stadtrechnungen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Gewandschneider damals eine Zunft bildeten; ob wir aber jene statuta excisorum als eine Zunftrolle (H. S. 43) auffassen dürfen, muß dahingestellt bleiben. Da ebendamals das Gewandschnitthaus im Bau begriffen war, wird man bei den genannten Statuten zunächst an eine Haus- und Verkaufsordnung denken. — Für das Ende des 16. Jahrhunderts stellt H. fest, daß die Gewandschneider mit den Fettwarenhändlern und anderen Kleinhändlern in politischer Hinsicht der Krämerzunft zugeteilt waren. Er schließt daraus für diese Zeit mit Recht, daß die Gewandschneider hier nicht so angesehen waren, wie in vielen anderen Städten. Rückschlüsse auf frühere Zeiten, aus denen Nachrichten leider fehlen, wären unzulässig. Wir wissen hinlänglich, wie wechselvoll die Geschichte des Gewandschneiderberufs in Köln und Frankfurt a. M. war. Vorläufig möchte ich vermuten, daß mindestens die Gewandschneider des beginnenden 14. Jahrhunderts auch hier noch zu den meliores gehörten.

H. sucht (S. 43, anders S. 61) die Träger des Großhandels mit Aachener Tuch unter den Mitgliedern des Wollenamts. In der Tat scheinen auf den für Aachen so wichtigen Frankfurter Messen vorwiegend Mitglieder des Wollenamts die Aachener Tücher abgesetzt zu haben. Wenigstens sind auf der dortigen Herbstmesse des Jahres 1385 die „Werkmeister“ die Führer der Aachener Bürger (Urkunde bei Laurent S. 95).

Über die hervorragende Aachener Messingindustrie haben wir von anderer Seite eine Monographie zu erwarten. Für die Bedeutung der Kupferschläger, deren erste Rolle von 1505 herrührt, zeugt der Umstand, daß sie seit 1513 eine der zwölf politisch berechtigten Handwerkerzünfte bildeten. Mindestens seit 1493 bestand eine Zunft der Spiegelmacher, die wir ebenfalls nur selten unter den Zunftgewerben antreffen. Allerdings gehören dieser Zunft 1618 auch die Maler (Schilderer), Kistenmaler, Glasmaler und Glaser an. Im Anfang des 17. Jahrhunderts scheint die Spiegelproduktion nicht mehr von Bedeutung gewesen zu sein. Wenigstens machen jetzt die „Spiegel-

macher oder Kistenmaler" eine gemalte Kiste als Meisterstück (S. 54 Anm. 15). Neben der seit 1584 nachgewiesenen Nadler- und Krempen-(Haken-)macherzunft tritt seit 1615 eine Zunft der „spanischen Nadelmacher" auf. Aus diesem Namen darf man nach dem bekannten Sprachgebrauch nicht mit H. (S. 9) schließen, daß diese Industrie von Spaniern in Aachen eingeführt wurde, sondern höchstens, daß solche Nadeln zuerst in Spanien verfertigt wurden. Weiter seien von bemerkenswerten zünftigen Gewerben angeführt: Mützenmacher (schon vor 1486 zünftig), Bombasiner 1572, Büchsenladenmacher 1579 und Drahtzieher 1580 (beide bei der Schmiedezunft, eigene Vorsteher nicht nachgewiesen), Posamentwirker 1609, Flaschen- und Lampenmacher 1634, Kratzmacher (Krätzdrahtmacher?) 1637.

Die Hamacher wird man (gegen H. S. 19) als Kumtmacher von den Sattlern wie in Köln unterscheiden müssen. Vgl. Laurent im Glossar, sowie H. S. 54 Anm. 10 über ihr Meisterstück. Die Kannegießer sind gewiß auch in Aachen nicht Bleigießer (S. 43 Anm. 10), sondern Zinngießer. Sollten die velpelre (1461) wirklich (S. 17) mit den Pelzern identisch sein? Die Mitteilungen aus der Rolle (S. 83 und 86) lassen eher auf Gerber schließen. In Köln werden die Weißgerber auch Fellpflücker genannt (Kölner Zunfturkunden II S. 474 f.).

Die üblichen Worte für Zunft sind wie in Köln Brüderschaft und Amt (ambacht); letzteres Wort kommt nicht erst 1409 (S. 21), sondern schon 1387 in der Wollenamtsordnung vor. Zu dem Problem der Entstehung des Zunftwesens können die spät einsetzenden Aachener Quellen erhebliche Beiträge nicht bringen. Mit v. Below sucht H. mit Recht „die Triebkraft zum Zusammenschluß in den Reihen der Handwerker selbst und in deren Interessensphäre". Auf einem Mißverständnis beruht die Behauptung, daß der Schneiderzunft bei ihrer Entstehung der Zunftzwang gefehlt habe (S. 28). Der Sinn der im Wortlaut angeführten Stelle (Quelle und Datum nicht angegeben) ist ein anderer: Dem wegen schlechter Arbeit und Unterschlagung angeschuldigten Genossen wollen die Schneider zu seinem Recht verhelfen; wird er im Unrecht befunden, so wollen sie ihre Hand von ihm abziehen „ind solen eme sin denk loissen duin", aus der Zunft aber wird er ausgestoßen. Der wörtlich zitierte Satz bedeutet nicht: „und sollen ihn sein Ding (Geschäft) tun lassen", sondern: „und sollen ihm sein Ding (Gericht) geschehen lassen".

Viele Züge des Aachener Zunftwesens erinnern an dasjenige Kölns, z. B. auf politischem Gebiet. Die „Beigekorenen" entsprechen den Kölner „Beigeschworenen"; auch hier sind den Hauptzünften kleinere Zünfte (zobehoren ambachte) zugeteilt. Während aber in Köln das Zunftregiment seit 1396 ununterbrochen bestand, ist die in Aachen im Jahre 1450 durchgeführte Zunftverfassung im Jahre 1477 wieder beseitigt worden. 1513 wird dann mit dauerndem Erfolge die Verfassung von 1450 im wesentlichen wiederhergestellt.

Wie in Köln werden in der Regel zwei Vorsteher (hier Greven genannt) auf ein bis zwei Jahre von den Zünften frei gewählt; allmählich treten ihnen Ausschüsse zur Seite. Dagegen treffen wir hier das Institut der „verdienten" Brüder nicht an.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Zünfte wird verhältnismäßig knapp behandelt. So hätte man gern Gegenstand und Entscheidung der kurz erwähnten Streitigkeiten einer Reihe von Zünften mit den Krämern kennen gelernt und den Inhalt der genauen Regelung „der Verkaufsberechtigung der Krämerwaren" (S. 84) erfahren. Hervorzuheben ist die reiche Ausbildung der Vorschriften über das Besichtigungs- und Stempelungswesen, besonders bei den Textil- und Metallgewerben. Den Kupferschlägern (zuerst 1510) und den Keßlern wird die Benutzung von Wasser- oder Mühlenhämmern verboten (S. 79). Interessant ist die Mitteilung von einer 1470 getroffenen Vereinbarung der Schmiedezünfte von Köln und Aachen über die Anstellung von Gesellen (S. 50). Aus Köln war mir bisher kein mit einer auswärtigen Zunft gemeinsam gefaßter Beschluß bekannt.

In dem von H. entworfenen Bilde der Aachener Zünfte des 15. bis 17. Jahrhunderts fehlen viele bekannte Züge des damaligen deutschen Zunftwesens, oder sie treten doch wenig hervor. So finde ich weder das Erfordernis der ehelichen Geburt für die Zunftgenossen noch die Ausschließung der Söhne von Trägern „unehrlicher" Berufe erwähnt. Wohl aber ist eheliche Geburt bei den Schneidern (1541) Bedingung für die Wahl zum Zwölfer (S. 64); damit ist das Vorhandensein unehelich geborener Zunftgenossen bestätigt. Den in manchen Städten, z. B. Lübeck, früh und allgemein erforderten Nachweis eines Betriebskapitals finden wir nur einmal (1506 bei den Brauern) (S. 95). Wenn der Besitz des Bürgerrechts bei zwei Zünften (16. Jahrhundert) ausdrücklich verlangt wird, so darf man dies Erfordernis nicht mit H. (S. 53) bei den anderen Zünften voraussetzen; es ist nicht richtig, daß diese Eintrittsbedingung allgemein in den andern Städten bestand. — Gesellenverbände sind in Aachen nicht nachzuweisen (S. 51); auch Köln hat noch im 15. Jahrhundert von solchen nur dürftige Spuren.

Wie in Köln sind auch in Aachen den politisch berechtigten Zünften Gesellschaften ohne gewerblichen Charakter gleichgestellt. Leider sind wir auch hier über die ältere Geschichte dieser Gesellschaften nur wenig unterrichtet. Allerdings hat H. die Stadtrechnungen nicht völlig ausgebeutet. So fehlt die älteste bisher bekannte Belegstelle (1338) für das viel besprochene Wort „Gaffel": sociis datum ad societatem eorum in eorum gaffele 4 m. (Laurent S. 137). Die Gesellschaft zu Herrn Adams Haus wird nicht nur 1385, sondern schon 1376 genannt (ebd. S. 251). Ich notiere noch: sociis in domo Rumeschuttelen (1344 S. 162). Wie H. teils nachweist, teils glaubhaft macht, haben die Namen mancher dieser Gesellschaften mehrfach gewechselt. Im Jahre 1450 bestanden fünf, später nur noch zwei derartige Gesellschaften.

Ich berühre noch einige Einzelheiten. Die Behauptung (S. 8), daß die Zollstätte Aachen im Jahre 828 „von der allgemeinen Zollfreiheit ausgenommen" worden sei, ist dem Mißverständnis einer Äußerung Hegels entsprungen. S. 9 sieht H. in den preisenden Worten einer Urkunde Friedrichs I. ein Zeugnis für den Wohlstand der Aachener Bürgerschaft; indessen werden dort die wahren Ruhmestitel Aachens ausdrücklich genannt: es enthält die Grabstätte Karls des Großen und ist der Ort der Königskrönung. Der „Steinliter Wolle" S. 78 ist viel-

mehr ein Stein (Wollgewicht) lichter Wolle. Den Zusatz „mit eren kleynen zobehoren ambachten“ in der Verfassungsurkunde von 1428 muß man meines Erachtens nicht nur auf die Zimmerleutezunft (H. S. 11), sondern auch mit LŒRSCH (bei HAAGEN, „Geschichte Aachens“ II S. 589) auf die sieben unmittelbar vorher genannten Zünfte beziehen; danach wird die Zahl der damaligen Zünfte noch wesentlich höher zu schätzen sein, als H. annimmt.

Nach dem mir zugänglichen Material zu urteilen, hätte man eine sorgfältigere Benutzung der Quellen gewünscht. Doch überwiegt der Dank für die reiche Förderung unserer Kenntnisse auf einem bisher wenig erschlossenen Gebiet.

Ober-Stephansdorf. HEINRICH v. LŒSCH.

Dr. JOSEPH GREWE, Das Braugewerbe der Stadt Münster bis zum Ende der fürstbischöflichen Herrschaft im Jahre 1802. Mit besonderer Berücksichtigung seiner Besteuerung. (Abhandlungen aus dem staatswissenschaftlichen Seminar zu Münster i. W., Heft 5.) Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld, 1907.

Das Buch ist ein sehr beachtenswerter Beitrag zur Aufhellung der städtischen Finanz- und Gewerbepolitik. An einem konkreten Beispiel tritt hier zutage, wie ein blühendes Gewerbe mit regem Export durch allzu fiskalische Maßnahmen der Obrigkeit einem raschen Zerfall zugeführt wurde. Wünschenswert wäre es gewesen, wenn der Verfasser, der zahlreiche statistische Angaben über die Höhe der verschiedenen Biersteuern macht, daneben bisweilen noch einige Nachrichten über andere Akzisen und den Gesamtertrag der jeweiligen städtischen Einnahmen mitgeteilt hätte, da jetzt die von ihm gegebenen Zahlenreihen einen Vergleich mit den sonstigen städtischen Akzisen und eine Würdigung der Bedeutung der Biersteuern für den städtischen Gesamthaushalt nicht zulassen. Indessen ist zuzugeben, daß diese Forderung, da die Arbeit einen so großen Zeitraum umspannt, nicht ohne weiteren erheblichen Aufwand an Zeit erfüllt werden konnte. Das muß einer künftigen Verwaltungsgeschichte der Stadt vorbehalten bleiben, für die diese Abhandlung eine sehr nützliche Vorarbeit bildet. Für die Angaben über die Grut ist die Abhandlung von ALOYS SCHULTE, Vom Grutbiere (Niederrhein. Annalen, H. 85, S. 118 ff.) zu vergleichen.

FR. LAU.

HENRY EDUARD THOMS, Die Entstehung der Zünfte in Hildesheim. Ein Beitrag zur Geschichte des Zunftwesens. Leipziger Dissertation. 1908. 89 S.

Im Gegensatz zu den kürzlich erschienenen Schriften von HARTMANN und TUCKERMANN über die Hildesheimer Zunft- und Gewerbegeschichte (besprochen in dieser Vierteljahrschrift V S. 596 ff.) be-

handelt Thoms nur die Entstehung der dortigen Zünfte. Anscheinend hat ihn zu dieser Begrenzung des Themas die Einsicht bestimmt, daß in den tüchtigen und inhaltsreichen Arbeiten seiner Vorgänger trotz mancher Mängel die meisten Gebiete der Zunftgeschichte genügend aufgehellt waren, dagegen die Entstehung der Zünfte nur kurz behandelt wurde. Indessen war diese Zurückhaltung wegen der Dürftigkeit der älteren Quellen (vor 1300) gerechtfertigt. Der Versuchung, die fehlenden Quellenzeugnisse durch vage Hypothesen und die Anwendung vorgefundener Theorien zu ersetzen, ist die vorliegende Arbeit erlegen. Sie enthält sehr viele leere Phrasen und unbegründete Behauptungen, zwischen denen nur hier und da eine brauchbare Bemerkung sich findet. Mehr auf dem Boden der Tatsachen hält sich der letzte Abschnitt über die Ratsinnungen, der aber wenig Neues bringt.

Ich gebe zunächst einige Proben des Gedankenganges:

„Die Zünfte waren somit herrschaftlichen Ursprungs; die Veranlassung jedoch wird trotzdem bei den Handwerkern gelegen haben" (S. 76). Thoms nimmt an, daß das Bedürfnis und die Initiative der Handwerker die Entstehung der Ämter veranlaßt hat. Aber die Zünfte haben sich nur mit Wissen und ausdrücklicher Genehmigung des Bischofs bilden können, also sind sie herrschaftlichen Ursprungs!

S. 46 behauptet er: „Strenggenommen waren sie (nämlich die außerhalb des Hofes angesiedelten, zu Fronarbeiten verpflichteten Handwerker) nicht freier als das Hofgesinde. Der Unterschied zwischen diesem und jenen ist lediglich der, daß das Hofgesinde den Lebensunterhalt vom Herrn erhielt, während den außerhalb des Fronhofs Angesiedelten überlassen wurde, ihn selbst in freier Tätigkeit zu erwerben." Nach dem ersten Satz zu schließen, scheint dieser Unterschied „strenggenommen" bedeutungslos zu sein.

S. 67 verwirft Thoms die Meinung von Belows, daß die Ausübung des Zunftzwangs das eigentliche Motiv zur Gründung der Zünfte gewesen sei, und tritt ausdrücklich Schmoller bei, welcher dieses Motiv in dem Streben nach einem eigenen Gerichtsstand erblicke. Indessen stellt sich auf der nächsten Seite heraus, daß Thoms ganz im Gegensatz zu Schmollers Ansicht die bewegende Kraft, diesmal mit Recht, in der Wahrnehmung der gewerblichen Interessen der Handwerker sucht.

Sehen wir jetzt zu, wie es um die Begründung derjenigen Aufstellungen steht, welche der Verfasser wirklich vertritt. Thoms gibt die alte Hofrechtstheorie preis, an Verbände der Hofhandwerker glaubt er nicht; er kann auch einen allmählichen Übergang der Hofhandwerker zum städtischen Handwerk nicht feststellen. Zwar glaubt er für die Entlassung überflüssig gewordener Hofhandwerker eine Belegstelle vom Jahre 1406 gefunden zu haben (S. 44); aber diese Urkunde verfügt tatsächlich nicht, daß solche Handwerker entlassen werden, sondern daß sie „versterven" sollen, d. h. daß ihre Stellen beim Tode der Inhaber nicht wieder besetzt werden sollen.

Dafür legt sich Thoms eine neue Hofrechtstheorie zurecht in gewaltsamer Anlehnung an Ausführungen Seeligers über wirtschaftlich teilweise selbständige ländliche Handwerker auf Grundherrschaften der fränkischen Periode. Nach Thoms sind die städtischen Handwerker aus Hofhandwerkern im weiteren Sinne hervorgegangen, welche auf der weiteren Immunität angesetzt worden sind. Der Bischof hat den Handwerkern Erbstellen gegeben, wogegen sich diese zu ungemessenen Diensten verpflichteten. Diese Dienste wurden später fixiert, zuletzt in Geldabgaben umgewandelt. Ihren Unterhalt haben diese Handwerker zwar von vornherein durch freie Arbeit erworben, aber der Bischof hat sie angesiedelt, um seinen Grund und Boden vorteilhaft zu verwerten und sich mit gewerblichen Produkten zu versorgen. Damit will der Verfasser nachgewiesen haben, daß die städtischen Handwerker den Bedürfnissen des Fronhofs ihre Existenz verdanken (S. 40 ff.).

Allen diesen kühnen Behauptungen liegt ein ganz bescheidener Kern von Tatsachen zugrunde. Der Bischof ist in Hildesheim der ursprüngliche Grundherr und hat die Hausstellen an Kaufleute und Handwerker gegen Wortzinsen vergeben. Geldabgaben der Handwerker sind in dem nahen Dorfe Moritzberg und teilweise auch in Hildesheim selbst nachgewiesen. Hier zahlen die Leineweber als Gesamtheit einen Zins an den Bischof; der Schuhmachermeister hat gewisse Grundzinsen abzuliefern; endlich hat der Bischof eine Gerechtsame gegenüber den Bäckern, welche dem Zusammenhang der Belegstelle nach in einem Anspruch auf Strafgelder besteht.

Damit sind die tatsächlichen Unterlagen erschöpft; alles übrige ist der Phantasie des Verfassers entsprungen. Über die mannigfachen Ursachen der Abgaben der Handwerker hätte Thoms sich bei von Below, Territorium und Stadt S. 312 ff., unterrichten können.

S. 13 ff. bemüht sich Thoms, gegen Rietschel zu erweisen, daß die antiqua villa mit dem Stadtteil um den Alten Markt identisch sei. Hätte er die zahlreichen Belegstellen für das „alte Dorf“ in den Registern des Hildesheimer Urkundenbuchs nachgeschlagen, so hätte er hier (z. B. Döbner I, S. 405) unzweifelhafte Zeugnisse dafür gefunden, daß das alte Dorf außerhalb der mittelalterlichen Stadt lag. Solche unrichtige Behauptungen enthält diese Schrift noch viele.

Mit Recht vermißt Thoms (S. 77) in den Zunftverzeichnissen bei Hartmann und Tuckermann die Schuhflickerzunft. Nur hätte er selbst diese Zunft, welche ihren Gildebrief vom Bischof erhalten hat, nicht bei den Ratsinnungen einreihen sollen. Die von Thoms ebenfalls vermißten Messerschmiede und Rotgießer bildeten keine besonderen Zünfte, sondern gehörten zur Schmiedezunft (Döbner III, Nr. 1067, VII, Nr. 559).

Die lateinischen Zitate sind durch sehr viele Druckfehler entstellt.

Ober-Stephansdorf. Heinrich von Lœsch.

KOGLER, FERDINAND, Professor an der Universität in Czernowitz, Die älteren Stadtrechtsquellen von Kitzbühel. 93 S. Sonderabdruck aus der Ztschr. des Ferdinandeums, 3. Folge, 52. Heft, Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung.

Die Stadt Kitzbühel ist eine Gründung des Wittelsbachers Ludwig II., der in einer daselbst vom 6. Juni 1271 datierten Urkunde seine „nova plantatio aput Chizzingensbûhel“ mit oberbayrischem — und speziell Münchener — Stadtrecht bewidmet, und zwar befristet auf fünf Jahre, eine Besonderheit, die sich sonst nirgends findet.

1319 an Niederbayern verpfändet, wird Kitzbühel am 25. September 1321 mit niederbayrischem — speziell Landshuter — Stadtrecht begabt; am 1. Januar 1338 erhält es — nunmehr wieder mit Oberbayern vereinigt — neuerdings Münchener Stadtrecht.

Aus den Jahren 1353 und 1354 datieren dann jene beiden Rechtsaufzeichnungen, welche den Mittelpunkt der Darstellung KOGLERs bilden. Die ältere (I.) ist eine autonome Satzung der Bürger in 32 Artikeln und stellt sich ihrem Inhalt nach als eine Polizeiordnung dar; die jüngere (II.) enthält in 35 Artikeln die der Stadt von den bayrischen Herzogen verliehenen Rechte und Freiheiten. Beide Stadtrechte geben uns zusammen ein ganz gutes Bild des öffentlichen und privaten Rechts einer bayrischen Stadt im 14. Jahrhundert. In der vorliegenden Untersuchung gibt nun KOGLER eine Darstellung dieses Rechts unter steter Verweisung auf die in einem Anhange — nebst zehn anderen Stücken — abgedruckten beiden Rechtsdenkmäler und auf die Quellen und Vorlagen der einzelnen Bestimmungen.

Von besonderem Interesse erscheinen die Bestimmungen über die Vorrechte der Bürger, über die Stadtbehörden, die Bußen, das Verbot der Haltung von Muntmannen u. a. m.

Die kleine Arbeit bildet einen sehr instruktiven Beitrag zur Kenntnis süddeutscher Stadtrechtsgeschichte.

Wien. HEINRICH W. HÖFFLINGER.

LAHUSEN, JOHANNES, Zur Entstehung der Verfassung bairisch-österreichischer Städte (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, herausgegeben von GEORG VON BELOW, HEINRICH FINKE, FRIEDRICH MEINECKE, Heft 5). Berlin u. Leipzig, Dr. Walther Rotschild, 1908. 78 S.

LAHUSEN geht in der vorliegenden Arbeit den Weg, den vor ihm mit vielem Erfolg schon andere, insbesondere SIEGFRIED RIETSCHEL, gegangen, den Weg der Einzeluntersuchung, um dadurch, vom einzelnen zum allgemeinen fortschreitend, zu allgemein gültigen Ergebnissen zu gelangen. Nach einem Überblick über die Geschichte Ober- und Niederösterreichs bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts untersucht der Verfasser zunächst die Entstehung der Verfassung von Passau und Salzburg und geht dann der Entstehung des österreichischen Städtewesens selbst nach, indem er einzeln die oberösterreichischen Städte Enns,

Wels, Steyr, Eferding, Linz und die niederösterreichischen Städte St. Pölten, Krems, Tulln, Klosterneuburg, Wien, Hainburg, Wiener-Neustadt bespricht.

Warum sich der Verfasser von den außerösterreichischen Städten gerade Passau und Salzburg ausgesucht hat, entbehrt meines Erachtens freilich der rechten inneren Begründung. Beide Städte haben allerdings lange Zeit hindurch ein wirtschaftliches Übergewicht über die österreichischen Städte ausgeübt, allein das haben in erhöhtem Maße auch andere Städte getan. Passau hat ferner allerdings auf die Entwicklung des österreichischen Städtewesens einen gewissen Einfluß ausgeübt, während man das von Salzburg kaum wird behaupten können; aber auch hier wären wieder andere Städte zu finden gewesen, die einen größeren Einfluß ausgeübt haben.

Während Passau im Anschluß an ein altes Römerkastell entstanden ist, haben sich Salzburg und sämtliche andern genannten Städte aus offenen Marktansiedlungen entwickelt. Lahusen gewinnt dieses Hauptergebnis seiner Arbeit auf Grund einer sorgfältig und eingehend durchgeführten Untersuchung aller einschlägigen Quellen. Dabei hebt er stets auf der einen Seite die gemeinsamen Grundzüge der Entwicklung hervor, während er auf der andern Seite auf die Verschiedenheiten aufmerksam macht. Wenn das Quellenmaterial, auf dem sich Lahusens Arbeit aufbaut, zum großen Teil auch schon früher bekannt war, so gebührt dem Verfasser doch das unbestreitbare Verdienst, dasselbe in übersichtlicher Weise zusammengetragen und gerade nach dieser Richtung hin in geschickter Weise verwertet zu haben. Lahusens Arbeit ist ein wertvoller Beitrag zur älteren deutschen Stadtrechtsgeschichte im allgemeinen und der der österreichischen Länder insbesondere.

Czernowitz. Ferd. Kogler.

Wopfner, Hermann, Das Almendregal des Tiroler Landesfürten. Forschungen zur inneren Geschichte Österreichs, herausgegeben von Alfons Dopsch. 9. Heft. Innsbruck, Verlag von Wagner, 1906, 170 S. (111 S. Text, 59 Seiten Urkunden, worunter zahlreiche Archivalien).

I. Die neue Forschung ist mit regem Eifer bedacht, das Phänomen der Landeshoheit für einzelne Gebiete des Deutschen Reiches zu ergründen. Man hat längst einsehen gelernt, daß eine gewissenhafte Einzelforschung nötig ist, um das Problem der Entstehung und Ausbildung der landesherrlichen Gewalt voll erfassen und lösen zu können. Wir sind jetzt auf dem richtigen Wege der induktiven Methode angelangt. Wir untersuchen bestimmte, territorial abgegrenzte Gebiete, um dann einst auf Grund zahlreicher Monographien ein Gesamtbild der landesherrlichen Verfassung und Verwaltung entwerfen zu können.

Die vorliegende Abhandlung gibt auch einen Baustein zu diesem stolzen wissenschaftlichen Gebäude. Sie beschäftigt sich mit den Regalien des Tiroler Landesfürsten, soweit sie Ausfluß des Almendregals sind, und untersucht sie im wesentlichen von ihrem Ursprung an bis

in die Regierungszeit Maximilians I. Der Zeitraum ist richtig gewählt. Die Entwicklung findet unter diesem tief und eigenmächtig in die Verhältnisse des Landes eingreifenden Herrscher ihren ersten Abschluß (vgl. S. 79, 85, 90).

II. WOPFNER verleiht seiner Studie einen besonderen Wert dadurch, daß er gleichmäßig wirtschaftliche und juristische Momente ins Auge faßt. Man sieht überall deutlich, wie eng sich Wirtschaft und Recht bedingen, wie aus wirtschaftlichen Veränderungen sich rechtliche Neuordnungen ergeben. Um ein Beispiel hervorzuheben: Im 15. Jahrhundert blühte das Bergwerks- und Hüttenwesen lebhaft auf. Der Holzbedarf und damit der Holztransport steigern sich. Die Wasserkräfte nehmen an wirtschaftlichem Werte zu. Demnach spannt der Landesherr sein Mühlenregal stärker an und dehnt es auch auf die nicht schiffbaren und flößbaren Gewässer aus. So konnte er unter anderem die Anlage von Sägemühlen in Bergwerksdistrikten verhindern, durch welche der Holztransport zum Nachteil des landesherrlichen Bergbaues ausgebeutet worden wäre (S. 63 f.). Es wäre ein großer Fehler, eine Untersuchung, wie sie uns WOPFNER gegeben hat, einseitig vom wirtschaftlichen oder vom juristischen Standpunkt aus durchzuführen. Beide Probleme bedingen sich gegenseitig und verlangen nach Lösung.

III. Ferner ist die Schilderung lehrreich, welche zeigt, wie sehr der aufstrebende Landesherr pekuniärer Kräfte bedurfte, um sein Territorium zu befestigen und auszubauen. Die Konsolidierung des Gebietes kostet Geld, viel Geld. Zur Beschaffung von Mitteln bieten die Regalien eine treffliche Handhabe (vgl. S. 68 u. 94), und so greift der Fürst oft ganz willkürlich in die Rechtsverhältnisse seines Landes ein. Wenn auch im Hintergrunde seiner Regalien prinzipiell ein Rechtstitel (die verselbständigte und potenzierte Grafengewalt) stand, so hat er doch in zahlreichen Fällen den Bogen des Rechtes überspannt und sich Befugnisse angemaßt, die aus seiner Macht, nicht aber aus seiner Rechtsstellung entsprungen sind. Und da ist es denn interessant zu beobachten, wie sich im Laufe der Zeiten die Machtverhältnisse oft in Rechtsverhältnisse umwandelten, wie sich durch Übung ein Gewohnheitsrecht herausbildete. Der deutlichste Fall in dieser Richtung ist der Eigentumsanspruch des Landesherrn an der Almend. Der Landesherr macht an der Almend nicht bloß ein Hoheitsrecht, sondern Eigentum geltend. Eine Urkunde von 1482 spricht z. B. von proprietas und directum dominium (S. 30). Den Bauern wird unter völliger Verkennung ihrer alten Rechte die Stellung von bloßen Nutzungsberechtigten angewiesen. Allmählich aber faßt diese Anschauung feste Wurzel und geht ins Rechtsbewußtsein des Volkes über. Die Untertanen betrachten die Almendgüter als öffentliche Güter im Eigentum des Fürsten, deren Nutzung den Gemeindegenossen zusteht (S. 97). Freilich macht dann im 15. Jahrhundert der Fürst von diesem Eigentum einen Gebrauch, den die Bauern wiederum als Eingriff in ihre Rechte ansehen, indem er willkürliche Verfügungen über die Almend trifft, während die Gemeindegenossen daran festhalten, daß zu Verfügungen über die Substanz der Almend ihre Zustimmung nötig sei (S. 98). Ein letzter Widerstand

gegen die längst befestigten Rechte des Landesherrn, zur Zeit des Bauernkrieges bleibt völlig fruchtlos (S. 110).

Bei all diesen Eingriffen und Maßnahmen darf nicht vergessen werden, daß die landesfürstliche Verwaltung oft weitherzigere Ziele verfolgte zugunsten der Allgemeinheit als die einzelne bäuerliche Gemeinde, und der Verfasser zeigt unter anderem, daß der Erlaß von Waldordnungen der Gesamtheit manchen Nutzen gebracht hat (S. 95). Ich glaube, daß diese soziale Seite der Regaliennutzung noch stärker hätte betont werden sollen.

IV. In fünf Teile ist die Studie gegliedert. Aus dem ersten Teil: Die Substanz der Almend und deren Nutzung seien speziell die richtige Begriffsbestimmung der Almend (Schwerpunkt in der gemeinsamen Nutzung und Verwaltung der Genossenschaft) und die Ausführungen hervorgehoben, welche sich mit der Entstehungszeit derselben befassen. Entgegen der herrschenden Ansicht setzt Wopfner die Almendverfassung spätestens ins 10. Jahrhundert, und seine Formel ist einleuchtend: das Dorfsystem hat die Organisation der Almendnutzung zur Voraussetzung (S. 7). Auch v. Schwerin hat sich in seiner Besprechung des Buches (Z. R. G. 28, 532) dieser Ansicht angeschlossen.

Die Entstehung des landesfürstlichen Almendregals (Teil II) bietet nicht viel Neues. Es wird die Theorie vom allgemeinen königlichen Obereigentum an der Almend rezipiert und daraus einfach das spätere Almendregal des Fürsten abgeleitet. Es wäre für den Verfasser eine hübsche, wenn auch nicht unmittelbar in sein Thema einschlagende Aufgabe gewesen, dem Gedanken dieses königlichen Almendeigentums einmal nachzugehen und die namentlich von Schröder herangezogenen Urkunden zusammen mit Titel 45 und 14, 4 der Lex Salica zu überprüfen. Er wäre vielleicht zur Überzeugung gekommen, daß es sich dabei nur um Hoheitsrechte des Königs am Rodungslande handelte, und hätte sich dann nach einem andern Titel für die Begründung des landesfürstlichen Almendregals umsehen müssen.

Wopfner vertritt die jetzt verbreitetste Auffassung, daß die Landeshoheit aus dem Grafenamte herausgewachsen sei, und konstruiert daher einen Zusammenhang zwischen Almendregal und Gerichtsherrlichkeit. Die grundherrliche Theorie weist er vollständig ab (S. 23).

V. Der dritte Teil ist der bedeutsamste. In scharf gegliederter, zuverlässiger Untersuchung werden die einzelnen aus dem Almendregal entspringenden Rechte des Landesfürsten besprochen (Forstrecht, Jagdrecht, Wasserrecht und Neubruchsrecht; zu kurz gekommen ist dabei das Fischereirecht). Wichtig ist unter anderem die Bemerkung, daß in Tirol das Jagdrecht frühe, schon im 13. Jahrhundert, als ein Korrelat der Landeshoheit angesehen wurde, was durchaus nicht in allen landesherrlichen Gebieten der Fall war (z. B. nicht im Breisgau). Etwas unbestimmt klingt die Behauptung, daß das Jagdrecht „wenigstens in der Zeit vom 11. Jahrhundert abwärts in keinem Zusammenhang mehr mit dem Eigentum an Grund und Boden stehe“ (S. 55). Einen Vorwurf verdient, daß der Verfasser uns nirgends sagt, was er unter einem Regal versteht, und uns den Inhalt des Begriffes nicht scharf fixiert, wie er es mit dem Almendbegriff getan hat. Die Folge davon

sind mancherlei Schwankungen, besonders in der Abgrenzung der Begriffe Recht und Regal. So wird z. B. S. 61 das Fischereiregal identifiziert mit einem „ausschließlichen Fischereirecht". Das ist nicht richtig. Es kann jemand ein ausschließliches Fischereirecht haben, ohne daß er im Besitze des Regals ist. Oder S. 63 wird erwähnt, daß der Bischof von Brixen im Jahre 1179 das Mühlenregal erhielt, nämlich den sogenannten usus molendinorum, das heißt „die Befugnis, geeignete Plätze zur Anlage von Mühlen verwenden zu dürfen". Auch das ist kein Regal im technischen Sinne, und die Herausgeber des Urkundenbuches, Schwind und Dopsch, sprechen denn auch richtiger von einem Mühlenrechte. Unter Regal ist vielmehr zu verstehen ein nutzbares Hoheitsrecht des Inhalts, in einem bestimmten Gebiete die Ausübung des Rechtes grundsätzlich allein in Anspruch zu nehmen und aus eigener Machtfülle Dritten die Ausübung zu gestatten. Eine juristisch präzise Formulierung solcher Begriffe, die sich natürlich im Laufe der Entwicklung mit mehr oder weniger Inhalt erfüllen können und tatsächlich erfüllt haben, trägt zur Klarheit der Darstellung wesentlich bei.

VI. Von hohem Interesse ist auch der vierte Teil des Buches, der uns in die Verwaltung des landesfürstlichen Almendregales einführt. Wir lernen hier den lokalen und zentralen Beamtenapparat kennen und sehen, wie rücksichtslos die landesherrlichen Beamten oft in die Rechte der Almendgenossen eingreifen (vgl. z. B. S. 82). Die organisatorisehe Kraft Maximilians kommt hier zu deutlichem Ausdruck (z. B. S. 79, 85, 90). Speziell aufmerksam zu machen ist etwa auf die Bedeutung des Bergrichters und das für Nordtirol eingesetzte Waldgericht als Berufungsgericht (S. 86 ff.). — Wopfner schließt seine gründliche Studie mit dem Abschnitt: Almendregal und Untertanen, in welchem die Überspannung der landesherrlichen Forderungen, besonders unter Maximilian, ihre plastische Darstellung findet. Zu welch rigorosen Eingriffen der Landesherr sich manchmal verleiten ließ, zeigt unter anderem die Verordnung des Fürsten, daß den Bauern im Interesse der Wildhegung nur das Halten kleiner Hunde gestattet oder für größere Haushunde vorgeschrieben wurde, daß ihnen während bestimmter Zeiten Prügel vor die Füße gebunden werden mußten. —

Ich wünsche der Studie einen weiten Leserkreis und hoffe, das sie andere anregen wird, die landesherrlichen Regalien für ein bestimmtes Territorium zu untersuchen.

Jena. Hans Fehr.

Hans Goldschmidt, Zentralbehörden und Beamtentum im Kurfürstentum Mainz vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Abhandl. zur mittleren und neueren Geschichte, herausg. von Below, Finke, Meinecke, Heft 7. Berlin, W. Rothschild, 1908. Preis 6 Mark. XX u. 209 S. und 3 Tabellen.

Das Buch umfaßt einerseits mehr, als der Titel besagt, da die Darstellung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts reicht, andererseits sehr

viel weniger, da zwei der vier Landesteile des Kurfürstentums, das Eichsfeld und Erfurt, nicht berücksichtigt sind, weil sie, wie G. S. 2 betont, der Mainzer Zentralverwaltung im allgemeinen nicht unterstanden; bei der Bedeutung der Zentralisationsbestrebungen für die Entwicklung der Zentralbehörden wäre es aber im höchsten Maße erwünscht, die Gründe zu erfahren, die derartige Bestrebungen in Mainz während dreier Jahrhunderte unterdrückten. Hier fehlt also ein wichtiger Faktor für die allgemeine Beurteilung der von G. vorgetragenen Dinge.

In der Wahl des Stoffes hat G. einen glücklichen Griff getan, da die Entwicklung der Behördenorganisation in den deutschen geistlichen Staaten bisher wenig untersucht worden ist. Für das 16. Jahrhundert bestätigen seine Ergebnisse die allgemeine Darstellung, die Below in seinem Aufsatz: Die Neuorganisation der Verwaltung in den deutschen Territorien des 16. Jahrhunderts (Territorium und Stadt S. 283 ff.) gegeben hat. Der aus der Reformationsgeschichte bekannte Hohenzoller, Kurfürst Albrecht II., schuf in Mainz 1516 ein ständiges Hofgericht, 1522 einen ständigen Hofrat als höchste Verwaltungsbehörde, bald darauf eine selbständige Finanzverwaltung und den Ansatz zu einem Geheimen Rat als Organ für vertrauliche Beratungen, in erster Linie über die auswärtige Politik. Der Ausgang des Bauernkrieges, an dem sich die Mainzer stark beteiligten, ermöglichte vornehmlich die Ausschaltung des ständischen Einflusses auf die Ausgestaltung der Behörden und eine Neuordnung der Lokalverwaltung; auch das Domkapitel vermochte den Kurfürsten keine ernstlichen Schwierigkeiten zu bereiten; sie hatten also bei der Entwicklung ihrer Behörden so ziemlich freie Hand.

Diese Entwicklung, die Abgrenzung des Geschäftskreises, der Ausbau der Geschäftsordnungen, der Kanzleien, Registraturen und Archive werden von G. unter Vergleich mit den entsprechenden Vorgängen in den anderen deutschen Staaten ausführlichst geschildert. Er unterscheidet zwei Perioden: bis zur Mitte oder dem Ende des 17. Jahrhunderts und dann bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Der Hofrat, in der Hauptsache nur eine beratende Behörde, mit der Gerichtsbarkeit in Verwaltungs- und Finanzfragen ausgestattet, aber auch noch mit mancherlei anderen jurisdiktionellen Aufgaben betraut, löste sich in der ersten Periode völlig aus dem Hofstaat los; der größte Teil der Ziviljustiz fiel dem Hofgericht zu. Von der allgemeinen Verwaltung wurde die Finanzverwaltung scharf geschieden; die Finanzbehörde, die Hofkammer, organisierte man zunächst rein bureaumäßig unter der Leitung des Kammerschreibers, erteilte deshalb aber nicht ihr, sondern dem Hofrat die Gerichtsbarkeit in Finanzangelegenheiten und ließ sie auch dem Hofrat, als in den ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges die Hofkammer eine kollegialische Verfassung erhielt. Vom Geheimen Rat ist aus der ersten Periode nicht viel mehr als die gelegentliche Erwähnung seiner Existenz bekannt.

Die zweite Periode bezeichnet G. als die Zeit des Niederganges; der Ausdruck dürfte zu scharf sein; ein Stillstand oder ein Rückschritt der Behördenentwicklung trat doch nicht ein, freilich ebensowenig

wurde eine höhere Entwicklungsstufe voll erreicht, aber mancherlei Fortschritte waren doch zu verzeichnen. Der Hofrat wurde von seinen richterlichen Funktionen, soweit ihm solche, abgesehen von der Verwaltungsgerichtsbarkeit, oblagen, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch die Bildung eines Regierungsjustizsenats und eines Kriminalsenats aus seiner Mitte entlastet, in ihm Realdepartements zur schnelleren und gründlicheren Bewältigung der Arbeitsfülle gebildet. Durch gemischte Kommissionen von freilich oft kurzer Lebensdauer suchte man seit dem Ende des 17. Jahrhunderts ein Zusammenarbeiten des Hofrats und der Hofkammer auf dem Gebiet der Militär- und der Forstverwaltung, der Handels-, Wirtschafts- und Wohlfahrtspolitik zu erreichen; aus einer derartigen Deputation entwickelte sich schließlich 1780 eine neue Zentralbehörde, ein für Mainz vielleicht entbehrlicher Hofkriegsrat. Die Errichtung einer Landesnotdurftkasse gab 1780 dem Hofrat in dringenden Fällen die notwendige finanzielle Selbständigkeit. Die Hofkammer erhielt schon 1690 Realdepartements; in ihr entstand erst eine Rechnungsdeputation, die sich dann 1788 in eine unabhängige Rechnungsrevisionskammer verwandelte. In der Hofkammer, der ursprünglich reinen Finanzbehörde, erwachte das Streben, Handel, Gewerbe und Industrie zu fördern, und seit der Mitte des 18. Jahrhunderts das Verlangen nach einer vernünftigen Etatswirtschaft. Auf dem Gebiete der Justiz bildet die Errichtung einer dritten Instanz, eines Revisionsgerichts, unter Ausschluß jeder weiteren Berufung an das Reichskammergericht in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die wichtigste Neuerung. Die Tendenz, den Geheimen Rat zum Organ der auswärtigen Politik zu entwickeln, war vorhanden; bei der steigenden Bedeutungslosigkeit der Mainzer Politik im 18. Jahrhundert verlor dieses Streben Kraft und Ziel.

Mit allen diesen Veränderungen und Verbesserungen war gewiß kein leicht übersichtlicher, klar geordneter und schnell arbeitender Behördenapparat geschaffen, aber derartige Ansprüche erfüllte z. B. auch die preußische Behördenorganisation am Ende des 18. Jahrhunderts wahrlich nicht, und viele der von G. beklagten Mißstände, z. B. die Zersplitterung des Kassenwesens, das Sportelunwesen, die in Preußen später als in Mainz beseitigte Abhängigkeit der Oberrechenkammer von der höchsten Verwaltungsbehörde, die Trennung wenigstens eines Teiles der Finanzverwaltung (Regie) von der allgemeinen Landesverwaltung, fanden sich auch in Preußen. Was die Mainzer Verwaltung vollbracht hat, muß erst noch untersucht werden; wenn sie weniger leistete als die großen weltlichen Staaten, so lag das meines Erachtens nicht so sehr an den Konstruktionsfehlern der Verwaltungsmaschine, sondern es fehlten, was auch G. stark betont, das dynastische Interesse, die dynastische Tradition, die Einwirkung landsässiger Stände, besonders der Antrieb der großen Politik. Viel wichtiger als die Behördenorganisation ist die Beschaffenheit und der Geist des Beamtenmaterials. Darin sehe ich einen großen Vorzug der vorliegenden Arbeit, daß sie nicht bloß die Behörden, sondern zugleich das die Formen ausfüllende und handhabende Beamtentum in seiner Art und Unart, seiner Zusammensetzung, seiner Laufbahn und Entlohnung vorzuführen sich

bemüht und damit zeigt, wie unendlich oft die schönsten Reglements außer acht blieben. Darin besteht ein gewaltiger organischer Fehler der Acta Borussica, daß sie fast nur die Behördenorganisation vorführen, damit eine den Beamten des 18. Jahrhunderts unbekannte Kodifikation des preußischen Verwaltungsrechts schaffen und im Leser zu leicht die völlig irrige Vorstellung wecken, als ob alle jene zahlreichen Verordnungen beachtet und pünktlich ausgeführt worden wären. So entsteht ein von der Wirklichkeit stark abweichendes Idealbild[1]).

G. hat mit großem Fleiß, unter voller Ausschöpfung der ihm zur Verfügung stehenden Quellen und mit ruhigem, klarem Urteil eine vortreffliche, inhaltsreiche Arbeit geliefert, auf die als Erstlingsschrift der Verfasser und seine Lehrer stolz sein können.

Zum Schluß noch ein paar Bemerkungen für ähnliche zukünftige Arbeiten. Sehr erwünscht wäre ein Verzeichnis der Kurfürsten — sie sind doch zu unbekannt, als daß man sich mühelos unter ihnen zurechtfände —, ferner für den politischen Historiker ein Personen- und Sachregister, um Personen und die jeweilige Bedeutung ihres Amtes ermitteln und die Entstehung eines Mainzer Aktenstückes feststellen zu können.

Breslau. ZIEKURSCH.

R. F. KAINDL, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. 2. Bd.: Geschichte der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen bis 1763, in der Walachei und Moldau bis 1774. Gotha 1907, F. A. Perthes. XI und 421 S.

K. LOHMEYER, Geschichte von Ost- und Westpreußen. 1. Bd.: Bis 1411. 3. verbesserte und erweiterte Auflage. Ebenda 1908. VIII und 380 S.

Unsere Zeitschrift hat schon Veranlassung gehabt, darauf hinzuweisen, daß die Perthessche große Sammlung der „Allgemeinen Staatengeschichte“ Werke enthält, die wichtige Aufklärungen zur Wirtschaftsgeschichte bringen (vgl. Jahrg. 1908, S. 141 ff.). Bücher dieser Art

1) Ein Beispiel. Am 1. 9. 1741 erließ Friedrich der Große eine Instruktion für die schlesischen Steuerräte. Kein Darsteller der Vorgänge in Schlesien läßt sich nun die Gelegenheit entgehen, an der Hand dieser scheinbar grundlegenden Instruktion die segensreiche Tätigkeit der Steuerräte zu schildern. Bei der Einführung der Regie wurde sie aber nicht umgearbeitet, also schon längst außer acht gelassen. 1788 war sie so völlig in Vergessenheit geraten, daß die Breslauer Domänenkammer kein gedrucktes Exemplar, auch keine Abschrift besaß und sich von der Glogauer Schwesterbehörde als Grundlage für eine neue Instruktion eine Abschrift des dortigen einzigen Exemplars ausbitten mußte. Zu dieser Zeit pflegte ein boshafter Geistlicher die Verlesung der königlichen Verordnungen nach der Sonntagspredigt vor seinen schlafenden Bauern absichtlich mit den doppeldeutigen Worten zu beenden: Hiermit hat die Verordnung ein Ende!

sind auch die beiden obengenannten, die der Abteilung „Deutsche Landesgeschichten" angehören. Die Darstellung von KAINDL ist sogar überwiegend wirtschaftsgeschichtlichen Inhalts. Denn die Deutschen, die in die Karpathenländer vordrangen, haben hier nicht oder wenigstens nur in beschränkten Grenzen politische Körper geschaffen. Kolonisation, Gemeindeverfassung, Verwaltung, Handel, Gewerbe sind die Themata, mit denen sich KAINDL zu beschäftigen hat. Was er darüber bringt, ist von nie erschöpftem Interesse. Denn es fesselt uns ja nicht bloß die Art an sich, wie die Deutschen sich im fremden Lande vorschieben; mindestens ebenso gern verweilen wir bei dem Vergleich der Einrichtungen, die sie sich in der neuen Heimat geben, mit denen des Mutterlandes[1]). Wir heben noch hervor, daß K.s Darstellung zeitlich mit den ersten Beziehungen der behandelten Landschaften zu Deutschland einsetzt. Es ist schon in Referaten über den ersten Band von K.s Werk das Bedauern darüber ausgesprochen worden, daß er die mannigfaltigen und reichen Belehrungen, die er im Text bietet, aus äußeren Gründen nicht mit gelehrten Anmerkungen ausstatten und so dem Forscher weitere Fingerzeige geben konnte. Inzwischen hat er seine Darstellung durch Veröffentlichung von Untersuchungen, auf die sie sich stützt (speziell die des 1. Bandes), ergänzt (vgl. seine „Beiträge zur Geschichte des deutschen Rechtes in Galizien", Archiv. f. österreich. Gesch. Bd. 96, II, S. 319 ff.)[2]). S. auch das Referat von BRETHOLZ, GGA. 1908, S. 868 ff.

Im Unterschied von K. schildert LOHMEYER die Begründung nicht von Kolonien unter fremder Herrschaft, sondern eines selbständigen Staates und ist daher in der Lage, ein volles Bild der Staatsgeschichte zu zeichnen. In diesem ist das, was über die inneren Verhältnisse des Ordensstaates geboten wird, ebenso trefflich wie die Darstellung seiner übrigen Beziehungen. Und gerade bei dem Ordensstaate haftet ja ein besonderes Interesse an der Verwaltungsgeschichte. Die vorliegende dritte Auflage der „Geschichte von Ost- und Westpreußen" zeigt eine Erweiterung gegenüber den beiden ersten sowohl in zeitlicher wie in sachlicher Hinsicht. LOHMEYER nimmt mit ihr Abschied von seinen Lesern, indem er die Fortsetzung des Werks an K. KROLLMANN überträgt; von diesem rühren auch schon zwei Partien in der neuen Auflage her. Wir bedauern aufs lebhafteste, daß wir von dem aus-

1) Wenn K. S. 290 von dem Richterkolleg spricht, das zugleich die Funktionen des Stadtrats wahrnimmt, so handelt es sich um eine Einrichtung, die in Süddeutschland ganz gewöhnlich ist.

2) Um noch auf einiges aus der Darstellung des 2. Bandes hinzuweisen, so hat die Schätzung der niederländischen Einwanderung im Osten bekanntlich sehr geschwankt. Neuerdings wird sie wieder etwas stärker betont (vgl. KRABBO, Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte Bd. 19, S. 385). Auch bei KAINDL beobachten wir eine dahingehende Neigung (s. S. 206 ff.). Vgl. übrigens HÄPKE, Brügges Entwicklung zum mittelalterlichen Weltmarkt S. 80 Anm. 1. Interessant und amüsant sind die Ordnungen der „Nachbarschaften", über die K. S. 306 berichtet. Vgl. z. B.: „Welcher Nachbar auf dem Tisch mit den Ellenbogen walachischerweise liegt, der soll verfallen Denar 2."

gezeichneten Kenner der Geschichte des Ordenslandes nicht noch einen weiteren Band erhalten. Des größten Dankes für seine mannigfache Förderung der Wissenschaft kann der greise Forscher aber auch so gewiß sein. Im übrigen berechtigt das, was der Fortsetzer für den ersten Band beigesteuert hat, zu guten Erwartungen betreffs des Abschlusses des Werks. Aus den ersten Kapiteln mag auf die Übersicht über die Verhältnisse des Bernsteinhandels und die Schilderung der Kultur der alten Preußen hingewiesen werden. (Den Satz [S. 48], daß „noch die Familie allein der Boden aller rechtlichen Anschauungen war", müssen wir beanstanden. Vgl. dagegen unter anderem Eduard Meyer, Geschichte des Altertums, 2. Aufl. I, 1, S. 12 ff.) Weiter sind vor allem das große Kapitel „Innere Einrichtung und Verwaltung des Ordensstaates", Seite 167 ff. und das mit etwas altmodischem Titel versehene Kapitel „Kulturgeschichtliches", Seite 252 ff. zu nennen. Sie unterrichten über Staatsverfassung und -verwaltung, deutsches Stadtrecht, Handel, Gewerbe, ländliche Kolonisation, Baugeschichte, Schulwesen und Literatur im Ordensland. Seite 177 berührt sich Lohmeyer mit Kaindl in dem Hinweis auf die kolonisatorische Tätigkeit des Ordens in Siebenbürgen. Seite 201 f. weist er die Meinung zurück, daß der Orden ohne jede Mitwirkung der Untertanen regiert habe. Er hat sich über diese Frage auch in anderm Zusammenhange in bemerkenswerter Weise geäußert. Vgl. Altpreußische Monatsschrift 32, Seite 333 ff. Beachtenswerte Berichtigungen zu dem vorliegenden Bande bringt Perlbach, Deutsche Literaturzeitung 1908, Spalte 3250 ff. Zu Lohmeyer Seite 43 vgl. meine Bemerkungen in der Historischen Zeitschrift 100, Seite 324.

G. v. Below.

Bothe, Friedrich, Dr. Frankfurter Patriziervermögen im 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Charakteristik der bürgerlichen Vermögen und der bürgerlichen Kultur. Mit zwei farbigen Bildern und einer Autotypie (II. Ergh. von Steinhausens Archiv für Kulturgesch.). Berlin, A. Duncker, 1908. XII und 189 Seiten.

Bothe, der uns in das Wirtschaftsleben und den Steuerbetrieb der Stadt Frankfurt bereits eingeführt hat, begleitet uns nunmehr in das Innere dreier Häuser, zweier reicher Patrizierhäuser und eines wohlhabenden Handwerker- und Kaufmannshauses. Gerne vertrauen wir uns seiner Führung an, da er nicht nur das einzelne erklärt, sondern es auch in den Rahmen des Allgemeinen geschickt einzufügen versteht. In einer ersten Beilage (S. 88) bietet er das Inventarium des Vermögens von Klaus Stalburg dem Reichen, der im Jahre 1524 starb. Eine ausführliche Einleitung macht uns mit seinen Vorfahren bekannt, zuerst dem Großvater Klaus, der im dritten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts von Mainz nach Frankfurt einwandert. Die erste Frankfurter Generation scheint nur Interesse für den Erwerb von Grundbesitz gehabt zu haben (doch ist der Beweis nur schwach!), die zweite Generation aber warf sich dem Handel ganz in die Arme. Den

ersten uns bekannten Gesellschaftsvertrag der Familie Stalburg mit Hans Bromm und Gattin schlossen Klaus, der Vater des reichen Klaus, und sein Bruder Kraft 1457 ab. Sie trieben hauptsächlich nach Venedig hin Handel. Von dort holten sie die Seide. Der Gesellschaftsvertrag wurde später erneuert. Als der Gesellschaft Faktor unter günstigen Bedingungen war Johann Rauchfaß tätig. Von 6000 Gulden des Gesellschaftskapitals wurde ihm der Jahresgewinn zugesprochen. Über weitere Faktoren und Gesellschafter handelt B. S. 15. 1497 löste die Gesellschaft sich auf. Klaus Stalburg der Reiche handelte dann auf eigene Faust. Er war 1469 geboren und heiratete 1499 die 15jährige Margarete vom Rhein, die ihm bis 1515 14 Kinder schenkte. Von diesen starben viele frühzeitig. Klaus der Reiche verfügte über bedeutenden Grundbesitz. Über seine Einnahme daraus (die Gülten in Geld entsprachen allein einem Kapital von 18700 fl.) vgl. S. 19. Über die Hausgeräte, die Zimmereinrichtungen und die Silberschätze dieses Hauses verbreitet B. sich ausführlich. Außerordentlich feine Kunstwerke befanden sich in dem Hause. Sie sind verschwunden, wahrscheinlich als Edelmetall zur Behebung der Finanznot in der Stadt 1547 eingezogen. Auch der Pretiosen gab es eine unglaubliche Zahl, ebenso der Kleidungsstücke aus feinsten Stoffen. B. vermutet wohl mit Recht, daß nicht alle Stücke dem Selbstbedarf gedient haben, sondern auch für Liebhaber zum Verkaufe standen. Originell war der Haushalt bis auf die Kuchelsteine, Kuchenformen, die mit charakteristischen, oft derben Szenen und Sprüchen geziert waren. Auch die Bücherei des Hauses ist interessant. Die Bücher sind S. 112 aufgezählt, darunter die bibel zu teutsch, der poet Terentius zu teutsch, die reformation Frankfordie von dem Jahr 1509, die croniken von der Stadt Collen, doctor Kaisersbergers predigten, translation oder teutzschungen des hochgeachten Nicolai von Wyle, Cronick der Saxen, das narrenschiff und viele andere. Das Vermögen Klaus' des Reichen für 1524 nimmt B. mit 50—60000 Gulden an. Aus dem Inventar sucht B. Schlüsse auf das Leben des Großkaufmanns zu machen, besonders aus den Büchern seiner Bibliothek. Das Vorhandensein der Predigten Geilers deutet er auf Rechtlichkeit des Besitzers. Das scheint mir etwas gewagt; es fehlt uns aber der Beweis, daß Klaus der Reiche unehrlich war. Darum lassen wir ihn als rechtschaffen gelten. Predigtbücher sind nur mit größtem Vorbehalt als Geschichtsquellen zu benutzen. S. 43 ff. analysiert B. die Testamente Stalburgs von 1501 und 1518. Im Jahre 1501 gedenkt er der Klöster mit Gaben. 1518 weist er nur noch den Karmelitern, bei denen er beerdigt sein wollte, eine Gabe an. B. führt das wohl mit Recht auf den neuen Geist, der auch über Stalburg gekommen war, zurück. Rührend ist Stalburgs Fürsorge für seine Knechte und Mägde (S. 44). Er bedenkt sie mit stattlichen Gaben. Bezeichnend an den Testamenten ist der Wunsch der Erblasser, daß die kaufmännische Tätigkeit fortgesetzt werde. „Wichtig für die Beurteilung von Klaus' Gesinnung ist auch, daß er es offenbar ungern sah, wenn eins seiner Kinder geistlich werden würde. Auf jeden Fall wollte er verhüten, daß ein größerer Teil seines von ihm und seine Ahnen in kühnen Unternehmungen erworbenen Ver-

mögens der „toten Hand“ anheimfalle“ (S. 48). Der Gedankengang ist nicht ganz richtig. Bei stattlicher Söhneschar hatten auch die Kaufleute wie der hohe Adel den Eintritt ins geistliche Leben gern; aber sie gaben den Söhnen dann stets ein verkürztes Erbe mit. Das lag eben im Interesse des Hauses, sollte aber keine Spitze gegen die Kirche haben. Denselben Zug werde ich bei den Fuggern nachweisen.

In Beilage 5 druckt B. die Aufzeichnung Hans Bromms ab: Regiester meynes einkomes uf den Neujarstag eingefaingen im jar 1556. Das Register macht uns mit der Einnahme eines schon zusammenbrechenden Kaufmannes bekannt. Im zweiten Abschnitt des Buches erzählt B., wie die einst auf der Höhe stehende Familie Bromm durch die Spekulation des Klaus Bromm im Kupferhandel ruiniert wurde. Klaus hatte sich an der Ausbeute der Kupfergruben im Mansfeldischen, dem Saigerhandel (Scheiden von Kupfer und Silber), beteiligt. Die „Steinacher Gesellschaft“ galt damals als vielversprechend. So wußte Klaus die Stadt Frankfurt zu interessieren, daß sie sich mit einer großen Summe beteiligte, und ebenso seinen Bruder Hans. Aber die Gewinne der Gesellschaft hörten bald auf. Im Jahre 1556 bemerkte Hans Bromm in seinem Einnahmeregister:

„Die innam an barum gelt. Item von den 6000 fl. im kueffer-hantdel entphangen dies jar. Nikgt, gott erbarms! sindt die Steinacher geselschaifter mir zu bezaillen schieldichg.“ Hans hatte, um sich zu halten, Geld aufnehmen müssen, so daß seiner stattlichen Einnahme von 843 Gulden eine Ausgabe von 746 Gulden gegenüberstand. Er hätte also mit 97 Gulden seinen Lebensunterhalt bestreiten müssen, was für einen verwöhnten Mann unmöglich war. Nebenbei berechnet B. in diesem Abschnitt den Pachtertrag um 1550, den er für Kornboden auf 3,3—3,8 % bestimmt, für Wiesen auf 4,2—5,5 %. Über die Mieten in Frankfurt im gewöhnlichen Leben und für Meßquartiere verbreitet B. sich S. 67. Den Rückgang des Vermögens an liegender Habe veranschaulicht das Inventar der Habe von Hans († 1564) vom 19. Dezember 1564, abgedruckt S. 147. In dem Hausrat aber ahnen wir noch den früheren Wohlstand, obwohl Kostbarkeiten, wie wir sie im Inventar Stalburgs kennen gelernt, nicht vorhanden oder nicht mehr vorhanden sind.

S. 163 druckt B. das Inventar Hans Schillings, Schneiders und Dielhändlers († 1572), ab. Er schätzte 1567 sein Vermögen ein mit 1200 Gulden. An Bargeld hatte er 1572 vorrätig 100 Gulden. Geschirr aus edlem Metall hatte er nicht, nur drei silberne Trinkbecher; an Zinngeschirr hatte er 1½ Zentner, wenig gegenüber der Masse Zinngeschirr in den patrizischen Häusern. Teller und Schüsseln waren aus Holz. Sein Lager an Holz, das zum Verkauf stand, war groß: 6000 Dielen und über 300 000 Pfähle. Schillings Handel erstreckte sich hauptsächlich in die Ferne. Auf einheimische 120 Schuldner fielen 277 Gulden 6 β 6½ d, auf 154 Fremde 928 Gulden 3 β 5½ d. Auch bei Schilling sehen wir die Verquickung von Groß- und Kleinhandel. Zum Schluß verbreitet B. sich noch über die soziale Physiognomie Frankfurts. „Die Vermögensverhältnisse hatten sich im 6. Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts dort nicht gebessert.“

Bothes Buch ist sorgfältig gearbeitet und lehrreich. Über Einzelheiten, die ich notiert habe, hier eine Auseinandersetzung herbeizuführen, würde zu viel Raum beanspruchen. Nur möchte ich ihn darauf aufmerksam machen, daß die Bestimmung, die in Frankfurt erst im 15. Jahrhundert aufkam, daß nämlich die Steuermeister Gut, das sie für zu gering veranschlagt hielten, selbst kaufen konnten, in Augsburg schon lange vorher galt.

München. Max Jansen.

Bothe, Friedrich, Dr., Das Testament des Frankfurter Großkaufmanns Jakob Heller vom Jahre 1519 (Sep. aus Arch. für Frankfurts Geschichte und Kunst, 3. Folge IX). Mit einer Bildertafel. IV und 61 S.

Das Testament ist nach verschiedenen Seiten hin wichtig. Es zeigt uns eine Persönlichkeit, die, ganz im alten Glaubensleben wurzelnd, sich doch freimütig über die Schattenseiten dieses Lebens äußert. Es zeigt uns die Zusammensetzung eines großen Vermögens aus Grundbesitz, Barkapital und wertvollstem Hausrat. Und es zeigt uns die soziale Betätigung des Erblassers im schönsten Lichte. Daß der Herausgeber eine gut einführende Einleitung geschrieben hat, in der er das Werden des Vermögens der Familie Heller beleuchtet, braucht kaum gesagt zu werden.

München. Max Jansen.

Haff, Karl, Dr. jur., Privatdozent an der Universität Würzburg, Die dänischen Gemeinderechte, I. Teil: Almende und Markgenossenschaft. XII und 213 S. mit 3 Flurkarten. A. Deichert, Leizig 1909.

Mit der vorliegenden Arbeit füllt der Autor eine Lücke aus, die sich bisher in unserem Wissen von nordischer Agrarverfassung geltend machte. Nicht nur in der deutschrechtlichen Literatur, sondern auch in dänischer Sprache fehlte es an einer zusammenhängenden Darstellung dieser Verhältnisse.

Ausgehend von einer genauen Untersuchung der Grundbegriffe, wie wang, vidr, mark, orae etc., wendet sich Haff der Betrachtung der großen Almenden und der an ihnen bestehenden Rechte zu. Während das jütische Gesetz den König als Eigentümer der Almende kennt, ist im schonischen, dem ältesten der dänischen Gesetze, von einer privatrechtlichen Herrschaft des Königs über die Almenden noch nichts zu merken. — Die Anteile der einzelnen Höfe sind ursprünglich nicht abgestuft nach der Größe des Grundbesitzes, sondern für jeden Hof gleich. Der Bifang in den großen Almenden außerhalb des Dorfhags ist frei, ebenso die Fischerei, die Waldnutzung.

Recht interessant ist der Abschnitt über den Eigentumserwerb an Almendsachen, ebenso das Kapitel über die Bewirtschaftung der großen Almenden.

In § 3 wird das Recht des Königs an den Almenden untersucht. Die vielfach vertretene Annahme, daß Wälder und Ödmarken in älterer Zeit im Eigentum des Königs gestanden seien, erweist sich als unrichtig; es lassen sich weder Abgaben nachweisen, welche darauf hindeuten würden, noch spricht sonst ein wesentlicher Umstand dafür.

Von allgemeinerem Interesse ist ferner die Untersuchung über die Markgenossenschaften, von denen in der gegenwärtigen Agrarverfassung Dänemarks keine Spur zurückgeblieben ist, während sie noch im 17. Jahrhundert eine häufige Erscheinung bildeten. HAFF schöpft hiefür wertvolles Material aus den Markbøger (Markbüchern) und aus den Skov-og Graesningstaxations protokollerne (Wald- und Weidetaxationsprotokollen) vom Jahre 1688. — Die dänischen Gemeinmarken stehen zum Teil — ganz analog jenen des mittelalterlichen deutschen Rechts — im Gesamteigentum der beteiligten Dörfer. Daneben finden sich allerdings Gemeinweiden auf fremdem Grund und Boden, besonders dem des Königs und sonstiger Grundherren.

Sehr ansprechend ist auch, was HAFF des weiteren im Detail über die Gemeinmarken und ihr Recht ausführt. Hier sei nur beispielsweise auf die Erklärung der verschiedenen Bedeutungen von forta (p. 113 ff.) und auf seine Theorie der guldwurdering (p. 132 ff.) hingewiesen.

Gelegentlich der Untersuchung jener Bodenkategorie, welche mit ornum bezeichnet wird, kommt der Autor (p. 184—193) auf die dänischen nobiles zu sprechen, in denen er die Reste eines durch Grundbesitzvorrechte vor den Gemeinfreien ausgezeichneten Geburtsadels findet. Auch hier zeigt sich HAFF als vorsichtig wägender Forscher, an dessen Ergebnissen eine neue Darstellung germanischen Agrarwesens nicht wird vorübergehen können.

Wien. HEINRICH W. HÖFFLINGER.

BAASCH, ERNST, Dr., Weinakzise und Weinhandel in Hamburg. 64 Seiten gr. 8° (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift des Vereins für hamburgische Geschichte“, Band XIII, 1908, S. 74—137). Hamburg, L. Gräfe und Sillem.

Die vorliegende, auf gründlichen archivalischen Forschungen beruhende Untersuchung ist als wertvolle Bereicherung der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur mit Dank zu begrüßen. Sie befaßt sich des näheren mit dem Weinhandel und der Weinakzise in Hamburg, die unter den in früherer Zeit an den verschiedensten Orten bestandenen Steuern und Abgaben dort einen hervorragenden Platz einnimmt. Schon im 14. Jahrhundert erwähnt, erstreckte sich diese Abgabe zuerst nur auf Bier, dann auch auf Getreide, Vieh, Wein, Branntwein, Essig und Kornbranntwein, zeitweise auch auf Holz, Torf, Kohlen und Salz. Was von diesen Waren die Akziselinie, welche die Stadt eng umschloß, passieren wollte, hatte die vorgeschriebene tarifmäßige Abgabe zu entrichten. Unter diesen verschiedenen Akzisen erweckt vor allem die auf Wein und Branntwein besonderes Interesse; ihre Geschichte hängt eng zusammen mit der des Wein- und Branntweinhandels, d. h. eines Handels

mit Artikeln, die für den allgemeinen Handel der Stadt lange Zeit hindurch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung gehabt haben. Die Entstehung der hamburgischen Weinakzise steht in naher Beziehung zum Ratsweinkeller. BAASCH orientiert uns in seiner anschaulich abgefaßten finanz- und handelsgeschichtlichen Untersuchung des näheren über die Geschichte der Hamburger Weinakzise von den ersten Anfängen an bis zum Jahr 1809. Verfasser bricht hier mit seiner Darstellung ab, da über die Weinakzise, welche auch nach der französischen Zeit in Hamburg weiterbestanden hat, näheres sich in WESTPHALENS Werk „Hamburgs Verfassung und Verwaltung" (2. Aufl. II. Bd. S. 87 u. f.) findet. Endlich aufgehoben ist die Weinkonsumabgabe erst mit dem 31. August 1888, nachdem die letzte, sie regelnde Verordnung 27 Jahre Geltung gehabt hat. Wir erfahren, daß in Hamburg das fiskalische Moment weit das kommerzielle überwog und daß man behördlicherseits dem Wein in erster Linie vom fiskalischen Standpunkt Aufmerksamkeit geschenkt hat. Denn in Hamburg hat es nicht, wie in Bremen, Weinordnungen gegeben. Die meisten Bestimmungen über Wein finden sich in den Weinakziseordnungen. Diese Weinakzise hat, wie uns Verfasser zeigt, in ihrem Ertrage wie in der Modalität ihrer Veranlagung mancherlei Schwankungen und Modifikationen erfahren. Aus der ganzen Geschichte der hamburgischen Weinakzise tritt neben der Frage für die städtischen Finanzen das Bestreben hervor, einerseits dem Großhandel nicht zu schaden, andererseits auch die Detaillisten zu ihrem Recht kommen zu lassen; von den Konsumenten ist schon damals kaum die Rede. Die Schwierigkeit, zwischen diesen verschiedenen Interessen zu lavieren, erklärt die große Mühewaltung, welche diese Abgabe allen, die mit ihr zu tun hatten, bereitet hat, erklärt ferner auch, daß keiner, weder Stadt, noch Groß- und Kleinhandel, mit der Abgabe je zufrieden gewesen ist. Sechs urkundliche Beilagen sind der verdienstvollen Untersuchung am Schluß (S. 122—137) beigefügt.

Metz. K. v. KAUFFUNGEN.

MAX MOSER, Der Lehrerstand des 18. Jahrhunderts im vorderösterreichischen Breisgau. Ein Beitrag zur deutschen und österreichischen Volksschulgeschichte (Abhandlungen zur mittleren und neueren Geschichte, herausg. von GEORG V. BELOW, HEINRICH FINKE, FRIEDRICH MEINECKE, Heft 3). Gr. Lex. 8°. 225 S. Berlin und Leipzig, Dr. Walter Rothschild. 1908. Mk. 6.

Im Grunde genommen hat erst die neuere Zeit der Schulgeschichte ein besonderes Interesse zugewandt. Freilich, auf die Schule und Bildung selbst, auch auf ihrer untersten Stufe, richtete bereits die große Kaiserin Maria Theresia ihr volles Augenmerk, wie dies von einer Herrscherin zu erwarten stand, die zielbewußt an der Einigung ihrer Völker in den verschiedenen Erblanden zu einem gemeinsamen Staatszweck arbeitete. Aus diesen Erblanden hat MOSER den vorderösterreichischen Breisgau zum Zweck einer systematischen Arbeit über den Lehrerstand des 18. Jahrhunderts herausgegriffen. Was er über diesen

Stand um die Mitte des 18. Jahrhunderts berichtet, klingt wie ein Kapitel aus den „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ von JEREMIAS GOTTHELF, freilich mit dem zeitlichen Unterschied, daß der eine eben 1750, der andere erst die Zeit der Restauration vor Augen hat. Der Lehrer, „Schulmeister“ genannt, zumal der Dorfschulmeister, ist gewöhnlich nichts anderes als ein Handwerker, der Hirte oder Meßmer des Dorfes, der über etwas Lesen, Schreiben und höchstens einiges Rechnen verfügt, das er zur Winterszeit in einer Bauernstube der Jugend des Ortes, so gut es eben geht, beizubringen versucht. Den Gehalt, natürlich möglichst gering, hat er nicht selten, dem Hirten des Dorfes gleich, selbst einzutreiben; er steht daher auch in seiner Stellung nicht weit über ihm. Hier setzt nunmehr der Versuch der Herrscherin ein, durch bessere Vorbildung der Lehrer mittelst Gründung einer Normalschule zu Freiburg i. B. für diesen Landesteil die Lehrer tüchtiger zu machen, ihnen dann auch einen entsprechend höheren Gehalt, staatliche und nicht mehr gemeindeweise Anstellung zukommen zu lassen. Selbst Männerorden haben, wo es nottut, wie die Franziskaner in Villingen, höhere Schulen aufzugeben und sich in den Dienst der Volksbildung zu stellen. Die Jahre 1774—1780 sind ganz dieser erfolgreichen Reformtätigkeit gewidmet, die Joseph II. bei seinem hastigen Dreinfahren durch seine Gesetzgebung sozusagen überstürzt. Der Erfolg war dann um so bescheidener. Und doch stand der Breisgau betreffs der Volksbildung bei Beginn des 19. Jahrhunderts auf einer verhältnismäßig hohen Stufe. Dies ergibt sich am besten durch Vergleichung, wie z. B. des vom Breisgau abgetrennten und dem neugeschaffenen Aargau zugeteilten Fricktals mit den übrigen Teilen dieses Kantons.

Die Darstellung MOSERS ist eine gründliche und übersichtliche, daher eine treffliche. Sie kann mithin einige Anmerkungen wohl ertragen. Unter dem Quellen- und Literaturverzeichnis hätten vielleicht auch die schulgeschichtlichen Werke von KARL SCHRÖTER, Pfarrer in Rheinfelden — da ja doch das Sonntagsblatt zur Rheinfelder „Volksstimme“ erwähnt wird —, angefügt werden können. Unverständlich ist mir bei Frick der Zusatz „und Gaudis“ (S. 142) geblieben; vielleicht aus dem mittelalterlich-lateinischen Wort Frickgaudia = Frickgau? In der in Aussicht gestellten Arbeit werden wir wohl auch in etwas über die geistige Richtung der damaligen Pädagogik (Felbiger) unterrichtet werden.

Luzern. JOSEPH HÜRBIN.

WIDMANN, HANS, Geschichte Salzburgs. Erster Band (bis 1270). Deutsche Landesgeschichten, herausgegeben von ARMIN TILLE. Neuntes Werk. Allgemeine Staatengeschichte. III. Abteilung. Gotha, F. A. Perthes, 1907.

Die vorliegende Geschichte Salzburgs fügt sich dem Rahmen der Sammlung „Deutscher Landesgeschichten“ gut ein. Die Spezialliteratur ist in ausreichendem Maße herangezogen, und ihre Ergebnisse sind

auf das sorgfältigste verwertet. Dies ist um so freudiger zu begrüßen, als trotz zahlreicher, mitunter ausgezeichneter Einzeluntersuchungen, unter welchen ich vor allem die Arbeiten von E. Richter und W. Hauthaler hervorhebe, seit dem Erscheinen des zwar für seine Zeit hervorragenden, jetzt aber doch schon vielfach veralteten Werkes von Kleimayrn keine wissenschaftlich ernst zu nehmende Gesamtdarstellung der salzburgischen Geschichte unternommen worden war. Den Hauptzweck der „Deutschen Landesgeschichten“, die Zusammenfassung des bisher Geleisteten, hat Widmann also durchaus erreicht.

Da aber die verschiedenen Seiten der salzburgischen Geschichtsentwicklung in der Literatur ungleichmäßig behandelt waren, so ist auch Widmanns Darstellung nicht überall gleichwertig. Epochen der äußeren Geschichte, wie die Römerzeit, die Einwanderung der Bayern, die Gründung des Bistums, Arns Tätigkeit, die Wirkungen des Investiturstreites auf Salzburg, die Kämpfe zwischen der kaiserlichen und päpstlichen Partei, sind ausführlich und erschöpfend behandelt, während man dies von manchen anderen Partien, vor allem der inneren Geschichte, für welche wenige und meist nur dilettantische Arbeiten von Lokalhistorikern vorlagen, nicht sagen kann. So wäre, um nur einige Punkte hervorzuheben, eine genauere Behandlung des Verhältnisses des Kernlandes zu den Besitzungen in Steiermark, Kärnten, Tirol und im heutigen Bayern oder eine zusammenhängende Darstellung der ständischen Entwicklung wünschenswert gewesen. Am schlechtesten kommt die Wirtschaftsgeschichte weg. Die verhältnismäßig reich fließenden Quellen für das frühere Mittelalter, der indiculus Arnonis, die breves notitiae, die Traditionscodices, durch deren Verwertung mancher Beitrag zur Lösung wirtschaftsgeschichtlicher Probleme geliefert werden könnte, sind nach dieser Seite nur ungenügend ausgebeutet. Sie hätten zusammen mit den andern Quellen bis 1270 schon recht wertvolle Ausführungen, besonders über Siedelung, Hofanlage, Alpen- und Forstwirtschaft in Salzburg, ermöglicht. Mit einer Aneinanderreihung von Regesten über die verschiedenen Besitzerwerbungen der salzburgischen Kirche, welche den größten Teil der der inneren Geschichte gewidmeten Partien ausfüllt, ist uns wenig geholfen. Auch die Nachrichten über das Salzwesen hätten unter Heranziehung der für andere deutsche Salinen gefundenen Resultate gewinnbringend verwertet werden können. Die urkundlich beglaubigte Geschichte der andern salzburgischen Bergwerke setzt allerdings erst mit dem Ende des 13. Jahrhunderts ein. — Die Erfassung der wesentlichen Zusammenhänge wird außerdem durch eine chronikartige Darstellungsweise, die uns bei der Anführung von Urkundenauszügen im Text nicht einmal die Zeugenreihen erspart, recht erschwert. Hoffentlich gelingt es dem um die salzburgische Geschichtschreibung so hochverdienten Verfasser, beim zweiten Band durch Beseitigung dieser Mängel seinem Werk einen höheren Wert für die allgemeine deutsche Geschichte zu verleihen und damit dem Programm der deutschen Landesgeschichten vollauf gerecht zu werden.

Wien. Ludwig Bittner.

L. van der Grinten, Dr., Beiträge zur Gewerbepolitik des letzten Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster Maximilian Franz 1784—1801. (Beiträge für die Geschichte Niedersachsens und Westfalens, 3. Band, 14. Heft.) Hildesheim 1908, Verlag von August Lax. 3 und 68 S.

Die sorgfältige Darstellung zeichnet ein Bild des letzten Kurfürsten von Köln in der Tätigkeit als Förderer des materiellen Wohls seiner Untertanen. Einer Übersicht der allgemeinen Lage der Zünfte im 18. Jahrhundert folgt die Untersuchung der kurfürstlichen Zunftpolitik an einzelnen Beispielen. Im dritten Teil wird ein kurzer Abriß der Tätigkeit für das Großgewerbe gegeben, und vielleicht wäre es hier besser gewesen, gerade das Großgewerbe auf Grund des zitierten Materials ausführlicher zu behandeln, statt auf das Absterben der Zünfte mit seinen symptomatischen Erscheinungen den größten Teil der Darstellung zu verwenden. So hätte wohl auch der beim Leinengewerbe typische Kampf um die Einführung bezw. Aufrechterhaltung der Zunftverfassung einerseits und die Förderung einer ungehemmten industriellen Entwicklung andererseits eine nähere Beleuchtung erfahren; Verfasser macht ja zu dieser Frage auf S. 27, 59, 62 und 65 mehrere dankenswerte Mitteilungen.

Auch wird sich die Beeinflussung der Ansichten des Kurfürsten durch das Vorbild seines österreichischen Heimatlandes und das Wirken Josephs II., auf das Verfasser richtig hinweist, im einzelnen noch weiter verfolgen lassen. So dürfte die besonders betonte Vorliebe für die Ernennung von Freimeistern (S. 19, 49) auf das in Österreich ausgebildete System der „Dekreter“ zurückzuführen sein (vgl. Max Adler, Die Anfänge der merkantilistischen Gewerbepolitik in Österreich. Wiener staatswissenschaftliche Studien IV, 3, S. 78 f. 1903.).

Breslau. Croon.

Paul Darmstädter, Die Vereinigten Staaten von Amerika, ihre politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung. Bibliothek der Geschichtswissenschaft. Leipzig 1909, Quelle u. Meyer, 242 S.

Die Schrift bietet auf engem Raum eine sehr gute Übersicht über die Geschichte der Vereinigten Staaten. Die Darstellung der politischen Entwicklung steht dabei überall im Vordergrunde. Wirtschaftliche und soziale Erscheinungen werden in der Hauptsache nur behandelt, wenn sie für die politische Entwicklung bestimmend waren. Das Schlußkapitel beschäftigt sich mit den „Problemen der Gegenwart“. Vermißt habe ich in der Darstellung, die dem Titel nach ja auch die soziale Entwicklung behandeln soll, ein Eingehen darauf, wie das Land, die Aufgaben, die es den Ansiedlern stellte, die Art, wie die wirtschaftliche Erschließung erfolgte usw., den Charakter des amerikanischen Volkes bestimmt haben. Diesen Zusammenhängen nachzugehen ist gerade für denjenigen, der das Land bereist,

von besonders großem Interesse. Verfasser bespricht im letzten Kapitel wohl einige der heutigen sozialen Probleme, gibt aber keine Schilderung der sozialen Gesamtstruktur des amerikanischen Volkes, wie sie sich als das Ergebnis der historischen Entwicklung darstellt.

Die Literaturangaben sind sehr sorgfältig zusammengestellt, und die Brauchbarkeit des Buches zur ersten Einführung wird dadurch erhöht.

Robert Liefmann.

Bei der Redaktion sind zur Besprechung eingelaufen:

G. Caro, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Juden im Mittelalter und der Neuzeit. 1. Bd. Leipzig, G. Fock.

V. Naumann, Die deutschen Universitäten in ihrem Verhältnis zum Staat. Graz, Verlagsbuchhandlung Styria.

K. Kehrl, Das Dorf Schlalach, seine Bündner und ihre landwirtschaftlichen Verhältnisse. Leipzig, Duncker & Humblot.

O. Erhard, Der Bauernkrieg in der gefürsteten Grafschaft Kempten. Kempten und München, Jos. Kösel.

L. van der Grinten, Beiträge zur Gewerbepolitik des letzten Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster Maximilian Franz 1784—1801. Hildesheim, Aug. Lax.

F. Müller-Lyer, Phasen der Kultur und Richtungslinien des Fortschritts. München, J. F. Lehmann.

Albrecht Burckhardt, Demographie und Epidemiologie der Stadt Basel während der letzten drei Jahrhunderte 1601—1900. Leipzig, K. Beck.

O. Schwartz, Die Steuersysteme des Auslandes. Leipzig, G. J. Göschen.

H. Wätjen, Die Niederländer im Mittelmeergebiet zur Zeit ihrer höchsten Machtstellung. (Abhandlungen zur Verkehrs- und Seegeschichte, Bd. 2.) Berlin, Karl Curtius.

Konstanzer Häuserbuch, 2. Bd.: Geschichtliche Ortsbeschreibung, 1. Hälfte, bearbeitet von K. Beyerle und A. Maurer. Heidelberg, K. Winter.

A. Overmann, Die Entwicklung der Leinen-, Woll- und Baumwollindustrie in der ehemaligen Grafschaft Mark unter brandenburgisch-preußischer Herrschaft. Münster i. W., F. Coppenrath.

Joseph Lappe, Die Bauerschaften der Stadt Geseke. Breslau, M & H. Marcus.

Curt Köhler, Problematisches zu F. List. Mit Anhang: Lists Briefe aus Amerika in deutscher Übersetzung. Leipzig, C. L. Hirschfeld.

K. Dändliker, Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich. Bd. 1 (bis 1400). Zürich, Schultheß & Co.

Theodor Herold, Gogerichte und Freigerichte in Westfalen, besonders im Münsterland. Heidelberg, C. Winter.

Ernst S. Dyckerhoff, Die Entstehung des Grundeigentums und die Entwicklung der gerichtlichen Eigentumsübertragung an Grundstücken in der Reichsstadt Dortmund. Ebenda.

Quellen zur lothringischen Geschichte, Bd. 9: **Cahiers de doléances des Communautés en 1789.** Bailliages de Boulay et de Bouzonville, publiés par N. Dorvaux et P. Lesprand. Metz, G. Scriba.

E. Fittig, Levold von Northof, ein westfälischer Geschichtschreiber des 14. Jahrhunderts. Witten (Westfalen), Aug. Pott.

Die Memoiren Garibaldis, übersetzt und bearbeitet von W. Friedensburg. Bibliothek wertvoller Memoiren, herausgegeben von E. Schultze, Bd. 9. Hamburg, Gutenberg-Verlag.

F. E. Junge, Die rationelle Auswertung der Kohlen als Grundlage für die Entwicklung der nationalen Industrie. Berlin, Julius Springer.
A. Haffner, Das Notenbankwesen in der Schweiz, England und Deutschland. Stuttgart, W. Kohlhammer.
Polsters Jahrbuch für Ansiedelungen für Industrie-, Wohn- usw. Zwecke, Bauländereien, Verkehrs- und Kraftanlagen. Leipzig, H. A. Ludwig Degener.
Julius Wolf, Die Reichsfinanzreform und ihr Zusammenhang mit Deutschlands Volks- und Weltwirtschaft. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
F. Somlo, Zur Gründung einer beschreibenden Soziologie. Berlin und Leipzig, W. Rothschild.
Monatsschrift für Soziologie, herausgegeben von Eleutheropulus und Baron v. Engelhardt. 1. Jahrgang, Januar 1909. Leipzig, F. Eckardt.
W. Langenbeck, Geschichte des deutschen Handels. Leipzig, B. G. Teubner.
O. Pönsgen, Das Wahlrecht. Ebenda.
G. v. Below, Das parlamentarische Wahlrecht. Berlin, Karl Curtius.
Darstellungen aus der württembergischen Geschichte, herausgegeben von der württemb. Kommission für Landesgeschichte, 3. Bd.: **Ad. v. Schempp,** Der Feldzug 1664 in Ungarn. Stuttgart, W. Kohlhammer.
G. Schmoller, Skizze einer Finanzgeschichte von Frankreich, Österreich, England und Preußen (1500—1900). Leipzig, Duncker & Humblot.
H. Widmann, Geschichte Salzburgs. 2. Bd. (1270—1519). Gotha, F. A. Perthes.
Jul. Hatschek, Allgemeine Staatslehre. 1. Teil: Das Recht der modernen Monarchie. 2. Teil: Das Recht der modernen Demokratie. 3. Teil: Das Recht der modernen Staatenverbindung. Leipzig, G. J. Göschen.
Briefwechsel des **Eneas Silvius Piccolomini,** 1. Abteilung, 1. Band, herausgegeben von R. Wolkan. Wien, Alfred Hölder.
K. Voigt, Die königlichen Eigenklöster im Langobardenreiche. Gotha, F. A. Perthes.
A. Walther, Die burgundischen Zentralbehörden unter Maximilian I. und Karl V. Leipzig, Duncker & Humblot.
Livländische Güterurkunden (aus den Jahren 1207—1500). Herausgegeben von H. v. Bruiningk und N. Busch. Riga, Jonck und Poliewsky.
S. Ingenbleek, Impots directs et indirects sur le revenu. Bruxelles et Leipzig, Misch et Thron.
P. Diepgen, Arnald v. Villanova als Politiker und Laientheologe. Berlin und Leipzig, W. Rothschild.
F. Lists Nationales System der politischen Ökonomie. Acht Kapitel aus dem gleichnamigen Werke. Herausgegeben von O. Steinel. Dresden, L. Ehlermann.
A. Dopsch, Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslaven. Weimar, H. Böhlau.
Ad. Eggers, Der königliche Grundbesitz im 10. und beginnenden 11. Jahrhundert. Ebenda.
F. Lifschitz, Untersuchungen über die Methodologie der Wirtschaftswissenschaft. Leipzig, C. L. Hirschfeld.
E. Baasch, Quellen zur Geschichte von Hamburgs Handel und Schiffahrt im 17., 18. und 19. Jahrhundert. Heft 3. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem.
Jos. Grunzel, Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Wien und Leipzig, Alfred Hölder.
M. Stimming, Die Wahlkapitulationen der Erzbischöfe und Kurfürsten von Mainz (1233—1788). Göttingen, Vanderboeck & Ruprecht.
Alex. Sommer, Der Versuch des Grafen Anton v. Oldenburg zur Reorganisation des Lehnswesens in seinen Landen 1565—1568. Hildesheim, Aug. Lax.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

Die norwegische Agrarverfassung von der Kalmarer Union (1397) bis zur Verfassungsänderung (1660) unter besonderer Berücksichtigung des Pachtwesens.

Von

Dr. Oskar Büchner.

(Fortsetzung und Schluß.)

4. Das norwegische Leiländings- (Pacht-) Wesen von der Kalmarer Union bis zur Verfassungsänderung (1397—1660).

Über die Lage der Leiländinger sind wir, da von der Kalmarer Union ab für mehr als 100 Jahre keine bezügliche gesetzgeberische Maßnahme erfolgt zu sein scheint, für diese Zeit nicht unterrichtet. Wir können daher nicht feststellen, ob und in welcher Weise sich das oben kurz skizzierte Pachtverhältnis verändert hat.

Mit dem Jahre 1536 hebt in der norwegischen Bygselgesetzgebung eine neue Entwicklung an. Von da ab sind wir wieder in der Lage, Genaueres festzustellen. Es hatten sich im alten norwegischen Recht, ganz besonders in der Pachtgesetzgebung, Lücken fühlbar gemacht; um diese auszufüllen, wurden seit 1536 auf den norwegischen Herrentagen mehrere Rezesse ausgefertigt, unter denen besonders wichtig sind: Truid Ulfstands und Klaus Bildes Rezeß von 1539, die auf den Herrentagen in Oslo 1548 und Bergen 1557 gegebenen Artikel und die Rezesse von 1565, 1568 und 1578. Diese bilden die erste Quelle für die Erkenntnis des norwegischen Leiländingswesens in dieser Epoche. In zweiter Linie kommen in Betracht Verordnungen und Königsbriefe aus dem 16. Jahrhundert und schließlich die zusammenfassende Ge-

setzgebung sowie einzelne ergänzende Bestimmungen Christians IV. Alles dieses war norwegische Gesetzgebung, soweit sie speziell für Norwegen galt und soweit man norwegische Verhältnisse bei Abfassung der Bestimmungen vor Augen gehabt hatte. Aber dänische Männer hatten wesentlich zur Entstehung der Gesetze beigetragen, und so zeigen diese auch vielfach dänisches Gepräge oder schließen sich an dänische Gesetze an.

Wir wollen nun im Anschluß an die Quellen das Leiländingswesen betrachten. In bezug auf das Wirtschaftsrecht sowie die Pflicht zur Pflege und Instandhaltung des Guts und anderes mehr blieb im grossen und ganzen das alte Recht in Kraft. Was die Leistungen des Leiländings anbetrifft, so hatte er, wie wir oben sahen, Landschuld und Zugabe zu zahlen und den Landdrot beziehungsweise seinen Bevollmächtigten bei den dreijährigen Inspektionsreisen zu bewirten. Die legale Pachtzeit war drei Jahre, doch wurde das Pachtverhältnis gewöhnlich unter der stillschweigenden Annahme der Lebenslänglichkeit begründet, und namentlich wurde die Zugabe unter diesem Gesichtspunkte bestimmt. Aus diesem Unterschied zwischen positivem Recht und Gewohnheitsrecht hätte sich auch früher schon die Möglichkeit der Ausbeutung des Leiländings durch den Landdrot ergeben, wenn damals nicht andere Umstände dem entgegengewirkt hätten [1]. Seit Beginn des 16. Jahrhunderts dagegen scheint, da der Bodenwert eine beständige Steigerung erfuhr, dies anders geworden zu sein. Vielfache Klagen von seiten der Leiländinger zeigen, daß sowohl Lehnsinhaber und Vögte wie auch private Landdrots sich durch Ausbeutung der Leiländinger zu bereichern versuchten. Die Gesetzgebung des 16. Jahrhunderts suchte den Klagen der Leiländinger nach Möglichkeit abzuhelfen, freilich nicht immer mit dem richtigen Verständnis dafür, worauf es ankam, und für die Bestimmungen der älteren Gesetze. Die Gesetzgebung ist lange schwankend, ob sie am alten positiven Rechtszustand festhalten oder ob sie dem sich immer weiter auswachsenden Gewohnheitsrecht Gesetzeskraft verleihen sollte. Im grossen und ganzen zeigt sie das Bestreben, die Zustände etwas zurückzuschrauben, und

1) Vgl. Geschichte der Leiländinger S. 46 ff.

die gesetzliche Entwicklung hinkt somit der wirtschaftlichen nach.

Was die Pachtfrist anbetrifft, so schloß sich die Gesetzgebung, wie es scheint, anfangs noch der Bestimmung der älteren Gesetze an, daß Land nicht für länger als drei Jahre verpachtet werden sollte. Aber schon in Rezessen von 1544 und 1548 wird es verboten, den Bauer ohne Urteil und Rechtsspruch vom Hof zu vertreiben. Die Verordnung vom 8. Januar 1557 aber bestimmt, daß die Bauern in Norwegen, wem sie auch dienen oder angehören, ohne Ausnahme von Stund ab nicht mehr verpflichtet sein sollen, ihre Höfe jedes dritte Jahr auf irgendeine Weise zu pachten, sondern daß sie dieselben so lange behalten und bewirtschaften sollen, „als sie ihre jährliche Schuldigkeit entrichten und den Hof mit Fug und Recht haben“, wobei es zugleich „den geistlichen oder weltlichen Vögten, Bevollmächtigten, Rittern und anderen, so freigeboren sie auch sein mögen, samt den Städtern, grundbesitzenden Bauern und allen andern, welche Land ihr eigen nennen“, verboten ist, „ihre Diener mit dreijähriger Landpacht zu beschweren“. In Übereinstimmung hiermit wurde den Bevollmächtigten durch Rezeß vom 22. Juni 1565 unter Androhung von Strafe aufgegeben, niemand von seinem Land zu vertreiben, ohne daß sie das Urteil von sechs Biedermännern für sich hätten. Nach demselben Rezeß sollte der Leiländing das Land jedes dritte Jahr von neuem pachten, der Bevollmächtigte aber verpflichtet sein, den Leiländing auf dem Hofe zu belassen, wenn er eine gewisse, näher bestimmte Summe hinterlegt. Endlich wurde durch Rezeß von 1568 noch bestimmt, daß wie die Entlassung, so auch nicht der Tod des Bevollmächtigten das Ende der Pacht herbeiführen sollte, was dagegen im Falle des Todes des Landdrots nach wie vor geschah.

Im Rezeß vom 7. Oktober 1578 (vgl. Verordnung vom 15. April 1591) wird bezüglich des Kron- und Kirchenguts wiederholt, daß kein Bauer von seinem Hof vertrieben werden darf, solange er seine jährliche Leding, Landschuld und andere Schuldigkeit entrichtet, wie er nach norwegischem Recht verpflichtet ist.

Die Gesetzgebung blieb indessen nicht dabei stehn, dem Leiländing selbst die Bewirtschaftung des einmal gepachteten

Hofes zu sichern, sondern auch für seine Witwe wurde gesorgt. Im Rezeß vom 13. März und 4. April 1568 wurde vorgeschrieben, daß die Witwe den Hof nach ihres Gatten Tode weiter behalten solle, bis die Zeit aus war, für die ihr Gatte gepachtet hatte, und daß sie danach den Hof ohne Pacht (neues Handgeld), jedoch gegen Zahlung von Landschuld und Dreijahrszugabe behalten sollte, solange sie Witwe blieb. Diese Vorschrift wurde im Retterbod vom 15. September 1578 und in der Verordnung vom 28. Mai 1584 wiederholt. Für Ödhöfe wurde die Dauer der Pacht noch weiter ausgedehnt. Nachdem durch eine Verordnung von 1540 das Gebot ergangen war, ödes Land anzubauen und zu besetzen, wurde durch mehrere Artikel von 1557, die in Rezessen von 1565 und 1578 wiederholt wurden, nicht nur dem, welcher einen solchen Ödhof anbaute, lebenslängliche Bewirtschaftung des Hofes, sondern auch einem seiner Kinder das Vorrecht zur Pacht nach seinem Tode zugestanden.

Trotz dieser wiederholten Verordnungen, daß der Leiländing den ihm verpachteten Hof auf Lebenszeit behalten sollte, kam Pacht auf drei Jahre, wie aus mehreren Herrentagsurteilen zu ersehen ist, am Schluß des 16. Jahrhunderts sogar noch auf Krongütern vor, und in einem Königsbrief von 1593 an den Lehnsmand von Baahuslehn heißt es sogar, daß es gegen norwegisches Gesetz sei, einen Hof auf Lebenszeit zu verpachten. Diejenigen Kronbauern in dem genannten Lehn, welche für lebenslängliche Pacht an ihren Höfen große Geldsummen gegeben hatten, sollten daher das, was sie über das Gewöhnliche entrichtet hatten, zurückbekommen und künftig jedes dritte Jahr pachten, „was immer in Unserem Reich Norwegen Brauch gewesen ist“.

Man sieht hieraus, die Regierung blieb durchaus nicht immer konsequent in ihren Maßnahmen. Sie überging in diesem Fall die neueren Rezesse und griff darauf zurück, was früher gewesen war. Die spätere Gesetzgebung ging indessen mit Bestimmtheit von Lebenspacht als allgemeingültiger Regel aus. Man kann übrigens annehmen, daß auch trotz des Dokumentes von 1593, etwa schon seit Einführung der Reformation, lebenslängliche Pacht das Gewöhnliche war.

Die neue Gesetzgebung legte dabei allerdings immer noch

nicht die bindende Verpflichtung auf, den Pachtkontrakt auf Lebenszeit einzugehen. Es stand vielmehr dem nichts im Wege, daß der Kontrakt auch auf eine bestimmte kürzere oder längere Reihe von Jahren eingegangen werden könnte. Nur für den Fall, daß der Kontrakt auf unbestimmte Zeit eingegangen war und ausdrücklich erklärt wurde, daß ein Bygselverhältnis begründet werden sollte, war die Lebenslänglichkeit der Pacht vorgeschrieben. Da aber faktisch niemals andere Formen benutzt wurden, einige seltene Fälle ausgenommen, so ging es leicht ins Bewußtsein der Beteiligten über, daß Bygsel auf alle Fälle die einzige legale Form für Landleihe sei, und alle Gesetzesbestimmungen, die später erlassen wurden, schlossen sich dieser Form an. Jedenfalls konnte seit Einführung lebenslänglicher Pacht die Gesetzgebung nicht Anlaß zu Mißbräuchen geben wie vorher. Die Hauptsache war, daß die unbestimmten Verpachtungen, die alle drei Jahre wiederholt werden sollten, einem auch bezüglich der Zeit genau bestimmten Kontrakt Platz gemacht hatten und daß so der früher bestehende Gegensatz zwischen Recht und Praxis, wonach der Leiländing voraussetzte, daß er den Hof auf Lebenszeit behielt und einen dementsprechenden ersten einmaligen Leihebetrag erlegte, aber der Landdrot es dessenungeachtet in der Hand hatte, ihn jedes dritte Jahr fortzuweisen — daß eben dieser verhängnisvolle Gegensatz nicht länger bestand. Jetzt konnte der Leiländing sein Land verbessern und seinen Wohlstand vermehren, ohne daß er zu fürchten brauchte, daß ein habgieriger Landdrot daraus Veranlassung nehmen würde, ihm größere Lasten aufzuerlegen. Durch diesen Fortschritt nahmen die Leiländinger zu Beginn des 17. Jahrhunderts eine rechtlich freiere und sicherere Stellung ein als zu Beginn des 16., trotzdem doch in der Zwischenzeit nach dänischem Muster adlige Privilegien, Arbeitspflicht auf Residenzen und Edelhöfen im Lande Eingang gefunden hatten. Und die Folge der freieren, sichereren Stellung der Leiländinger mußte wiederum sein, daß sie auch in ökonomischer Hinsicht vorwärtskamen.

Die schnelle Verbreitung der Pacht auf Lebenszeit war, wie wir gesehen hatten, dadurch erleichtert worden, daß die Zugabe, die der Landdrot zu der faktisch feststehenden Landschuld zu

fordern pflegte, auch schon früher unter dem Gesichtswinkel der lebenslänglichen Pacht festgesetzt worden war. Der Anspruch auf Zugabe wurde jetzt nicht länger bestritten, sie wurde vielmehr unter dem Namen Indfästningssum, Bygselsum, Förstetage zu einer neuen g e s e t z l i c h e n Leistung des Leiländings. Wir wollen diesen ersten einmaligen Leihebetrag künftig H a n d g e l d nennen.

In der Folgezeit wurden dann über die Höhe dieser Leistung Klagen laut, denen die Regierung vollständig machtlos gegenüberstand. Sie mußte sich mit Warnungen und Ermahnungen begnügen. In Truid Ulfstands und Klaus Bildes Rezeß von 1539 wird es „den Landdrots, Beamten und Lehnsinhabern verboten, mit den Bauern anders zu verhandeln, als christlich und möglich sein kann“. Der Rezeß von 1546 schreibt sodann vor, „daß Landpacht oder Zugabe nicht weiter ausgedehnt werden soll, als Norwegens Gesetz vermeldet“, und auf Grund von Klagen darüber, daß, „wenn ein armer Mann einen Hof pachten will, er gleich so viel Geld auf einmal geben muß, wie der Landdrot oder Vogt begehrt“, wird im Rezeß vom 7. Oktober 1578 erklärt, daß, „da nicht alle Höfe bezüglich Wohngelegenheit, Zubehör und Landschuld eins sind, wegen solcher verschiedener Umstände kein bestimmter Maßstab und Verordnung gegeben werden kann, aber daß die Diener Sr. Kgl. Majestät, der Kirche und des Stifts ein Handgeld vom Hof nach seiner Größe und den näheren Umständen nehmen sollen, wie christlich und passend sei, und nicht über Billigkeit“. Und späterhin wurde auf Klagen von seiten der Bauern auf dem Krongut über die Höhe des Pachtgeldes geantwortet, daß, „da in Norwegen kein Bauer dazu gezwungen werde, einen Hof zu pachten, sondern dies freiwillig tue, und da die Odelsbauern und andere Landdrots ein so hohes Pachtgeld nehmen, wie sie bekommen könnten, dies auch nicht dem Könige verwehrt sein könne“ [1]).

Während die dreijährige Pacht von der lebenslänglichen abgelöst wurde, blieb von der ersteren doch ein Rest zurück in der Leistung, welche Tredjeaarstage genannt wurde und die wir

1) Leiländingskom. Hovedindst. S. 5.

als Dreijahrszugabe bezeichnen wollen. In dieser wurden zwei verschiedene Leistungen zusammengeschmolzen: das alte Landboveizle, die Verpflichtung, den Landdrot oder seinen Bevollmächtigten bei den dreijährigen Inspektionsreisen zu bewirten, und das „Dreijahrshandgeld“.

Dieses letztere war, als die Landschuld feststehend geworden war und dem vollen Nutzungswert des Landes nicht mehr entsprach, entweder als Ergänzungsleihebetrag jedes dritte Jahr gefordert oder in den Fällen, wo statt dessen eine einmalige Zahlung bei Antritt der Pacht für Lebenszeit üblich war, von skrupellosen Landdrots durch Erpressung, bisweilen noch neben Landschuld und erster einmaliger Zugabe erhoben worden. Hierzu hatte das Gesetz indirekt Veranlassung gegeben, indem es trotz gewohnheitsrechtlichen Bestehens lebenslänglicher Pacht lange an der dreijährigen Neupachtung festhielt. Mit der Beseitigung dieses Mißverhältnisses durch Abschaffung der dreijährigen Pacht hätte das Dreijahrshandgeld natürlich eigentlich verschwinden müssen. Der obengenannte Rezeß von 1544 verbietet auch, daß der Leiländing jedes dritte Jahr mit Auflagen beschwert werde, und wenn der Rezeß von 1548, wie angeführt, sagt, daß weiter keine Landpacht oder Zugabe gegeben werden soll, als wie Norwegens Gesetz vermeldet, so hat er jedenfalls zunächst das Dreijahrshandgeld vor Augen gehabt. Indessen hielt, wie es scheint, dieses sich doch, und durch den Rezeß vom 22. Juni 1565, welcher wieder auf dreijährige Pachtung zurückgriff, wurde dem Leiländing als Bedingung für die Fortsetzung der Pacht auferlegt, jedes dritte Jahr eine Geldsumme zu hinterlegen. Hier wird also das alte Dreijahrshandgeld noch einmal ausdrücklich anerkannt.

Über das Landboveizle wird in mehreren Rezessen besonders gesprochen, und zwar auf eine Weise, aus der man ersieht, daß es in der Regel zu einem Ersatz für die gesparten Kosten des Gastmahls, also zu einer Geldabgabe, geworden ist. Doch muß es auch in einigen Fällen in der alten Weise fortbestanden haben, denn in den Artikeln von 1557 wird dem Landdrot verboten, den Leiländing zur Anschaffung ausländischer Getränke zum Veizle zu zwingen, er solle sich vielmehr mit einem Faß nor-

wegischen Bieres begnügen. Im Rezeß von 1565, welcher ausdrücklich die Besichtigung der Pachthöfe für jedes dritte Jahr vorschreibt, wird dem Bevollmächtigten, welcher bei diesem Anlaß den Bauern mit dem Gastmahl verschont, ½ Daler zugesprochen.

Die Rezesse von 1557 und 1565 unterscheiden dabei deutlich die zwei Leistungen, einmal die Bewirtung (1557: ein Faß norwegisches Bier oder Erstattung dafür, 1565: ½ Daler an den Bevollmächtigten), sodann aber eine wirkliche Geldschatzung, das Dreijahrshandgeld, wogegen, wie es im Rezeß von 1565 heißt, der Bevollmächtigte verpflichtet sein soll, dem Bauern das Land wieder auf drei Jahre zu verpachten.

Der Rezeß von 1578 schlägt endlich beide Leistungen — das Dreijahrshandgeld und das Landboveizle — zu einer einzigen Abgabe von bestimmter Höhe zusammen.

In demselben Rezeß wird von einer „jüngst aufgekommenen Sportel" an den Vogt gesprochen, bestehend in einem Stiefelleder oder in einem Daler für jedes dritte Jahr. Sie wurde reduziert, indem dem Vogt nur jedesmal, „wenn ein Bauer zum erstenmal seinen Hof antritt", als Vogtgeld ein Stiefelleder oder ein alter Daler zuerkannt wurde, während der Bauer bei jeder Dreijahrszugabe dem Vogt nur „für seine Mühe und zum Unterhalt bei der Besichtigung" ½ Daler für einen Vollhof und 1 Ort für einen halben oder Ödhof geben soll.

Zeigte somit die Gesetzgebung bezüglich des Handgelds und der Dreijahrszugabe eine ziemlich unsichere Haltung, so ging sie in bezug auf die Landschuld ungleich energischer vor.

Da sich die Heersteuer nach der Höhe der Landschuld richtete, in deren Erhebung der Landdrot freie Hand hatte, lag es im Interesse der Regierung, wenn die Landdrots recht hohe Landschuld erhoben. Nachdem die Heersteuer indessen infolge der Preisrevolution im 16. Jahrhundert zu einer unbedeutenden Leistung herabgesunken war, begann die Gesetzgebung, die Befugnis des Landdrots, die Landschuld beliebig zu erhöhen, einzuschränken.

Im Rezeß von 1539 wird bestimmt, daß die Landschuld dem Ertrag des Landes und dem Urteil sechs guter Männer entsprechen

solle. Hierbei ist jedoch sicher hauptsächlich an den Fall gedacht, daß die alte Landschuld verändert werden sollte, denn in den späteren Artikeln von 1557 wird gesagt, daß die Landschuld gegeben werden soll „wie von alters her“, und daß „niemand die Landschuld auf einem Hof vermehren oder vermindern soll, sofern nicht sechs Männer dafür sind“. Die letztere Vorschrift kehrt dann im Rezeß von 1568 und in der Verordnung von 1584 wieder, wo es heißt, daß niemand seine Höfe auf höhere Landschuld bringen soll, als sechs Männer für zulässig erklären, und daß, wenn die Landschuldabgaben von Höfen zu niedrig befunden werden, der Landdrot sie nach Urteil und Gutdünken von sechs Männern erhöhen solle.

Inwieweit diese Bestimmungen die Höhe der Landschuld beeinflußt haben, ist nicht genau zu ersehen. Jedenfalls aber bewirkten sie doch, daß die Landschuld, besonders bei eintretender Neuverpachtung des Guts, infolge der Taxe von sechs Männern im großen und ganzen allmählich der Ertragsfähigkeit des Hofes angepaßt und also zugleich unter Berücksichtigung der übrigen Verpflichtungen des Leiländings auf eine gerechte Höhe normiert wurde.

Auch über die Art der Leistung der Landschuld wurden Bestimmungen gegeben. Die Landschuld hatte, ohne daß es früher gesetzlich bestimmt war, immer in Naturalleistungen bestanden. Im Laufe der Zeit muß dann ihre Entrichtung in Geld mehr und mehr üblich geworden sein, denn die Verordnung vom 29. September 1521 spricht sich dahin aus, daß die Bauern nicht dazu verpflichtet sein sollen, ihre Landschuld in anderer Münze zu bezahlen, als von alter Zeit her gebräuchlich ist. Sonderliche Verbreitung kann die Geldabgabe indessen damals noch nicht gehabt haben. Schon der Rezeß von 1539 schrieb nämlich wieder vor, daß die Landschuld in Korn, Häuten, Schlachtvieh und Fellen nach dem Gesetz entrichtet werden solle. Der Rezeß von 1568 bestimmte dann gleichwie eine Verordnung von 1564, daß „die Bauern ihre Landschuld und andere Schuldigkeit in Butter, Korn, Häuten und anderen Waren zahlen sollten, wofür der Hof rechtmäßigerweise gepachtet ist, und nicht dazu gezwungen werden sollen, Geld oder andere Waren zu geben“. Ebenso gibt der Rezeß

vom 7. Oktober 1578 „den Leiländingern von Roebygdelauget, denen der Bevollmächtigte Häute und Felle nicht als Landschuld abnehmen wollte, den Bescheid, daß sie ihre Landschuld leisten sollten, wie es alter Brauch sei“. Dagegen wurde den Leiländingern in Oslo und Hamar Stift, welche gewünscht hatten, daß sie die Landschuld abliefern dürften, wann die Ware fortkommen könnte, die Antwort zuteil, sie sollten geben, was das Gesetz vorschreibe, und zu einer Zeit, wie es alter Sitte entspräche.

Außer über die Art der Leistung der Landschuld und über den Ablieferungstermin kamen Streitigkeiten vor über den Erfüllungsort. Diesen bestimmten die Landdrots in der Regel danach, wie es ihnen mit dem Verkaufe der zu leistenden Naturalien am gelegensten war. Auch wurden die Leiländinger dazu gezwungen, noch anderes, was der Landdrot zu verkaufen wünschte, für seine Rechnung mitzunehmen. Mit Rücksicht hierauf sprechen sich die Artikel von 1557 dahin aus, daß die Leiländinger nicht dazu verpflichtet sind, die Landschuld weiter zu bringen, als alte Sitte gewesen ist. Der Rezeß vom 7. Oktober 1578 fügt hinzu, daß sie dieselbe auch nicht anderswohin zu bringen brauchen, als von alter Zeit her geschah, und das Retterbod vom 15. September 1578 bestimmt noch einmal, daß die Diener der Krone und des Stiftes nicht damit beschwert werden sollen, die Heersteuer und Landschuld weiter als bis zu den Stellen zu führen, wie von früher her üblich war. In der Verordnung vom 21. Juli 1591 endlich wird es verboten, die Bauern des Königs und der Krone von Nordland damit zu beschweren, Fische nach Bergen zu fahren.

Von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Gesetzgebung Christians IV. lagen die Dinge so, daß die Pacht lebenslänglich und Landschuld sowie Dreijahrszugabe auf eine gewisse, vom Gesetz bestimmte Höhe gebracht waren. Als erstes Handgeld konnte dagegen so viel genommen werden, wie man bei gegenseitiger Vereinbarung erhalten konnte.

Im ganzen muß man zugeben, daß diese Regelung des Pachtverhältnisses wohlbedacht war. Denn sicher waren es gerade die beständig wiederkehrenden Leistungen, die von den Leiländingern drückend empfunden wurden. Hinsichtlich der Summe

dagegen, die der Pächter ein für allemal beim Antritt zu zahlen hatte, war nicht so sehr zu befürchten, daß der Landdrot seine Übermacht dem Bauern gegenüber mißbrauchen könne. Hier herrschte mehr der Charakter eines freien Handels vor. Es war dem Landdrot nicht verboten, den größtmöglichen Vorteil von seinem Land zu ziehen, er durfte aber die Summe nur einmal nehmen.

Der Umstand, daß der Bygselkontrakt jetzt im wesentlichen nicht mehr der freien Bestimmung der Parteien überlassen, sondern zu einem durch Gesetz geordneten Verhältnis geworden war, mußte auch in anderer Richtung auf das Rechtsverhältnis zwischen Landdrot und Pächter einwirken. Es lag schon im traditionellen Bygselverhältnis an sich, daß der Gesetzgeber einer Bedrückung der Leiländinger durch die Landdrots vorbeugte. Jetzt, nachdem die Regierung das Bygselverhältnis den Forderungen jener Zeit, und zwar namentlich im Interesse der Leiländinger, angepaßt hatte, mußte sie auch dafür sorgen, daß die Lehnsherren, Vögte, Adligen und andern Landdrots die Lücken der Bygselgesetzgebung, welche, um ein Schablonisieren zu vermeiden, offen gelassen werden mußten, nicht dazu benutzten, die Leiländinger auf die eine oder andere Weise auszusaugen. Besonders waren es da die kleineren Leistungen und Dienste, welche außerhalb des Gesetzes lagen, die vor allem Gegenstand der Aufmerksamkeit des Gesetzgebers wurden. Denn da die Höhe der ständigen Schatzungen (Landschuld und Dreijahrszugabe) durch Gesetz nun näher bestimmt war, so lag noch in der Übertreibung jener kleineren Prästationen ein offener Weg, die Last der Bauern in nicht geringem Grade zu erhöhen.

Wie oben erwähnt, waren seit dem 16. Jahrhundert die vorher nur ganz geringfügigen öffentlich-rechtlichen Lasten (Postfuhren und Arbeitspflicht zur Errichtung von Bauten auf den königlichen Höfen) allmählich ausgedehnt worden, indem Pflichtarbeiten auch auf den festen Schlössern[1]) des Reichs und bei den königlichen Sägemühlen, Bergwerken und Vorwerken verlangt

1) Es gab 3 feste Schlösser in Norwegen: Baahus, Akershus und Bergenhus (Bergens Kongsgaard).

wurden, bald als eine allgemeine, bald als eine nur den Leiländingern der Krone auferlegte Last.

Daneben war es in der Unionszeit, besonders aber seit Beginn des 16. Jahrhunderts, üblich geworden, von den Leiländingern auf den Gütern der Krone und des Adels kontrakt- und gewohnheitsmäßige Arbeiten auf den Residenzen der Lehnsinhaber und den Edelhöfen zu fordern, und diese Verpflichtungen scheinen unter dem Eindruck der in Dänemark geltenden Frondienste bald als etwas Selbstverständliches aufgefaßt worden zu sein, ohne daß man nötig hatte, sie einzuführen. Allmählich erweiterten sie sich dann zu der allgemeinen Verpflichtung, daß alle Dienste verrichtet werden mußten, welche die Lehnsinhaber oder adligen Landdrots verlangten. Den Wochentagsdienern des Adels war die Arbeitspflicht entweder durch die adligen Landdrots kontraktmäßig auferlegt worden, oder sie war durch Ankauf von Krongut auf die Landdrots überkommen. Wenn nämlich ein Krongut an einen Adligen verkauft oder auf andere Weise übertragen wurde, so pflegten gewöhnlich auch die zu demselben gehörigen Dienste und Arbeiten, die sich allmählich fixiert hatten, in den Kauf einbegriffen zu sein. Der neue Eigentümer sollte sich zwar genau an das Herkommen halten, aber man sieht doch, daß der Versuch gemacht wurde, es zu überschreiten [1]), und unzweifelhaft ging es hiermit wie mit den übrigen Abgaben, daß es dem Landdrot oft glückte, sie recht weit darüber hinaus zu erhöhen, was

---

1) Im Herrentagsprotokoll für 1578 findet man ein Beispiel hierfür. Der Adlige Frederik Lange, welcher durch seinen Schwiegervater Hans Pedersön Basse in Besitz des früher der Krone gehörigen Gutes Sem auf Eker (Kraft, Topogr. Beschr. II, 177) gekommen war, beklagte sich darüber, daß die zu Sem „gehörenden“ Bauern ihre schuldige Erntearbeit nicht hätten verrichten wollen, sondern ohne seine Erlaubnis davongegangen wären. Der Richter (lagmand) hatte sich geweigert, in dieser Sache zu urteilen, da die Bauern erst weggegangen waren, nachdem sie ausgeführt hatten, was nach altem Herkommen ihnen oblag, und Frederik Lange so kein Recht gehabt habe, mehr zu fordern — und der Herrentag stimmte ihm bei. Man sieht hieraus, daß die dänischen Adligen Bedrückung der Bauern auch in Norwegen versuchten. Im großen und ganzen scheiterten diese Versuche. Aber die vorgenannten Mängel der Pachtgesetzgebung ließen doch zu, daß einiges hiervon sich einschlich.

billig und hergebracht war. In noch höherem Grade scheinen die königlichen Befehlshaber und Vögte die den Bauern der Krone auferlegte Verpflichtung zu Frondiensten mißbraucht zu haben. Ursprünglich sollten diese nur gelten für die Residenz des Lehnsinhabers oder den Hof, auf welchem er wohnte. Es dauerte indessen nicht lange, daß man ganz nach dänischer Sitte sie auch auf andere Höfe auszudehnen suchte, welche der Lehnsinhaber für sich selbst bewirtschaften ließ. Im Rezeß vom 7. Oktober 1578 wird so über die Klage der Bauern in Tönsberg Lehn gesprochen, daß „verschiedene neue Höfe, welche früher nicht gewesen seien, und andere Gebäude errichtet würden, wodurch die Bauern in hohem Grade mit Arbeit beschwert würden“, und eine ähnliche Klage brachten die Bauern von Nedenes Amt vor über den berüchtigten Peder Gubbe. Außer mit Hofarbeit wurden die Leiländinger der Krone sogar damit beschwert, den Lehnsinhabern und Vögten in ihren privaten Handelsgeschäften Dienste zu leisten. Ein Königsbrief vom 15. August 1590 spricht so davon, daß die Bauern der Krone in dem zu Akershus gehörigen Smaalehne unrechtmäßigerweise von der Arbeit für das Schloß Akershus befreit seien, weil die dortigen Vögte ihnen aufgaben, „ihre eigenen Waren, wie Korn, Tuch, Salz und anderes, in das gebirgige Land zu Markte zu bringen, sowie Ochsenfelle, Butter, Talg und andere Waren, die der Vogt zu seinem Handel brauchte, zurückzubringen.

Man gewinnt so den Eindruck, daß die Kronleiländinger, da ihnen in erster Linie die Frondienstpflicht auf den königlichen Schlössern und Sägemühlen oblag, die Last der Fronden und Arbeiten am meisten zu fühlen bekommen haben müssen. Die Fronden scheinen überhaupt drückender gewesen zu sein als die Arbeitspflichten auf den Residenzen der Lehnsinhaber und diese wieder drückender als die auf den Edelhöfen. Klagen vom Schluß des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts besagen wenigstens, daß die Bauern „fast über ihre Fähigkeit und ihr Vermögen“ durch die Zwangsarbeit an die Schlösser und Residenzen der Lehnsherrn sowie durch die Fuhren und Holzlieferungen an die Sägemühlen und Bergwerke beschwert wurden. Über die Arbeitspflichten, besonders über die auf Edelhöfen, wurde weniger geklagt.

Diese bestanden nämlich nicht in einer für die eigene Wirtschaft des Leiländings störenden Landarbeit größeren Umfangs, sondern mehr in Erntearbeit, Holzfällen, Errichtung von Zäunen, Spinnen und Weben, also Hilfsarbeit verschiedener Art. Es lag ja in der Natur der Sache, daß Arbeitspflichten der ersteren Art in Norwegen nicht so allgemein werden konnten wie in Dänemark. Die geringe Eigenwirtschaft der Krone und des Adels schloß derartige Arbeit für die große Masse der Leiländinger ja von vornherein aus. Der Ackerbau spielte in Norwegen oft nur die Rolle eines landwirtschaftlichen Nebengewerbes; der große Abstand zwischen den Residenzen der Lehnsinhaber beziehungsweise Edelhöfen und den dazugehörigen Gütern und die kurze Arbeitszeit in der längsten Zeit des Jahres machten es für die Leiländinger beschwerlich, sich zur Feldarbeit auf dem Haupthofe (Hovedgaard) einzustellen, und die ungünstigen Bedingungen für den Ackerbau machten Zwangsarbeit für die Landdrots wenig lohnend. Eine Leistung, von der alle Bauern nach wie vor betroffen wurden, waren die freien Postfuhren (Friskyds) an die Beamten der Krone, den Adel und seine Diener. Sie wurden von den Königen bisweilen außer Übung gesetzt; wo sie geleistet wurden, erwiesen sie sich als drückend, besonders, als sie durch Resolution der Stände vom 27. April 1643 sogar auf Warenfuhren des Adels ausgedehnt wurden.

Ein absolut klares Bild davon, inwieweit die Leiländinger unter dem Druck von Fronden und Arbeitspflichten zu leiden hatten, kann man sich nach den Quellen nicht machen. Die Bauern haben sicher bei ihren Klagen über die ihnen auferlegten Lasten stark übertrieben, so daß die historische Kritik, dies alles berücksichtigend, einen schwierigen Stand hat. Da die eigentlichen Arbeitspflichten nur den jeweils in der Nähe eines Schlosses, einer Residenz oder eines Edelhofs wohnenden Leiländingern auferlegt werden konnten, dürften viele von den drückendsten Lasten überhaupt nichts gespürt haben. Ein kleiner Teil der Leiländinger mag allerdings infolge der gefährlichen Nachbarschaft mit bisweilen mehreren solcher Betriebe recht arg belastet gewesen sein. Von diesen in erster Linie kamen die beweglichen Klagen oder, wenn dies nichts half, das Signal zur Erhebung. Daß aber

auch häufig nicht viel dazu gehörte, die Bauern zur Klage oder Erhebung zu bringen, wurde erwähnt.

Ob die Beschwerden und Unruhen der Bauern oder ob die Furcht des Königs und der Regierung vor einem etwaigen Abfall Norwegens von der Union zu der nun folgenden Bauernschutzgesetzgebung geführt hat, muß dahingestellt bleiben. Das durch den Adel in Norwegen nicht in gleichem Maße wie in Dänemark behinderte Königtum stellte sich vielleicht auch im Interesse der Steuer- und Wehrkraft auf seiten der Pächter, ein Motiv, das in Niedersachsen ganz deutlich zu erkennen ist. Jedenfalls hat die energische Haltung der Bauern nicht unwesentlich zum Erlaß der Bestimmungen über die Fronden und Arbeitsverpflichtungen beigetragen. Die neue Gesetzgebung hob zwar die Arbeitspflichten nicht auf, aber sie modifizierte, vor allem aber fixierte sie. So werden die Arbeitspflichten von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ab zu bestimmt gemessenen.

Schon im Rezeß von 1539 wurde es verboten, die Leiländinger zu zwingen, mit ihren Landdrots lange Reisen zu segeln. Der Rezeß von 1576 regelte dann die Arbeitspflicht der Leiländinger weiter. Neue Belastungen wurden überhaupt untersagt, und bezüglich der bestehenden sollte auf das altherkömmliche Maß zurückgegriffen werden. Für das Einfahren von Brennholz wurde den Leiländingern eine Vergütung zugebilligt, und dem Landdrot wurde es verboten, dem Leiländing eine zu seinem Hofe gehörende Gerechtsame zu entziehen, ohne ihn dafür mit Geld abzufinden. Im großen und ganzen wird jeder Streit über Gerechtsame und Dienstleistung von der Entscheidung von sechs guten Männern abhängig gemacht. Es sollte also weiter entscheiden die billige Schätzung wie in alter Zeit. Kapitalistische Neuerungen konnten sich infolgedessen gegen die festen Traditionen der freien Bauernschaft nicht durchsetzen. Bezüglich des Handels wurde bestimmt, daß die Leiländinger ihre Waren nur an den Landdrot verkaufen durften, der sie nach Belieben bezahlte; schon früh findet man indessen Ermahnungen an die Landdrots, ihr Vorkaufsrecht auf die Produkte der Bauern nicht zu mißbrauchen. Aber das hatte scheinbar wenig Erfolg; denn die Städte beklagten sich beim König über die Konkurrenz,

die ihnen die Landdrots im Handel machten. Ein königlicher Brief bewilligte dann auch den Leiländingern das Recht, zu verkaufen, an wen sie wollten.

Nachdem die Regeln für das Leiländingswesen so in mehreren wesentlichen Stücken den früheren Zuständen gegenüber umgebildet worden waren, kam im Jahre 1604 Christians IV. norwegisches Gesetz heraus. Das Landpachtbuch dieses Gesetzes ist zum größten Teil eine bloße Wiedergabe von Magnus Lagaböters Gesetz aus dem Jahre 1274. Nur im ersten Kapitel finden sich Veränderungen und Ergänzungen aus späteren Gesetzesbestimmungen, unter anderem Verordnungen über die Erhöhung oder Herabsetzung der Landschuld, über die Entrichtung der Landschuld in bestimmten Warensorten, über die Höhe der Dreijahrszugabe, übei Vogtgeld, Witwen und Ödhöfe. Über die Darbringung der Landschuld, den Personentransport und Arbeitspflicht wird dagegen vollständiges Stillschweigen beobachtet. Was die Pachtzeit angeht, so trifft man neben Magnus Lagaböters Vorschrift, daß der Leiländing das Land so lange behalten soll, als er es pachtete, zugleich die neue Verordnung über Lebenspacht, welche das Recht des Leiländings (auf lebenslängliche Pacht) in folgender, verhältnismäßig scharfer Form zum Ausdruck bringt:

> „Welcher Bauer seinen Hof pachtet und seine Pacht oder Handgeld leistet, der soll den Hof auf Lebenszeit behalten und dem darf nicht gekündigt werden, doch unter der Voraussetzung, daß er den Hof in gutem Betrieb und Bebau hält, seine Landschuld und Heersteuer jährlich entrichtet und seinem Landdrot oder dessen Bevollmächtigten gehorsam und untertänig ist.“

Das letztere darf indessen nicht als eine besondere Gehorsams- und Untertänigkeitspflicht außerhalb der auf dem Leiländing ruhenden gewöhnlichen Verpflichtungen aufgefaßt werden. Bedeutend gestärkt wurde das Recht des Leiländings durch eine neue Bestimmung. Es wurde nämlich festgesetzt, daß der Leiländing im Fortgenuß seines Pachtrechts bleiben soll, auch wenn der Landdrot stirbt. Früher (im Rezeß von 1568) war nur gesagt worden, daß der Tod oder die Entlassung des Bevollmächtigten nicht die Pacht beendigen solle. Eine andere für

den Leiländing günstige Bestimmung traf das Gesetzbuch, indem es von einem Retterbod vom 30. März 1307, welches nur für das Borgarthingslög galt, die Regel annahm, daß die Landschuld nicht vor Weihnachten erlegt zu werden brauche. Doch fügt es die verschärfende Vorschrift hinzu, daß, wenn die Landschuld nicht bis zur darauffolgenden ersten Sommernacht bezahlt ist, der Leiländing den Hof verliert.

Von den Bestimmungen in Magnus Lagaböters Gesetz, welche sich noch in Christians IV. Gesetzbuch wiederfinden, kann besonders das Verbot dagegen genannt werden, daß die Bevollmächtigten bei der Verpachtung des Landes Gaben annehmen, ferner das Vorkaufsrecht des Landdrots auf Heu und Korn nach Taxe und das Recht des Leiländings, Holz zu einem Boot von einer bestimmten Länge zu hauen.

Ungeachtet dessen, daß man ein neues und vollständiges Leiländingsgesetz erhalten hatte, zeigte es sich doch fernerhin schwierig, den Bestimmungen Eingang zu verschaffen, welche das Gutdünken der Landdrots beschränkten, und schon im Jahre 1631 hielt man es für nötig, nochmals einzuschärfen, daß kein Bauer vom Hofe verdrängt werden dürfte, solange er das gab, was Rechtens war; daß keiner dazu verpflichtet sein sollte, andere Waren als Landschuld zu geben, als das Gesetz vorschrieb, daß als Dreijahrszugabe nicht mehr gefordert werden solle als zulässig, sowie daß dem Vogt bei jeder erstmaligen Pachtung nicht mehr zukäme als ein Stiefelleder oder ein Reichsdaler (Anordnung vom 29. Juli 1631; vgl. Verordnung vom 15. März 1633). Ebenso wurden die Bestimmungen über Ödhöfe und Rodplätze einigemal wiederholt (1632 und 1648).

Was die Erstattung der Landschuld betrifft, fand man es mit Rücksicht auf den Vorteil des Leiländings ratsam, eine Veränderung vorzunehmen. Da es nämlich für den Leiländing in guten Jahren leichter war, die Landschuld in Waren, in schlechten Jahren sie in Geld zu zahlen, wurden durch Verordnung vom 24. Oktober 1634 die Inhaber der größten Lehen bevollmächtigt, im Verein mit den nächstwohnenden Inhabern der kleineren Lehen, dem Adel, dem Bischof und Richter (Lagmand) eine Taxe aufzustellen, nach welcher der Leiländing Geld anstatt Waren be-

zahlen durfte. Es sollte also für ihn ein Recht und keine Pflicht sein, die Landschuld in Geld anstatt in natura zu entrichten.

Endlich erfuhr durch Christians IV. Gesetzgebung auch das Odelsrecht eine Veränderung. Das Einlösungsrecht des bisherigen Besitzers und seiner Familie wurde ebenso wie die Odelserwerbszeit des Käufers von 60 auf 30 Jahre herabgesetzt. Es liegt nahe, zu glauben, daß der reformfreundliche und auf die Förderung der unteren Klassen bedachte König hierdurch den Besitzwechsel begünstigen wollte, und daß er namentlich den Leiländingern den Erwerb von Odelland, an welchem sie das bisherige lange (60 jährige) Einlösungsrecht bisweilen wohl verhindert hatte, durch Verkürzung auf 30 Jahre erleichtern wollte. Ein anderer Grund wird sich wenigstens schwerlich für die Reform geltendmachen lassen. Aus dieser Gesetzesveränderung konnten die Leiländinger vorläufig keinen oder nur geringen Nutzen ziehen; denn solange sich die Odelsleute, und besonders die Adligen, nicht oder nur ungern von ihren Höfen trennten, hatten die Leiländinger entweder keine Gelegenheit, Grundbesitz zu erwerben, oder, wo es doch einmal geschah, da ermöglichten es die Odelsberechtigten auch innerhalb 30 Jahren, das Geld zur Einlösung ihres ehemaligen Hofs zu beschaffen, und der neue Besitzer sah sich verdrängt. Später aber wurde diese Veränderung des Odelsrechts für die Leiländinger höchst bedeutungsvoll und wirkte tatsächlich in dem Sinne, wie es der König im Auge gehabt hatte.

Christians IV. Gesetz überging gewisse in der früheren Gesetzgebung behandelte Leistungen und Verpflichtungen. Diese Lücke wurde indessen zum Teil ausgefüllt durch eine Verordnung vom 15. März 1633. In dieser wurde vorgeschrieben, daß die Fronden an das Krongut auf das Hergebrachte beschränkt und nur den zunächstwohnenden Bauern auferlegt werden sollten. Weiter wurde bestimmt, daß der Leiländing nicht gezwungen werden sollte, den Rest der bereits teilweise verkauften Landschuld viele Meilen anzufahren, wobei er gewöhnlich genötigt wurde, andere Dinge mitzunehmen. Auch sollte er, um Waren für den Landdrot mitzunehmen, nicht in den Städten unbillig aufgehalten werden. Endlich wurden die Frühjahrsreisen mit Fischen nach

Bergen verboten und noch andere die Leiländinger begünstigende Maßnahmen getroffen.

Die Gesetzgebung suchte auch zu verhindern, daß sich auf einem Hof mehr Leiländinger niederließen, als er bequem ernähren konnte, wofür ganz genaue Berechnungen festgelegt wurden. Diese Verordnung entsprang dem Bestreben, Parzellenverpachtung und damit die Entstehung eines ländlichen Proletariats zu verhindern. Tatsächlich wurde dadurch einer zu weitgehenden Zwergpachtung entgegengetreten. Andererseits hat die gesetzliche Regelung dort, wo neu aufgekommene landwirtschaftliche Nebengewerbe, wie Waldwirtschaft und Holzhandel, oder die nach Zurückdrängen der Hanseaten aufblühende Schiffahrt den Leuten auch auf kleinen Grundstücken genügendes Auskommen sicherte, ebensowenig ein Hindernis für die Verpachtung an mehrere bedeuten können, wie das Erbrecht des ältesten Sohnes in jener Zeit vielfach die Aufteilung des Stammhofs nicht verhindert hat. Das eigene Interesse der Leute setzte sich in diesen Fällen über die Gesetze hinweg oder wußte sie zu umgehen.

Alles in allem sind die großen politischen Umwälzungen, die Norwegen in dem hier behandelten Zeitabschnitt erfuhr, auch auf die Lage der Bauern nicht ohne Einfluß geblieben.

Die dänischen Adligen, die als Lehnsinhaber und Beamte vor und besonders nach der Reformation einströmten und in deren Hände der ausgedehnte Grundbesitz der alten norwegischen Aristokratie fast vollständig übergegangen war, benahmen sich in Norwegen durchaus so, wie sie es in der Heimat gewohnt waren. Als Lehnsinhaber gelingt es ihnen, den Leiländingern und, wie wir sahen, nicht nur diesen, sondern auch bäuerlichen Eigentümern und Odelsbauern Fronden an königliche Schlösser usw. sowie Arbeitspflichten auf ihren Residenzen, als Landdrots Arbeitspflichten auf den Edelhöfen aufzuerlegen. Die Basis zu einer Lehnsherrschaft und adligen Grundherrschaft war also geschaffen. Allein Norwegen war doch nicht der Boden für ein weiteres Ge-

deihen dieser fremden Art. Das norwegische Edelhofswesen war und blieb grundverschieden von den dänischen und deutschen Rittergutsverhältnissen, und die Adligen erlangten nicht annähernd die gleichen Privilegien und dieselbe Macht über die Bauern wie ihre dänischen und deutschen Standesgenossen. Frohnden und Arbeitspflichten nahmen nie eine die persönliche Freiheit der Bauern bedrohliche Höhe an. Alle die Momente, die in früherer Zeit einem Versinken der norwegischen Bauernschaft in Unfreiheit entgegengestanden hatten, wirkten nach; vor allem aber waren es die Äußerungen der jahrhundertelang bewährten Bauernfreiheit selbst, welche die Regierung zum Bauernschutz gefügig machten und den Adligen die Lust an Bedrückung der Bauern vergehen ließen.

So war die Gefahr der persönlichen und wirtschaftlichen Niederdrückung der Bauern schon am Ende dieser Epoche nahezu überwunden. Sowohl bäuerliche Eigentümer wie Leiländinger erfreuten sich nicht nur guter Rechtslage, sondern sie scheinen sich auch in verhältnismäßig günstiger Vermögenslage befunden zu haben. Für die Leiländinger war das um so wichtiger, als schon bald nach der Verfassungsänderung ihre Umwandlung in bäuerliche Eigentümer beginnen sollte.

Stadtgemeinde, Landgemeinde und Gilde.

Von

G. v. Below.

G. L. v. Maurer hat die Stadtverfassung aus der Markverfassung hergeleitet. Seine Darstellung läßt sich nicht halten. Sie wird schon durch den einen Umstand widerlegt, daß zu der Zeit, in der sich die deutsche Stadtverfassung ausbildet, die Stadtgemeinde der ländlichen Ortsgemeinde parallel steht, nicht der Markgenossenschaft, die damals regelmäßig eine Mehrzahl von Ortsgemeinden umfaßte. Aber auch noch in anderen Beziehungen entbehrt Maurers Auffassung der Begründung. Dennoch ist die ihr zugrunde liegende Idee durchaus berechtigt.

Ich habe Maurers Ansicht in neuer Gestalt und mit neuer Beweisführung vorgetragen in meiner „Entstehung der deutschen Stadtgemeinde“ (1889) und in meinem „Ursprung der deutschen Stadtverfassung“ (1892), in welchen beiden Schriften ich Formen der aufkommenden Stadtgemeinde auf solche der Landgemeinde zurückführte. In der zweiten Schrift setze ich mich bereits mit einigen Gegnern meiner These auseinander.

Von verschiedenen Seiten ist mir bis in die neueste Zeit hinein die Anschauung beigemessen worden, daß die bewegende Kraft, die das Städtewesen hervorgebracht hat, vornehmlich in der Landgemeinde und ihrer Verfassung zu suchen sei. Nichts hat mir ferner gelegen als eine derartige Meinung; in keiner meiner Arbeiten mache ich auch nur die leiseste Anspielung, die dahin gedeutet werden könnte. Mit meinen Darlegungen über den Zusammenhang von Stadt- und Landgemeinde wollte ich selbstverständlich nur einen Beitrag zu der Frage liefern,

welche älteren Formen bei der Bildung der Stadtgemeinde verwertet worden sind.

Jenes Mißverständnis hätte um so weniger Platz greifen dürfen, als es mir auch ganz fern lag, bei der Frage, an welche vorhandenen Formen und Einrichtungen die sich bildende Stadtverfassung anknüpfen konnte, lediglich auf die Verhältnisse der Landgemeinde hinzuweisen. Das Problem der Entstehung der mittelalterlichen Stadtverfassung ist kompliziert, weil bei der mittelalterlichen Stadt eine Mehrzahl von Seiten zu unterscheiden ist: sie stellt keineswegs bloß eine Gemeinde dar. Diesen ihren komplizierten Charakter habe ich von vornherein in meinen Untersuchungen — in den Aufsätzen „Zur Entstehung der deutschen Stadtverfassung“ in der Historischen Zeitschrift Bd. 58 und 59 (1887 und 1888) — ausführlich geschildert.

Dort und weiterhin in den vorhergenannten Schriften habe ich auseinandergesetzt, daß in der mittelalterlichen Stadtverfassung hauptsächlich fünf Bestandteile hervortreten. Am Ort der Stadt existiert ein Markt. Der Ort ist befestigt. Für das Stadtgemeindegebiet ist ein besonderer Stadtgerichtsbezirk (ein Bezirk des öffentlichen Gerichts) abgegrenzt. Die Stadt ist wie das Dorf oder die Bauerschaft Gemeinde, zeichnet sich aber vor der gleichzeitigen Landgemeinde durch die größere Selbständigkeit und den größeren Reichtum der kommunalen Organe aus. Die Stadt ist in bezug auf militärische und finanzielle Leistungen privilegiert. Derjenige Ort gilt als Stadt, der diese fünf Eigenschaften[1]) auf sich vereinigt.

Die Entstehung der Stadtverfassung darstellen wird hiernach bedeuten: das Auftreten jener Eigenschaften nachweisen, ihr Warum und Woher erklären, den Zusammenhang der neuen Formen mit etwaigen älteren prüfen. Es ist klar, daß hier mehrere Untersuchungsgebiete nebeneinander liegen.

---

1) Man könnte als eine sechste Eigenschaft den Satz „Stadtluft macht frei“ hinzunehmen. Aber im 12. Jahrhundert — für dessen letzte Jahrzehnte wir doch gewiß eine annähernd fertige Stadtverfassung behaupten dürfen — bildet er sich erst, und die meisten Städte haben ihn noch nicht oder kennen wenigstens nur einige geringere Erleichterungen für den in die Stadt wandernden Unfreien.

Für die Herkunft bestimmter kommunaler Formen und Einrichtungen der mittelalterlichen Stadt habe ich nun den oben erwähnten Nachweis geführt. Die Gegner, die mir bald erstanden[1]) und denen ich in meinem „Ursprung der deutschen Stadtverfassung“ antwortete — R. Schröder, Al. Schulte, Sohm, Gothein, zum Teil G. Kaufmann —, vertraten den Gedanken des Ursprungs des Stadtrechts aus dem Marktrecht. Ihr System war nicht überall ganz durchdacht: sie brachten zum Teil Argumente vor, die sich gar nicht auf die Stadt als Gemeinde, sondern auf Verhältnisse der öffentlichen Gerichtsverfassung bezogen; es entsprang dieser Fehler, wie andere Irrtümer, wesentlich einer starken Überschätzung des Markts und seines Rechts für die Entstehung der Städte. Allein daneben haben jene Forscher auch auf Tatsachen hingewiesen, die unbedingt meine Landgemeindetheorie, wie ich sie ursprünglich vorgetragen habe, zu erschüttern geeignet waren. Sie machten geltend, daß in sehr vielen Fällen die Stadtgemeinde sich nicht aus einer älteren ländlichen Ortsgemeinde entwickle, sondern neben ihr aufkomme.

Die von diesen Autoren gegebenen Anregungen erweiterte Rietschel in seinem Buch „Markt und Stadt“ (1897) durch eigene Forschungen und faßte die Ergebnisse in einem Bilde von großer Anschaulichkeit zusammen, das, richtig verstanden, ein dauernder Erwerb unserer Wissenschaft bleiben wird.

Rietschel unterscheidet drei Gruppen von Städten. I. In den ehemaligen Römerstädten, genauer: auf ihrem Boden, bildet sich die Stadtverfassung allmählich. II. Die Mehrzahl der mittelalterlichen Städte besteht aus Gründungsstädten: es werden für die zu begründende Stadt ein Marktplatz, wohl auch (in jüngerer Zeit regelmäßig) Straßen abgesteckt, und hierhin wird die mehr oder weniger fertige Stadtverfassung, wie sie sich in den Römerstädten bis zum Moment der Gründung jener Gemeinde ausgebildet hatte, übertragen. Diese Gründungsstädte setzen nie unmittelbar eine vorhandene Landgemeinde fort, sondern das

1) Es hat an dieser Stelle keinen Zweck, auf die Punkte einzugehen, in denen sie meine Anschauungen übernahmen.

Areal für sie wird stets neben, außerhalb einer solchen[1]) abgesteckt. III. Eine dritte Gruppe setzt sich aus ländlichen Ortsgemeinden zusammen, die durch Verleihung von Stadtrecht — wiederum eines fertigen Stadtrechts — zu Städten erhoben werden.

Rietschel glaubt sich noch zu den Anhängern der „Marktrechtstheorie" zählen zu müssen. Doch dürfte ihm dazu die Berechtigung fehlen. Allerdings betont er stark die Tatsache, daß die Gründungsstadt für die Zwecke des Markts geschaffen werde, und bezeichnet sie deshalb als Marktgemeinde. Indessen soll diese Bezeichnung nur den Gegensatz gegen die Herleitung der Stadt- aus der Landgemeinde andeuten, nicht eine rechtsbildende Kraft des Markts aussprechen, und vollends will Rietschel nichts davon wissen, daß etwa das Stadtgericht aus einem besonderen Marktgericht hervorgegangen sei[2]).

Immerhin lehnt er mit Entschiedenheit die Ansicht von der Entstehung der Stadt- aus der Landgemeinde ab. Nur in ganz

1) Natürlich kann eine solche Gründungsstadt auch durchaus ohne alle Beziehungen zu einer vorhandenen Landgemeinde sein; sie braucht nicht neben einer solchen angelegt zu werden, sondern kann auch auf einem ganz ansiedlungsfreien Gebiet ihren Platz erhalten. Dieser Unterschied macht verfassungsgeschichtlich nichts aus. Ich spreche sowohl bei dem Fall, daß eine Stadt neben eine vorhandene Landgemeinde gestellt wird, wie bei dem, daß sie ganz frei, ohne Nachbarschaft mit irgendeiner vorhandenen ländlichen Gemeinde entsteht, von „Gründung von wilder Wurzel". Begreiflicherweise ist die Zahl derjenigen Städte, die ganz isoliert gegründet werden, sehr klein, da die Besiedlung Deutschlands in jenen Jahrhunderten schon weit vorgeschritten war.

2) Ungefähr auf demselben Standpunkt wie Rietschel steht Beyerle in seinen verschiedenen Arbeiten zur Geschichte der deutschen Stadtverfassung. Er erkennt, wie auch Rietschel (z. B. Savigny-Ztschr., Germ. Abt., Bd. 28, S. 524 Anm. 1), es als Verdienst von mir an, daß ich die Frage nach der Herkunft der Stadtgemeinde gestellt habe (Das Radolfzeller Marktrecht S. 14). Wenn er hervorhebt (ebenda S. 15), daß die Stadt „durch das Marktrecht allein eine Gerichtsgemeinde geworden" sei, so kann ich mich mit diesem Satz einverstanden erklären unter der Voraussetzung, daß hier bloß über den städtischen Gerichtsbezirk (nicht über die Stadt als Gemeinde) etwas ausgesagt wird, und daß man das Wort Marktrecht in dem eingeschränkten Sinn gebraucht, wie es Rietschel tut.

vereinzelten Fällen (so anscheinend in Würzburg) habe sich ein einfaches deutsches Dorf allmählich zur Stadt umgebildet. RIETSCHEL meint durch seine Untersuchungen die Landgemeindetheorie unbedingt beseitigt zu haben.

Wenn wir nun seine Nachweise in ihrem rein sachlichen Charakter gelten lassen[1]), so fragt es sich doch, ob durch sie die Anschauung von einem Zusammenhang der Stadt- und Landgemeinde schlechthin ausgeschlossen wird. Dieser Frage möchte ich auf den folgenden Blättern näher nachgehen, indem ich damit zu Studien zurückkehre, die ich lange Jahre habe unterbrechen müssen. Die Untersuchung über den Verband, an den die Stadtgemeinde anknüpft, jetzt wieder aufzunehmen, veranlaßt mich aber namentlich die neuerdings aufgestellte Behauptung, daß die Gilde den Rahmen für die sich bildende Bürgergemeinde geliefert habe.

Sieht man genauer zu, so klären RIETSCHELS Untersuchungen zunächst nur ein topographisches Verhältnis auf[2]). Die Mehrzahl der mittelalterlichen Städte kann nicht unmittelbar aus ländlichen Ortsgemeinden entstanden sein, weil sie nachweislich neben solchen begründet worden sind. Bleibt aber nicht die Möglichkeit, daß auch ohne äußere Anlehnung doch die Gedanken, auf denen die Verfassung der alten Landgemeinde beruht, für den neuen Ort maßgebend sind? Gewiß ist mit topographischer Differenz eine Übereinstimmung in der Verfassung

---

1) Vielleicht läßt sich für ein paar Städte dartun, daß die Verhältnisse mehr in der Richtung, in der ich sie früher geschildert, liegen. So z. B. vermag ich RIETSCHEL nicht zuzustimmen, wenn er das viel erörterte Privileg für Radolfzell von 1100 von zwei Gemeinden sprechen läßt. Meines Erachtens ist in ihm nur von zwei Gerichtsbezirken, nicht aber von zwei Gemeinden die Rede. Zwei Gerichtsbezirke (ein öffentlicher und ein grundherrlicher) können jedoch einer Gemeinde angehören. R. irrt ferner, wenn er die Erfolglosigkeit der Gründung von Allensbach daher leitet, daß hier nicht neben, sondern in dem Dorf der Markt begründet wurde. Es verhinderte einfach die allgemeine Lage den Erfolg. Derartige Abstriche ließen sich noch mehrfach an R.s Darstellung machen. Allein die Grundzüge hat er unzweifelhaft richtig gezeichnet.

2) Hierauf habe ich gelegentlich schon früher, z. B. in meiner Anzeige von RIETSCHELS „Markt und Stadt“ im Liter. Zentralblatt, hingewiesen.

vereinbar. Auch wenn kein örtlicher Zusammenhang zwischen dem alten Dorf und der Stadt besteht, kann doch ein verfassungsmäßiger vorhanden sein. Wenn sodann — wir denken an die dritte Gruppe Rietschels — einer vorhandenen Landgemeinde durch einmaligen Akt ein fertiges Stadtrecht verliehen wird, so kommt es hier wiederum darauf an, ob nicht in diesem Elemente der Landgemeindeverfassung enthalten sind. Und das gleiche gilt endlich von den auf altem Römerboden erwachsenen Städten, die zuerst in Deutschland eine eigentümliche Stadtverfassung ausgebildet haben.

Wir wollen den Nachweisen Rietschels keineswegs eine bloß topographische Bedeutung zuschreiben. Er hat das verfassungsgeschichtliche Problem erheblich vereinfacht, indem er darlegte, daß weitaus die meisten Städte (die Orte der zweiten und der dritten Gruppe) eine schon anderswo ausgebildete Verfassung übernommen haben. Das wissenschaftliche Interesse wendet sich darum vor allem den wenigen Orten zu, an denen sich eine Verfassung selbständig, allmählich entwickelt. Zwar ist die Verfassung, die die ehemaligen Römerstädte hervorbringen, in der Zeit bis zum 12. Jahrhundert erst, wie wir vorhin sagten, mehr oder weniger fertig, noch nicht vollkommen abgeschlossen. Es bietet sich uns die reizvolle Aufgabe, zu untersuchen, welcher Anteil von der weiterhin im Mittelalter geltenden Stadtverfassung auf die alten Römerstädte und welcher auf die Gründungsstädte fällt. Rietschel selbst hat einer solchen Abgrenzung der Verdienstanteile lebhafte Aufmerksamkeit gewidmet und in diesem Zusammenhang neuerdings die produktive Kraft der Römerstädte vielleicht etwas geringer geschätzt, als er es früher getan[1]). Allein es liegt auf der Hand, daß die verfassungsgeschichtliche Situation stark dadurch bedingt wird, ob die meisten Städte die ersten Anfänge ihrer Verfassung in allmählicher Arbeit ausbilden, oder ob sie sich an vorhandene Muster anlehnen[2]).

1) Vgl. Rietschels Ausführungen über das Aufkommen des Rats in den deutschen Städten in seinem Aufsatz über die Städtepolitik Heinrichs des Löwen, Hist. Ztschr. Bd. 102.

2) Mit dem, was ich im Text über Verdienste Rietschels um die städtegeschichtliche Forschung bemerke (und sie sind ja damit noch nicht

Wir bleiben jedoch dabei, daß RIETSCHEL uns auf die Frage, woher die Stadtgemeinde im letzten Grunde stammt, die Antwort schuldig bleibt, weil er eben in erster Linie nur ein topographisches Verhältnis schildert; verfassungsgeschichtlich klärt

---

erschöpft), steht im Widerspruch das Urteil, das kürzlich SEELIGER mehrfach über seine Resultate und auch schlechthin über seine Arbeitsweise gefällt hat. Aber dieses vermag ich gar nicht zu teilen. Obwohl ich durchaus nicht immer RIETSCHEL zustimme und in einigen Punkten auch SEELIGER gegen ihn beitrete, so erscheint er mir doch als einer der zuverlässigsten und erfolgreichsten Forscher auf verfassungsgeschichtlichem Gebiet, als einer, der in schönster Weise juristische Bildung und historische Methode vereinigt, und ich habe trotz des Anathemas, das SEELIGER über ihn ausspricht, den Mut, zu gestehen, daß ich seine Arbeiten, vor allem sein Buch „Markt und Stadt“ — gegen das ich mich in dem vorliegenden Artikel wende —, meinen Zuhörern als Muster methodischer Beweisführung empfehle. Wir sind doch darin einig, daß Abweichungen in den Resultaten, zu denen verschiedene Forscher gelangen, nicht notwendig auf ein methodisch ganz verfehltes Verfahren auf der einen Seite zurückgehen müssen. Die Differenz in der Auffassung kann sich ja z. B. aus einer differierenden Deutung von Ergebnissen, die an sich sicher sind, erklären. S. nimmt übrigens das, was ich hier an R. bekämpfe, an (s. unten S. 426 Anm. 1). RIETSCHEL hat sich soeben in seiner Schrift „Zur Abwehr. Eine Antwort auf die Angriffe des Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. G. SEELIGER“ (Tübingen 1909) gegen SEELIGER gewandt. Ich möchte hier auf eine Stelle in SEELIGERS neuestem Buch „Studien zur ältesten Verfassungsgeschichte Kölns“ (Leipzig 1909) hinweisen, an der er RIETSCHEL wenig gerecht wird. S. 89: „Seit mehreren Jahren wird, besonders von S. RIETSCHEL, die Ansicht vertreten, daß die Entwicklung des städtischen Verfassungslebens in der Regel ausgehe von einem neben der alten ländlichen Siedelung gegründeten, von diesem räumlich, rechtlich und sozial gesonderten Marktorte. OPPERMANN hat, soweit ich sehe, als erster die Anwendung der allgemeinen Lehre auf Köln folgerichtig durchzuführen gesucht.“ Um davon abzusehen, daß SEELIGER von den sehr wichtigen Forschungen RIETSCHELS offenbar mehr nur nebenbei spricht, so gibt er ihre Resultate vor allem nicht richtig wieder. Die Worte „in der Regel“ treffen den Sinn RIETSCHELS nicht (s. oben), und von einer „folgerichtigen Durchführung“ der „allgemeinen Lehre“ — die Martinsvorstadt sei Gründungsstadt und Ausgangspunkt für die Entstehung der Stadt Köln (so OPPERMANN und nach ihm JOACHIM) — kann ebenfalls nicht die Rede sein. Durch RIETSCHELS These wird nicht im mindesten verlangt, daß Köln als Gründungsstadt emporgekommen sei, sondern vielmehr ausgeschlossen. Er hat denn auch nur die Ansicht vertreten, daß neben der alten Römerstadt Köln vom Erzbischof auf seinem Grund und Boden eine Marktansiedlung gegründet worden ist, die

er uns bloß darüber auf, daß eine Stadtgemeinde sich an eine andere anlehnt. Indem wir jetzt dazu übergehen, die Antwort auf jene Frage zu suchen, schicken wir eine allgemeine Bemerkung voraus.

Es gilt heute als ausgemacht, daß die römische Stadtverfassung auf deutschem Boden etwa mit den Stürmen der Völkerwanderung verschwunden ist und die Orte, an denen sich früher römische Stadtverfassungen befunden hatten, seitdem die allgemeine deutsche Verfassung besaßen: für sie galt dieselbe Gerichts- und dieselbe Gemeindeverfassung wie irgendwo auf dem Lande. Dieser Satz ist Gemeingut der Historiker, und es wird an ihm, wenn man ihn für sich aufstellt, nicht gerüttelt. Falls man ihn jedoch auf das Problem der Entstehung der mittelalterlichen Stadtverfassung anwendet, so scheint er vielfach vergessen zu werden, oder man konstruiert Sonderverhältnisse, durch die seine Geltung ausgeschlossen werde.

Kürzlich hat Seeliger[1]) einen größeren Anlauf genommen, um jenen Satz zu bestreiten. Er wendet sich[2]) gegen die Anschauung, daß im Mittelalter jeder Deutsche einer Gemeinde angehört, daß die Forderung einer Gemeindeangehörigkeit aller Bewohner bestanden habe, und behauptet, daß „die Gemeindeverbände zwar sehr häufig, aber nicht unerläßlich“ gewesen seien. Wohl mag es manchen Squatterkolonisten im Walde gegeben haben, dessen Zugehörigkeit zu einer Gemeinde zweifelhaft war. Indessen im großen und ganzen möchten wir doch die Meinung aufrecht erhalten, daß jeder Deutsche Glied einer Gemeinde war.

---

längere Zeit vor 1106 der Altstadt Köln einverleibt wurde. Und selbst diese Ansicht wird man nicht als eine notwendige Konsequenz seiner allgemeinen These, eher als eine Luxusleistung, die ihr hinzugefügt wird, bezeichnen können. — Die Ergebnisse der Forschungen Rietschels haben von so vielen Seiten eine so hohe und lebhafte Schätzung erfahren (vgl. z. B. noch ganz neuerdings Beyerle in der ersten Hälfte des zweiten Bandes seines „Konstanzer Häuserbuchs“), daß man mich vielleicht pedantisch schelten wird, wenn ich hier überhaupt noch etwas zu seinem Lobe sage.

1) Seeliger a. a. O. S. 26.

2) Denselben Gedanken hat Seeliger übrigens schon in der Kontroverse über die Grundkartenfrage vertreten.

Vor allem haben wir uns hier auch gegenwärtig zu halten, daß die Fronhöfe im Mittelalter innerhalb der Gemeinde lagen, mochte der Fronhofherr in ihr eine maßgebende Stellung besitzen oder nicht. Die mittelalterlichen Fronhöfe bilden nicht geschlossene Gutsbezirke neben den Dörfern und Bauerschaften. Jedenfalls werden die tatsächlichen Verhältnisse doch gar nicht richtig getroffen, wenn SEELIGER die Gemeindeverbände nur „sehr häufig" existieren läßt. Zweifellos stellen sie das Normale dar. Die „dunkeln Jahrhunderte" gestatten uns freilich nicht, für einzelne Orte in größerer Zahl den entsprechenden Nachweis zu führen. Erst im 12. Jahrhundert stehen uns im allgemeinen nähere Nachrichten zur Verfügung. Diese aber zeigen uns dann mehrfach ein Verhältnis, bei dem es ausgeschlossen ist, daß wir es als Produkt etwa einer ganz neuen Entwicklung betrachten dürfen [1]. Seitdem KEUSSEN nachgewiesen, daß das alte Köln eine Allmende gehabt hat, ist unser Beweismaterial noch um ein besonders wichtiges Stück vermehrt worden [2]. Natürlich darf man nicht ein bestimmtes hohes Maß von Selbständigkeit als Voraussetzung für die Existenz einer Gemeinde ansehen [3]; die selbständige Bewegung der Ortsgemeinde kann unendlich verschieden bemessen sein, wie ja auch später die hellen Dokumente der Geschichte uns die größte Mannigfaltigkeit in dieser Hinsicht erkennen lassen [4].

1) Man denke z. B. an Basel (WACKERNAGEL, Geschichte der Stadt Basel I, S. 17), Konstanz (BEYERLE, Grundeigentumsurkunden Nr. 1), Bremen (KEUTGEN, Urkunden I, S. 63).

2) Auch SEELIGER S. 87 kann die Richtigkeit der Beweisführung KEUSSENS nicht bestreiten; er glaubt nur gegen die Folgerungen, die dieser aus dem Faktum gezogen, sich ablehnend verhalten zu müssen. Darüber s. unten. SEELIGER behauptet allen Ernstes (S. 61—74), daß es eine alte Ortsgemeinde Köln nicht gegeben habe.

3) Diesem Irrtum scheint mir SEELIGER zu verfallen, wenn er S. 86 schreibt: „Wenn auch das von Mauern umschlossene Gebiet längst ein Gemeinwesen mit besonderen wirtschaftlichen und militärischen Aufgaben bildete, wenn auch die bürgerlichen Kreise von der erzbischöflichen Regierung zur Teilnahme herangezogen wurden, so hat doch offenbar erst die große kommunale Bewegung des ausgehenden 11. und des beginnenden 12. Jahrhunderts eine selbständige bürgerliche Gemeindevertretung geschaffen" usw.

4) SEELIGER scheint mir diese Tatsache außer Betracht zu lassen, und

Die bisherigen Andeutungen nötigen im Grunde schon zu dem Urteil, daß die aufkommende Stadtgemeinde sich an die ländliche Ortsgemeinde angelehnt hat. Es liegen aber auch direkte Zeugnisse für diesen Zusammenhang vor. Die Zeitgenossen haben in den ersten Jahrhunderten der städtischen Entwicklung das Bewußtsein gehabt, daß die Stadtgemeinde eine der Landgemeinde analoge Bildung sei. Die städtische Gemeinde wird noch als burschaft, der städtische Bürger (in seiner spezifisch kommunalen Stellung) als gebur, das städtische Bürgerrecht als burrecht, burschaft bezeichnet. Und ebenso werden mancherlei Amtsbezeichnungen vom Lande in die Stadt übernommen. So begegnen städtische Organe mit dem Titel des Heimburgen, der besonders in Mitteldeutschland verbreiteten Amtsbezeichnung des

---

er konstruiert ferner ohne Grund für Köln besondere Verhältnisse, die anderswo nicht vorhanden gewesen sein sollen. S. 73 führt er für Köln eine Reihe von Besonderheiten an, die andern Städten nicht eigen gewesen seien. Z. B.: „Erzbischöfliche Institutionen und erzbischöfliche Beamte, nicht Beamte einer bürgerlichen Gemeinde, waren in der älteren Zeit die Träger und die Pfleger des besonderen bürgerlichen Rechts.“ Daß aber die Richter stadtherrliche Beamte sind, ist ja nirgends anders, und die Schöffen sind, wie in Köln, so auch in andern Städten Gemeindeorgane. S. 74 (und anderswo) bezeichnet Seeliger Köln als eine „herrschaftliche“ Schöpfung. Dieser Ausdruck könnte es nahelegen, auf seine Ausführungen über „Herrschaftsrechte“ (z. B. S. 73 f., 82—84, 104 f.) weiter einzugehen. Doch beschränke ich mich auf einen kurzen Widerspruch. Gegen S. 84 namentlich habe ich sehr viel einzuwenden. Vgl. z. B. die Sätze: „Ein Unterschied zwischen den Pflichten öffentlichen und denen privatherrschaftlichen Ursprungs wurde nicht gemacht.“ „Es war herrschaftliche Sache, zu bestimmen, in welchem Maße eine Scheidung (zwischen Hofrecht und Stadtrecht) durchzuführen sei. Grundsätzlich war die Scheidung nicht nötig.“ Die mittelalterlichen Urkunden unterscheiden doch aber genau zwischen Leibzins, Grundzins und Gerichtsabgabe, und die Pachtkontrakte sogar einfacher ländlicher Distrikte halten Pacht und Steuer fein auseinander. Erkennt denn Seeliger nicht mehr das große Verdienst von Th. Knapp an, die strenge Scheidung zwischen Leibherrschaft, Grundherrschaft, Gerichtsherrschaft gezeigt zu haben? Er wird es verstehen, weshalb ich hier sehr bestimmt widerspreche, wenn er sich erinnert, daß ich von Anbeginn meiner literarischen Tätigkeit (z. B. im Gegensatz gegen Lamprecht) die Konstruktion eines unterschiedslosen Begriffs „Herrschaft“ bekämpft habe. Vgl. gegen Seeligers Anschauung auch H. v. Lœsch, Vierteljahrschr. f. Social- u. Wirtschaftsgeschichte 1909, S. 370.

ländlichen Ortsvorstehers, wiederholt in den Städten. Eine Erscheinung, die sich nur unter jener Voraussetzung erklären läßt. Man hatte eben in den Städten das Bewußtsein, unter analogen Verhältnissen zu leben, wie sie in den Landgemeinden bestanden. Wollte man auf städtischem Boden eine Gemeinde schaffen, so fiel man immer in den Rahmen, der den Menschen von alters her, d. h. aus der ländlichen Verfassung, geläufig war. Es macht dabei nichts aus, daß die städtischen Organe, welche Titel tragen, die aus der Landgemeindeverfassung übernommen sind, öfters sachlich andere Funktionen als ihre Namensvettern auf dem Lande haben. Die Übereinstimmung in den Titeln beweist doch, daß man in den Städten immer noch auf die Nomenklatur der Landgemeinde zurückgriff. Die Leute in den Städten hatten offenbar die Vorstellung: wir bilden auch eine Gemeinde, wie sie auf dem Lande vorhanden ist[1]).

Unsere Darlegungen gelten ebensowohl für die auf Römerboden erwachsenen Städte wie für die Gründungsstädte: für beide lassen sich jene Nachweise erbringen. Die Gründungsstadt mochte die Anschauung, daß die Stadtgemeinde eine der ländlichen Ortsgemeinde analoge Bildung sei, aus der Römerstadt übernehmen; aber die Bewohner der Gründungsstadt haben zweifellos auch direkt die gemeinsamen Elemente von städtischer und ländlicher Gemeinde wahrgenommen. Hierfür spricht schon der Umstand, daß die erwähnten Bezeichnungen stets dem ortsüblichen Sprachgebrauch, d. h. dem der ländlichen Umgebung der Städte, entlehnt sind.

Selbstverständlich weiß ich sehr wohl, daß die in den aufkommenden Stadtgemeinden üblichen technischen Bezeichnungen nicht bloß aus der Landgemeinde stammen. Es ist ja von

---

1) Vgl. m. Ursprung der deutschen Stadtv. S. 40. Edward Schröder, Stadt und Dorf in der deutschen Sprache des Mittelalters, Sonderabdruck aus den Nachrichten der K. Gesellschaft der Wissensch. zu Göttingen, geschäftliche Mitteilungen, 1906, 2. Heft, erörtert die im Text besprochenen Dinge auch. Vgl. S. 10: „in niederdeutschen Gegenden sind burschap und bursprake feste rechtliche Begriffe auch für die städtische Gemeinde.“ Als „Nachbarn“ (buren) bezeichnen sich die Mitglieder der ländlichen Ortsgemeinde im Gebiet des Einzelhofsystems ebenso wie in dem des Dorfsystems. Die Gemeinde in jenem Gebiet ist durchaus eine burschap.

höchstem Interesse, die allmähliche Bildung eigentümlicher städtischer Termini zu verfolgen [1]). Die besondere wirtschaftliche, finanzielle, militärische, gerichtliche Stellung der Stadt prägte sich, übrigens nicht gerade in schneller Entwicklung, in unterscheidenden Benennungen des städtischen Verbandes und seiner Einrichtungen aus. Aber da, wo die Stadt als Gemeinde und der Bürger als Gemeindemitglied empfunden wurde, scheinen in der ersten Zeit mit Vorliebe entsprechende Ausdrücke der Landgemeinde verwendet worden zu sein.

Früh erscheint als auszeichnende Benennung des städtischen Orts der Ausdruck civitas (deutsch: Burg) [2]). Allein er hat schwerlich die besondere Bedeutung von Gemeinde und soll schwerlich die Stadt als Gemeinde dem Dorf entgegensetzen. Er deutet vielmehr den befestigten Ort an. In den älteren Jahrhunderten geht civitas (ebenso wie urbs) auf jeden befestigten Platz, die Stadt wie die bloße Burg. Bevor die Orte, die mit einem Markt ausgestattet sind, eine Ummauerung haben, heißen sie villa. Mit der Herstellung der Mauer erhalten sie die Bezeichnung civitas [3]). Dies zeigt doch, daß in dem Wort civitas nicht der Begriff der Gemeinde liegt. Als Gemeinde heißt der mit einem Markt versehene Ort villa; derselbe lateinische Ausdruck wird zur Bezeichnung des Dorfes gebraucht. Ohne die Ummauerung sind die Städte villae. Erinnern wir uns, daß die mittelalterliche Stadt nicht bloß Gemeinde war. Civitas wird der Ort genannt, wenn zu der Gemeinde das Plus der Befestigung hinzugekommen ist, und weiterhin denkt man bei civitas (Stadt) an das mehrfache Plus von Eigenschaften, das auf die zur Stadt erkorene Gemeinde gehäuft wurde.

---

1) Vgl. darüber die bemerkenswerten Ausführungen von Schröder a. a. O. Es sei hier angemerkt, daß das Privileg für Hamburg von 1189 bei Keutgen, Urkunden S. 65 das Wort portus im Sinne von Stadt gebraucht. Es ist dies wohl das einzige Beispiel, daß dieser flandrische Sprachgebrauch nach dem eigentlichen Deutschland hinüberspielt.

2) Im Laufe des 12. Jahrhunderts dringt gegenüber dem Wort Burg das Wort Stadt erfolgreich vor. Über die Frage, auf Grund welcher Anschauung dieses seine spezielle Bedeutung erlangt hat, s. Schröder S. 8.

3) Rietschel, Markt und Stadt S. 92 f. und 150 f.

Erwähnen wir noch einen Einwand, den man wohl erheben könnte. Gelegentlich werden zwar die Sondergemeinden einer Stadt, die städtischen Quartiere, als Bauerschaften bezeichnet, dagegen nicht die Stadt als Ganzes. Dieser Unterschied erklärt sich leicht daraus, daß eben die große Stadt den Mauergürtel erhielt und dafür jenen Titel empfing.

Die Geschichte der Sondergemeinden gibt uns aber noch zu einer weiteren Beobachtung Anlaß. Nach der Meinung des einen Teils der Forscher sind sie älter als die Gesamtgemeinde und diese ein Resultat ihrer Vereinigung. Eine solche Entwicklung würde ganz direkt die Entwicklung von der Land- zur Stadtgemeinde darstellen. Nach andern Forschern (denen ich mich zuneige) sind die Sondergemeinden oder wenigstens die meisten von ihnen jünger als die Gesamtgemeinde, beruhen auf künstlicher Schöpfung. Indessen auch von diesem Standpunkt aus erhält meine These eine Bestätigung: wenn die Stadt sich zu neuen kommunalen Bildungen veranlaßt sieht, gibt sie ihnen den Namen, den man für die Landgemeinde gebrauchte. Die Landgemeinde war eben nach der Anschauung jener Zeit die Gemeinde. Da die Sondergemeinden keine Ummauerung hatten, empfingen sie die Bezeichnung, die für die Gemeinden überhaupt üblich war[1]).

Man könnte noch die Frage aufwerfen, warum bei der Gründung von Städten die Stadt so oft neben ein vorhandenes Dorf gestellt, warum nicht dieses selbst einfach in eine Stadt verwandelt wird. Hierfür sind gewiß lediglich topographische Erwägungen maßgebend gewesen. Da man für die zu gründende Stadt Raum brauchte — für einen Marktplatz und für die Hofstätten der herbeizuziehenden Ansiedler —, so hätte man in dem vorhandenen Dorf mindestens ein paar Gehöfte niederlegen müssen, um den erforderlichen freien Platz zu erhalten. Deshalb

1) SEELIGER S. 85 f. vertritt die Meinung, daß in Köln Gesamtgemeinde und Sondergemeinden selbständig nebeneinander, ungefähr zur selben Zeit entstanden sind (für die vorausgehende Zeit bestreitet er, wie erwähnt, die Existenz einer Gemeinde überhaupt). Diese Deutung würde natürlich auch nicht gegen meine These sprechen, da nun einmal die Kölner Sondergemeinden Merkmale der Landgemeinde tragen.

empfahl es sich, den Raum für die Stadt neben der vorhandenen Ansiedlung zu suchen. Meistens hat der Stadtherr wohl ein Stück seines Sallandes zu diesem Zweck hergegeben. Gelegentlich ist auch die Allmende dafür verwertet worden. — Wie erwähnt, ist bei einem Teil der Gemeinden die Stadterhebung in der Weise erfolgt, daß ein vorhandenes Dorf unmittelbar Stadtrecht erhielt. Es waren dies Fälle, in denen man nicht in erster Linie Wert darauf legte, neue Ansiedler zu gewinnen, sondern den vorhandenen Gemeindemitgliedern die Wohltat des Stadtrechts zuwenden wollte. Für den bloßen Marktplatz fand sich wohl Raum auf dem Dorfanger oder in der Umgebung der Kirche. Oft wird es sich bei dieser Kategorie, namentlich in späterer Zeit, um Orte handeln, in denen eine gewisse Entwicklung von Handel und Gewerbe schon von sich aus Platz gegriffen und so die Stadterhebung vorbereitet hatte.

Wir haben bisher das Problem des äußeren Verbandes in den Vordergrund gestellt. Auf dieses beschränken wir uns auch im wesentlichen, da die Fragen der inneren Gemeindeeinrichtungen zurzeit weniger Gegenstand der Kontroverse sind. Über sie sei nur folgendes bemerkt[1]).

Auf die Verwandtschaft zwischen Stadt- und Landgemeinde, die sich in der Forderung von Grundbesitz als Voraussetzung für den Erwerb des Bürgerrechts ausspricht, ist unendlich oft hingewiesen worden, und hier gibt man wohl am bereitwilligsten die Landgemeindetheorie zu. Wir wollen jedoch, statt uns auf diesen großen Konsensus zu stützen, im Gegenteil auf ein Moment aufmerksam machen, das man gegen uns verwenden könnte. Sieht man nämlich genauer zu, so bieten die Quellen gerade der älteren Zeit auffallend wenig über jene Voraussetzung für

1) Aus der neuesten Literatur seien hier einige Stimmen, die sich für den Zusammenhang von Stadt- und Landgemeinde aussprechen, verzeichnet: Sering, Die Vererbung des Grundbesitzes im Königreich Preußen II, 2 (1908), S. 267 ff.; Alfred Schultze, Histor. Ztschr. 101, S. 488 ff.; Haff, Die dänischen Gemeinderechte I, 205 ff. Schultze erläutert unter anderem die Bestimmung des Freiburger Stadtrechts über die Voraussetzung für den Erwerb des Bürgerrechts. Auf Serings Buch, das weit mehr enthält, als der Titel ahnen läßt, komme ich an anderer Stelle zurück.

den Erwerb des Bürgerrechts, und diese Lücke läßt sich auch schwerlich durch einen allgemeinen Mangel an Nachrichten erklären. Es dürfte vielmehr tatsächlich nicht in allen Städten jenes Erfordernis aufgestellt worden sein. Aber auch hier wieder haben wir es mit keinem gegensätzlichen Verhältnis zur Landgemeinde zu tun. Denn auf dem Lande war zur Zeit des Aufkommens der Städte die Frage der Gestaltung der Gemeindemitgliedschaft noch nicht brennend. Sie wurde es erst, als die normalen Bauern mit andern Insassen der Gemeinde in Gegensatz gerieten. So konnte denn auch die entstehende Stadt über die Ordnung der Gemeindemitgliedschaft nicht viel aus der Landgemeinde entnehmen. Es blieb ihr freie Hand. Ein Teil der Städte hat vielleicht schon die ersten Bestimmungen über Voraussetzungen des Bürgerrechtserwerbs in rein geldwirtschaftlichem Sinn aufgestellt. Andere haben früher oder später den Nachweis von Grundbesitz verlangt. Ist dies aber geschehen, so erfolgte es von derselben Anschauung aus, von der sich die Landgemeinden bei der Regelung der Gemeindemitgliedschaft leiten ließen, nämlich von der Idee der Realgemeinde aus. Und vielleicht hat auch das ländliche Vorbild dabei unmittelbar mitgewirkt.

In der Zuständigkeit für Verwaltungsaufgaben und kommunale Rechtsprechung nehmen heute die meisten Forscher (auch z. B. Rietschel) eine gewisse Übereinstimmung zwischen Stadt- und Landgemeinde an; hauptsächlich nur über das Maß des Zusammenhangs gehen die Ansichten auseinander. Ich verweile hierbei diesmal nicht, da ich dem, was ich früher darüber ausgeführt habe, kaum etwas hinzufügen könnte [1]).

Spezielle städtische Kommunalorgane treten uns in der Zeit, in der die Städte an sich zum erstenmal als besondere Verfassungskörper empfunden werden, noch nicht entgegen. Die Entwicklung der Gemeinde vollzieht sich innerhalb des städtischen

---

1) Vgl. meine Besprechung von Küntzels „Maß- und Gewichtswesen“ in der Zeitschr. f. Social- und Wirtschaftsgesch. 3, S. 481 ff. und meine Besprechung von Keutgens „Ämter und Zünfte“ in Seeligers Histor. Vierteljahrschrift 1904, S. 552 ff.

Verfassungskörpers verhältnismäßig spät. Hauptsächlich erst mit der Schaffung des Rats erfolgt die Differenzierung der Stadt- und Landgemeinde, während auf den andern Gebieten der städtischen Verfassung die neuen Erscheinungen im allgemeinen früher wahrnehmbar werden. Im städtischen Gericht z. B. gelangt ein in wichtigen Beziehungen neues Recht schon zu einer Zeit zur Anwendung, in der noch nicht einmal die allerersten Anfänge einer spezifisch städtischen Gemeindeverfassung vorhanden sind. Bis in das 12. Jahrhundert hinein hat die Stadt als Gemeinde keine andern Organe als die Landgemeinde. Wenn sie das Schöffenkollegium für kommunale Zwecke verwendet, so dürften sich auch dafür analoge Verhältnisse auf dem Lande finden. Nicht in den Verwaltungsorganen, sondern in dem Reichtum der Verwaltungsgeschäfte unterscheidet sich einstweilen die Stadt- von der Landgemeinde.

Es verdient Beachtung, daß Seeliger, der, wie wir sahen, in der Bekämpfung unserer These[1]) bis zur Bestreitung der allgemeinen Verbreitung der Gemeinden im Mittelalter fortschreitet, sich schließlich doch zu dem Zugeständnis genötigt sieht[2]): „Die allgemeine kommunale Idee, welche schon längst in den Landgemeinden Verwirklichung gefunden hat, mag auch bei der Bildung der städtischen Gemeinde wirksam gewesen sein. Ein sehr allgemeiner Zusammenhang. Begnügt sich die ‚Landgemeindetheorie‘ mit dieser Annahme, dann ist gegen sie nichts einzuwenden.“

Ich befinde mich zu dem, was Seeliger hier sagt, in erheblichem Gegensatz. Er läßt die kommunale Idee der Landgemeinde „bei“ der Bildung der städtischen Gemeinde „auch wirksam gewesen sein“; andere Elemente sind ihm nämlich die Gilde — wir kommen darauf zurück — und noch weitere Dinge. Ich leite die Stadt als Gemeindeverband ganz direkt und nur aus

1) Ich erwähne noch, daß Seeliger, S. 87 f. gegen die Herleitung der Stadt- aus der Landgemeinde das Argument der Vertreter der Marktrechtstheorie (s. oben S. 413) und Rietschels wiederholt: die Verschiedenheit der räumlichen Ausdehnung.

2) S. 89.

der Landgemeinde her. Ihm ist der Zusammenhang zwischen Stadt- und Landgemeinde etwas Geringes, nur „sehr Allgemeines“. Ich sehe in ihm etwas Grundlegendes und durchaus Greifbares. Indessen trotz dieser abweichenden Schätzung ist mir SEELIGERS Zugeständnis doch wertvoll.

Von wie großer Wichtigkeit die Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Stadt- und Landgemeinde ist, davon überzeugen wir uns vollends, wenn wir uns jetzt einer Prüfung der neuen Versuche zuwenden, die Entstehung der Stadtgemeinde auf den Gildegedanken zurückzuführen.

Die Neigung, die Entstehung der Stadtverfassung aus dem Gildewesen zu erklären, ist ja sehr alt. Zu den mancherlei Theorien, in denen sie bisher ihren Ausdruck gefunden hat, ist kürzlich eine eigenartige hinzugekommen. In den Urkunden von drei Städten glaubt man einstweilen den Beweis für sie sehen zu können: Köln, Freiburg i. B., Tiel.

H. v. LŒSCH hat in einer sehr scharfsinnigen und nach mehr als einer Richtung hin belehrenden Untersuchung über „Die Kölner Kaufmannsgilde im 12. Jahrhundert“ (Trier 1904)[1]) dargelegt, daß im 12. Jahrhundert längere Zeit hindurch im Kölner Martinskirchspiel die Mitglieder einer Kaufmannsgilde und die Geburen auf demselben Pergament verzeichnet worden sind, und daraus den Schluß auf Identität von Gilde- und Gemeindevorstand gezogen. Er selbst hat hierauf freilich noch keineswegs eine neue Gildetheorie aufgebaut, vielmehr weiterhin sich gegen derartige Konstruktionen ablehnend verhalten[2]). Aber seine Studien gaben einem andern Autor, JOACHIM, eine wichtige Anregung, und in H. v. LŒSCHS Resultaten meinte dieser ein bedeutendes Beweismaterial für eine neue Anschauung von der Entstehung der Stadtgemeinde zu besitzen.

In erster Linie stützt JOACHIM seine These auf das älteste Freiburger Stadtrecht, in dem Konrad v. Zähringen erklärt:

---

1) Vgl. meine Besprechung dieser Schrift in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1905, S. 197 ff.

2) Vgl. Hansische Geschichtsblätter 1906, S. 420 ff.

mercatoribus personatis circumquaque convocatis quadam coniuratione id forum decrevi incipere et excolere.

Zunächst trug JOACHIM seine Ansicht in einer Abhandlung „Gilde und Stadtgemeinde in Freiburg i. B.“ (in: „Festgabe für A. HAGEDORN“, Hamburg und Leipzig 1906) vor. Als er dann Widerspruch erfuhr [1]), formulierte er seine Sätze in neuer Beweisführung in einem Aufsatz mit dem charakteristischen Titel „Die Gilde als Form städtischer Gemeindebildung“ (Westdeutsche Zeitschrift 1907, S. 80 ff.) [2]). Wir geben seine Anschauungen nach dieser zweiten Äußerung wieder. „Ich suche die rechtlichen Formen der Gemeindebildung zu ermitteln und komme zu dem Resultat, daß die Gemeinde der in älterer Zeit begründeten Marktansiedlungen ihrer Form nach eine Gilde, und zwar eine Kaufmannsgilde, gewesen ist. Da [!] die meisten rechtsrheinischen Städte, die ich zunächst allein im Auge habe, aus Marktansiedlungen entstanden sind, halte ich mich für berechtigt, die Gilde als die ursprüngliche Form der Stadtgemeinde schlechthin zu bezeichnen. Die komplizierteren Verhältnisse der Römerstädte, in denen sich überdies eine einheitliche Stadtgemeinde erst später und zwar unter dem Einfluß der — zum Teil nachträglich an sie angegliederten [3]) — Marktansiedlungen gebildet hat, lasse ich vorerst außer Betracht (S. 84).“

JOACHIM stellt sich hier nicht eine Gilde mit bestimmten beruflichen Zwecken vor, sondern eine Gilde von nur formalem Charakter. Er betont scharf, daß er „gar kein Anhänger“ der Theorie von NITZSCH sei (S. 85) [4]). Er sei „weit davon entfernt,

---

1) Von H. v. LŒSCH (s. die vorige Anmerkung), H. FLAMM (Kritische Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften, 2. Bd., S. 402 f.), OPPERMANN, (Westdeutsche Ztschr. 1906, S. 273 ff.).

2) Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß JOACHIMS Abhandlungen, wenngleich, wie wir sehen werden, ihr Hauptresultut unhaltbar ist, nebenbei manche hübsche Beobachtungen, namentlich zur Interpretation des Freiburger Stadtrechts, enthalten.

3) JOACHIM hat hier die Kölner Martinsgemeinde, die er auf Gründerleihe zurückführt, im Auge.

4) SCHMOLLER hat am 17. Dezember 1908 in der Berliner Akademie einen Vortrag über das ältere Gildewesen gehalten. In dem offiziellen Bericht darüber (Deutsche Literaturzeitung 1909, Sp. 205) heißt es: „Es wurden

anzunehmen, daß eine von der Gemeinde begrifflich verschiedene selbständige Korporation von Kaufleuten im weiteren oder engeren Sinn den Anstoß zur Bildung der Stadtgemeinde gegeben oder sie in sich durch Zusammenfallen des Personenkreises dargestellt habe". Die Stadtgemeinde sei nur in der Form einer Gilde organisiert worden, die Gilde nur die Siedlungsform der Marktorte, das Mittel zur Vollziehung der Besiedlung gewesen. „Die deutsche Stadtgemeinde ist dadurch entstanden, daß die Handel- und Gewerbetreibenden, die sich zur Ansiedlung in den neu begründeten Marktorten zusammenfanden und die bisher kein einigendes Band verknüpft hatte, durch Eidschwur die brüderlichen Pflichten der Gilde auf sich nahmen und damit eine Genossenschaft miteinander schlossen, welche eben die Marktgemeinde war" (S. 86). „Die Marktgemeinde bestand nach dem damaligen lehrreichen Sprachgebrauch, den man nicht verwischen darf, aus Kaufleuten" (S. 87). Das in der Freiburger Urkunde gebrauchte Wort coniuratio ist dort als Übersetzung des deutschen Terminus Gilde aufzufassen (S. 100). Es sei damit eine zwischen den Ansiedlern selbst geschlossene beschworene Einigung gemeint.

Mit der französischen „Kommune" will JOACHIM die Freiburger coniuratio nicht in Zusammenhang bringen. Von jener bemerkt er (S. 94), daß sie „nicht Form aller Gemeindebildung

---

in erster Linie die englischen und niederländischen Untersuchungen besprochen, die in der Hauptsache die Annahme von NITZSCH bestätigen, welche neuerdings auch bei seinen Gegnern Beifall gefunden hat, nämlich daß die Kaufmannsgilde die der Rats- und Stadtverfassung vorausgehende, vornehmlich dem 11. und 12. Jahrhundert angehörige Organisation für die Anfänge des Handels und des Rohstoffe kaufenden und verarbeitenden Handwerks war." Diese Eröffnung überrascht sehr. Welcher Gegner von NITZSCH hat denn neuerdings dessen Meinung Beifall gespendet? Auf JOACHIM trifft SCHMOLLERS Behauptung, wie man sieht, nicht zu (wobei wir noch davon absehen, daß er jetzt erst in die Reihe der städtegeschichtlichen Forscher eingetreten ist, also nicht als alter Gegner von NITZSCH gelten kann). SCHMOLLER wird nicht einen einzigen Autor namhaft machen können, der sich seine Behauptung gefallen läßt. Seine Äußerung weiter zu analysieren ist überflüssig. SEELIGER (S. 98) hat „neuerdings" auch mit aller wünschenswerten Entschiedenheit die Theorie von NITZSCH abgelehnt.

ist, vielmehr einen bestimmten fortgeschrittenen Typus der Gemeinde repräsentiert". „Die Kommune ist ferner . . . im Anfang des 12. Jahrhunderts freiwillig von den Stadtherren nicht zugestanden: sie ist ihnen im Kampf und in offener Empörung abgerungen worden" (S. 95). Die Freiburger coniuratio setzte aber solche Verhältnisse nicht voraus.

Über die Verhältnisse von Tiel liegt in des Mönchs Alpert Schrift De diversitate temporum ein höchst interessanter Bericht[1]) vor. JOACHIM schließt aus seinen Angaben, daß „in Tiel die Gemeinde der Marktansiedlung und die Kaufmannsgilde identisch waren"[2]).

Für Köln (genauer: für die Kölner Martinsgemeinde)[3]) nimmt JOACHIM auf Grund der Untersuchungen von H. v. LŒSCH dasselbe Verhältnis wie für Freiburg und Tiel an.

Beistimmung hat JOACHIM vor allem bei RIETSCHEL[4]) gefunden. Natürlich lehnt auch er die Gildetheorie von NITZSCH ab. Aber die These von JOACHIM eignet er sich vollkommen an. Daneben glaubt er, daß die Berücksichtigung des Verhältnisses von Stadt und Gilde noch über etwas anderes Aufklärung bringen werde, über die Fortbildung der Gemeindeverfassung. Diesen Sinn hat es offenbar, wenn er es beklagt, daß „die warnenden Worte GIERKES in der Deutschen Literaturzeitung 1892, S. 55 ff. (in dem Referat über HEGELS „Städte und Gilden")[5])

---

1) S. die Stelle bei KEUTGEN, Urkunden S. 44 f.

2) Festgabe für HAGEDORN S. 28; Die Gilde als Form städtischer Gemeindebildung S. 88 und S. 106.

3) Die genannten drei Städte sind es, auf die JOACHIM seine Theorie in bestimmter Weise stützt. Er zeigt aber die Neigung, fast in der Weise, wie es früher KÖHNE und LIESEGANG getan, alle möglichen Städte mit Gilden zu bevölkern, wie er sich denn auch bezeichnenderweise auf jene Autoren beruft (Festgabe für HAGEDORN S. 32). Vgl. dagegen meine Ausführungen in den Gött. Gel. Anz. 1891, S. 765 ff. und Ztschr. des Aachener Geschichtsvereins 19, S. 231.

4) Ztschr. d. Savigny-Stiftung, German. Abteil., Bd. 28, S. 521 ff.; Hist. Ztschr. 102, S. 263.

5) Vgl. gegen diese Rezension GIERKES HEGEL, Hist. Ztschr. 70, S. 442 ff. und meine Ausführungen in den Gött. Gel. Anz. 1892, S. 406 ff.

leider viel zu wenig gewürdigt worden sind". Soweit GIERKE für NITZSCH eingetreten ist, wird RIETSCHEL nicht sein Anhänger sein wollen. Dagegen scheint es seinen Beifall zu finden, wenn GIERKE betont, daß durch Aufnahme des Gildegedankens der Bürgerverband erst zu dem geworden ist, was ihn vom ländlichen Markt- und Gerichtsverbande unterschied [1]).

Gewisse Bestandteile der Gildetheorie, freilich nur wenige, läßt auch SEELIGER gelten.

Was JOACHIM vorträgt, ist, wie man sieht, eine neue Auffassung. Aber die neue Gildetheorie besteht, um es sogleich zu sagen, nicht stärker die Probe als die alten [2]).

Wir wenden uns zuerst der coniuratio von Freiburg zu, auf dessen Urkunde JOACHIM sein Gebäude vornehmlich stützt.

Wenn er für diese coniuratio den Charakter einer Gilde beansprucht, so wird es doch in erster Linie darauf ankommen,

1) Vgl. hierzu GIERKE, Das deutsche Genossenschaftsrecht I, S. 264: „Der Unterschied der alten Bauern- von der neuen Bürgergemeinde bestand . . . darin, daß die alte Gemeinde das neue Prinzip der Einung in sich aufnahm und aus der Verschmelzung und Durchdringung beider Rechtsbegriffe den neuen Begriff der Kommune, der Stadtgemeinde erzeugte." S. 271: „Auch die entstehende Organisation (der Stadtgemeinde) war eine Folge der Verbindung des Einungswesens mit der altgermanischen Gemeindegenossenschaft; denn erst durch die Aufnahme des Einungsprinzips wurde der Begriff eines Gemeinde*vorstands* in den eines Gemeinde*organs* verwandelt."

2) Eine Kritik der älteren Gildetheorien habe ich namentlich gegeben in meiner Abhandlung „Die Bedeutung der Gilden für die Entstehung der deutschen Stadtverfassung", Jahrbücher für Nationalökonomie Bd. 58, S. 56 ff., ferner in den Gött. Gel. Anzeigen 1891, S. 762 ff. und 1892, S. 406 ff. Weiter habe ich wiederholt in Rezensionen die Gildetheorie, besonders auch die Anschauung, daß „die öffentlich-rechtlichen Funktionen von der Gilde auf den Schöffensenat übergegangen" seien (Beiträge zur Geschichte, vornehmlich Kölns und der Rheinlande, Mevissen-Festschrift S. 284), bekämpft (vgl. z. B. Histor. Ztschr. 76, S. 481). Gegen SEELIGER S. 98 bemerke ich, daß ich nicht „im Anschluß an HEGEL" („Städte und Gilden"), sondern unabhängig von ihm eine Kritik der Gildetheorie gegeben habe (einige hierhergehörige Äußerungen von mir sind sogar älter als jenes Buch HEGELS). — Von Stimmen gegen die ältere Gildetheorie, die in der jüngsten Zeit laut geworden sind, erwähne ich die Jenenser Dissertation von E. F. DÖRING, Studien zur Verfassungsgeschichte von Leicester (1908), welche für diese Stadt die These ablehnt, daß die Gilde von Anfang an Verwaltungsorgan gewesen sei.

zu bestimmen, ob sie die wesentlichen Züge besitzt, die in jener Zeit einer Gilde eigen waren. Nun finden wir, daß ein Hauptstück bei allen Gilden die gesellige Seite bildet, in dem Grade, daß mitunter die Gilde schlechthin als convivium bezeichnet war. Indessen nehmen wir hiervon bei der Freiburger coniuratio gar nichts wahr, und es wäre auch nicht so einfach, sich Gelage der gesamten Bürgerschaft überhaupt nur vorzustellen. Ein anderes Hauptstück macht bei den deutschen Gilden jener Zeit die soziale Abschließung aus. Wo wir ihnen begegnen, finden wir regelmäßig, daß eine bestimmte Gruppe sich abschließt, mit der Tendenz, Angehörige von Kreisen, die man niedriger schätzt, fernzuhalten. Namentlich die Gewandschneider und etwa noch andere Kaufleute suchen auf diese Weise eine Grenze gegen die Handwerker zu ziehen: will ein Handwerker ihrer Gemeinschaft beitreten, so muß er zum mindesten zuvor sein Handwerk aufgeben [1]). Hiergegen halte man die Ansiedlermenge, die bei der Begründung einer Stadt herbeiströmt. Lediglich aus Kaufleuten kann sich die Einwohnerschaft einer Stadt nie zusammensetzen; es müssen (um von Ackerbürgern usw. abzusehen) noch Handwerker hinzukommen, und zwar in einer größeren Zahl, als sie die Kaufleute darstellen. Man darf sich auch nicht darauf zurückziehen, daß bloß die Kaufleute in jener Zeit das formelle Bürgerrecht besessen hätten. Nachweislich haben auch Handwerker im 12. Jahrhundert Anteil am Bürgerrecht gehabt [2]). Und setzen wir selbst einen Bürgerkreis voraus, der klein an Zahl ist; es handelte sich doch auch dann nicht um eine einheitliche Gruppe. Bei der Gründung einer Stadt stellten sich Personen ein, die vorher nichts voneinander gewußt hatten. Es ist schwer zu glauben, daß bei diesen sofort die Neigung hervorbrach, sich zu

1) Vgl. übrigens Vierteljahrschr. für Social- und Wirtschaftsgesch. 1909, S. 341.

2) Hierauf habe ich schon in meinem „Ursprung der deutschen Stadtverfassung“ (1892) hingewiesen. Joachim (s. oben S. 429) meint, man dürfe den damaligen Sprachgebrauch, wonach die Marktgemeinde aus Kaufleuten — mercatores — bestanden habe, nicht verwischen. Man darf aber vor allem nicht die Augen gegen die Tatsache verschließen, daß in jener Zeit das Wort mercator den Handwerker mit umfaßt.

einer Gilde zusammenzutun. Uns scheint dies mit dem Charakter der Gilde ganz unvereinbar: die Gildebrüder erstrebten, wie den Abschluß nach außen, so die innige Vereinigung nach innen und sahen sich jeden Bewerber gewiß recht gründlich an [1]).

Wie hiermit schon ausgesprochen ist, stellt ein drittes Hauptstück der Gilde die Freiwilligkeit der Aufnahme dar. Von dieser aber zeigt uns die Gründung einer Stadt das offenbare Gegenteil. Derjenige wird Bürger, der vom Stadtherrn eine Hofstätte erhält. Durch die Zuteilung eines Grundstücks seitens des Herrn wird die Zugehörigkeit zur Bürgerschaft bestimmt. Nicht freier Entschluß, einer Gilde beizutreten, sondern die Bereitwilligkeit, sich dem Zwangsverband einzugliedern, der durch die Gründung der Stadt geschaffen wurde, führte die Ansiedler zusammen. Freilich schuf der Stadtherr nicht bewußtermaßen neu eine Gemeinde, sondern es war für ihn selbstverständlich, daß er der Ansiedlung die Form der üblichen Gemeinde gab. Die Gemeinde stand ihm mit der Absteckung des Raumes als etwas Vorhandenes, Fertiges vor Augen. Im weiteren Verlauf verfügte dann die Stadtgemeinde selbständig über die Mitgliedschaft. Aber auch dies war nicht etwa die Wirkung der Aufnahme des Gildegedankens, sondern die Konsequenz des Zusammenhangs mit der Landgemeinde. Und jedenfalls bestand im Moment der Gründung — diesen will ja Joachim festhalten — keinerlei Freiwilligkeit der Aufnahme, was doch Voraussetzung des Bestehens einer Gilde wäre.

Gemeinsam mit der Gilde hat die Freiburger coniuratio lediglich den Eidschwur. Aber die Zahl der Verbände und Vereinigungen, die sich eidlich verpflichten, ist im Mittelalter so groß [2]), daß wahrlich der Eid nicht für sich allein als kennzeichnendes Merkmal eines bestimmten Kreises dienen kann. Wenn ferner Joachim sich darauf beruft, daß das Wort coniuratio

1) H. v. Lœsch, Hansische Geschichtsblätter 1906, S. 424 ff. bemerkt mit Recht gegen Joachim, daß es dem Wesen der Kaufmannsgilden zuwiderlaufe, die Masse der Handwerker aufzunehmen. In der Verkennung dieser Tatsache berührt sich Joachim mit Nitzsch, wenngleich er ja dessen spezielle Anschauungen nicht teilt.

2) Ich kann hier nur an das erinnern, was ich in meiner „Entstehung der deutschen Stadtgemeinde" S. 93 ff. ausgeführt habe. Vgl. ferner Jahrbücher für Nationalökonomie Bd. 58, S. 67.

gelegentlich für das deutsche Wort Gilde gebraucht worden sei [1]), so handelt es sich hier doch nur um vereinzelte Fälle. Während er sich nun auf diese seltene Anwendung des Wortes zurückzieht, will er gar nicht den Gedanken gelten lassen, daß es in dem Sinne stehe, den es im 12. Jahrhundert oft hat und der als seine technische Bedeutung gelten darf: in dem der nordfranzösisch-niederländischen „Kommune“.

Über den Charakter und die historische Stellung dieser coniurationes habe ich mich mehrfach geäußert [2]) und hebe deshalb jetzt nur hervor, was für den Zusammenhang unserer Erörterung notwendig ist. Früher hat man sie auch als Gilden gedeutet und ihre Bedeutung sehr überschätzt. Heute geschieht dies in Deutschland nicht mehr. Nur in Frankreich begegnet noch jene Überschätzung [3]). Die coniurationes sind stets Vereinigungen einer schon vorhandenen Stadtgemeinde; sie setzen die Existenz einer solchen voraus, schaffen sie nicht erst; die Beteiligung an einer coniuratio ist auf den Kreis der Einwohner beschränkt; die coniurati und die Bürger fallen prinzipiell zusammen. Es bedarf hiernach keiner weiteren Darlegung, daß die coniuratio als Gilde nicht aufgefaßt werden darf. Der Zweck der Verschwörung kann vorübergehend, aber auch dauernd sein. Der Stadtherr hat etwa eine Gewaltsamkeit gegen die Bürgerschaft verübt, die sich nun eidlich — sämtliche cives tun es — gegen ihn verbindet [4]). Mit der bloßen Abwehr kann der Zweck der coniuratio erledigt sein. Es kommt jedoch auch vor, und zwar nicht selten, daß mit der Erhebung zugleich mehr oder weniger dauernde Verfassungseinrichtungen geschaffen werden.

---

1) Festgabe für Hagedorn S. 69 Anm. 4; Die Gilde als Form städtischer Gemeindebildung S. 90 Anm. 80.

2) Vgl. z. B. Jahrbücher für Nationalökonomie a. a. O. S. 65 ff.; Gött. Gel. Anzeigen 1892, S. 414 ff.

3) So bei Luchaire, Les communes françaises à l'époque des Capétiens directs, und bei Viollet, Les communes françaises au moyen-âge. Vgl. meine Ausführungen zu diesen Werken in der Hist. Ztschr. 70, S. 532 f. und 92, S. 315 f.

4) Vgl. das bekannte Beispiel aus Kamerich. Reinecke, Geschichte der Stadt Cambrai bis 1227, S. 100 ff.

Die Bedeutung der coniurationes nach dieser Richtung hin zu überschätzen, hindert uns freilich die Beobachtung, daß Städte, die eine solche Schwurvereinigung nie gehabt haben, in der Ausbildung der Verfassung und des Stadtrechts überhaupt hinter den andern nicht zurückbleiben. Immerhin stellt die coniuratio eine charakteristische Form, durch die viele Gemeinden neue Rechte erwerben und ihre Einrichtungen fortbilden, dar[1], und diese Form ist einem bestimmten landschaftlichen Gebiet besonders eigen.

Nach dem eigentlichen Deutschland hat sie sich auch ausgebreitet, indessen, wie es scheint, nur sehr wenige Städte erfaßt. Vor allem sind hier Köln — mit der lakonischen Notiz zum Jahre 1112: coniuratio Coloniae facta est pro libertate[2] — und Trier — mit etwas ergiebigeren Nachrichten[3] — zu nennen. Ein Ableger der nordfranzösisch-niederländischen Bewegung wird ebenso die coniuratio von Freiburg sein. So hat sie schon vor langer Zeit KEUTGEN[4] zögernd, neuerdings H. v. LŒSCH[5] in bestimmter Weise gedeutet.

JOACHIM wendet gegen LŒSCH ein, daß die coniurationes durchaus in offener Auflehnung gegen die bisherigen Machthaber aufkommen, und daß die französische Kommune im Anfang des 12. Jahrhunderts freiwillig von den Stadtherren noch nicht zugestanden werde[6]. Gewiß hat die coniuratio jenen Ursprung.

---

1) Wir können hiernach die oben mitgeteilte Formulierung JOACHIMS, die coniuratio sei „nicht Form aller Gemeindebildung“, wohl akzeptieren.

2) Zur Deutung dieser Nachricht vgl. neuerdings JOACHIM, Die Gilde als Form städtischer Gemeindebildung S. 93 und S. 103 Anm. 51; SEELIGER S. 69; HOLTSCHMIDT, Die Kölner Ratsverfassung 1396—1513, S. 4; HEYMANN, Savigny-Ztschr., Germ. Abt., Bd. 28, S. 599. Die Kölner coniuratio dürfte nur einen vorübergehenden Zweck gehabt haben. WAITZ, Verfassungsgeschichte 7, S. 397 ff. und m. Entstehung d. deutschen Stadtg. S. 42.

3) Vgl. SCHOOP, Verfassungsgeschichte von Trier S. 103; JOACHIM, Die Gilde als Form städtischer Gemeindebildung S. 92 Anm. 23. Gegen JOACHIMS Bemerkungen über Trier lassen sich Einwendungen machen.

4) Vgl. JOACHIM a. a. O. S. 92; Festgabe für HAGEDORN S. 70 f.

5) Auch OPPERMANN vertritt diese Ansicht, freilich in besonderer Formulierung.

6) JOACHIM, Die Gilde als Form städtischer Gemeindebildung S. 95 f.

Aber JOACHIM setzt das Alter der friedlichen coniurationes zu spät an[1]) und bildet überhaupt mit Unrecht zwei chronologisch scharf gesonderte Entwicklungsperioden[2]). Tatsächlich gehen im 12. Jahrhundert beide Arten der coniuratio nebeneinander her. Schon früh ist zu der usurpatorischen die legale getreten. Und setzen wir auch den Fall, die coniurationes in Frankreich und den Niederlanden hätten zur Zeit der Gründung Freiburgs durchweg den Charakter offener Auflehnungen gegen die Stadtherrschaft besessen, so bliebe doch die Möglichkeit, daß das, was in einem Lande ein revolutionäres Angesicht hat, in einem andern eine friedlichere Gestalt gewinnt. Einen Beleg für einen solchen Vorgang liefert ja in eben jener Zeit die Geschichte des Stadtrats: während in Italien der Titel der consules der Spitze einer vom Stadtherrn freien Gemeinde beigelegt wird, geben ihn in Deutschland die Stadtherren im 12. Jahrhundert einem Ausschuß, der einer von ihnen noch recht abhängigen Stadt angehört und auch noch nicht die Spitze der Gemeinde darstellt[3]). In gleicher

---

1) E. MAYER, Deutsche und französische Verfassungsgeschichte 1, S. 536 f. „Der Graf von Nevers behauptet über die Ortschaft Vezelay die advocatia, die ihm das Kloster bestreitet. Deshalb fordert er die Einwohner auf, untereinander eine coniuratio zu schließen und ihm, dem Grafen, fidelitas zu leisten; dann verspricht er Schutz (si mutuam confoederationem ad invicem iurantes ad me quoque fidelitatem servare volueritis, ubique meo fruemini praesidio). Noch deutlicher aber ist es, wenn die älteste Kommunalcharte, die wir in ihrer ursprünglichen Gestalt besitzen, die von St. Omer, erwähnt, daß der König von Frankreich, der Graf und andere Vornehme die Kommune eidlich bestärkt haben (1127: hanc communionem tenendam, has suprascriptas consuetudines et conventiones esse observandas fide promiserunt et sacramento confirmaverunt). In den späteren Kommunalurkunden hat sich das in die bloße Konzession der Urkunde verwandelt. Geht man aber von der älteren Form aus, so hat der König eben die Eidgenossenschaft mit beschworen, ist der vornehmste Eidgenosse, und die Eidgenossen stehen unter seinem Schutz . . . Juristisch denkt man sich das Verhältnis dann später so, daß der König die Gemeinde mit der ‚Kommune' belehnt hat."

2) JOACHIM S. 96 erwähnt, daß „noch hundert Jahre später ein französischer Prediger die Existenz der Kommune als einen Raub an den Rechten der herrschenden Klassen betrachtet". Daß aber vorher schon friedliche coniurationes vorgekommen waren, wird er nicht bestreiten wollen.

3) Vgl. meine Entstehung der deutschen Stadtgemeinde S. 101 f.

Weise hätte auch der Zähringer der anderswo großes Aufsehen erregenden coniuratio auf seinem Gebiet einen bescheideneren, friedlicheren Platz geben können. Indessen, wir sind nicht genötigt, zu dieser Hypothese unsere Zuflucht zu nehmen, da ja zur Zeit der Gründung Freiburgs Frankreich schon das Vorbild für eine vom Stadtherrn eingerichtete coniuratio bot [1]).

Gehen wir zu den Städten Köln und Tiel, den weiteren Stützen der Gildetheorie Joachims, über, so vermögen deren Gilden uns noch viel weniger für die neue Auffassung zu gewinnen.

In Köln besteht im 12. Jahrhundert eine echte Kaufmannsgilde, mit den echten Zügen einer Gilde: ihre Mitglieder halten die Handwerker, auch sogar einige Gruppen von Händlern von sich fern [2]). Und diese Gilde — wird der Leser unwillig fragen — soll mit der Stadtgemeinde oder auch nur einer Sondergemeinde identisch sein? Man ebnet uns den Weg in folgender Weise.

---

1) Joachim S. 96 führt die Angabe des Freiburger Stadtrodels an, daß Heinrich V. und die Fürsten des Reichs der Gründung Freiburgs zugestimmt haben, und fragt, ob es denkbar sei, daß derselbe König Heinrich, der 1107 gegen die Kommune in Kamerich eingeschritten war, in Freiburg die Errichtung einer coniuratio genehmigt habe. Von allem andern abgesehen — ist denn die Angabe des Stadtrodels historisch? — H. v. Lœsch und Oppermann sehen das Muster für die Freiburger coniuratio in der Kölner von 1112. Mir ist es das wahrscheinlichste, daß man französisch-niederländischen coniurationes im allgemeinen folgte; man hatte in Deutschland gewiß von ihnen Kenntnis. Jedenfalls vermag ich Oppermann nicht beizustimmen, wenn er im weiteren Rückschluß von Freiburg auf Köln die Kölner Stadtverfassung zu rekonstruieren unternimmt.

2) H. v. Lœsch, Die Kölner Kaufmannsgilde S. 38 ff. Joachim, Festgabe für Hagedorn S. 30 Anm. 3 fühlt sich durch diese Tatsache selbstverständlich sehr behindert. Er will sie deshalb, wie weiter im Text zu erwähnen, nur als ein Produkt späterer Entwicklung gelten lassen, mit der Begründung: „Die ausdrückliche Bestimmung des Ausschlusses von Handwerkern, die sich bei norddeutschen und niederländischen Kaufmannsgilden findet, erlaubt den sicheren Rückschluß auf eine in dieser Beziehung eingetretene Veränderung.“ Allein auf dem Wege könnte man alles beweisen. Natürlich wird stets, auch in den frühesten Zeiten, die Neigung, in eine Genossenschaft zu kommen, bei vielen Nichtberufenen vorhanden gewesen zu sein. Der formell gefaßte Beschluß, solche fernzuhalten, ist darum gar kein Beweis dafür, daß sie einst freien Eintritt gehabt hätten.

Gildeliste und Bürgerliste von St. Martin werden, wenigstens eine Zeitlang, auf demselben Pergament geführt. Daraus ergibt sich, daß Gilde und Gemeinde dasselbe „Bureau“, denselben Vorstand[1]) haben. Dieser Umstand sodann „läßt auf eine Zeit schließen, wo die Gilde selbst nichts anderes war als die Gemeinde“ [2]). Man kann zwar nicht leugnen, daß in historischer Zeit die Gemeinde in der Kaufmannsgilde nicht aufging. Aber „ursprünglich können der Gilde auch Handwerker als Mitglieder nicht gefehlt haben“; deren Fernhaltung sei „eine spätere Stufe der Entwicklung“ [3]). Die Notwendigkeit dieser Annahme leuchtet doch nicht ein. Die Identität der Vorstände könnte sich ja auch aus der Identität der führenden Schicht in Gilde und Gemeinde erklären [4]). Und sind nun wirklich Gildevorstand und Gemeindevorstand identisch? Man stellt sich die Verhältnisse jener Zeit zu großartig vor, wenn man erhaben vom „Bureau“ spricht. Bei der Einfachheit der damaligen Zustände konnte ein Schreiber alles, was für die Martinsgemeinde und die Kaufmannsgilde zu schreiben war, bewältigen. Eine Lokalität genügte als Raum für die Schreibarbeiten beider. Und man war gewiß auch sparsam genug, um das Stück Pergament, das man einmal besaß, für zweierlei Zwecke zu verwenden. Die Benutzung desselben Blattes ist eben ein rein tatsächliches Verhältnis. Übrigens geben wir sehr gern die Möglichkeit zu, daß mehrere angesehene Bürger im Gemeinde- und im Gildevorstand zugleich saßen. Derartiges findet sich ja zu allen Zeiten in entsprechenden Verhältnissen. Aber ebenso darf man von allen Zeiten sagen, daß sie auch bei tatsächlicher Übereinstimmung des Personenkreises doch immer Amt und Person auseinandergehalten haben. Für Köln eine Ausnahme vorauszusetzen liegt am wenigsten Veranlassung vor, da doch das überlieferte Pergamentstück zeigt, daß man Gildebrüder und Gemeindemitglieder getrennt aufführte und also be-

1) Seeliger S. 97 stimmt in diesem Punkt Joachim bei. Eine Erklärung für diese „Tatsache“ zu geben sieht er sich außer stande. Er bestreitet jedoch, daß „die Parochialorganisation das Ergebnis der Gildebildung ist“.

2) Joachim, Die Gilde als Form städtischer Gemeindebildung S. 107.

3) Joachim, Festgabe für Hagedorn S. 30.

4) So H. v. Lœsch in seiner Kritik der Theorie Joachims.

grifflich trennte. Man beachte ferner, daß man nur eine Zeitlang dasselbe Blatt benutzte. Man führte nicht grundsätzlich die Listen auf dem gleichen Pergament. Nicht in irgendeiner Verfassungseinrichtung, sondern lediglich in der Pergamentökonomie liegt die Ursache der Erscheinung, die man mit so viel Aufwand erklären will.

Zu allem Gesagten ist noch hinzunehmen, daß die These von der Bedeutung der Gilde für die Bildung der Stadtgemeinde doch nur dann volle Geltung haben könnte, wenn die Kölner Gesamtgemeinde aus der Sondergemeinde St. Martin hervorgegangen wäre. Es ist aber, wie wir schon wissen (S. 423), zum mindesten nicht ausgemacht, daß diese ein höheres Alter besitzt als jene. Und wie haben sich ferner die andern Sondergemeinden gebildet, die ungefähr gleichaltrig mit St. Martin sind? Stellte bei ihnen auch je eine Gilde die „Form städtischer Gemeindebildung“ dar? Diese Schwierigkeiten haben JOACHIM wohl bedrückt, als er die Worte niederschrieb: „Die komplizierten Verhältnisse der Römerstädte lasse ich vorerst außer Betracht[1]).

1) SEELIGER S. 96 f. betont gegenüber JOACHIM, daß wir für dieselbe Zeit, aus der unsere Nachrichten über die Kölner Gilde und ihre Beziehungen zu St. Martin stammen — Mitte des 12. Jahrhunderts —, auch Quellen über die Existenz und die Tätigkeit der Gesamtgemeinde besitzen, daß also die Martinsparochie nicht „der“ Träger der Stadtverfassung Kölns sein könne. JOACHIM wird freilich darauf mit einem Hinweis auf eine vorausgegangene Entwicklung erwidern. Indessen hat doch SEELIGER mit seinem Einwand nicht unrecht. Nur dürfte das eigentlich Entscheidende darin, daß die Kölner Gesamtgemeinde nicht ein so junges Produkt ist, wie SEELIGER meint (s. oben), und in ihrem Zusammenhang mit der Landgemeinde liegen. — SEELIGER (S. 98) tadelt es scharf, daß RIETSCHEL „JOACHIMS Gildetheorie als erwünschte Ergänzung und Fortbildung der Ansicht BELOWS“ auffaßt, und findet darin einen Widerspruch. Mir scheint in der Tat ein solcher bei RIETSCHEL vorzuliegen, obgleich man sagen darf, daß er die Bedeutung der Gilde für die Stadtgemeinde nicht auf deren Entstehung beschränkt, sondern mit GIERKE zugleich auch an den Einfluß auf ihre Fortbildung denkt. Aber SEELIGER macht sich eines ähnlichen Widerspruchs schuldig. Denn nachdem er bemerkt hat (s. oben S. 426), daß „die allgemeine kommunale Idee, welche schon längst in den Landgemeinden Verwirklichung gefunden hat, auch bei der Bildung der städtischen Gemeinde wirksam gewesen sein mag“, erklärt er einige Seiten später (S. 99): „Das in den Städten verbreitete Gildewesen ist

In Tiel, einem Ort, der für den Handel in Alperts Zeit größere Bedeutung gehabt hat als später, fiel diesem Kleriker auf, daß die Tielenses für sich ein Recht beanspruchen, das nicht Landrecht[1]) ist, sondern von ihm durch die Berücksichtigung kaufmännischer Interessen abweicht. Er notierte ferner als bemerkenswert die Gelage, die sie abhalten. Im Eingang seiner Schilderung spricht er nicht von den Tielenses, sondern von den mercatores Tielenses, so daß er beide gleichzusetzen scheint. Dies veranlaßt Joachim zur Gleichsetzung von Gemeinde und Gilde. Aber wir haben uns doch zu fragen, ob es Alperts Absicht war, seine Aussagen wirklich auf alle einzelnen Einwohner Tiels oder auch nur auf alle ihre Gruppen zu beziehen. Wir dürfen an seine Erzählung nicht mit der Erwartung herantreten, in ihr die Korrektheit einer Urkunde zu finden; er schreibt bloß als Kleriker, der merkwürdige Dinge verzeichnet. Jene Frage zu bejahen, hindert uns bereits das, was er über die Gelage der Tielenses erzählt. Nimmt man ihn genau beim Wort, so müßten wir glauben, daß er die ganze Gemeinde Tiel als eine einzige Kneipbruderschaft ansieht. Wir lesen bei ihm unter anderem: pecuniam simul conferunt et hanc partitam singulis ad lucra distribuunt et ex his quoscunque potus certis temporibus

---

denselben genossenschaftlichen Tendenzen des germanischen Lebens entsprungen wie die Gemeinden; es ist vielfach vor der Organisation der bürgerlichen Gemeinden vorhanden; es hat sicherlich für die Erweckung des kommunalen Gedankens gewirkt und dessen Sieg vorbereitet. Darin liegt die allgemeine Bedeutung der Gilde für die Stadtverfassung.“ Also auch Seeliger führt die Bildung von städtischen Gemeinden sowohl auf die in der Landgemeinde liegende Idee wie auf das Gildewesen zurück. Übrigens möchte ich hier gegenüber Seeliger und zugleich gegenüber allen andern, die von einer Einwirkung der Gilden auf die Entstehung der Stadtverfassung sprechen, daran erinnern, daß es schon lange vor dem Aufkommen der Städte Gilden gegeben hat. Wenn die Gilde die Kraft und Neigung hatte, das Gemeindewesen zu beleben oder gar ein Gemeindewesen hervorzubringen, warum hat sie diese Wirkung nicht in vorstädtischer Zeit auf die ländlichen Verhältnisse ausgeübt? Warum spricht man nicht von der Entstehung der Landgemeinde aus der Gilde oder ihrer Umbildung durch diese?

1) Wir treffen den Sinn Alperts mit diesem Ausdruck, wenn er auch erst für eine spätere Zeit nachweisbar ist.

in anno cernunt[1]). Wer will bestreiten, daß diese Worte nur auf einen engeren Kreis gedeutet werden können? Auf der anderen Seite bezieht sich Alperts Bericht über die Anwendung des sich bildenden Stadtrechts ganz gewiß auf einen lokalen Gerichtsbezirk, nicht auf eine personale Gerichtsgemeinde. Eine solche begegnet uns ja in der Geschichte der aufkommenden Städte nirgends. Das sich bildende Stadtrecht gelangt von Anfang an im Rahmen eines alten lokalen Gerichtsbezirks zur Anwendung.

Hiernach werden wir den Inhalt der Erzählung Alperts dahin zusammenfassen, daß er zunächst über die Abweichungen des sich bildenden Stadtrechts vom Landrecht spricht, wobei der ganze Gerichtsbezirk Tiel in Betracht kommt, und sodann die Gelage eines bestimmten Kreises schildert. Diesen mit vollkommener Sicherheit als Gilde zu bezeichnen wäre kühn. Allerdings weist der Umstand, daß die Mitglieder des Kreises Trinkgelage an bestimmten Tagen auf gemeinsame Kosten abhalten, mit sehr großer Wahrscheinlichkeit dahin, wenigstens unter der Voraussetzung, daß die Gelage ein wesentliches Stück der Gilde ausmachen, die gerade für Joachim, wie wir bei seiner Darstellung der Freiburger Verhältnisse sahen, kaum zu bestehen scheint. Ob wir sodann nach Alperts Bericht eine Kaufmannsgilde oder eine rein gesellige Vereinigung anzunehmen haben[2]), darüber können die Ansichten auseinandergehen. Ich würde

---

1) H. v. Lœsch schlägt mir folgende Erklärung dieser Stelle vor: einzelne Mitglieder, vielleicht jedesmal einer, erhalten Darlehen und bestreiten aus dem damit erzielten Gewinn die Gelagekosten. Es ist nicht notwendig, bei den singuli an die Gildevorsteher zu denken. „In Köln" — bemerkt H. v. Lœsch — „pflegen allerdings die Meister der Zünfte und auch anderer Korporationen den ‚Dienst' zu leisten; bei den Wechslern aber übernehmen drei beliebige, durch das Los bestimmte Mitglieder das Geld der Genossenschaft mit der Verpflichtung, ein großes Mahl zu geben. Auch nach der Tieler Stelle wäre eine derartige Einrichtung möglich."

2) Vgl. H. v. Lœsch, Die Kölner Kaufmannsgilde S. 6: „Aus Alperts Sittenbeschreibung ist nur zu entnehmen, daß die Gilde gesellige Zwecke verfolgte. Ob sie auch Berufsinteressen diente, wie man wohl vermuten darf, ob sie insbesondere schon Vorrechte besaß, läßt sich nicht feststellen."

mich für das erstere aus dem allgemeinen Grunde entscheiden, daß in jener Zeit Gilden von rein geselligem Charakter wohl kaum üblich gewesen sind. Unter allen Umständen aber nötigt uns nichts in Alperts Sätzen, die Identität von Gilde und Gemeinde vorauszusetzen.

Wir haben jetzt die sämtlichen Beweismittel der Gildetheorie Joachims vorgeführt, und es dürfte klar sein, daß ihnen jeglicher Beweiswert fehlt. Es überrascht, zu sehen, daß ein Autor, dem wissenschaftlicher Ernst und kritische Beanlagung nicht abzusprechen sind, einen solchen Weg gehen konnte, und daß seine Auffassung bei einem Forscher von dem gesunden Urteil Rietschels Zustimmung gefunden hat. Den Schlüssel dafür haben wir gewiß hauptsächlich darin zu suchen, daß durch Rietschels „Markt und Stadt“ die Anschauung von dem Ursprung der Stadt- aus der Landgemeinde beseitigt schien und man sich doch nun um eine neue Erklärung für die Herkunft der aufkommenden Stadtgemeinde bemühen mußte. Indem man die allergesündeste Deutung beiseiteschob, verfiel man einer ganz künstlichen Theorie. Es kann nicht wirksamer als durch den Hinweis auf deren Unnatur dargetan werden, wie unentbehrlich es ist, den Zusammenhang von Stadt- und Landgemeinde zu beachten.

Die neue Theorie sollte das Problem des äußeren Verbandes der sich bildenden Stadtgemeinde lösen. Ihre Vertreter haben die älteren Versuche, die Organe der städtischen Gemeinde aus Organen der Gilde und die Gemeindekompetenz aus der Gildekompetenz herzuleiten, erfreulicherweise nicht wiederholt, vielmehr sich im wesentlichen [1]) gegen sie ablehnend verhalten.

---

1) Ein ganz klein wenig findet sich allerdings hiervon. Vgl. Rietschel, Histor. Ztschr. 102, S. 263: „Waren es in der einen Stadt die Schöffen, in denen die städtische Gemeinde ihre ersten Organe fand, so schuf sich die andere Stadt ihre Organisation in der Form der Schwurgenossenschaft, der Gilde“ (in einer Anmerkung wird hier auf die Arbeiten von Joachim hingewiesen). Rietschel hebt zwar hervor (S. 264), daß „die Schwurgenossenschaft als Grundlage der Ratskompetenzen so gut wie gar nicht zutage tritt“. Aber er macht mit dem „so gut wie gar nicht“ doch eine kleine Konzession,

Dagegen schreibt RIETSCHEL nach dem Vorgang von GIERKE[1]), wie schon angedeutet (S. 431), der Gilde neben der Schaffung des äußeren Verbandes noch die Bedeutung zu, daß sie die Fortbildung der Gemeinde bewirkt. Wir vermögen aber auch hierin ihm nicht zu folgen. Wohl kann es als ein Verdienst gelten, nachdrücklich zu betonen, daß der Forschung in der eingehenden Darlegung der weiteren Entwicklung der Stadtgemeinde, der Steigerung ihrer Handlungsfähigkeit[2]), noch eine wichtige Aufgabe gestellt ist. Indessen wird der Hinweis auf die Aufnahme des Gildegedankens die Lösung der Rätsels nicht bringen. Schon in den Markgenossenschaften des früheren Mittelalters war eine gewisse Selbständigkeit der Gesamtheit als solcher gegenüber den Mitgliedern anerkannt[3]). Und ebenso wie die Markgenossen-

---

und in der zugehörigen Anmerkung spricht er von „Ausnahmen“, die „sich dadurch erklären, daß bei der Einführung der bereits fertig ausgebildeten Ratsverfassung in einzelnen Städten an die ältere Kommunalverfassung angeknüpft und bei der Bildung des Rates ältere Kollegien, Schöffenkollegien oder Gildeausschüsse, berücksichtigt wurden“. RIETSCHEL fügt dann jedoch einschränkend hinzu: „Aber das rechtfertigt in keiner Weise, das Institut des Rates selbst aus der Schöffenverfassung oder Gildeverfassung herzuleiten.“ — Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes möchte ich auch gegen die kleinen Zugeständnisse, die RIETSCHEL hier an jene älteren Anschauungen macht, noch einiges bemerken, obwohl ihre Unhaltbarkeit bereits aus dem Gesagten hervorgeht. Den Gildeausschuß darf man doch nicht mit dem Schöffenkollegium in Parallele stellen. Denn erstens sind es nur äußerst wenige Städte, für die allenfalls der Versuch gemacht werden konnte, eine Zeit der Leitung der Gemeinde durch einen Gildeausschuß zu konstruieren, während in den überaus zahlreichen Städten, die ein Schöffenkollegium gehabt haben, dieses längere Zeit regelmäßig die Funktionen eines Gemeindeausschusses gehabt hat, und auch nicht einmal für jene wenigen Städte ist jener Versuch gelungen. Zweitens hat Köln, für welches eine leitende Stellung des Gildeausschusses behauptet worden ist, zu derselben Zeit ein Schöffenkollegium mit Verwaltungsfunktionen, in der der Gildeausschuß seine Rolle gespielt haben soll.

1) S. oben S. 431 Anm. 1.

2) Ein wichtiges Kapitel bildet in dieser die Anerkennung des Majoritätsprinzips. Vgl. dazu VIOLLET, Les communes françaises au moyen-âge, S. 27.

3) HÜBNER, Grundzüge des deutschen Privatrechts S. 145 ff.

schaft[1]) organisierte sich das Dorf[2]) allmählich strenger. Einen voll ausgeprägten Ausdruck erhielt die Selbständigkeit der Gesamtheit da, wo die Gemeinde als ein von eigenen politischen Zwecken beherrschtes Ganzes den Gemeindegenossen und ihren wirtschaftlichen Sonderinteressen gegenübertrat. Das war am frühesten in den Stadtgemeinden der Fall[3]). Wenn auf dem Lande eine solche Umbildung erst später eintrat, so ist sie nicht oder nur zum kleinen Teil auf eine Einwirkung der Stadt auf die Landgemeinde zurückzuführen; es handelt sich vielmehr offenbar um eine parallele Entwicklung, die auf dem Lande sich nur eben langsamer vollzieht als in der Stadt. Die Landgemeinde war von sich aus schon fähig dazu. In der Stadt aber wurde die schnellere Entwicklung hervorgerufen durch den politischen Charakter, den sie erhielt[4]), durch die gesteigerten Anforderungen, die nun an ihre Handlungsfähigkeit gestellt wurden, überhaupt durch die Not der Zeit[5]). Will man die Umbildung auf den Einfluß des Gildewesens zurückführen, so sehen wir nicht, warum dieses nicht auch die Art der alten Landgemeinde umgewandelt hat. Denn wenn es an sich die Kraft besitzt, jene Wirkung zu üben, so hätte es sie doch bereits auf die Bauerngemeinde üben können, da das Alter der Gilden unendlich weit vor das Aufkommen der Stadtverfassung zurückreicht[6]). Und auch noch

---

1) F. Varrentrapp, Rechtsgeschichte und Recht der gemeinen Marken in Hessen, Teil I, S. 214 ff.

2) Der Sachsenspiegel kennt schon das Majoritätsprinzip für das Dorf. Vgl. auch Varrentrapp S. 217 f.; Haff, Die dänischen Gemeinderechte I, S. 196 ff.

3) Vgl. Hübner a. a. O.

4) Man braucht sich nur daran zu erinnern, was zum Wesen der mittelalterlichen Stadtverfassung gehört (s. oben S. 412). Im Mittelalter ist die Gemeinde an sich nicht Glied des Staates. In der Stadt geht sie aber eine Verbindung mit ihm ein.

5) Vgl. z. B. A. Heusler, Institutionen des deutschen Privatrechts I, S. 307: „Eine genaue Finanzverwaltung des städtischen Vermögens, das nun zu ausschließlich städtischen Zwecken seine Verwendung findet, muß die vermögensrechtliche Persönlichkeit der Stadtgemeinde zu voller Erkenntnis bringen."

6) S. oben S. 439 Anm. 1.

etwas anderes läßt sich gegen die Auffassung, die die Fortbildung der Stadtgemeinde von der Aufnahme des Gildegedankens herleitet, geltend machen: wir beobachten, daß die angedeutete Entwicklung der Gemeindeverfassung in den Städten ohne Rücksicht darauf erfolgt, ob sie eine coniuratio haben oder nicht, ob uns in ihren Anfängen eine „Kaufmannsgilde“ begegnet oder nicht: Straßburg wird nicht von Trier, Basel nicht von Freiburg übertroffen. Ganz andere Momente geben den Ausschlag.

Höchenschwand, den 26. Aug. 1909.

I consigli economici e finanziari di un banchiere italiano del secolo XVI.

Per

Arturo Segre.

I memoriali di Giov. Leonardo Massone di Benevento al re di Francia Francesco II (1559).

Sommario.

L' avvento dei Guisa ed il ritiro del conestabile Anna di Montmorency. I memoriali di Giov. Leonardo Massone di Benevento. La materia del 1° memoriale. Valore di alcuni consigli, debolezza di altri. Il 2° memoriale: sale e poste. Il 3° (5°) memoriale: parere circa l' esportazione della materie prime, in ispecie del pastello e della carta. L' espediente delle tratte e disinvoltura del Massone.

Il 15 agosto 1559 il conestabile Anna di Montmorency presentavasi nel castello di St Germain-en-Laye al re Francesco II per rimettere nelle mani del giovane monarca il sigillo privato, che egli, primo ufficiale dello stato, aveva tenuto durante il regno dell' ultimo sovrano, Enrico II, spentosi tragicamente il 10 luglio. Per quanto il vecchio guerriero non ignorasse il prestigio che agli occhi del nuovo re avevano Francesco di Lorena, duca di Guisa, ed il fratello cardinale Carlo, zii materni della regina Maria Stuart, lusingavasi tuttavia che i lunghi anni di fedele servizio e l' affetto vivissimo per lui nutrito dal sovrano defunto valessero a conservargli parte almeno delle alte cariche riunite in sua mano. Ma s' ingannava. Francesco II rivelò senza esitare al favorito già del padre suo che il comando degli eserciti doveva passare al duca di Guisa e quello degli affari politici e della

finanza al cardinale di Lorena: che a lui, fatto vetusto ormai negli anni, bastava l' ufficio di membro del consiglio privato. E la regina madre, Caterina de' Medici, non esitò a confermare le parole del figlio, mostrando antipatia e sfiducia nel ministro antico che essa ed Enrico II avevano sempre trattato da secondo padre («compère»). Sicchè al vinto di S. Quintino non rimase altro conforto, che di attendere con prudenza nel bel castello di Chantilly eventi migliori ed errori dei suoi emuli [1]). E questi in particolare erano di facile previsione, tanto mostravansi i Guisa intolleranti in materia religiosa, autocrati nell' amministrazione, ingordi nell' acquisto di ricchezze. Il vecchio conestabile, ricco di censo, padre di numerosa e valida prole, zio materno di Gaspare di Coligny, il celebre ammiraglio di Francia e duce principalissimo degli Ugonotti, capo infine di ben salda clientela, poteva, novello Achille, ritrarsi in disparte e sperare non solo un prossimo richiamo, ma, in giorno non lontano, l' arbitrato vero fra i due partiti religiosi e politici che dividevano la Francia.

Passò un mese ed i Guisa s' accorsero che amare spine e difficoltà numerose occultavansi sotto il trionfo e l' apparente fortuna. All' onore ed al lustro che l' amministrazione dello stato dava alla loro famiglia erano unite responsabilità, incertezze scogli durissimi. Il cardinale Carlo di Lorena, porporato di infinita ambizione, ma d' ingegno elevato [2]), era alle prese colle difficoltà

1) De Ruble: *Antoine de Bourbon et Jeanne d' Albret*, vol. 2° (Paris, Labitte, 1882), pp. 24-26. — Decrue: *Anne, duc de Montmorency, connétable et pair de France sous les rois Henri II, François II et Charles IX.* Paris, Plon, 1889, pp. 257-258. Lavisse: *Histoire de France,* VI, p. 1ª (Paris, Hachette, 1904), pag. 5. — Il Decrue, seguito dal Lavisse, anticipa la visita del conestabile al re di quasi un mese (18 luglio). Ma Agrippa d'Aubigné (*Histoire universelle* ed. de Ruble, vol. 1°, Paris, Renouard, 1886, ed. *Soc. de l'hist. de France*), pag. 244, dice che il conestabile lasciò passare quaranta giorni dalla morte di Enrico, ed un documento inedito citato dal de Ruble conferma la data 15 agosto. L' intenzione però del nuovo re era già pubblica dal giorno successivo alla morte del padre ed il conestabile certo non l' ignorava. *Arch. di Stato di Modena. Dispacci dalla Francia* b. 35. Giulio Alvarotti al duca di Ferrara, Ercole II d' Este. Parigi, 11 luglio 1559.

2) Mecenate e protettore dei belli ingegni di Francia, mise le basi all' università di Reims e protesse Michele de l'Hôpital. Guillemin: *Le cardinal de Lorraine, son influence politique et réligieuse au XVIᵉ siècle.*

finanziarie, avendo trovato esausto l' erario per le lunghe guerre, per le vicissitudini politiche, per la mala amministrazione e per le concussioni dei funzionari [1]). Urgeva iniziare una nuova politica finanziaria e restringere al minimo le spese [2]). Esso quindi, d'accordo colla regina madre, sollecitò i consigli di un italiano, Giov. Leonardo Massone di Benevento, allora residente a Parigi, il quale in una serie di memoriali, che un segretario della corte tradusse in lingua francese, raccolse numerose e spesso assennate osservazioni sugli errori della politica economica fino allora praticata nell' amministrazione e propose riforme varie [3]). Mentre in appendice pubblichiamo il testo dei memoriali, qui esporremo partitamente il contenuto di ognuno coll' opportuno commento.

1° La prima necessità del regno, scrive il Massone, è l' espulsione inesorabile di tutti i banchieri ed usurai che hanno succhiato e succhiano il sangue del popolo e del sovrano e di fissare una somma annua ad uso del re, una specie di lista civile ordinaria, di 100 m. lire, la quale verrebbe accresciuta col migliorare delle condizioni economiche del regno. Poi occorre attivare la circolazione delle monete nazionali e favorire l' ingresso delle straniere, pur ritirandole in seguito dalla circolazione. Tale procedimento frutterà all' erario nel primo anno 100 m. scudi e

Paris, Joubert, 1847, pp. 26-70, 140 ecc. DUPRÉ LASALE: *Michel de l'Hospital avant son élévation au poste de chancelier de France*, parte 2ª (1555-60). Paris, Thorin et fils, Fontemoing, 1899, pag. 189. ATKINSON: *Michel de l'Hospital*. London, Longmans, Green and Co., 1900, pag. 39.

1) v. i conti fatti dal BELLEVAL: *Les fils de Henri II . . . François II*. Paris, Lechevalier, 1898, pag. 87-115, 126. — Enrico II inoltre aveva sperperato somme ingenti tra i favoriti v. ROMIER: *La carrière d'un favori. Jacques D'Albon de Saint-André, maréchal de France* (1512-1562). Paris, Perrin, et C., 1909, pp. 180, 184, 193.

2) v. la lettera di Leonardo II Spini, celebre mercante fiorentino a Lione, del 13 agosto 1559 in DESJARDINS: *Négociations diplomatiques de la France avec la Toscane*, III (Paris, Impr. impériale, 1865), pag. 401 n. 1. «S. M. Xme si ridurrà alla manco spesa che potrà».

3) I memoriali del Massone erano cinque, ma ne ritrovammo tre soli. I mancanti, come si desume dall' ultimo memoriale conservato (pag. 18), trattavano di due prodotti particolari, il grano ed il vino. I tre a me noti trovansi nella *Biblioteca Nazionale di Parigi. Fonds français* n. 15872, carte 193 e ss. v. *Appendice Doc.* 3, 4 e 5. V. anche ivi cc. 187-89 le lettere accompagnatorie del Massone al card. di Lorena. *App. Doc.* 1 e 2.

negli anni successivi somma progressivamente maggiore. Così pure si deve favorire la produzione nazionale, rendendo minima l' importazione, massima la esportazione dei prodotti naturali e manufatti. Con tale provvedimento la moneta nazionale non uscirà più che in minima parte dallo stato, e l' oro straniero verrà a riempiere gli scrigni degli industriali e dei commercianti e, quel che più importa, le casse governative. Farà bene il governo di attrarre le spezierie delle Indie orientali, non meno che i prodotti delle occidentali, rendendo la Francia vero deposito internazionale delle produzioni tropicali e nel tempo stesso centro del traffico di quelle lontane terre coll' Europa, ed il beneficio dei particolari sarà incalcolabile. Altra mira costante dovrebbe essere lo storno del traffico di Anversa, favorendone il passaggio in qualche città del regno: al guadagno sicuro di ben 200 m. scudi annui per l'erario si unirà il favore e la soddisfazione della Spagna, del Portogallo, dell' Inghilterra e dell' Italia, che odiano il celebre emporio fiammingo. Il governo potre' be inoltre stringere accordo coi Portoghesi per la navigazione nelle Indie, rendersi amici i mercanti stranieri ospiti, favorendoli con opportune riforme, le quali, senza angherie, potrebbero recare al bilancio un utile di 2 milioni di franchi annui ed ai sudditi naturali guadagni non meno vistosi nei traffichi loro ordinari. — Sì sfruttino poi alcuni cespiti d' entrata ancora infruttiferi, si diminuisca l' acquisto degli oggetti di lusso all' estero, inutile spreco di danaro per la corte e per i sudditi. *In summa* si provveda «que le francoys se congnoisse et qu'il se face congnoistre aux nations estrangez, qui en ont abusé et tout jusques icy contemné et mesprisé.»

Le osservazioni che suggerisce questo memoriale sono numerose. Il finanziere italiano comincia l' elenco dei suoi consigli con una proposta draconiana, l' espulsione immediata «sans mot dyre» dei banchieri e degli usurai. Questa proposta, forse interessata per trarre profitto della rovina di concorrenti, si ricollega tuttavia al sentimento generale di avversione che il pubblico francese nutriva contro i banchieri e prestatori di danaro stranieri, in ispecie contro gli italiani, che, numerosi in Francia nei secoli precedenti, dopo avere trascorso e sopportato infinite traversie per gli arbitrii

dei sovrani e dei loro ministri e per l' ostilità delle popolazioni, dalle quali estorcevano non di rado interessi esosi, ma che dal loro danaro non avevano mai potuto emanciparsi [1]), erano cresciuti di numero nel sec. XVI, in conseguenza delle relazioni più intense che la penisola dalla calata di Carlo VIII in poi aveva stretto colla Francia. Dopo Lione, Parigi racchiudeva il maggior numero di banchieri italiani, e fra questi alcune vere notabilità della finanza, come Scipione Sardini, che il pubblico esecrava più di tutti e considerava giustamente, a detta del Picot [2]), l' anima dannata di Caterina de' Medici. Il Sardini riuscì per lunghi anni a superare i pericoli, anche della vita, che durante le guerre civili ebbe di frequente. Ma l' odio contro il suo nome non cessò mai, fin che visse, ed ancora nel 1578, in un momento di grave agitazione contro i banchieri italiani di Parigi, il suo nome venne ferocemente dilaniato in una pasquinata affissa il 24 settembre in vari luoghi della città, a cominciare dal palazzo stesso del comune [3]), tanto anzi che incusse timore non infondato di una prossima S. Bartolomeo contro tutti i banchieri stranieri, in ispecie italiani [4]).

---

1) v. sugli Italiani («Lombardi») e sulle loro traversie in Francia PITON: *Les Lombards en France et à Paris.* I (Paris, Champion, 1892), pp. 33 e ss., 102-14 ecc. VIOLLET: *Histoire des institutions politiques et administratives de la France.* III (Paris, Larose, 1903), pp. 407 ecc. VIGNE: *La banque à Lyon du XVe au XVIIIe siècle.* Lyon-Paris, Rey-Guillaumin, 1903, pp. 86 e ss. GAUTHIER: *Les Lombards dans les Deux-Bourgognes* in *Bibl. de l'école des hautes études*, fasc. 156. Paris, Champion, 1907, pp. 27 e ss. ed il recente vol. del MOREL: *Les Lombards dans la Flandre française et le Hainaut.* Lille, Morel, 1908. — Pei territori limitrofi alla Francia v. AMIET: *Die französischen und lombardischen Geldwucherer des Mittelalters, nämlich in der Schweiz* ed. in *Jahrbuch für schweizerische Geschichte* I e II.

2) *Les Italiens en France au XVIe siècle* in *Bulletin italien. Annales de la Faculté de lettres de Bordeaux* II (1902), 128, 137-38.

3) «Messire Poltroni Scorpion Sardini serredenier et tous tes complisses seigneurs d'Italye, des enfers toutte la lye salut» pubbl. in nota ai *Mémoires* e *Journal* di PIETRO DE L' ÉTOILE, ed. JOUAUST (Parigi, 1878), I, 267, e nella nuova ediz. Parigi, Lemerre, 1896, I, pp. 266-67.

4) L' ambasciatore spagnuolo a Parigi trasmise infatti la pasquinata al suo re in lettera del 27 settembre col seguente commento: «Á los 24 amaneciò aqui fixado un Pasquin en diversas partes deste lugar contra Italianos,

Or dunque gli uomini di finanza italiani, chi più, chi meno, vantavano crediti presso la corte e nell' estate del 1559 assediavano il Louvre per essere rimborsati delle somme esposte negli anni di guerra. Quanto più il governo pareva deciso a restringere le spese, tanto più insistenti si facevano le sollecitazioni degli interessati. E mentre l' arcivescovo di Sens, Giov. Bertrand, fino allora guardasigilli, invano si agitava pel rimborso di 100 m. franchi, dovutigli dalla corte, e Lodovico Birago, il celebre fuoruscito milanese ai servizi della Francia, reclamava 40 m. franchi di stipendio e di crediti insoddisfatti[1]), i banchieri di Lione firmavano una petizione alla regina madre di carattere imperioso[2]), ed inviavano a Parigi il collega Leonardo Spini per tutelare innanzi al consiglio regio gli interessi comuni a viva voce[3]). Il Massone risolveva le difficoltà coll' espulsione, senza preoccuparsi della necessità morale e materiale che al governo prima d' ogni altra cosa si imponeva, di rimborsare i debiti contratti. Se infatti l' allontanamento coercitivo di tutta la classe dei banchieri e prestatori di danaro sarebbe stato dannoso alla vita industriale e commerciale dello stato, il mancato pagamento dei debiti avrebbe rovinato il prestigio morale ed il credito del governo. Esempi storici non mancavano al governo francese per dissuaderlo dall' applicare simile metodo ingiusto e barbaro. Basta per tutti l' episodio tristissimo del 1295, quando Filippo IV il Bello compiè contro gli Ebrei la barbara spogliazione, che, estesa poi ai Templari ed ai Lombardi, produsse tale crisi nel

---

cuya copia embio ay. *Las cosas estan de manera que podrian hazerles alguna mala burla á ellos y á los demás forasteros, que son todos grandemente odiados»*, *(cifrata) Archives nationales de Paris.* K. 1549. — La nazione italiana rispose alla pasquinata in forma molto dignitosa. De L'Etoile, I, 267.

1) *Arch. di stato di Modena,* loc. cit. Alvarotti, Parigi, 29 agosto 1559. «. . . si che le cose vanno tanto strete che non si più dir più».

2) Picot: *Les Italiens* . . . in *Bulletin* cit., III (1903), pag. 126 n. 2. Le firme erano di Raffaello Bartoli, Tommaso Sertini, Luigi Guidiccioni e Girolamo Buonvisi «deputati fiorentini e luchesi, creditori della M^{tà} del re al gran partito».

3) Desjardins, III, 406. Alfonso Tornabuoni a Cosimo I. Parigi, 14 novembre 1559. — Lo Spini sospirava ed anelava il pagamento. *Id.* III, 404 n. 1.

commercio francese, inceppato dalla mancanza di moneta e di intermediari, che Luigi X, il figlio e successore del tiranno, con altro editto del 18 luglio 1315 dovette richiamare gli Ebrei su domanda comune del popolo stesso[1]). Ora nella seconda metà del sec. XVI la situazione del mercato francese era difficile. La Francia, come le altre nazioni, subiva le conseguenze della nuova grave crisi economica prodotta dall' invasione dell' oro americano e dall' enorme rincaro dei prodotti di prima necessità[2]), ed un malessere generale affliggeva la popolazione del reame. Che cosa sarebbe avvenuto delle industrie nascenti, se i capitali delle banche private fossero venuti meno agli industriali e se gli operai privi di lavoro avessero dovuto lottare colla fame, mentre il grano cresceva di prezzo in modo vertiginoso, sproporzionato alla media delle ricchezze ed all' entità dei salari[3])? E dove il governo avrebbe trovato i crediti necessari per sopperire ai bisogni continui dello stato, se gli scrigni ben ripieni dei banchieri italiani fossero mancati? Ai bisogni privati, come a quelli dello stato, era preferibile trovare danaro anche ad interesse elevato, che il mancare di credito e di numerario[4]). La proposta dunque

---

1) Isambert: *Recueil général des anciennes lois françaises:* XXIX. Paris, 1822-33. Ha tentato di difendere la moralità di Filippo il Bello, almeno circa l' alterazione del valore delle monete, il Borrelli des Serres: *Les variations monétaires sous Philippe le Bel et les sources de leur histoire*, in *Gazette numismatique* 1901-02 e specie in *Recherche sur divers services publics, du XIIIe siècle au XVIIe*, tomo 2°, pp. 503-54. Paris, Picard, 1904.

2) D'Avenel: *Histoire économique de la propriété, des salaires, des denrées et de tous les prix en général dépuis l'an 1200 jusqu'en l'an 1800.* Paris, Leroux, 1898, vol. 3°, pag. 205. — Brisson: *Histoire du travail et des travailleurs.* Paris, Delagrave, 1907, pp. 135-36 (dal D'Avenel).

3) Nella 2ª metà del 500 un ettolitro di grano si pagava franchi 20, prezzo enorme, pari a quello dei giorni nostri. D'Avenel, loc. cit.

4) Il debito pubblico francese trae le sue origini da Francesco I e l' interesse delle rendite perpetue od a vita che lo stato emetteva in forme diverse oscillava fra il 7 e l' 8 per 100. Sotto Luigi XIV salì anche al 10 per 100. Vührer: *Histoire de la dette publique en France*, Paris, 1886, vol. 1°. Sagnac: *Le crédit de l'état et les banquiers à la fin du XVIIe et au commencement du XVIIIe siècle* in *Revue d'histoire moderne et contemporaine*, X (1908), 257 e ss.

del Massone non era solo barbara ed immorale, era anche contraria agli interessi veri del governo e della nazione.

Venendo agli altri consigli esposti nel primo memoriale dobbiamo riconoscere loro in generale valore notevolissimo. Il Massone mostrava in essi di apprezzare, un secolo prima del Colbert, tutto il valore dell' esportazione, fonte di ricchezza delle nazioni, la cui produzione è ricercata all' estero. Egli sentiva la necessità di attirare i mercanti forestieri, compratori dei prodotti naturali e manufatti del regno, pur dividendo col grande ministro di Luigi XIV l' illusione che la moneta sola rappresenti la ricchezza d'un paese e quindi temendo in modo eccessivo l' uscita di essa dallo stato [1]). Nel Massone tuttavia questa preoccupazione era più giustificata che nel Colbert, data l' estrema penuria del numerario francese dopo le lunghe e rovinose guerre colla Spagna e forse anche quando si tenga conto della gelosia estrema che il governo spagnuolo dimostrava, adoperandosi con ogni sforzo alla conservazione entro i suoi stati dell' oro americano. Conv ene riconoscere del resto che i timori del finanziere italiano e gli sforzi di Filippo II, re di Spagna erano paralizzati dalla potenza ineluttabile dei bisogni nazionali. Nel 1577 infatti, quando la Francia più che mai dolorava sotto le rovine e le stragi delle interminabili guerre civili, il numerario spagnuolo circolò così abbondante nell' interno del reame gallico, che parve divenuto moneta nazionale, grazie anche ad un ripiego ingegnoso sì, ma grandemente immorale del governo francese e contro il quale nulla poteva il re cattolico. Era stato, cioè, accresciuto in Francia il valore degli scudi e dei reali spagnuoli del 40 o 50 per 100 (gli scudi da soldi 60 furono portati al valore di soldi 100, fino a 120, i reali da soldi 5 a 10 e 12) [2]) e sulla base del

1) v. le preoccupazioni del Colbert in Clément: *Lettres, instructions et mémoires de Colbert* II, p. 2ª, p. 695 (Paris, Impr. impériale, 1867). Masson: *Histoire du commerce français dans le Levant au XVIIe siècle.* Paris, Hachette et C., 1896, pag. 201.

2) Intorno al valore delle monete spagnuole nell' età media e moderna v. Lonchay: *Recherches sur l'origine et la valeur des ducats et des écus espagnols* in *Bulletin de l'Académie royale de Bruxelles* 1906.

nuovo valore si erano soddisfatti delle loro paghe in parte le milizie, così che era apparsa ai particolari del reame cattolico speculazione lucrosa l' invio in Francia di doppioni, di scudi e di reali. Ma quando il mercato francese risultò saturo del numerario spagnuolo, una nuova ordinanza del re Enrico III ridusse le monete spagnuole al valore primitivo, con delusione e danno grave dei mercanti e privati non meno spagnuoli che francesi. D. Giovanni di Vargas Mexia, ambasciatore spagnuolo a Parigi arrovellossi il cervello per trovare rimedio all' inconveniente, ed impedire l' uscita dell' oro spagnuolo, ma sempre invano[1]), chè anzi nell' estate del 1578 Filippo II, inquieto del pessimo raccolto di grano fattosi nei suoi regni in quell' anno, dovette ricorrere al re di Francia, contro il quale tanto malanimo nutriva, per l' estrazione di grani dalla Guascogna, concedendo il pagamento in moneta spagnuola, ove i produttori della merce non accettassero

1) *Archives nationales* cit. K. 1543. Vargas al re Filippo II. Parigi, 12 dicembre 1577 (cifrata). «Por todo este Reyno casi no veo otra moneda que doblones, escudos y reales de España, sin gran quantidad que cadadia se baten para forzar otras monedas, y al presente ha sido en mas excesso que nunca, porqué, como entendieron que venia la flota de las Indias y acá avia poco dinero, crescieron, avrá tres meses, los escudos de sesenta sueldos á 100 y 120 y los reales de cinco sueldos á 10 y a doze, con lo qual hizió con algunos pagamentos á gente de guerra, en que se interesó la mitad del dinero y a fama deste crescimiento les corria dinero por el ayre, y assi han inchido el Reyno de oro y plata, y después que les paresció aver conseguido su intento, han tornado la moneda al valor de antes (cosa con que han sacado grandissima suma dessos Reynos y han destruydo y tienen alterado á este, porqué avia un millon de mercaderes de escudos y reales, como de paño y seda para ganar las cosas en los precios aqué avian subido conforme al crescimiento de la moneda, que ha sido burla pesada y para alterar con razon. *Seria de gran servicio á V. M. el poder prohivir la saca del dinero dessos reynos,* pero yo no hallo camino para ello, entretanto que es forçado á proveello para Flandes y Italia, y aunque aya dos millones de alcaldes de sacas y de guardas, que quando cesará este inconveniente lo tuviera por facilisimo. Con todo esso, si V. M. fuere servido, procuraré de yr mirando alguna traça siquiera, para que sobrella se pueda allá dar otra mejor, que cierto es lastima ver el oro y plata dessas partes, que por aqui anda corriendo, allá tan poco, como generalmente suele aver algunas vezes á esta causa, y no es de poca subvencion y ayudos á quien no ay obligacion, ny necessidad de darsela».

altre mercanzie in contraccambio[1]). Così lungi dal scemare, crebbe in Francia la quantità del numerario spagnuolo.

Geniale è l' idea intorno al traffico delle Indie, del quale il Massone voleva fare centro il reame gallico, ed ingegnosi gli espedienti suggeriti, come l' alleanza portoghese. Egli intuiva la concorrenza formidabile che la Francia coll' esuberanza delle sue forze vive avrebbe potuto creare nelle Indie al commercio spagnuolo e l' impossibilità nel tempo stesso di riuscire nell' intento senza un alleato valido, che poteva essere il Portogallo, la potenza coloniale del quale stato, sebbene già minata, era ancora notevole[2]), mentre alla Francia ancora mancava commercio transatlantico ed occorreva sostegno nei primi passi. Ed è soddisfacente rilevare come anche in quest' idea il nostro beneventano sia stato precursore del Colbert[3]), che cento e dieci anni più tardi in un' istruzione all' ambasciatore francese residente

---

1) *id.* K. 1550. Il re Filippo II al Vargas. Bosco di Segovia, 25 giugno 1578. K. 1551. id. Madrid, 19 luglio 1578 (cifrata) . . . Que esta se haze para que sepais que en la mayor parte destos Reynos ay tanta falta de trigo, que obliga á hazer diligencia para supplirla lo mejor que se pudiere, y pues en esse ay abundancia este año, segun somos informado, seré servido que vos, como de vuestro, os informeis, si havrá algunas personas que querian cargar de trigo para estos Reynos, y trateis y concerteis con ellos que lo hagan, *offresciendoles que, acudiendo con ello al Andaluzia, se les permitirá que lleven de contado el dinero que procediere del trigo que truveren, sino lo quisieren llevar en mercaderias, que, como veis, es comodidad, que los combidará á entrar en el negocio por el provecho que sacaran.* Vos usareis en ello de gran diligencia, dando á entender que lo hazeis como de vuestro, y con la misma nos avisareis de lo que negociaredes y esperança que se podrá tener desta provision, porqué conviene entenderlo con mucha brevedad». — *id.* 21 luglio 1578.

2) Sull' origine e sul metodo coloniale portoghese, oltre le opere generali del Rebello da Silva del lo Schaefer (e per gli antefatti Mezzacapo: *Storia dei Portoghesi* I (dalle origini al 1385) Napoli, Camoëns 1909), v. ora il buono studio del de Lannoy in De Lannoy et Vander Linden: *Histoire de l'expansion coloniale des peuples européens* I. Bruxelles, Lamertin, 1907.

3) I precursori del Colbert sono molto antichi, a cominciare almeno da Nicola Oresme del sec. XIV, studiato dal Roscher: *Ein großer Nationalökonom* in *Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft* XIX (1863), 305 e ss. v. anche Cossa: *Saggi di economia politica.* Milano, Hoepli, 1878, pp. 41-42 *(La teoria del libero scambio nel sec. XVII).*

a Lisbona (16 marzo 1669) enumerò i vantaggi d' un 'azione comune del Portogallo e della Francia contro il commercio olandese, che la Francia sola era impotente a soverchiare e nel quale le colonie portoghesi vedevano un avversario implacabile[1]). Il nemico non era più la Spagna, era l' Olanda: il metodo tuttavia poteva essere l' antico.

Il lato debole nei consigli di questo primo memoriale trovasi nelle vedute che si attribuiscono alla Spagna intorno alle Fiandre ed al commercio di Anversa. Per quanto grande l' odio spagnuolo contro i Fiamminghi, come poteva il Massone attribuire al re cattolico tanta passione da vagheggiare la rovina di Anversa ed il disseccarsi di una fra le sorgenti più vive dell' erario spagnuolo a solo profitto del reame che da cinquant' anni disputava alla Spagna l' egemonia in Europa e che in mezzo al turbine delle stesse guerre civili pur doveva con sforzi arditi, quanto sventurati, fare concorrenza nel Nuovo Mondo ai conquistatori iberici? Nè possiamo ritenere felice l' illusione che leggi speciali riuscissero di freno all' importazione degli oggetti di lusso e potessero trattenere in Francia la moneta corrente, perchè la passione degli oggetti di lusso lamentata dal Massone, frutto del contatto francese colla civile ed opulenta Italia del rinascimento, se dava origine ad un' importazione, talora eccessiva, di sete, di velluti e di stoffe preziose dalla patria nostra[2]), contribuiva pure all' incivili-

---

1) Clément, II, p. 1a, pag. CLXV. È noto quante delusioni abbiano dato al Colbert le compagnie da lui fondate ai danni dell' Olanda, anche quella delle Indie orientali v. ora Kaeppelin: *La compagnie des Indes orientales et Francois Martin.* Paris, Challamel, 1908. — Quando nel 1580 il Portogallo passò sotto la dominazione spagnuola, tentò Caterina del' Medici di ottenere con arti diplomatiche e poi colle armi il Brasile, ma la vigilanza di Filippo II e dei suoi ministri e la vittoria conseguita da Don Alvaro di Bazan, marchese di Sta Cruz, sopra Filippo Strozzi presso le Azzorre (25 luglio 1582) fecero tramontare l' ardito disegno. Léonardon: *Essai sur la politique française et l'intervention de Catherine de Médicis dans la question de la succession de Portugal* (1578-83) in *Les positions de thèses de l'École des Chartes.* Mâcon, 1889. Durand-Lapie: *D. Antoine Ier, roi de Portugal* (1580-95). Paris, 1905, estr. dalla *Revue d'hist. diplom.* XIX (1905), ed ora De la Roncière: *Le secret de la reine et la succession de Portugal* in *Revue d'hist. diplom.* XXII (1908), 483-501.

2) Nel 1596 i notabili di Rouen supplicarono Enrico IV di vietare simili

mento dei costumi privati e pubblici nel popolo francese, che non solo riuscì ad emanciparsi dai mercati esteri, e specie italiani, ma divenne esso stesso primo produttore di simili cose per l' Europa tutta[1]). L' illusione del nostro banchiere trova nondimeno molte attenuanti: dopo di lui la nutriranno molti altri finanzieri, primo il Sully[2]).

2° La materia di questo scritto riguarda esclusivamente l' esportazione del sale all' estero, la gestione delle poste ed il monopolio delle spezierie. Si conceda, scrive il Massone, l' approvvigionamento del sale all' estero mediante appalto per dieci anni al maggior offerente e si spieghi nella patente regia, che verrà emanata al riguardo, quali siano i criteri direttivi del governo. Essa, cioè, ricordi alla nazione gli errori dei re defunti nella loro politica finanziaria, specie nella materia del sale, così importante nella vita giornaliera, e come dall' incuria governativa di altri tempi siano derivati appalti troppo rimunerativi agli acquirenti e dannosi allo stato, il quale aveva ritratto utile di soli 4 danari per ogni lira di sale esportato, mentre avrebbe potuto ottenere lucro otto volte maggiore. Non essere il minore vantaggio dello stato riuscito di compenso ai consumatori, che avevano comperato la merce à prezzo elevato, ed ai proprietari delle saline, i quali, attratti dalla premura colla quale gli appaltatori accaparravano la merce prima della sua stessa produzione, eransi accontentati sempre di prezzi modici. I nuovi appalti siano accordati a condizioni diverse e ben meditate. Si obblighino, cioè, gli appaltatori alla compera del sale dai produttori mediante contratto regolare, gradito con certezza ad ambe le parti, con facoltà ai proprietari delle saline di ricuperare la merce venduta colla semplice restituzione del danaro ricevuto in precedenza e

---

importazione ed addussero gli argomenti stessi che il Massone nel 1559 aveva fatti noto. BRISSON, pag. 545.

1) Ciò col sec. XVII e segnò il tramonto dell' industria serica a Messina. DALLA VECCHIA: *Cause economiche e sociali dell' insurrezione messinese del 1674*. Messina, Muglia, 1907, pp. 94-95 ed ivi la bibliografia dell' argomento.

2) SULLY: *Mémoires des sages et royales économies d'estat, domestiques, politiques et militaires d'Henry le grand* in *Collection des mémoires rélatifs à l'histoire de France* (ed. PETITOT), série 2e, V, 67.

col risarcimento delle spese e dei danni sofferti eventualmente dall' appaltatore, purchè nella rivendita il prezzo del sale non venga alterato. Del guadagno derivante dalla vendita del sale acquisito gli appaltatori versino il decimo nelle casse dei produttori e paghino allo stato due denari per lira di sale venduto. Abbia ognuno d' essi facoltà di associarsi con altri, purchè il numero dei soci non ecceda la cifra di 5 e siano tutti di nazionalità francese, e nobili od ecclesiastici, adoperi commessi nei luoghi di distribuzione e di rifornimento in numero sufficiente, e sia protetto da ogni concorrenza, per modo che nessuno possa acquistare e riversare sui mercati esteri sale francese senza il suo beneplacito. I delatori di simile concorrenza ricevano, oltre al rimborso delle spese sofferte per smascherare i colpevoli, il terzo dei proventi che si ritrarranno dalla confisca, e si dividano in parti uguali fra il governo e l' appaltatore gli altri due terzi. Della gestione sua l' appaltatore risponda al governo rappresentato da tre giudici conservatori, uno residente a Brouage [1]), con autorità sul Poitou, Guyenne et Saintonge, il secondo a Nantes con autorità sopra la Bretagna, il terzo in Peccais colla supremazia in Linguadoca e Provenza. Le differenze eventuali fra l' appaltatore, i proprietari delle saline, i commessi, i mercanti ed i consumatori nazionali e stranieri e l' ispezione dei luoghi di loro dipendenza, una volta almeno ogni 15 giorni, siano affidati ai essi, ed in compenso abbiano stipendio di L. 800 annue per sè e 500 pei loro luogotenenti, da pagarsi ogni quattro mesi. Nessuna imposta generale o particolare affligga l' appaltatore ed i suoi soci, abbiano essi facoltà di portare pistole, archibugi ed armi bianche per loro difesa. L' appalto generale si apra sulla base di L. 150 m. annue e non si accolgano offerte particolari inferiori alle lire 500 annue. Chi farà salire il prezzo con offerta superiore di L. 2000 almeno all' offerta precedente, quando non riceva l' appalto in questione, ritragga beneficio del $^{10}/_{100}$ sull' aumento prodotto e lo riceva dai proventi che l' appaltatore ritrarrà nel primo anno di sua gestione, tanto più che l'appaltatore stesso godrebbe per un anno del $^{10}/_{100}$ di tutte le offerte superiori alle

1) Piccolo porto dell' attuale dipartimento della Charente Inferiore.

L. 150 m. che precederanno la sua. Il prezzo dovuto all' erario dagli appaltatori venga sborsato di 6 in 6 mesi, a rischio e pericolo degli appaltatori stessi, nelle mani dei ricevitori generali di Poitiers e di Nantes, dopo garanzie e canzioni sufficienti date all' atto dell' appalto. Dal canto loro gli ufficiali regi nelle provincie diano man forte agli appaltatori e guarentissimo l' esercizio pieno dei loro diritti.

Venendo alle poste lagnavasi il Massone che di esse pure i re precedenti non avessero saputo trarre profitto, avendone largito l' amministrazione a gente che era già favorita da stipendi, pensioni e compensi vari. Così il servizio postale era scaduto molto per l' incuria degli stessi beneficiati, non spinti dal bisogno di lucro. L' unico rimedio possibile essere l' appalto anche delle poste, con uffici in tutte le città, in tutti i luoghi ed anche nelle borgate di qualche importanza, e mantenendo distanze ragionevoli fra i vari posti. L' appaltatore trasmetta colla massima sollecitudine la corrispondenza governativa senza dilazioni, ne ricompense particolari. Il salario resti fissato in soldi 15 al giorno per cavallo e 20 per le città di Parigi e Lione, causa l' eccezionale lavoro esistente in detti centri. Non sia lecito l' esercizio di oltre tre uffici postali, fatta eccezione di Parigi, Orléans, Moulins, Lione, Rouen, Amiens, Poitiers ed alcune altre città, che, situate sulle vie di comunicazione, daranno agli appaltatori vantaggi particolari. Tali appalti si facciano in tutte le città del regno distanti fra loro da 12 a 20 leghe: 405 commissari in meno di tre settimane od in un mese conchiudano gli appalti, non essendo il caso per la prima volta di fidarsi dei giudici e degli ufficiali locali. Anche questi appaltatori, durante il periodo dell' appalto, godano dell' esenzione da tutte le imposte; tale periodo non oltrepassi i 9, 10 od 11 anni. La designazione degli uffici postali venga fatta dai commissari suddetti d' accordo coi giudici e cogli ufficiali delle provincie dove è necessaria la posta, ed al solito l' appalto sia concesso al maggior offerente. Quanto maggiore poi sarà il numero degli uffici postali, tanto maggiore sarà l' utile dell' erario e l' intensità della vita commerciale.

Il memoriale termina colla domanda diretta del Massone che l' appalto delle spezierie sia a lui aggiudicato, e coll' offerta

all' uopo di 25 m. L. in più della somma versata allo stato dai precedenti appaltatori. Le condizioni non saranno diverse da quelle proposte per l' appalto del sale all' estero, cioè che sia lecito avere soci in numero limitato e commessi in numero di 8 o più, che ricevano nei luoghi fissati le spezierie delle Indie e delle Americhe.

Non mi indugio su questo memoriale, per quanto il contenuto non sia privo di novità. Se infatti pensiamo al monopolio che i principi si riserbavano nel commercio del sale, al profitto, talora esoso, che essi ritraevano, imponendo con angherie ad sudditi il consumo o l' acquisto d' una quantità di sale spesso eccessiva, dobbiamo riconoscere che i consigli del Massone per favorire l' esportazione del prezioso minerale potevano riuscire di vero sollievo pratico ai Francesi, poichè colla diminuzione dello stock di sale giacente nei depositi del regno veniva tolto al governo il pretesto di auguriare i sudditi al riguardo. Meno innovatore è il Massone circa le poste. Egli consigliava, è vero, l' appalto a gente non ancora privilegiata ed animata dall' interesse immediato di una buona amministrazione, ma non s' accorgeva che l' unica via sicura per migliorare la gestione delle poste era l' affidarla al governo stesso, e rifuggire dagli appalti, verità che fu intuita, se non applicata tosto, in Toscana pochi anni più tardi, nel 1566, dal futuro granduca Cosimo I, quando fu prescritto che le poste venissero attribuite non al maggior offerente, ma a chi avesse dato prova di esperienza nella materia e pagasse una tassa determinata e non variabile [1]).

3° Il fine primo che deve proporsi ogni principe «sage et prudent», scrive il Massone, è la ricchezza dei sudditi e la diminuzione dei loro carichi. Ciò ordina Dio, ciò impone la legge naturale, che vuole si ami chi ci dimostra amore, ci difende, ci ubbidisce. La ricchezza dei principi inoltre dipende dalla ricchezza dei sudditi, ed i vicini, quando intendono la superiorità d' animo del sovrano confinante, vagheggiano di passare sotto l' ubbidienza del medesimo. Ora per ottenere questo risultato ed

---

1) Cantini: *Legislazione toscana raccolta ed illustrata* VI (Firenze, 1803), 312. Provvisione del 14 settembre 1566.

il benessere, anzi la ricchezza, dei sudditi, occorre favorire il lavoro, origine prima d' ogni lucro, e togliere gli inceppamenti che trattengono l' impiego di utili energie. Mai gravare adunque i prodotti manufatti dello stato con tasse esose, quando l' esportazione dei medesimi sia continua e quando la massa della produzione uguagli quella estera: chè l' acquisto ed il consumo delle materie manufatte è tanto maggiore, quanto minore è il prezzo. Nè basta: se la merce è sul mercato a prezzo mite, lo straniero non è allettato a produrla, mentre se il prezzo è elevato, pensa di farsene produttore pur esso per emanciparsi dal mercato di altri e gareggiare e fargi concorrente pericoloso verso i produttori che prima lo rifornivano. Le tasse siano rivolte invece contro le materie di lusso, come sete e spezierie, che sono un superfluo, e ciò all' ingresso, come all' uscita dallo stato. Si gravi anche opportunamente l' esportazione dei prodotti naturali delle terre francesi mancanti all' estero e dei quali gli stranieri non possano fare acquisto su altri mercati: ciò però senza apparenza di dazi, di tributi, di gabelle o di esazioni. Sotto i precedenti governi non vennero mai applicati questi principi di sana politica economica, ma si procedette sempre in modo dannoso all' erario, gravando di dazi e di imposte l' esportazione delle mercanzie, senza le opportune differenze fra i vari prodotti esportati. Ora due sono le materie di produzione francese, dalle quali non possono emanciparsi i mercati stranieri, il sale ed il vino. Finora nell' interno della Francia questi prodotti sopportano innumerevoli angherie, sotto forma di gabelle, di pedaggi, di passaggi, di ottavi, di quarti, di ventesimi ecc., per modo che il prezzo delle merci suddette nell' interno dello stato è molto elevato pei consumatori nazionali, minimo invece per gli stranieri, che comperano i prodotti e li esportano senza imposte quasi, in ispecie il sale ed il vino, essendo gravato questo solo da leggera tassa. Così non è esagerazione che gli abitanti del regno dicano favoriti a loro confronto i consumatori stranieri. Come rimediare a tutti questi inconvenienti? Pel sale la questione è già trattata nel 2° memoriale. In altri memoriali assevera il Massone di avere fatto proposte circa il grano ed il vino, ma dei medesimi non ho altra notizia. Restano

alcune altre materie, continua il nostro banchiere, delle quali gli stranieri debbono necessariamente rifornirsi nel reame, come il pastello o guado, abbondante specie nella Linguadoca, dalla quale ha luogo l' estrazione per tutta l' Europa, e la carta, che paga una tenue imposta di 20 denari ogni 100 libbre, meno cioè della metà di quanto percepisca il rettore dell' università di Parigi come suo diritto. Ora il rincaro della carta per l' esportazione e pei dazi che colpiscono quella rimasta nello stato rendono il prezzo così elevato, che i tipografi francesi sono costretti a vendere i libri a prezzo molto maggiore che non avvenga in Germania ed in altri paesi esteri, che si provvedono della carta francese. E le conseguenze si vedono giornalmente. Appena firmata la pace di Cateau-Cambrésis, prima ancora che il re Filippo II lasciasse le Fiandre, i commercianti fiamminghi gli offrirono 100 m. scudi all' anno, purchè desse loro il monopolio del commercio di carta francese nei Paesi Bassi. È giusto favorire a questo punto la stampa estera a danno della nazionale? Siano dunque essenti il pastello e la carta che si consumano nel regno da ogni imposta ed i dazi colpiscano invece queste merci, quando escono dal regno, e, come è stato consigliato pel grano e pel vino, si accordino tratte ordinarie. Ed il re pubblichi un editto, nel quale faccia presente gli inconvenienti che sono derivati dall' esportazione delle due mercanzie, che, cioè, talora i consumatori nazionali dovettero ricomprare all' estero il pastello già esportato ed i tipografi diminuire la stampa di libri utili al progresso delle arti e delle scienze, e dichiari di sospendere fino al ritorno delle condizioni normali tutti i dazi e le imposte antiche e nuove sul pastello e sulla carta e di concedere l' esportazione di tali prodotti solo nella quantità conveniente e per mezzo di tratte esclusivamente personali, che saranno commesse ad un ufficio apposito da stabilirsi a Parigi e che verranno estratte senza gravami speciali. Naturalmente i postulanti sborseranno nell' ufficio delle tratte all' atto della domanda e della concessione una certa somma, che sostituirà il dazio d' uscita della merce esportata. Si toglierà pure agli stranieri il pretesto di lagnanza, essendo ben giusto che un sovrano lasci in primo luogo il godimento dei prodotti naturali ai sudditi che li hanno

coltivato e raccolto e non sarà neppure considerato cosa anormale il compenso che ogni straniero dovrà pagare all' ufficio delle tratte, quand' esso non sia eccessivo ed appaia come semplice riconoscimento della grazia ottenuta di estrarre il prodotto desiderato. Occorre poi tenere nota diligente in un solo ufficio del numero e della quantità dei prodotti estratti per essere ad ogni momento certi della quantità ancora disponibile e non trovarsi, come accade ora, alla mercè di trecento ufficiali, che sorvegliano i luoghi di passaggio sui confini, ai quali, per fare tale computo, occorre scrivere, attendendo il loro comodo e beneplacito. Con questo metodo razionale in tre anni il governo raccoglierà dati precisi sull' esportazione dei vari prodotti ed in caso di bisogno finanziario saprà meglio come procurarsi denaro coll' emissione di tratte dei prodotti accennati e non trovarsi alla mercè di ingordi banchieri, nè essere derubato dai particolari. Nel tempo stesso resteranno impedite le falsificazioni delle lettere di tratta e dei salvocondotti, verificatesi di frequente nel reame con grave detrimento dell' erario pubblico e dei privati sudditi. Quando infatti esista un registro delle lettere di tratta, come oseranno gli ufficiali di guardia sui confini procedere ad un falso, sapendo che al più tardi in fine d' anno il falso verrebbe scoperto e punito, mentre fino al 1559, mancando un vero controllo, l' impunità appare assicurata in generale? Avverta però il re che l' inchiesta consigliata sulla quantità di pastello e di carta necessari al bisogni del regno non è che polvere negli occhi per legittimare l' istituzione d' un ufficio delle tratte ed il conseguente introito per la concessione di queste, introito non picoolo certamente, chè le concessioni dovrebbero avere luogo solo ad alto prezzo e l' acquirente dovrebbe offrire buone garanzie e cauzioni di pagamento al tempo stabilito.

Il memoriale termina avvertendo che altri prodotti non esistevano in Francia i quali si potessero assogettare a simile regolamento e che non era il caso affatto di sottoporre ad esso le tele, trattandosi di un prodotto nazionale, il quale veniva lavorato intensamente nel paese stesso[1]), sicchè permettere l' espor-

1) Ancora nella metà del sec. XVIII di tela erano le vesti della bassa

tazione avrebbe recato più danno ai sudditi che non vantaggio al governo.

Anche in questo memoriale s' incontrano pensieri acuti ed originali. Il consiglio, ad es., di non inceppare lo sviluppo di industrie fiorenti o bambine con tasse inopportune per ingordigia di immediato guadagno, l' osservazione sull' immoralità e sull' ingiustizia del favore dato per lucro all' esportazione di prodotti nazionali prima di essersi assicurati che il residuo basti largamente ai bisogni della nazione stessa e che non avvenga rincaro della merce nel luogo stesso della sua produzione, sono principi sacrosanti, che anche noi nomini del sec. XX desidereremmo spesso fissi nella mente dei nostri reggitori, innanzi al grande rincaro dei prodotti di prima necessità nei luoghi ove i medesimi sarebbero di natura loro abbondanti e quindi a buon mercato. Il protezionismo illuminato, quale nella prima parte del suo memoriale consiglia il Massone, potrebbe essere seguito certamente anche ai giorni nostri. Nè meno pratica è l' astuzia fiscale suggerita dal nostro beneventano per la concessione di tratte all' estero e pel controllo delle merci esportate, causa l' utile grande che l' erario francese ne avrebbe riportato. Ma il nostro entusiasmo scema, quando nella parte finale dello scritto leggiamo pensieri che rivelano bruscamente l' uomo del sec. XVI coi principi morali della sua età, quando cioè il Massone fa presente al re che basta indurre nel pubblico la fede sull' esistenza di una statistica della produzione di pastello e di carta, senza che tale statistica esista nella realtà e senza regolare l' uscita di quei prodotti dallo stato a seconda della produzione avvenuta. Basta, scrive egli, generare nel pubblico la fiducia, e poi il re conceda sottomano, colla parvenza d' un ufficio apposito, quante tratte potrà col massimo provento dell' erario! Impinguare le casse dello stato senza che il pubblico comprenda l' inganno e la colpa del governo: questa sia la mira del sovrano. Esso avrà il danaro che gli occorre e nel tempo stesso conserverà la sua popolarità!

---

popolazione francese, cioè della maggioranza. D'Avenel, *Histoire*, III, 389-96. Brisson, pag. 176-77.

Brutto risveglio per noi! Ma sarebbe proprio giusta la severità di giudizio contro il Massone, quando ancora due secoli più tardi, nella seconda metà del sec. XVIII, l' abate Ferdinando Galiani, onore e lume della scienza economica nascente, mentre gli enciclopedisti, i fisiocrati ed i politici francesi propugnavano idee precorritrici della rivoluzione e da questa poi imposte al mondo europeo occidentale, osava freddamente scherzare sulle pagine commoventi del Raynald[1]) e trovare legittima la tratta dei neri e la mira di ognuno all' utile personale non frenato da sentimento alcuno verso il prossimo? E non è oggetto di penosa meraviglia leggere scritto dall' autore del trattato della moneta e dei dialoghi sul commercio dei grani, densi di pensiero moderno: «Ho 15 mila lire di rendita, che perderei coll' arricchire dei contadini. *Ognuno parli ed agisca a seconda dei suoi interessi:* non vi saranno più dispute a questo mondo»? Se un pensatore come il Galiani, mostrò tanta durezza e disinvoltura di sentimenti, qualche indulgenza per merita il Massone, nato e vissuto ben due secoli prima[2]).

---

1) NICOLINI: *Il pensiero dell' abate Galiani.* Bari, Laterza e figli, 1909, pag. 148. — L' opera dell' abate RAYNAL è la famosa *Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des européens dans les deux Indes*, edita prima senza nome di autore, ripubblicata poi nel 1781 col nome del Raynal, che dovette, per l' ostilità del parlamento, andare in esilio a Spa.

2) Il DE RUBLE (*Antoine de Bourbon* . . . II, 10, n. 2) solo, per quanto mi consta, lesse di volo ed apprezzò i memoriali del Massone, pur non utilizzandoli nella sua opera. («En 1559, un Italien nommé Benevento discutait avec le cardinal de Lorraine une suite de projets contenant des réformes très avancées pour le temps.»)

Documenti.

1°

1559 4 ottobre Parigi.

Giov. Leonardo Massone di Benevento al cardinale Carlo di Lorena. *Manda i memoriali che ha preparato sulle varie materie. Non si conceda la tratta di grani richiesta dai mercanti di Rohan pel Portogallo prima di giungere a Blois, dove si vedrà il profitto che l' erario potrebbe ritrarre dall' applicazione dei suoi consigli in materia di tratte.* (*Bibl. Nat.* fr. 15872, cc. 187-87^{t}.)

«Illmo et Rev^{mo} Monsr S^{r} e Padrone mio osser^{mo}. Considerando che, per il partito del sale e altri doi proposti e già in consiglio determinati, v. S. Illma debbia fare publicar per tutto il regno come e quando da parte di S. M. Chr^{ma} debbiano metter all' incanto per esser deliberati a *plus offerenti,* mi è parso mandar a v. S. Illma tutti quelli ricordi ch' mi sono occorsi a proposito, acciò che a maggior utile di S. M. più facilmente si trovi più numero di persone ch' attendono alla impresa de detti partiti. Io li mando allegati a tal che v. S. Illma, se cossì li occorrerà, li possa fare dechiarar in detta publicatione. Monsr di Forneo ch' per comandamento della M^{tà} della Regina e di v. S. Illma mi è stato dato all' adrizzo de i negocij miej e il quale ho trovato persona di molto giuditio, deligente e di gran valor, ne scrive parimente a Monsr il Cancellero. Io credo che v. S. Illma e R^{ma} debbi in tutte le parti approvar e trovar boni detti ricordi, poichè tutti resultaranno in beneficio della negociatione e ch' il profitto de su M^{tà} per mezo de essi se accrescerà tanto quanto sarà possibile. E hora ch' io sono assecurato della protettione de V. S. Illma, travaglierò sempre, et massime in questo tempo ch' staremo a Pariggi, ch' all' arrivata di Bles v. S. R^{ma} trovarà, con lo aiuto di nostro s^{r} Dio, tanti altri particolari pronti e accomodati per il servitio di S. M. Chr^{ma}, che V. S. Illma ne riceverà assai magior satisfatione e contento di quel che habbi fino a qui della industria e affettione mia ricevuto.

E perchè qui a Pariggi si parla variamente dei movimenti della corte, chi dice che andarà a Fontana Bleo e chi altrove, supplico humilmente v. S. Illma se degni farmi avisare, quando si trovarà S. M. a Bles, acciochè Monsr di Forneo et io possiamo travarsi pronti per non perder tempo in le cose pertinente al servitio di Soa M^{tà} N. S. Dio a consolatione de tutti li affettionati servitori di v. S. Illma la conservi

longamente sana e li conceda il contento de ogni suo desire. Da Pariggi il di 4 de ottobre 1559.

In questo instante ho inteso ch' son venuti in corte certi mercanti di Rohan per domandare tratta di grani per Portogallo. Mi è parso anchora ricordar a v. S. Illma ch' intertenga detta prattica per finchè siamo a Bles, per ch' ho adrizzato un negocio di manera e con tale ordine sopra detto maneggio di grani, ch' su M^{tà} ni havra cinquecento milia franchi ordinarij lo anno e v. S. Illma conoscerà quanti errorj se siano commessj per il passato a conceder tratte particolari e generalj per detti grani senza alcuno utile di S. M^{tà} ed, importando molto ch' v. S. Illma sia quanto più presto di questo particular bene informata, quando la corte dovesse tardar assaj esser a Bles, e ch' così a v. S. Illma paresse, la mi potrà fare avisar in ch' luogo l' harò da trovar, perchè subito io sarò da lej per raggionarli sopra detta negociatione con molta satisfatione soa.

De V. S. Illma et R^{ma}

deditiss^{o} et affezionatissimo ser^{or}

Joan Leonardo de Benevento.

A tergo All' Illmo et R^{mo} Monsr s^{r}
e padrone oss^{mo} il s^{r} Cardinal
delo Reno.

2°

1559 14 ottobre Parigi.

Id. *Bisogna resistere e per ora non accordare tratte. Si otterrà grosso profitto all' erario, senza aggravio dei particolari. E già ora si scorge un notevole introito nelle casse governative, superiore al passato.* (Id. cc. 189-89^{t}.)

Illmo e Rev^{mo} Monsr S^{r} e padrone osser^{mo}. Sono da dodici giorni ch' per un creato del Principe de Mantova[1]) scrissi a v. S. Illma largamente delle altre particolarità ch' mons^{r} di Forneo et io havemo porto in ordine per servitio de S. M^{tà} Chr^{ma} e utile della corona, ch'

1) Lodovico Gonzaga, duca di Nevers, fratello del duca di Mantova Guglielmo.

cognoscendo detto mons^{r} di Forneo tanto desiderosissimo nel servitio della M^{tà} soa e tanto devotissimo servitore de v. S. Illma, non lasso cosa che non la comunico con lui, acciò ch' il tutto translata in lingua francesa, perch' mons^{r} il Cancellero et li altri del consiglio lo possino intender, perch' da passo in passo se possano dipoi andar presentando, che de questo modo non si perderà tempo per quando saremo gionti in Bles, essendo già consertato, ch' non si habbi da presentare cosa nesciuna per insino che non siano poste a esequtione quelle ch' son state presentate, cossi come in Renza[1]) ni domandai licenza a v. S. Illma, e spero in Christo, che, quante particolarità se presentaranno per me, ch' se trovaranno degne de eseguirnose, e a v. S. Illma sarrà gran sadisfatione havermi acceptato per suo servitor e promessomi soa protectione e favor, le quale doe cose saranno di tanta potentia, ch' ogn' hora più me inanimarà a servitio.

Fi intender a v. S. Illma ch' fusse avertita di non far conceder nè tracte particolari, nè generali, nè de grani, nè de vini, perch' già havemo posto in ordine un certo espediente, per il quale senza causarsi interesso nè a populi, nè a particolari di Francia ni potrà haver questo anno proprio S. M^{tà} de utile de un mellion de franchi e ogn' anno andarà più augmentando. E perchè ho havuto nova ch' tutta via vengono mercanti e forestieri in corte e ancho mercanti paesani per haverno tratta, ho voluto con questo mio servitor a posta tornarlo a avisar a v. S. Illmo accioch' ni sia avertita in caso ch' non havesse ricevuta la prima lettera mia ch' li mandai per via del detto principe di Mantova, e con questa farò fine restando basando le soe sacratissime mano e in sua bona gratia raccomandandomi, che nostro s^{re} Dio la conservi e felicite, come desea, et io, suo humil servo, volria. Da Pariggi il dj x iij di ottobre del 59.

No vo lassar di far intender a v. S. Illma ch' tanto il Broscetta, quanto quelli della posta mi voleno tutti crucifiger per le cose della posta e bravano da me ch' più presto voleno servir senza gaggi S. M. et ch' si mettano ali incanti, ch' già ben cognoscono che utile ch' ci fanno, di modo ch' insino addesso vieni già a avantaggiar sua M^{tà} cinquanta doi milia franchi ch' si pagavano di gaggi a questi delle poste senza altre spese e renumeratione ch' ognun di loro a tutte l' hore dimandavano, et se v. S. Illma starà sol saldo, se venerà a guadagniar qualch' altro megliaro de scuti. Io ho risposto a chi me ne ha parlato, ch' ho già persune del medesmo paese ch' voleno servir

1) Reims.

senza gaggi sua M^{tà} e darli de più vinticinque milià franchi lo anno et ch' al incantj saranno deliberatj *plus offerenti.*

De v. S. Ill[ma] et R[ma]

humilicimo et affezionatissimo s[or]

Joan Leonardo de Benevento.

a tergo ut supra.

3°

[1559.]

1° Memoriale del Massone. *Provvedimenti economici in generale. Cacciare i banchieri stranieri, attirare l' oro forestiero e le spezierie, rovinare il commercio di Anversa, fare accordo coi Portoghesi, sollevare il prestigio francese.*

(Loc. cit. cc. 193-94.)

«Sommayre des ouvertures de Jean Leonardo de Benevento:

S'il y eust onques occasion d'esperer que en France se mecte ung bon ordre et refforma[ti]on aux choses desreglées faultes et erreurs qui y ont esté et sont encores faictes, specialement en ce qui touche l'honneur et reputation du Roy, le bien et augmentation de son estat, soullaigement et richesses de ses subiectz par cy devant en diverses manières affligéz des guerres et encores plus endommagez des ruzes et finesses que leurs voysins estrangers leur ont faictes et practiquées plus en temps de paix, que de guerre, c'est à p[res]ent que l'on le doibt non seullement esperer, mais s'en tenir tout assuré, estant le Royaulme venu ez mains d'ung Roy, qui use de conseil, ayant d'ung costé une Royne non seullement mère naturelle de son filz, maiz aussi de son peuple, accompagnée tant du devoir de nature envers son filz et le Royaulme, auquel elle a ja par plusieurs, ans commandé, que aussi de scavoir le faire autant ou plus que nature en ayt jamaiz faict congnoistre au monde, et d'autre costé deux oncles obligez de nature à leur Roy, leur proche parent, filz de leur bienfaicteur, touchez au vif d'une compassion des choses passées, juintez de l'amour deu à la patrye, conduictz de l'honneur de vertueusement s'acquieter du devoir et charge, à quoy Dieu et le Roy les ont appellez, asseurez d'une longue experience et maniment de semblables et plus grandes affaires en temps plus aspre et difficile, favoriséz de tout sans traverse,

ne contredit, et finalem[ent] soullagéz d'ung chancellyer recharché jusques aux sepulchres (*il cancelliere Olivier*), long temps regrecté absent, et par eulx rendu à grand joye et qui est le vray poinct de s'asseurer d'ung bon et perdurable establyssement, tous ensemble sont d'ung mesure [con]sentement voulloir et affection sans partialité, envye, craincte ou suspicion l'ung de l'autre.

Puys donques que toutes choses unies et conspirées ensemble au bien public et qu'il plaist à la Royne mère du Roy tant favoriser Jehan Leornardo Massonne de Benevento, que d'elle mesme entendre ce qu'il propose pour le bien et soullaigement de ses subiectz et que de l'autre part Monseigneur le Reverendissime Cardinal, oncle du Roy, pour le lieu qu'il tient avec Monsr le Duc de Guyse, son frère, envers leurs Mayestez en la direction, conduicte et maniment des affaires de France, a prins et embrassé la protection et deffense dudict Benevento, icelluy Benevento, qui n'est venu en France que de voulloir et ardent desir de faire service à la couronne et n'y est arresté que pour l'asseurance qu'il a prinse en la concorde, union et amytié des gouverneurs, continuera plus hardiment et soubz la faveur de l'ung et protection de l'autre les ouvertures et moyens qu'il a promys et en parlera de voix libre, de cueur toutesfoys humble et obeyssant.

L'intention du dict Benevento est de ne proposer choses qui ne soyent à l'honneur, bien, prouffict et utilité du Roy et de son royaulme. Son but est premièrement de chasser, sans mot dyre, par bonne pollice et establyssement tous les banquiers et usuriers, qui jusques icy ont suggé jusques au sang la substance et principales richesses du Roy et de ses subiectz et par ung bon et louable reiglement establyr dez les premiers ans ung revenu ordinaire de cent mil livres par ch[asc]un an pour le Roy, lequel de soy mesmes s'augmentera par après à beaucoup plus grand somme, le tout avec ung soullaigement playsir advantage et commodité de ses subiectz.

Secondement repeupler le Royaulme des monnoyes d'or et d'argent de France, y retenir et attyrer l'estrangers et neantmoins en peu de temps en oster le cours avec ung grand bien et soullaigement du peuple et pour la première année en faire toucher au Roy de pur prouffict et sans y rien mectre, ne employer du sien cent mil escuz et plus et pour les années ensuyvantes luy establyr là dessus ung bon et gros revenu ordinaire avec la joye de sesdicts subiectz.

Tiercement donner le moyen que de plusieurs choses dont le Royaulme a eu jusques à present besoing de ses voysins il soyt si bien fourny de son creu et de sa manufacture, que non seullement il sera delivré

du besoing qu'il avoit de l'estranger, maiz en fournira tout le reste de l'Europpe de meilleure et en plus grande quantité dix foys que ceulx qui à p[res]ent l'en fournissent, moyen pour non seullement retenir en France l'argent que de p[rese]nt l'on en tyre, maiz pour y attirer celluy de l'estranger.

Quartement introduire et establyr en France l'estappe de l'espicerye pour toute l'Europpe avec ung incredible bien, prouffict et richesse tant du Roy que de tous ses subiectz.

Quinto mectre en l'une des villes de France, sans qu'il couste riens au Roy tout le traffic d'Anvers avec ung revenu ord'naire de deux cens mil escuz pour le Roy, commodité et richesse infinie de ses subiectz et au grand playsir et contentem[ent] des nations d'Espaigne, Portugal, Angleterre, Allemagnes, Italye et la pluspart des voysins mesmes d'Anvers.

Sexto accommoder la navigation des Indes avec le Portugaloys avec ung incredible bien et revenu du Roy et de ses subiectz.

Septimo rendre toutes nations estranges plus grates et recongnoissans envers le Roy des biens de son royaulme qu'ilz ne sont à présent et neantmoins tyrer d'eulx ung revenu ordinaire pour le Roy de deux millions de frans par chacun au oultre le prouffict de ses subiectz qui y sera grand.

Octavo mectre en valleur et augmentation plusieurs partie de son revenu ordinaire, en quoy ledict s^r n'est pas loyaulment servy.

Nous restraindre avec prouffict du Roy et soullaigement de ses subiectz le cours de plusieurs choses folles et voluptueuses que l'estranger faict venir en France et en tyrer un grand argent.

In summa faire que le francoys se congnoise et qu'il se face congnoistre aux nations estranges, qui en ont abusé et tout jusques icy contemné et mesprisé.»

4°

[1559.]

2° Memoriale del Massone. *Provvedimenti per l' esportazione del sale, per l' amministrazione ed il funzionamento delle poste. Proposta di appalto per le spezierie.*

(*Id.* cc. 195-99.)

«Pour satisfaire par Jehan Leonard de Benevento au commandement à luy faict par mons^r le Rev^me Cardinal de Lorrayne d'envoyer

par escript les charges et conditions ausquelles il entend que les partys par luy proposez au Roy soyent baillez à main ferme.

Puys qu'il plaist au Roy que lesdicts partis soyent baillez à main ferme au plus offrant et dernier encherisseur semble audict Benevento ce qui en suyt.

Premièrement que les lettres du Roy pour montrer la justice dudict bail et ferme seront bien fondées, quant par icelles le Roy declairera que le droict de fournir sel à l'estranger semblable qu'il a de le fournir à ses subiectz en son royaulme avoit par ses predecesseurs esté pour aucuns temps et jusques à present delaissé pour aucunement gratiffier ses subiects faisans sel en son Royaulme et jusques à ce que par sesdicts prédécesseurs autrement y eust esté advisé et ordonné, mesmes s'estoyent contentez sesdicts prédécesseurs du droict de quattre deniers pour livre de sel vendu ausdicts estrangers. Toutesfoys il a veu, congneu que tout le prouffict et bien que sesdicts prédécesseurs avoyent voullu faire à sesdicts subiectz est retourné à certains particuliers marchans regatiers de sel, qui espient la necessité que les paouvres proprietaires, saulniers et palluyers ont le long de l'année et, soubz coulleur de quelques ligères advances de deniers qu'ilz leur font, acheptent le sel à vil prix desdicts proprietaires, saulniers et palluyers et le revendent à cher et excessif prix tant à l'estranger, que à ses propres subiectz, ayant le fournissement des garniers de son royaulme, de manière que le sel a esté si fort enchery puys quelques temps en ça ausdicts marchans fournissans le royaulme, que aux derniers baulx à ferme desdicts garniers ilz n'ont peu faire au peuple de France tel rabbais de leur prix qu'ilz desiroient bien, au moyen de quoy les subiectz du Roy et l'estranger sont grandement foullez, et d'abondant le Roy n'est pas bien payé de son droict de quattre deniers pour livre, qui a la rayson du prix que le sel s'est vendu aux estrangers deust estre revenu audict s^r^ en recepte à sept ou huict foys plus qu'il ne luy en a esté tenu compte. Or à present se sont presentéz au Roy certains bons personnages de son royaulme, qui luy ont offert prendre pour dix ans ledict fournissement et droict de quattre deniers pour livre de sel vendu à l'estranger, en ce faisant achapter de gré à gré desdicts proprietayres, saulniers et palluyers le sel qu'il conviendra fournir à l'estranger et leur faire les advances de deniers et autres choses pour leurs necessitez autant ou mieulx que font lesdicts marchans regatiers. Et d'abondant au lieu que lesdicts regatiers, après achapte ou convenu du prix du sel avec lesdicts proprietaires saulnyers et palluyers prennent à eulx tout le prouffict, qui à tousiours esté grand

et excessif tant sur les estrangers, que sur les propres subiectz du Roy, ont iceulx personnages offert que sur le prouffict qu'ilz pourront faire à la vente dudict sel à l'estranger feront participper lesdicts proprietaires, saulniers et palluyers de dix pour cent pour le moings, oultre le premier prix qu'il auront ja receu ou accordé avec lesdicts personnages, accordent encores pour le prouffict de tous lesdicts proprietaires, saulniers et palluyers, s'il y a aucun desdicts proprietaires, saulniers et palluyers qui vueille reprendre son sel ou partie d'icelluy, pour le vendre à mesme prix à l'ung des marchans, fermiers des garniers de France et en cella gratiffier aucuns de leurs amys, fère le pourront sans aucune payne, ne rescompense en faire ausdicts personnages, sy non de leur rendre ce qu'ilz auront receu d'eulx et les fraiz et loyaulx coustz, s'aucuns auront fais. Et pour le soullaigement de l'estranger ont offert luy laisser ordinairement le sel a meilleur et plus raysonnable prix que souvent il ne luy a esté vendu et delaissé par lesdicts regratiers par le temps passé. Et oultre au lieur (*sic*) de quattre deniers pour livre de sel du droict du Roy, ne lever que deux deniers seullement durant le temps de ladicte ferme et neantmoins donner au Roy par chascune desdictes dix années tant pour son droict de fournissement que de quattre deniers pour livre la somme de cent cinquante mil livres. Estant lesquelles offres, charges et conditions advantageuses pour luy, pour les proprietayres, saulnyers et palluyers, et généralement pour tous ses subiectz et ses voysins et amys estrangers venans prendre sel en son royaulme, il a arresté bailler ledict fournissement au plus offrant ausdictes charges et conditions et autres selon et ainsy quelles ensuyvent.

Ce sont les charges et conditions ausquelles le Roy entende bailler à main ferme pour dix ans prochainement venant le droict de fournir a tous estrangers sel par tout son royaulme et de quattre deniers pour livre, que ledict s^{r} Roy prend sur le prix du sel vendu ausdicts estrangers.

Premièrement que celluy auquel ledict bail à ferme sera adiugé acheptera le sel dudict fournissement des proprietaires, saulniers et palluyers de gré à gré et n'en pourra autrement prendre deulx et fera ausdicts proprietaires, saulniers et palluyers les advances de deniers et aydes en leurs necessitez. Le tout aussi de gré à gré comme l'on a accoustumé fère.

Sera en liberté pouvoir et faculté desdicts proprietayres saulnyers et palluyers, après qu'ilz auront vendu audict fermier leur sel pour ledict fournissement d'estrangers de le reprendre aux mesmes prix

qu'ilz l'auront vendu, convenu et accorde audict fermier, en luy rendant ce qu'ilz en auront receu de luy de prix ou advance avec ses fraiz et loyaulx coustz, si aucuns en avoit pour ce faicts, et en ce faisant pourront revendre à ce mesmes prix leur dicts sel à telz marchans, ayans fournissement de greniers de France que bon leur semblera gratiffier.

Sera à la faculté de tous marchans ayans ledict fournissement des garniers de France prendre dudict sel cueilly et arresté pour le fournissement des estrangers au mesmes prix que ledict fermier l'aura achapté retenu et arresté pour l'estranger, en luy payant le mesmes prix qu'il en aura payé avec ses fraiz et loyaulx coustz, si aucuns il a pour ce fais.

Oultre le prix convenu et accordé pour la première vente entre lesdicts proprietaires saulniers et palluyers d'une part et ledict fermier d'autre, iceulx proprietaires, saulniers et palluyers auront et prendront dix pour cent du prouffict que ledict fermier fera en la revente de leurdict sel à l'estranger, tout fraiz et loyaulx coustz preallablement deduictz et precomptez.

Ledict fermier vendra son sel de gré à gré ausdicts estrangers et en ce les traictera gracieusement du prix avec semblable ou meilleure rayson, prix ou marché que souvent ne leur a esté faict le temps passé par lesdicts regatiers, marchans et revendeurs.

Ne prendra durant le temps de ladicte ferme pour vente de sel par luy faicte ausdicts estrangers que deux deniers pour le droict du Roy tant seullement et sans prejudice du Roy pour le temps advenir.

Pourra le fermier après lesdictes enchères faictes et adiudication de ladicte ferme associer avec luy au faict de ladicte ferme jusques à cinq compagnons et associéz tant seulement francoys, regnicolles, nobles ou gens d'eglise, sans par eulx encourir derrogance à leurs estatz et autres de quelque qualité ou condition qu'ilz soyent fors gens de justice et manians finance du Roy.

Pourra dresser par tous les lieux des salines et marestz de France tabliers et commys telz et en tel nombre pour ladicte distribution et fournissement que bon luy semblera des faultes, abbuz et malversations, desquelz il respondra civilement.

Nul autre de quelque estat, quallité ou condition qu'il soyt ne pourra vendre sur les lieux ou transporter sel de quelque endroict que ce soyt de France aux estrangers fors luy, ses associez et commys, si ce n'est sur congé, permission, accord et consentement, sur payne de confiscation de corps et de biens en pays ou confiscation a lieu,

et en pays ou confiscation n'a lieu, de perdition dudict sel, chevaulx, harnois, navires et vaisseaulx du prix et estimation d'iceulx et oultre de quadrupple dudict prix et estimation et d'une amende extraordinaire, les deux tiers de ladicte confiscation de biens, forfaicture quadrupple et amende applicable et qui sera par la mesme sentence adiugée audict fermier, et l'autre tiers adiugé au Roy, les fraiz de justice sur le tout préalablement restituéz et rembourséz.

Sera permys à toutes personnes accuser et demener ceulx qui vendront et transporteront sel ausdicts estrangers contre les dictes deffenses, auquel cas ladicte veriffication faicte et l'accusateur ou denunciateur préalablement remboursé de ses fraiz et depens sera audict denunciateur ou accusateur ayant veriffié, fourny ausdictes accusation ou denunciation, adjugée la tierce partie des confiscations quadrupples et amendes, les deux autres tiers demeurans moictié au Roy et l'autre moictié au fermier.

Ne sera ledict fermier, ses associez et commys, subiect, ne responsable des choses qui concerneront le faict dudict sel et ferme dessusdicte, que par devant ung seul juge conservateur que le roy ordonnera sur les lieux. C'est à scavoir ung en Brouage pour Poictou, Guyenne et Santonge, l'autre à Nantes pour le pays de Bretaigne et l'autre en Peccays pour le pays de Languedoc et Prouvence, qui auront chascun ung lieutenant, lesquelz auront congnoyssance chascun en son district de tous desbastz et differens survenans entra ledict fermier, proprietaires, saulnyers, palluyers, ses commys, marchans et autres tant regnicolles que estrangers pour le faict dudict sel et ferme dessusdictz circonstances et deppendences privativement à tous autres les appellations, desquelz en matière civile ressortyront par devant les generaulx des aydes à Paris, et en matière criminelle, accusations, denunciations de vendition et transport dudict sel aux estrangers et hors le Royaulme et autres cas, pour lesquelz s'ensuyvra pugnition corporelle, peynes ou mulctes pecuniaires, en congnoistront sans appel en dernier et souverain ressort appellant avec eulx à telz jugementz jusques au nombre de six officiers royaulx ou advocatz de siège royal, de sorte qu'ilz soyent sept ou huict en nombre.

Seront lesdicts conservateurs et lieutenant tenuz resider au pays et fère leurs chevaulchées de quinzaine en quinzaine pour le moings sur les lieux pour la conservation des droictz du roy et de ladicte ferme et à ceste charge et pouvoir seront pourveuz par le Roy à la nomination dudict fermier et sans en payer finance et auront des gaiges. C'est à scavoir chascun desdictz conservateurs huict cens

livres et chascun des lieutenans cinq cens livres, le tout par chascun an, qui leur seront payez de quartier en quartier par ledict fermier et ses commys, oultre et par dessus le prix de l'adjudication de ladicte ferme envers le Roy et sans diminution d'icelle.

Sera ledict fermier et ses associéz jusques au nombre de cinq, si tant il en prend, et cinq de leurs principaulx commys exemptz, francs et immunes pour le temps de ladicte ferme et association de toutes tailles, taillons, creues, charges et impositions, empruntz, tant généraux que particuliers, souldes et contributions pour gens de guerre, tant de pied, que de cheval, logys, corvées et fournissement de garnisons et de gens de court et generalement de toutes autres charges quelzconques imposées ou à imposer et seront eulx et leurs commys, leurs maisons, familles et biens en la sauvegarde du Roy.

Pourront lesdicts fermiers, associez et commys porter eulx et leurs gens en leur compagnye toutes armes offensives et deffensives, soyent pistoletz, harquebultes et autres, non obstant ordonnances et deffenses contraires.

Les enchères se feront sur le prix et somme de cent cinquante mil livres par chascun an, qui ont ja esté offertz au Roy et ne seront receues aucunes enchères moindres de cinq cens livres pour chascun an.

Toute personne qui mectra par dessus lesdicts cent cinqante mil livres enchère de deux mil livres par an et au dessus aura pour chascune foys qu'il mectra enchère de ladicte somme de deux mil livres et au dessus dix pour cent de chacune de sesdictes enchères d'une année seullement, ores qu'il ne soyt le dernier encherisseur, et que ladicte ferme ne luy soyt adjugée, qui sera pour chacune enchère de deux mil livres, la somme de deux cens livres et de plus à l'aequipollent, lesquelz dix pourront seront rabbatues au fermier adjudicataire de ladicte ferme sur la première année de ladicte ferme et par luy payez ausdicts encherisseurs dedans la fin de ladicte première année.

Semblablement le dernier encherisseur adjudicataire de ladicte ferme aura dix pour cent, non seullement de toutes ses enchères de quelque somme qu'elles soyent, mays aussy dix pour cent de toutes les autres enchères qui se feront pour une année seullement par dessus la dicte première offre de cent cinquante mil livres, que luy seront deduictes sur le prix de ladicte première année.

Payeront lesdicts fermiers et associéz le prix de leur dicte ferme et adiudication de six moys en six moys et feront tenir les deniers à leurs despens, perilz et fortunes ez mains des recepveurs generaulx de Poictiers et Nantes par esgalle portion.

Baillera ledict fermier adjudicataire pleiges et cauxions suffisantes et deuement certiffiers par devant les juges ordinaires des lieux et domicille d'icelles cauxions, et ce pour une moictié ou demye année du prix de ladicte ferme.

Le Roy fera jouyr dedict fermier paysiblement de ladicte ferme et luy tiendra et fera tenir la main forte par ses gouverneurs et lieutenans généraulx des provinces et autres officiers contre tous moutins, rebelles, ou desobeyssans qui vouldront user de force, violence, main mise et contradiction ou donner aucun empeschement; autrement, et à faulte de ce fère, sera ledict fermier, ses associez, pleiges et cautions quicte et deschargé de payer, sy non *pro rata* qu'il aura receu et jouy de ladicte ferme, ses fraiz, mises, despenses et loyaulz coustz sur ce preallablement deduictz, payez et remboursez:

Pour le faict des postes.

Sera par le Roy faict edict général narratif que les predecesseurs pour le bien et advancement de leurs affères ont estably en plusieurs lieux du Royaulme postes ordinaires, et combien qu'ilz eussent peu les bailler à ferme à bons et riches marchans qui eussent eu le moyen d'estre tousiours bien montéz et se acquicter desdictes charges et qui en eussent donné bonne et grosse somme de deniers par chacun an au prouffict et augmentation de son dommaine, toutesfoys pour estre mieulx servys les ont non seullement donnez à gens qui n'en ont riens payé, maiz encores à la pluspart d'iceulx ont donné gros gaiges, salayres, pensions et recompense. Neantmoings il a veu et congneu qu'ilz s'en sont très mal acquictez. A ceste cause declairera qu'il veult et entend que la charge desdictes postes soyt doresnavant baillée à son prouffict au plus offrant et dernier encherisseur et revoquera toutes provisions de ce fêtes. D'abondant, congnoissant le bien et prouffict que apporte à son royaulme l'establyssement desdictes postes, tant pour ses affaires, que le ses subiectz, declairera qu'il veult et entend que par toutes les bonnes villes, lieux et bourgades de son royaulme en soyt estably par distances raysonnables, qui seront baillées au plus offrant comme dessus et les deniers portéz aux receptes ordinaires de lieux.

Fauldra declairer que c'est aux charges de fère courir le pacquet du Roy incontinent en toute diligence sans riens en prendre à la charge aussi d'estre bien montez et autres charges qui sont contenues par l'ordonnance et establyssement des postes ordinaires.

Fault declairer que le sallayre sera de quinze solz pour cheval,

suyvant l'ordonnance, fors et excepté que pour la grande charge qui est à Paris et Lyon ceulx qui tiendront les postes ausdicts lieux auront vingt solz pour cheval, comme l'on a accoustumé depuys quelque temps, et aussi les estrangers venans en France payeront vingt solz, comme aussy l'on a accoustumé à l'occasion qu'ilz en font autant et plus payer en leurs pays aux subiectz du Roy, fors aussi à Bordeaulx et pays des Flandes et autres lieux, où l'on prend vingt solz pour cheval.

Que nul ne pourra tenir, ne encherir plus de troys postes pour le plus, fors et excepté que aux bonnes villes comme Paris, Orléans, Moullins, Lyon, Rouen, Amyens, Poictiers et autres qui sont sur les grands chemins. Ceulx ausquelz seront adiugées les postes desdictes villes pourront tenir toutes les premières prochaines postes qui respondent ansdictes villes, qui donnera bien occasion de les encherir pour la commodité que apportent les postes les unes aux autres.

Fault que les adiudications se facent aux bonnes villes, comme à Paris, se adiugeront celle de Paris et de toutes les autres qui sont à douze quinze ou vingt lieues à l'envyron et aussi des autres villes. Et fault que les publications et affiches portent expressement que les postes par le menu se adiugeront en chacune desdictes villes, à quoy le roolle du contreroolleur des postes servyra bien pour les declairer.

Quattre ou cinq commissayres ou maistres des requestes qui feront leurs chevaulchées depescheront toutes les adiudications en moings de troys septmaines ou ung moys. Car pour la première foys il ne s'en fault pas fier aux juges et officiers ordinaires des lieux.

Les adjudicataires pour le temps de leur fermes jouyront des privilèges, franchises et exemptions de tailles, empruntz et autres, dont par l'ordonnance jouyssent lez chevaulcheurs qui tiennent à present lesdictes postes.

Les adiudications se feront pour neuf, dix ou douze ans.

Les commissaires depputez pour le bail desdictes postes adviseront avec les juges et officiers des provinces des lieux ausquelz sera besoing et commode avoir des postes, assises et y en establyront et les bailleront au plus offrant et dernier encherisseur en la forme dessusdicte.

Pour faciliter l'expédition du faict desdictes postes fault que le contreroolleur des postes baille par escript les chemins et lieux ausquelz y a postes, assises, et par cella sera bien ayse à veoir les bonnes villes et lieux où il n'y en a poinct, ausquelles il conviendra en mectre. Car tant plus y aura des postes, assises par le royaulme, le Roy en tyrera plus de deniers, et cella facilitera tant les affères

du Roy, que le cours de marchandise, parce que des lieux, ou de present il n'y a poinct de postes ordinaires assises, le Roy aura plustost nouvelles et advertissemens et semblablement les marchans et autres de leurs affayres, et pour ce qu'il sera fort difficile pouvoir si promptement adviser à tous les lieux ou il est besoing d'en avoir, l'on en pourra cy après mectre à ceulx que l'on aura oubliez et qui se trouverent propres pour y en avoir.

Pour le faict de l'espicerye.

Fault que le Roy face regarder en la chambre des comptes la plus grande année dont l'on aye compte puys douze ans et adjuster les vingt cinq mil livres offertes par Benevento et de tout faire une somme sur laquelle les enchères seront receues.

Le fermier pourra avoir autant d'associez et aux mesmes charges et conditions qu'il a esté dict pour le bail à ferme ou fournissement du sel aux estrangers.

Ledict fermier aura huict commys et pour le moings autant qu'il aura de lieux ouverts en France pour y faire descendre espiceries.

Sera gardé la mesme forme au surplus qui est declairée pour ledict bail à sel.

Ce sera aux charges, paynes, confiscations et amendes contenues par les ordonnances faictes sur le faict desdictes espiceries.

5°

[1559.]

5° memoriale del Massone. *L' esportazione del sale, vino, e specialmente, del pastello e della carta francesi. Modo di disciplinarla per evitare danno ai sudditi e procurare vantaggio all' erario. Proposta di un ufficio per le tratte ed espedienti all' uopo.*

(*Id.* cc. 201-4.)

«Cinquiesme des ouvertures de Jehan Leonard de Benevento.

Le sage et prudent monarque doit sur tout avoir troys choses en recommandation. La première d'enrichir et soullaiger de tout son pouvoir ses subiects, pour ce que oultre le commandement de Dieu, qui ainsy le veult, et le droict de nature que nous ordonne aymer et bien faire a ceulx qui nous ayment, deffendent et obeyssent, la richesse du prince consiste en celle de ses subiectz, et aussi que cella invite

les voysins estrangiers, qui n'ont de leurs princes pareil et semblable traictement à desirer et par après se rendre d'eulx mesmes à la subiection et obeyssance celluy qui si bien traicte sesdicts subiects.

La seconde de se tenir tousiours ses subiectz en exercice et labeur sans oysivité, specialement le commun populace, ce qu'il fera ayseement et indubitablement, quant du labeur et travail sortira prouffict et non dommage. Pour ceste cause ne doit jamais un prince angarier les marchandises qui sont de la manufacture de ses subiectz, quand les estoffes se prennent en pays estranges, ou qu'il y en a pareille abondance aux autres royaulmes et pays comme au sien. Car tant plus l'estranger a bon marché de telles manifactures, plus il en prend et consomme et d'autant vient plus d'argent à ceulx qui travaillent. Et pour ce bon marché l'estranger se aveant eust demeuré oysif, delicat et plus facile à domter, comme au contraire si telles manufactures luy estoient angariez et tenues chères, il se accommoderoit, et ses subiectz aussi, a en faire pour la commodité qu'il auroit d'avoir les estoffes à aussi bon marché et pareille abondance que ceulx qui les font, qui feroit que ceulx qui soulloient tyrer grand prouffict desdicts manufactures n'ayans plus moyen de se desfaire de leurs manufactures tourneroient à l'oysifveté de tant que le travail leur seroit inutile et dommageable. Et tout ainsi que ce qui tient le subiect sur piedz et en exercice se doit favoriser, aussi fault il empescher que ce qui n'est pour volupté et delicatesse ne parvienne aux subiectz, ou pour le moingt que le coust leur en face hayr ou abhorrer le goust. De ceste dernière sorte sont les soyes et la pluspart des epiceries qui d'ailleurs viennent au royaulme, lesquelles, quant elles entrent et après qu'elles sont entrées, l'on ne scauroit trop charger de daces et impositions.

Le troysiesme est que le prince regarde par tous les moyens de tyrer à luy et ses subiects sans injure l'or et l'argent des estrangers et leur faire bien chèrement achapter les commoditez de son royaulme, dont ses subiects usent à bon compte et marché, moyen pour encores plus inviter l'estranger de se rendre à luy. Cella ce fera, quant il tiendra chères à l'estranger le plus qu'il pourra les choses qui sont du creu de son royaulme et qu'il les chargera si fort et si raysonnablement aussi, que l'estranger n'en puisse ailleurs recouvrer en telle quantité et bonté, ne a si bon marché et prix qu'en son royaulme. Et encores cella aura bien meilleure grace, quant, sans apparente imposition de daces, tributz, gabelles ou exactions, cella se fera, comme il sera dict cy après.

Toutesfoys qui a veu comme l'on c'est conduict par le passé en ce royaulme, il a congneu tout le contraire avoir ésté faict et practiqué en France avec une incredible perte et diminution des richesses du royaulme, foulle et oppression des subiectz d'icelluy. Est ce par ung desreiglé et indiscret establyssement d'imposition foraine, qui autant de foys a esté changé, corrigé et defformé, comme ceulx qui s'en sont entremys avoient le cerveau peu arresté et nulle congnoyssance des mœurs et façon de faire des estrangers, desquelz sans aucun jugement ilz faisoient leur estat, mais c'estoit en pappiers de tyrer l'argent, n'ayans autre but que de charger de grandes daces et impositions les marchandises yssantes de France, sans regarder s il se trouverroit marchans qui en prinsent à leur prix richesses imaginaires de telles gens qui tiennent pour argent comptant tout ce qu'ilz ont conceu en leur entendement et pour receu ce qu'ilz pensent recevoir.

Venant donques à la practique de tyrer argent de l'estranger des marchandises de France sans apparente imposition ou charge de daces et tributz fault congnoistre quelles sont les espèces qui croyssent en France, dont l'estranger ne se peult passer, ne en recouvrer en telle quantité, ne de si bonnes, ne à si bon prix, que en France.

De ceste quallité sont le sel et le vin, lesquelz, usez en France par les subiectz, sont chargéz de si dures gabelles, peages, passaiges, huictiesme, quatriesmes, vingtiesmes et infiniez autres tributz et exactions que l'on y a mises et que l'on impose chacun jour soyt en gros, en detail et menu, ou en quelque autre facon que on les achapte, et au contraire l'estranger les a tousiours eues et les a encores de presente exemptes de toutes charges, molesties et impositions, specialement le sel, duquel à l'yssue il ne paye ung seul denier, et du vin il paye pour l'imposition foraine et pour toutes choses que quattre solz pour muy. Et en la pluspart du royaulme ne se boit, use, ne destribue vin, que les impositions ne viennent à plus de cent solz et six frans le muy, et le plus soullaigé paye quarante solz, de manière qu'il n'y a estranger ores, qu'il ne soit guères mieux et peult estre plus mal traité de son prince, qui voulsist avoir change de seigneur, ayant meilleur prix et rayson les biens de France, que s'il en estoit propre et naturel subiect. Pour à quoy remedier ont cy devant esté baillées par escript deux ouvertures l'une pour le bled et vin, et l'autre pour le sel, parquoy n'en sera icy plus parlé.

L'autre marchandise de ceste mesmes espèce est le pastel, lequel ne croist en nul autre pays si bon, ne en telle quantité qu'il faict en France: encores ce n'est que en ung certain quartier de Languedoc,

qui en fournist quasi toute l'Europpe. Lequel prins pour l'usage de France est chargé de quinze ou vingt solz pour balle et tyré hors pour l'estranger ne paye que troys ou quattre solz pour le plus, qui faict que les tainctures, fautes des propres deurées de France, sont meilleures et a meilleur marché hors le royaulme que en France mesmes. Semblablement la France fournist de pappier quasi toute l'Europpe, qui ne paye à l'yssue du royaulme que vingt deniers de cent pesant, qui n'est pas la moictié de ce que le recteur de l'Université prend pour son droict à Paris, sans les daces et droictz du Roy en divers lieux et manières, de sort qu'il est si fort enchery aux imprimeurs, que l'on a meilleur prix et marché des livres impriméz en Allemagne et hors le royaulme, que l'on n'a pas de ceulx qui sont imprimez en France, et est une marchandise de telle importance à l'estranger, qui ailleurs n'en recouvre, que, depuys la paix dernièrement faicte, se sont presentez au Roy d'Espaigne, estant encores aux Pays bas, aucuns marchans qui luy ont offert cent mil escuz tous les ans de revenu ordinaire et qu'il n'y eust que eulx qui en ses pays peust tyrer et vendre du pappier de France.

Or de tant que l'on tyre de France troys, voyre quattre foys, plus de pastel et de pappier qu'il ne s'en use en France, il y a moyen d'exempter de toutes daces et impositions ce qui en est consommé en France au grand soullagement du peuple, et neantmoins sans charge apparente de daces et ne impositions quelzconques, mais plustost avec extinction de celles qui y sont de present tyrer de l'estranger pour lesdicts deux espèces de pastel et pappier troys et quattre foys plus d'argent que le Roy n'a eu par le passé et qu'il n'a encores de tout ce qu'il a prins et prend sur son subiect et sur l'estranger ensemble.

Cella se fera en reduysant le traffic du pastel et du pappier de France avec l'estranger en traicte ordinaire comme il a esté dit du bled et du vin.

C'est assavoir que le Roy face ung edict narratif que, pour avoir esté le transport du pastel et du pappier qui se faict en France si desreiglé et abandonné à ung chacun par le passé, en est advenu telle charté et necessité en son royaulme, que ses propres subiectz ont esté souvent contrainct pour le faict du pastel retourner achapter bien chèrement aux pays estranges, ce que de son propre royaulme estoit sorty à bon marché, qui a apporté une grande et incredible charté à toutes sortes de marchandises qui usent de taincturés. Et la charté du pappier a faict que l'impression, qui se soult faire plus belle et meilleure et en plus grande quantité en France, que en nulle aultre

province ou contrée de la chrestienté, s'est depuys quelque temps commencé à diminuer et discontinuer au grand dommage des artz et sciences que ung chacun doit favoriser. A ceste cause desirant relever son peuple de telles charté, estant raisonnable, que des choses qui croyssent et se font en son royaulme ses vrayz et naturelz subiects soient raysonnablement et avant tous aultres fournys et du surplus ses bons voysins et amys aydez et secouruz, declairera ce qui ensuyt.

Premièrement que jusques à ce que les choses soient reduictes à leur premier prix et valleur, ayant mesmement regard aux charges que durant les guerres ses subiectz ont supportées, declairera qu'il surseoye toutes daces, exactions et impositions tant anciennes que nouvelles, qui ont esté par ses predecesseurs mises et imposées sur le pastel et pappier usez et consommez en son royaulme.

Sekundo que doresnavant il fera regarder de quelle quantité de l'ung et l'autre il pourra ayder et recourir sesdicts voysins et amys sans grandement incommoder sesdicts subiectz, dont il fera à tous ceulx qui en vouldront transporter hors le royaulme expedier lettres de traictes, congez et permissions par certains personnages que à ces fins il commectra au bureau des traictes à Paris jusques à la concurrence de la quantité qu'il aura advisé de permectre tyrer par chacun an, sans que nulz autres que ceulx qui dudict bureau auront en congez et permission en puissent tyrer, ne que ceulx qui auront eu lesdictes permissions en tyrent en plus avant, ne par autres lieux et endroictz que ceulx qui auront faict le contraire que ceulx qui l'auront souffert, permiz ou tolleré de confiscation de biens appartenant à l'accusateur ou l'autre tiers au Roy, comme il a esté dit en la traicte de bled et vin.

Tertio qu'il entend que ceulx qui auront eu dudict bureau lesdicts congez, traictes et permissions tyreront la quantité à eulx permise quicte et franche et exempte à l'yssue du royaulme de toutes daces et impositions foraines.

Cest establyssement de traicte ordinaire et de bureau produict les effectz et biens qui ensuyvent. Premièrement le Roy, en se faysant, non seullement ne charge point à l'yssue lesdictes marchandises d'aucunes daces ou impositions, mais au contraire les descharge de ce qu'elles soulloient payer ausdictes yssues. Et neantmoins ne layssera avoir troys ou quattre foys plus qu'il n'en avoit, par ce que la somme qu'il vouldra perdre et augmenter par chacun an se prendra pour la permission, et ne sera pas dict que c'est tant pour baile ou pour cent, mais sera d'une seulle somme en gros, laquelle toutesfoys

reviendra à ce que le Roy aura pour l'année advisé prendre par chacun cent ou par balle.

Le second c'est qu'elle ferme la bouche à l'estranger de s'en plaindre et dire que c'est une imposition nouvelle mise sur marchandise, car nul estranger se peult plaindre de quelque prince que se soyt, quand il veult que de ce que Dieu et natture ont donné et faict croystre de special et particulier en son royaulme, ceux qui l'ont cultivé, labouré et quasi produict en soyent les premiers fourniz et satisfais, voyre quant il vouldroit qu'il n'y eust que eulx qui se resentissent du fruict de leurs labeurs. Si donques pour accommoder l'estranger le Roy luy en eslargist et permect de tyrer, c'est une pure grace, à laquelle le Roy n'est poinct tenu. Parquoy ne se peult plaindre, si pour ladicte grace et permission le Roy peult avoir quelque prouffict et ne peult légitimement appeller cella dace ou imposition mise sur marchandise, car c'est plustost une recongnoissance que l'estranger faict au Roy de la grace à luy faicte d'estre secouru et accommodé des biens de son royaulme.

Le troyziesme est que estant tenu registre en ung seul bureau de tout ce qui se tyrera hors de son royaulme desdictes marchandises il peult scavoir du jour au lendemain, combien au vrai et sans larcin il en a esté tyré, au lieu que pour le scavoir aujourd'huy il fault actendre ung long temps et en escrire à plus de troys cens officiers des passaiges pour avoir leurs estatz, ausquelz ilz couchent en conscience ce que bon leur en semble.

Le quatriesme est que en troys ans le Roy scaura a peu près combien de l'une et l'autre marchandise l'on tyre ordinairement et par chacun an de son royaulme, de manière que quant il luy surviendra besoing d'une certaine somme, il scaura, sans faillir et sans estre en cellà desrobbé, combien il fauldra adjouster sur chacune traicte du bled, voir pastel, pappier et autres marchandises, qui se reigleront par traicté et ne fallira jamais par ce moyen à recouvrer la somme dont il aura besoing, qu'est ung playsir et commodité grande au respect des choses que l'on par cy devant imposéz à l'advanture sans scavoir à combien elles pourroient revenir au certain. En quoy ses predecesseurs ont par le passé esté ordinairement deceus et infiniment desrobbéz et leurs subiectz pilléz et travailléz ou par officiers, qui en ont eu plus que le Roy et rendu tel compte que bon leur a semblé, ou par les fermiers qui souvent n'en ont pas donné la quarte partie de ce que valloit l'imposition aussi mise à l'adventure.

Le cinquiesme est que cella ferme la porte à toutes falsitéz de

lettres de traictes et saufconduictz que l'on a veu souvent et quasi ordinairement estre faictes en France. Car n'y ayant personne qui ayt tenu registre des lettres de traictes que par cy devant se sont donnés pour après les conferer aux registres de ceulx qui gardent les yssues du royaulme, l'on a ayseement falsiffié lettres desdictes traictes, en quoy les officiers des lieux ont esté les ungs voluntairement, les autres par ignorance et comme l'on dict à la bonne foy deceuz et trompéz, ce qui ne se pourra faire, qu'il ne soyt au bout de l'an au plus tard descouvert et veriffié par le moyen dudict bureau. Car envoyant les officiers des passaiges par chacun an au gens dudict bureau ung estat au vray de ce que aura passé par leurs destroictz et passaiges, l'on verra aysement s'il y en a eu plus avant que ce qui aura esté enregistré au greffe dudict bureau et si l'on se sera aydé des lettres de traictes du tout faulses ou seullement falsiffiées en la quantité de la traicte pour en faire et poursuyvre la pugnition.

Et quant à ce que le edict contient, que Roy fera regarder quelle quantité de pastel et de pappier il fauldra pour la fourniture de son royaulme, cella n'est mys que pour donner coulleur à l'establissement de ladicte traicte ordinaire et à lever argent par ladicte permission. Car l'on entend que au bureau se donneront indifferemment lettres de traictes lesdicts deux marchandises à qui en vouldra pour de l'argent, au payement du quel le marchant sera accommodé de temps et delay en baillant bonne seureté et cauxion, comme il a esté dict de la traicte du bled et vin, selon laquelle les gens dudict bureau se conduyront en tout et par tout en la presente traicte de pastel et pappier.

Il n'y a nulles autres marchandises en France que l'on peust adapter à ce reglement. Car qui y vouldroit comprendre les toilles, elles sont de si grande manufacture par tout le royaulme, que l'on fairoit plus de tort au peuple, que de prouffict au Roy.

Miszellen.

Eine Episode aus der Geschichte von Amalfi.

Von

Ludo M. Hartmann.

Vorbemerkung. Wer immer sich mit der Geschichte Amalfis befassen will, muß von der fleißigen Materialsammlung ausgehen, die MATTEO CAMERA in seinem Buche: Memorie storico-diplomatiche dell'antica città e ducato di Amalfi (2 vol., Salerno 1876) verwertet hat. Bei meinem Versuche, festzustellen, was sich noch erhalten hat, wurde mir der Weg zuerst durch einen genauen Kenner der Verhältnisse, Prof. P. FEDELE-Turin, gewiesen. In Neapel enthält das R. Archivio di Stato im ganzen 27 Originale vom Jahr 985—1377 aus Amalfi, die selbstverständlich dank der liebenswürdigen Verwaltung des Archives (Direktor CASANOVA) leicht zugänglich sind. Die unter der Leitung des Prof. DE BLASIIS stehende Società Napoletana di storia patria enthält in ihrer schönen Bibliothek unter dem Namen Cartularium Amalfitanum eine im Jahr 1900 vom Avv. R. BEVERE gemachte Abschrift des sogenannten Codice Perris, der sich im Privatbesitze befindet und Kopien der Urkunden des Klosters S. Lorenzo von Amalfi enthält; eine andere Abschrift soll sich in der Bibliotheca Brancacciana befinden (vgl. CAMERA a. a. O. p. 12). Durch Herrn NICCOLINI vom Staatsarchive und Herrn ANT. GUERRITORE, den Verfasser einer Studie über den Patriziat von Ravello, weiterempfohlen, öffneten sich mir auch die Sammlungen im Gebiete von Amalfi. Im Museo Camera in Amalfi selbst werden ausser einigen von MATTEO CAMERA erworbenen Originalen dessen Abschriften und Sammlungen von den jetzigen Besitzern, dem AVV. LUIGI und SALV. CAMERA, pietätvoll aufbewahrt. Die Abschriften sind in folgenden Sammelbänden zusammengefasst: 1. „Archivium Ravellense sive Membranae quae in Capitulari Archivio Ravellensi asservantur. Cura, studio ac solertia MATHEI CAMERA Amalphitani sedulo ab originali transscripta. Anno Domini 1844", also aus den Originalen und einem „antiquum chartularium" der Kirche von Ravello. 2. „Chartolarium Amalphitanum sive veterum instrumentorum collectio a s. X ad s. XVI, olim nobilibus sanctimonialium coenobiis Amalphiensium pertinentibus, nunc apud moniales SS^mae^ Trinitatis depositis et ex originalibus maembranis exscriptis et in seriem digestis: cura, studio et diligentia MATHAEI CAMERA 1846"; die Originale sollen sich immer noch in S^a^ Trinità, einem alten, jetzt angeblich nur von einer Nonne bewohnten Kloster neben dem Dome befinden. 3. „Chartolarium Amalphitanum seu Nova veterum variorumque documenta . . . studio

et labore MATTHAEI CAMERA ex originalibus conscripta et in ordinem redacta. Anno Domini 1852"; u. A. mit Urkunden aus Minori. Diese drei Sammlungen wurden von CAMERA vor der Drucklegung seines Werkes angelegt und benützt. Nicht mehr benützen konnte er dagegen die erst später von ihm gemachten Abschriften, die meist aus Scala stammen (s. unten), zusammengefaßt in dem Sammelbande: 4. „Membrana medii aevi Amalphita[na]". — Das mir von dem Sakristane D. Nicola Milano freundlichst zugänglich gemachte Kapitulararchiv im Dome von Amalfi enthält mehrere Hundert Originale, nur wenige ältere, die meisten seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts; das Archiv soll mit der Kirche im Jahr 1254 verbrannt sein. — Das erzbischöfliche Archiv von Amalfi enthält außer einigen Bullen keine Pergamente und beginnt erst im 15. Jahrhundert. — In Ravello steht das Kapitulararchiv unter der Leitung des Paroccho D. LUIGI MANSI und wurde mir durch dessen Bruder, den Notar und Sindaco MANSI, freundlichst zugänglich gemacht; es enthält eine grosse Anzahl von Urkunden, die CAMERA (s. o. sub 1) schon benützt, aber wohl nicht vollständig abgeschrieben hat. Eine Privatsammlung, welche das von K. A. KEHR (Urkunden der normannisch-sizilischen Könige, 1902, S. 427) veröffentlichte Diplom Rogers enthält, besitzt Herr ATTILIO MANSI; seine übrigen Urkunden sind Privaturkunden aus später Zeit. Herr ATTILIO MANSI führte mich in liebenswürdigster Weise zum Nonnenkloster Sa Chiara, das über 20 Urkunden besitzt, von denen nur eine in das 12. Jahrhundert zurückreicht. — Wichtiger ist die Privatsammlung des Cav. LORENZO MANSI in Scala; sie enthält ca. 200 Urkunden, die von dem Besitzer in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt werden. Die Sammlung geht auf einen Vorfahren des gegenwärtigen Besitzers zurück, der sie in der Absicht anlegte, eine Geschichte von Amalfi zu schreiben. CAMERA hat von ihr erst nach dem Erscheinen seines Buches Kenntnis erhalten, und deshalb dürften sie alle noch unpubliziert sein; sie reichen bis ins 10. Jahrhundert zurück. CAMERA hat sie chronologisch bestimmt und mit Regesten versehen. Über die Bestände von Minori bin ich nicht unterrichtet.

Herzog Sergius verkauft dem Erzbischof Leo von Amalfi für das Frauenkloster des h. Simeon in Atrani und dem Abte Petrus für das Kloster des h. Benedikt in Scala eine Mühle um insgesamt 300 solidi.

1009, März 28.

Original im Besitze des Cav. LORENZO MANSI *in Scala, (mit der Doppelnummer 130 und 786).*

Abschrift von M. CAMERA *im Museo Camera in Amalfi (in Membrana medii aevi Amalphita[na] p. 67 ff.).*

† In nomine domini dei salvatoris nostri Jesu Christi. Die vicesima octaba mensis martii indictione septima Amalfi. Nos denique Sergius domini providentia dux | Amalfitanorum. Cum pro peccatis multum nos opprimeret gens Saracenorum et nimium super poneret nobis in censum tollere | et multa necessaria nostre civitatis nos undique constringerent et non haberemus unde talia complere, quoniam bone memorie | noster abus et genitor et nos pariter cum ipsis fuimus compreensi et omnia nostra depredata sunt et exivimus nudi | et vacui,

nunc autem, sicut diximus, propter nimiam necessitatem nostre civitatis et expendium quod habemus in omnibus | gentibus pro utilitate civitatis istius, Ideoque prona atque spontanea voluntate cum consilio parentum nostrorum venundedimus | vobis domino Leoni domini gratia archiepiscopo sancte sedis Amalfitane ecclesie et per vos in ipso monasterio vestro puellario beati Simeonis | quod constructum habetis in Atrano pariterque vobis domino Petro presbitero et abbati monasterii beati Benedicti confessoris quod | dedicatum est in ipso monte de Scala. Idest plenaria et integra ipsa mola aquaria huius publici nostri hic in Amalfi posita | subtus ipse cammare qui dicitur ospitario de ipso monasterio de Pasitano, sicut ipsa suprascripta mola fabricata et ordinata est | cum ipso cubucello ibique at latus coniuncto et cum mole et ferramenta et canale et aquaria sua et cum omnibus intrinse|cus et extricsecus (sic!) sibi habentibus et pertinentibus, cum salue vie sue at ingrediendum et ad egrediendum. Unde nobis de plenaria suprascripta | mola neque de tota sua pertinentia nichil remansit aut aliquod vobis exinde exceptuavimus. Unde accepimus a vobis exinde plenariam | nostram sanationem. Idest aureos solidos tricentos ana tari quattuor per solidum sicut inter nos et vos convenit; de quibus solidis centum dedisti | vos suprascriptus dominus Leo veneravilis archiepiscopus parte suprascripti monasterii vestri sancti Simeonis et solidos ducentos dedisti vos suprascriptus dominus Petrus presbiter et | abbas pro parte suprascripti monasterii sancti Benedicti; set de ipsos predictos ducentos solidos fuerunt solidi centum nonaginta de Musco tio nostro filio domini habii nostri, et ip|sos decem solidos fuerunt de causa suprascripti monasterii sancti Benedicti; et nos totos ipsos solidos expedimus (sic!) in utilitate et salvatione istius | nostre civitatis, in omnem deliverationem et in omnem decesitionem. Ut a nunc die presenti et in perpetuis temporibus plenaria ipsa suprascripta mola | aquaria cum omnibus sibi pertinentibus, sicut superius legitur, sit tradita et venumdata in suprascripta amba monasteria sancti Simeonis et sancti Benedicti at frugiendum et dominandum in perpetuum et pro utilitatem suprascripta monasteria faciendum exinde omnia que volueritis; verumtamen quomodo per ordinem ipsos solidos pro parte suprascripta monasteria pargiastis, sic per ordinem amba ipsa monasteria ipsa suprascripta mola frugiare debeant, tertiam partem exinde dominare et frugiare debeat suprascriptus monasterius | puellaris sancti Simeonis et duas partes exinde dominare et frugiare debeat suprascriptus monasterius sancti Benedicti usque in sempiternum absque omni nostra et de posteri nostri | successores contrarietatem aut requesitionem in perpetuum; et si quolivet tempore sive nos aut posteri nostri successores vel quavis alia humana persona aliquod exin|de at suprascripta monasteria tollere aut subtraere aut contrare (sic!) aut minuare ausus fuerit, illa persona habeat anathemam et maledictionem a patre et filio | et spiritu sancto et partem habeat cum Juda traditore domini nostri Jesu Christi, insuper componere debeat in suprascripta monasteria auri solidos mille byzantios et hec venditio, de qua duas chartas similes | fecimus at tenendum ex ipsas ana singulas unusquisque monasterius, firmas atque s<o>taviles permaneant in perpetuum. |

† Sergius domini gratia dux subscripsi. |

† . . .[1]) † Ego Mauro filio Sergio de Constantino de Leopardo testis sum. |

† Ego Ursus filius den.[2]) testis sum. † Ego Leo filius Sergii de Leone de Constantino comite testis |

† Ego Pando filius Johannis de Pando testis sum. |

† Ego Johannes filius Pulcari Canella testis sum. |

† Ego Leo scriva huius civitatis Amalfi hanc chartam vinditionis manu propria scripsi, anno septimo ducatus suprascripte gloriose potestatis. |

I.

Aus der vorstehenden Urkunde lernen wir einige bisher unbekannte Tatsachen der Geschichte von Amalfi kennen. In der Arenga wird das Geldbedürfnis des Dogen, das ihn zum Verkaufe der Mühle drängt, motiviert. Der jetzige Doge Sergius ist nämlich einmal mit seinem seligen Vater und Großvater in die Hände der Sarazenen gefallen, ihr Besitz ist verwüstet worden; und als sie dann entkamen oder von den furchtbaren Feinden nudi et vacui entlassen wurden, mussten sie sich einen schweren Tribut gefallen lassen und ausserdem den schweren Schaden, den die feindliche Invasion in ihrem Staate verursacht hatte, wieder gutzumachen versuchen. Die „nimia necessitas", die außerordentliche Notlage des amalfitanischen Gebietes, erscheint nach einem sarazenischen Plünderungszuge begreiflich; inwiefern aber dem Dogen Ausgaben für den Staat „in omnibus gentibus", also nicht nur den Sarazenen gegenüber erwachsen waren, bleibt unklar; vielleicht waren es irgendwelche Bundesgenossen, deren Hilfe bezahlt werden mußte.

Die Urkunde ist vom 28. März 1009 datiert[3]); das Jahr ist durch die Indiction und durch das Regierungsjahr in der Schlußdatierung bestimmt, da Sergius II., der Zeitgenosse des ersten Erzbischofs von Amalfi, Leo, allein nach dem Tode seines Vaters Johannes, etwa seit Ende 1007 oder 1008, und bis zum Jahre 1014 regierte, in welchem er seinen Sohn zum Mitregenten ernannte. Bezeichnend ist es auch, daß Sergius den Patriziertitel, den er später führte, noch nicht vom byzantinischen Kaiser erhalten hatte. — Die Ereignisse, von denen die Urkunde erzählt, liegen aber um einige Jahre zurück. Denn der Großvater, dessen Gefangennahme erwähnt wird, Herzog Manso, starb schon im Jahre 1004. Dadurch ist ein terminus ante quem gegeben; ein brauchbarer terminus post quem fehlt uns. Jedoch wird man mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen können, daß die sarazenische Invasion, deren Wirkungen sich noch so unmittelbar fühlbar machten, nicht allzu lange vor der Ausstellung der Urkunde stattgefunden hat, und man wird sie am ehesten in die Zeit kurz vor 1004 anzusetzen haben.

Allerdings sind unsere Quellen für diese Zeit so ungenügend, daß

1) Diese Zeugenunterschrift ist völlig unleserlich.

2) den (sic!).

3) Zur Datierung vgl. Camera a. a. O. I, 139 und die Urkunden I, 220 ff.

wir von einem Sarazeneneinfall in Amalfi bisher überhaupt nichts gewußt haben. Nichtsdestoweniger wird man die neue Tatsache mit einem sehr bekannten Ereignis vielleicht in Zusammenhang bringen können, nämlich mit jener Belagerung von Salerno, bei welcher zuerst normannische Ritter in Italien den Kampf mit den Ungläubigen aufgenommen haben. Die Datierung schwankt zwischen 1000 und 1016; aber SCHIPA[1]) hat, wie mir scheint, mit Recht, das frühere Datum verteidigt.

Denn alle drei Ableitungen von AMATUS, die französische Übersetzung, Leo von Ostia und die Zusätze in den Annales Casinenses[2]) führen auf das Jahr 1000—1001. Wenn dagegen LUPUS protospatharius[3]) u. A. das Jahr 1016 einsetzen, so geschieht es deshalb, weil durch die Einfügung der Erzählung von der Einladung, die an die Normannen in ihre Heimat ergangen sein soll, das erste Erscheinen der Normannen bei der Belagerung von Salerno mit der Hilfe, welche andere Normannen dem Melus 16 Jahre später brachten, künstlich in einen ursächlichen Zusammenhang gebracht wurde, wie er der legendenspinnenden Phantasie entsprach. Die nächste Folge war, wenn der Feldzug des Melus gegen die Griechen auf das Jahr 1017 chronologisch fixiert war, daß die Belagerung von Salerno und das erste Erscheinen von Normannen in Italien durch einen Rückschluß zum Jahr 1016 angesetzt wurde[4]).

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich der große Zug der Sarazenen nicht auf Salerno beschränkte, sondern die Nachbarstadt Amalfi in Mitleidenschaft zog. Salerno wurde von der feindlichen Macht überzogen, weil es, wie AMATUS berichtet, den früher ausbedungenen Tribut verweigerte. Amalfi wurde jetzt, vielleicht während der Belagerung Salernos, heimgesucht und zur Tributzahlung gezwungen, die es auch dann noch über sich ergehen lassen mußte, als sich Salerno infolge des Sieges, welchen die Normannen über die Sarazenen vor seinen Toren erfochten hatten, von seiner Verpflichtung befreit hatte.

II.

Eine zweite Tatsache, die unmittelbar aus der Urkunde hervorgeht, ist die, daß der dux selbst mit seinem Vermögen für die schier unerschwinglichen Lasten aufkommen muß, die dem Staate Amalfi von seinen Feinden auferlegt werden. Er hilft sich, indem er um den beträchtlichen Preis von 300 solidi eine Mühle, die „seinem publicum“,

1) In Archiv stor. Napol. XII, 255.

2) AIMÉ, L'ystoire de li Normant (ed. Champollion-Figeac 1835) I c. 17; Leo Ostiensis II c. 37 (M.G. VII p. 652); Annal. Casin. z. J. 1000 (M.G. XIX p. 305).

3) LUPUS protospath. z. J. 1016 (M.G. V p. 5).

4) Anderer Ansicht insbesondere AMARI, Storia dei Musulmani di Sicilia II, 340 ff.; F. HIRSCH in Forschungen VIII, 238 und BRESSLAU in Jahrbücher des D. R. unter Heinrich II., Bd. III, 322 ff. (Exkurs IV). — Übrigens ist LUPUS, der nach AMATUS schrieb, auch sonst chronologisch nicht zuverlässig.

also dem Fiskus, gehörte, an solche Personen verkauft, denen Geld zur Verfügung steht, nämlich zu einem Drittel an den Erzbischof von Amalfi für dessen Kloster und zu zwei Dritteln an das Kloster des h. Benedikt in Scala, dem ein Angehöriger des Herrschergeschlechtes selbst den Großteil der Summe zur Verfügung stellt.

Das publicum spielt überhaupt in den Urkunden von Amalfi eine große Rolle. Es ist seinem Ursprunge nach sicherlich verschieden vom eigentlichen Erbgute des dux und seiner Familie, allein gerade unsere Urkunde, in welcher der dux nur „cum consilio parentum nostrorum“ über publicum verfügt, zeigt, wie sich selbstverständlich der Unterschied zwischen publicum und Familiengut verwischte, da es ja eine Staatsgewalt losgelöst vom dux nicht gab. Daß es sich aber ursprünglich um Staatseigentum des römischen Reiches („ex parte d. imperatoris“) handelte, das in spätbyzantinischer Zeit in den Besitz des dux gekommen war, kann u. a. aus der Analogie mit Zuständen geschlossen werden, die in einer Urkunde vom Anfange des 9. Jahrhunderts für Istrien geschildert werden. Hier heißt es vom dux, daß er „ad suam tenet manum“ Grundbesitz des Fiskus, dessen Kolonen ihm Naturalabgaben liefern; Fischereien, aus denen er Geldzinse bezieht; ferner macht er namens des publicum für sich Anspruch auf das unbebaute Land, Wälder und Weiden[1]. So verfügt auch der dux von Neapel über Fischereien und Flußläufe etc.[2]. Nach römischem Rechte ist eben Meer und Fluss, aber auch der Strand und das unverteilte Ödland öffentlicher Besitz, publicum, und als die duces in den ursprünglich byzantinischen Provinzen immer weniger Beamte und immer mehr suzeräne Herrscher wurden, betrachteten sie es immer mehr wie ihr Eigentum, aus dem sie Einkünfte, z. B. in der Form von Hafengeldern (portuatica), Strandgeldern (littoralica), die einst zu den Staatseinnahmen gehört und die Stelle von indirekten Steuern vertreten hatten, zogen oder die sie auch veräußerten, während dies im römischen Staate ausgeschlossen gewesen war[3]. Die Erben des publicum sind die duces: allein die Auffassung vom publicum wird dadurch, dass es im Besitze der duces steht, eine andere.

Die durch den Besitz des publicum begründete oder verstärkte wirtschaftliche Macht des dux hat jedenfalls — diesen Eindruck gewinnt man aus den Amalfitaner Urkunden des 10. und 11. Jahrhunderts — zur Hebung seiner Stellung wesentlich beigetragen[4]. Vielleicht dass

---

1) Placitum von Rizzano: Ughelli, Italia sacra V, 1098 f.; vgl. meine Untersuchungen z. Gesch. der byzant. Verwaltung in Italien S. 76. 166.

2) Vgl. Ciccaglione, Le istituzioni politiche e sociali dei ducati Napolitani (Napoli 1892) p. 96.

3) Vgl. Ciccaglione a. a. O. 125 ff.

4) Interessant für den Begriff des „publicum“ oder „publicus“ ist auch die Urk. bei Camera I, 221 ff. v. J. 1007, in der ein Testator der Äbtissin den Klosterbesitz überlässt „ad faciendum exinde pro utilitatem predicti monasterii per consensum et absolutionem de ipso puplico huius

geradezu tatsächliche Monopole geschaffen wurden. Es scheint z. B., daß alle Wassermühlen im Gebiete von Amalfi ursprünglich zum publicum gehört haben, offenbar, weil die wenigen Flußläufe, die zur Verfügung standen, als publicum vom dux für sich in Anspruch genommen wurden [1]). Wir können freilich auf einen solchen Zustand nur zurückschließen aus den Urkunden späterer Zeit, in welchen, wie z. B. in der vorliegenden Urkunde, von Veräußerungen aus dem publicum die Rede ist. — Vielleicht noch größere Bedeutung hatte für den dux das Recht auf die Meeresküste, nicht nur, weil es ihm ermöglichte — in Amalfi gewiss so gut wie in Neapel —, Zölle und Hafengelder einzuheben und weil schon dadurch der Handel, den er mit eigenen Schiffen betreiben konnte, begünstigt war, sondern auch deshalb, weil die Magazine und öffentlichen Verkaufsstände, die apothecae, sich auf dem Strande befanden. Gewiß war der Handel, wie in römischer Zeit, unter öffentlicher Beaufsichtigung und konnte nur von denen betrieben werden, die im Besitze von Verkaufsständen auf öffentlichem Grunde waren; von diesen scheint das plateaticum gezahlt worden zu sein [2]). Schon in der Mitte des 10. Jahrhunderts aber schenkte der patricius Mastalo der Kirche von Amalfi den ganzen Strand von Maiori; die späteren Herzoge bestätigten diese Verleihung, und Roger fügte im Jahr 1091 noch die Verleihung des ganzen ius publicum an dem Flusse Maiori von Vecite bis zur Küste hinzu [3]). Derselbe Mastalo verschenkte aus dem publicum den Strand von Minori an die später zum Bistum erhobene Kirche der h. Trofimena; am Ende des 11. Jahrhunderts schenkte oder bestätigte ihr Roger aus dem publicum den Besitz der apotheca ad vendendum et negotiandum, sowie der öffentlichen Wage nebst allen zugehörigen Abgaben (consuetudines). Bei einer Revision der aus dem publicum gemachten Verleihungen zog dann Roger die apotheca ein und vergab sie an die Bewohner von Ravello gegen einen jährlichen Zins von 100 sol.; bald gereute es ihn aber wieder, seine fromme Stiftung nicht aufrechterhalten zu haben, und so wies er wenigstens den Zins der Kirche von Minori zu. Später muß die apotheca wieder in den vollen Besitz der Kirche gekommen sein; denn in einem Judikate vom 12. Januar 1247 wird ein Sorrentiner, der eine eigene Verkaufsstätte eröffnet hatte, auf Grund der Privilegien der Kirche von Minori verurteilt, weil er nicht haben dürfe „aliquam apothegam ad negotiandum in Minoro nisi in apothega dicte ecclesie“, so daß also das Monopol der Kirche auf die Errichtung und Ver-

predicte civitatis Amalfie omnia que voluerit“; diese Äbtissin solle noch ihre Nachfolgerin ernennen; dann aber „reddeat predictum locum in potestatem de ipso puplico ad ordinandum illum; et non se mictat sub protestatem de episcopis aut sub monasterium vel sub cappella palatii“.

1) Vgl. auch Ciccaglione a. a. O. 126 Anm. 7.

2) Vgl. Ciccaglione a. a. O. 126 Anm. 3. Urk. Camera a. a. O. I, 290; Capasso, Diplom. duc. Neapol. 13. — Verschieden davon ist wohl die eigentliche Verkaufsabgabe, das siliquaticum, wie sie anderswo heißt.

3) Camera I, 138. 287.

wertung von Kaufläden anerkannt wurde[1]). Zusammengehalten mit den übrigen vielen Schenkungen zu frommen Zwecken, mit den Apanagen, welche an Mitglieder der regierenden Dynastie vergeben werden mußten, und mit den Veräußerungen, zu welchen, wie im Falle der Urkunde vom Jahr 1009, die Herzoge durch die Not getrieben wurden, ergeben diese Vorgänge ein ungefähres Bild von der Bedeutung des materiellen Besitzes der Herzoge und von der Art und Weise, in welcher dieser im 10. und 11. Jahrhundert geschmälert wurde.

III.

Die innere Entwicklung der Herrschermacht scheint sich in allen ursprünglich byzantinischen und dann suzeränen Dukaten Italiens analog und parallel zur materiellen Stellung des Dogates vollzogen zu haben, nur daß sie durch äußere Eingriffe in den verschiedenen Staaten an verschiedenen Punkten unterbrochen und eigentlich nur in Venedig zu Ende geführt worden ist.

Die Grundlage ist überall die Befreiung der tribunizischen, militärisch-grundherrlichen Aristokratie aus den Fesseln der byzantinischen Bureaukratie, die in der großen Revolution im Anfange des 8. Jahrhunderts durchgeführt wird; die comites in Amalfi sind offenbar nichts anderes als z. B. in Venedig die tribuni. Es folgt dann eine Periode der Verfassungskämpfe, deren Zweck es ist, sich auch der byzantinischen dicio, die in der Person des dux oder magister militum verkörpert ist, zu entledigen; es tritt nach mannigfachem Wechsel an die Stelle des vom Kaiser ernannten jährlichen oder beliebig abberufbaren Beamten, der besoldet war, ein von den lokalen Gewalten aus der eigenen Mitte erwählter, lebenslänglicher dux, dessen Stellung dadurch gefestigt ist, dass ihm erst jetzt oder schon früher die Einkünfte und das Verfügungsrecht über den fiscus, das publicum, zusteht, so daß sich auf einer höheren Stufe nach mehr oder weniger als einem Jahrhundert der Vorgang der Vergrundherrlichung, der einst die Tribunen ergriffen hatte, wiederholt. Die Oberherrschaft des Kaisers drückt sich nur noch — und auch dies nicht regelmäßig — in der Verleihung gewisser hoher Titel aus, die eine Anerkennung des Herrschers in sich schließt, und auch, wenigstens prinzipiell, in der Verpflichtung zur Waffenhilfe. In Rom, zeitweise auch in Neapel wird dieser Prozeß durch die Verbindung der geistlichen mit der weltlichen Macht kompliziert; in Amalfi und den kleinen Staaten des Dukates von Neapel dadurch, daß zu gleicher Zeit die Loslösung dieser und ihrer praefecti vom Gesamtdukate vor sich geht. Die lebenslängliche Dauer ihrer Stellung und ihre wirtschaftliche Macht ermöglicht es den Gewalthabern seit dem 9. und 10. Jahrhundert, zunächst durch die Bestellung ihrer Söhne als Mitregenten, Dynastien zu begründen und auf diese Weise mit der wirtschaftlichen die von ihr kaum geschiedene staatliche Macht erb-

1) Vgl. Camera I, 138 und die Urk. Ughelli, Italia sacra VII, p. 292 und 295; ferner Neapel, R. Arch. di Stato, Pergamene di Amalfi n° 14 (a. 1247).

lich zu übertragen. In dieser Zeit mußte in den Seestädten auch im Handel der Doge als Handelsunternehmer besonders hervortreten, um so mehr als doch kriegerische Expeditionen und Handelsunternehmungen, Beute und Handelsgewinn nicht immer strenge geschieden wurden. Die Dogen beginnen selbständig Münze zu schlagen. Auch ist es bezeichnend, daß sich die Dogen von Venedig für ihren persönlichen Handel Zollfreiheit von den Kaisern des Westreiches ausbedingen. Allmählich muß diese überragende Stellung der duces geschwächt worden sein: die übrigen Grundherren — tribuni, comites, nobiles, iudices — nehmen ja ebenfalls am Handel teil und bereichern sich durch ihn, während die wirtschaftliche Macht der duces durch Vorgänge, wie sie in unserer Urkunde geschildert werden, durch die großen Aufwendungen für den Staat, durch Vergabungen und Zersplitterung des publicum zurückgeht, ähnlich wie die Herrschermacht in den eigentlich feudalen Staaten.

In Amalfi verschafft sich der dux durch Verkauf an kapitalkräftigere Große das Geld, dessen er für die Bedürfnisse des Staates bedarf[1]), während in dem vorgeschritteneren Venedig zu Beginn des 12. Jahrhunderts Ähnliches vorkommt, in der Regel aber die Großen zu Anleihen herangezogen werden.

Die wirtschaftlich erstarkte Klasse der Grundherren sucht sich auch politisch in Revolutionen zur Geltung zu bringen; der dux muß ihnen verfassungsrechtliche Zugeständnisse machen, muß seine Herrscherrechte mit ihnen teilen; in Venedig entsteht der Rat der sapientes, und z. B. Sergius von Neapel garantiert durch das pactum iuratum seinen zu einer societas vereinigten nobiles, sie weder ohne gemeinsames Gericht zu strafen, noch ohne ihre Zustimmung neue Abgaben aufzuerlegen, noch ohne ihren Rat Krieg zu führen oder Frieden zu schließen[2]). In den Staaten Kampaniens ist dann die Verfassungsentwicklung durch die normannische Eroberung abgeschnitten worden.

---

1) Ein ähnlicher Fall, wie in unseren Urk., liegt, wie mich Frl. M. Merores aufmerksam macht, in der Urk. vom J. 1113 (Camera I, p. 306) vor, in der von einer Veräußerung aus dem puplicum aus den letzten Jahren des 11. Jahrh. die Rede ist, in der der Kaufpreis (1000 sol.) ebenfalls ad utilitatem ipsius civitatis Amalfi gezahlt wird, was sich freilich auch übersetzen lässt „auf das Konto des Staates Amalfi", d. h. des publicum.

2) Capasso, der dies pactum zuerst veröffentlichte, schreibt es Sergius IV. zu und datiert es vom J. 1030 (Arch. stor. Nap. IX); Cicaglione a. a. O. 109 ff. will es Sergius I. (Mitte des 9. Jahrh.) zuschreiben, sicher mit Unrecht; vielmehr scheint man an einen noch späteren Sergius (VII.) denken zu müssen: vgl. Schipa in Arch. stor. Napol. XXXI (1906) p. 396 ff. (nach Brandileone). Über Venedig vgl. die Ausführungen von Lenel, Die Entstehung der Vorherrschaft Venedigs an der Adria (1897), insbes. S. 40 ff. 144 f.

Schuppose und mansus servilis.

Von

G. Caro (Zürich).

Gegen den von BEYERLE[1]) unternommenen Versuch, aus späten Urbaren den ursprünglichen Bestand einer Grundherrschaft (der Höfe des Bischofs von Konstanz im Arbongau) zu ermitteln, hatte ich in meinem Aufsatz „Zur Urbarforschung"[2]) eine Reihe von Bedenken geltend gemacht, indem ich betonte, daß Rückschlüsse aus jüngeren Zuständen, die bereits tiefgreifenden Veränderungen unterlegen haben, auf das 8. und 9. Jahrhundert wenig Gewähr für zutreffende Ergebnisse bieten. Gerade die „Rekonstruktion" der karolingischen „villicatio Arbonensis", die den Zielpunkt jener Untersuchungen bildet, mußte ich als schlechthin verfehlt bezeichnen, weil sie den Fronhöfen als dienende Güter Schupposen zuweisen will, da doch nach den Urkunden und Urbaren der Karolingerzeit Hufen[3]) das Zubehör der Höfe bildeten, und Schupposen[4]) damals überhaupt noch nicht erwähnt werden. Dem Gewicht dieses Grundes ist BEYERLE in seiner Erwiderung[5]) ausgewichen, indem er die Schupposen höher hinaufsetzt, als die älteste urkundliche Überlieferung reicht, und sie zur „Urform hörigen Grundbesitzes" stempelt, „der gegenüber schon die Hufen der Karolingerzeit als spätere Formen zu betrachten wären." Allerdings steht ein „vielleicht" vor der kühnen Hypothese; aber zu ihrer Stütze wird eine noch kühnere Behauptung gewagt. Weil nämlich Güter, die

1) „Ergebnisse einer alamannischen Urbarforschung", Festgabe für FELIX DAHN (Breslau 1905) S. 67 ff., und „Grundherrschaft und Hoheitsrechte des Bischofs von Konstanz in Arbon" (Fortsetzung), in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, H. 34, Lindau 1905, S. 25 ff.

2) Historische Vierteljahrschrift, herausg. von G. SEELIGER, Jahrg. 9, 1906, S. 153 ff.

3) Über die Hufe vgl. jetzt J. REICHEL, Die Hufenverfassung zur Zeit der Karolinger, Leipz. Diss. 1907, der (S. 68) zu dem Ergebnis gelangt, daß „in der Karolingerzeit mit den Ausdrücken hoba und mansus eine normale, hintersässige Bauernstelle im Verband der Großgrundherrschaft bezeichnet" wird, und „auch der mansus ingenuilis ist eine grundherrliche Bildung und keine ursprüngliche Freibauernstelle". Das Zubehör der Fronhöfe an dienst- und abgabepflichtigen Gütern bestand regelmäßig in einer Anzahl von Hufen, vgl. ibid. S. 18 f.

4) Zur Literatur über die Schuppose, die BEYERLE Schriften l. c. S. 49 n. 2 angeführt hat, ist zuzufügen L. A. BURCKHARDT, Die Hofrödel von Dinghöfen baselischer Gotteshäuser (Basel 1860) S. 10 ff., und J. MEYER, Geschichte des schweizerischen Bundesrechts Bd. 1 (Winterthur 1878) S. 223 f., s. auch Anzeiger f. schweiz. Gesch. u. Altertumskunde 1859, S. 22 ff. für das Größenverhältnis von Schuppose und Hufe (4:1).

5) „Neuere Forschungen zur Wirtschaftsgeschichte der Ostschweiz und der oberrheinischen Lande," Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins N. F. Bd. 22 (1907), s. S. 195.

Beyerle für Schupposen ansieht, in seinem Urbar von 1302[1]) Lehen genannt werden, meint er, daß diese Bezeichnung aus der Zeit stamme, „ehe der Sprachgebrauch die Bezeichnung Lehen (beneficium) für Bodenüberlassung höherer Art reservierte“, — als ob es nicht noch im 18. Jahrhundert genug Bauernlehen gegeben hätte[2]).

Beyerles Auffassung der Schuppose hat Anklang gefunden. Ein sonst so bedächtiger Forscher wie Heck ist durch ihn zu der Annahme bewogen worden, daß die Schupposen mit den mansi serviles der Karolingerzeit identisch seien[3]). Demnach wird es gerechtfertigt erscheinen, noch ehe die Untersuchungen Beyerles über Arbon abgeschlossen vorliegen[4]), einige für die Schupposenfrage entscheidende Mitteilungen zu bringen, die aus längerer Beschäftigung mit der Geschichte der Grundherrschaft gewonnen sind. Eine konzentrische Untersuchung, wie er sie verlangt[5]), würde allerdings ebenso weitschichtig als nutzlos sein. Nicht darauf kann es ankommen, all die zahllosen Quellenstellen zu sammeln, an denen Schupposen erwähnt sind, sondern das Verhältnis der Schupposen zu den Hufen ist zu ermitteln, wie es sich im Verlauf der Entwicklung herausgebildet hat. Deswegen müssen einzelne Höfe ins Auge gefaßt werden, und da nun einmal die von Beyerle für Arbon verwerteten Urbare erst aus den Jahren 1302 und ca. 1546 stammen, sind andere Grundherrschaften in Betracht zu ziehen, für die älteres Material vorliegt.

Die in den Acta Murensia[6]) enthaltenen urbarialen Aufzeichnungen geben von Organisation und Verwaltung der Fronhöfe Kunde, wie sie im alemannischen Stammesgebiet unmittelbar vor den grundstürzenden Umwälzungen der Stauferzeit sich gestaltet hatte. So steht diese äußerst wertvolle Quelle gerade in der Mitte zwischen den älteren Zeugnissen für die karolingischen Villikationen und den jüngeren für

1) So besonders die 14 Lehen des Hofes Horn, Schriften l. c. S. 75, für die übrigens der deutsche Ausdruck im lateinischen Text gebraucht ist.

2) Über das bäuerliche Erblehen vgl. Th. Ludwig, Der badische Bauer im 18. Jahrh., Straßburg 1896, S. 53 ff.; s. auch Th. Knapp, Ges. Beiträge zur Rechts- und Wirtschaftsgesch. (Tübingen 1902) S. 186 ff. und S. 391 ff. Über „Hand- und Erblehen“ s. auch Hoppeler in Anz. f. schweiz. Gesch. 1907, H. 3 S. 456 ff.

3) Heck äußert sich in der Untersuchung über „Die kleinen Grundbesitzer der brevium exempla“, Vierteljahrschr. f. Social- u. Wirtschaftsgesch., Bd. 4 (1905) S. 349 ff., dahin (S. 353), daß die „Identität“ der Schupposen „mit den mansi serviles der Karolinger nach den neuesten Forschungen Beyerles keinem Zweifel unterliegen“ könne.

4) Nachdem Beyerle, Z.G.O.R. l. c. S. 116, meine Einwände gegen seine Untersuchungen über Arbon voreilig befunden hatte, muß ich nun wohl in Geduld deren Abschluß erwarten, ehe ich nochmals im Zusammenhange darauf zurückkomme.

5) Z.G.O.R. l. c. S. 195.

6) Ediert von M. Kiem in Quellen zur Schweizer Geschichte Bd. 3 (Basel 1883) Abt. 3. Die Fortsetzung der Kontroverse zwischen Hirsch und Steinacker, vgl. Hist. Vierteljahrsschr. 1906 S. 168 n. 4, s. Jahrb. f. schweiz. Gesch. Bd. 31 (1906) S. 69 ff. und Z.G.O.R. N. F. Bd. 23 S. 387 ff., dazu H. Bloch, ibid. S. 640 ff.

deren Verfall und Auflösung. In der Grundherrschaft Muri finden sich nun Hufen und Schupposen nebeneinander, sowohl am Orte Muri selbst als anderwärts[1]). Als Inhaber beider Gattungen von dienenden Gütern können, zumal in Muri und dessen näherer Umgebung, nur Unfreie in Betracht kommen[2]). Die Belastung mit Fronden und Abgaben ist durch das Hofrecht[3]) eingehend geregelt. So läßt sich hier der Unterschied zwischen Hufen und Schupposen besonders deutlich erkennen, und nicht die letzteren, sondern die ersteren entsprechen den mansi serviles. Nach dem Hofrecht von Muri ruhte auf dem huobarius die bereits in der lex Alamannorum[4]) erwähnte Pflicht des servus ecclesiae, drei Tage Frondienst in der Woche zu leisten; er arbeitete die halbe Zeit für sich und die halbe für den Herrn, während die unangesiedelten Unfreien, denen auf dem Wirtschaftshof Verrichtungen zugewiesen waren, ihre ganze Arbeitskraft in den Dienst des Klosters stellten und dafür (als praebendarii) alle Lebensbedürfnisse empfangen sollten[5]). Die Frondienstpflicht der Hufner war allerdings nicht mehr eine ganz einheitliche, sondern den Bedürfnissen der grundherrlichen Eigenwirtschaft entsprechend modifiziert. In der Erntezeit (24. Juni bis 1. Oktober) dienten sie täglich, außer an Festtagen. Dreimal im Jahre, wenn gepflügt wurde, im Juni, Herbst und Frühjahr, im ganzen an sechs Wochen, dienten sie nur je einen Tag und konnten auch an diesem zur Stellvertretung eine Magd schicken, mußten aber jeweils 5 Joch (Salland) pflügen. Außerdem hatten die huobarii vom 30. November bis 2. Februar umschichtig Nachtwachen zu leisten, wobei sie Beköstigung empfingen, und sie waren zu bestimmt geregelten Fuhrfronden verpflichtet.

Die Frondienstpflicht der huobarii von Muri gleicht in allen wesentlichen Stücken der den Inhabern von mansi serviles zur Karolingerzeit obliegenden. Dagegen dienten „rustici“, die eine Schuppose inne

1) S. Acta Mur. l. c. S. 64 ff., vgl. u. S. 498 f.; die hier und sonst in den A.M. angewandte Bezeichnung diurnalis ist identisch mit scoposa, s. S. 64.
2) S. Acta Mur. S. 17.
3) Ibid. S. 60 ff.
4) Tit. 21, M.G. Leg. Sect. 1 Bd. 5 T. 1 S. 82 f., vgl. Heck l. c. S. 352.
5) Wegen der „servi, qui in cella per officinas morantur et serviunt“, s. Acta Mur. S. 61. Die „cella“ ist der zum Kloster gehörige Wirtschaftshof, von dem aus die drei großen Äcker bestellt wurden, s. ibid. S. 34 f. Der dort betriebene Eigenbau hat nach einer Bemerkung des Herausgebers der A.M. (S. 35 n. 1) bis zur Aufhebung des Klosters im Jahre 1841 fortbestanden. Rochholz, Des Benediktinerstiftes Muri Grundbesitz, Landbau, Haushalt und Gesindeordnung von 1027 bis 1596, in Argovia Bd. 2 (1861), S. 1 ff., führt an (S. 112), daß 1839 das Kloster an Arbeitern und Werkleuten täglich gegen 80 Personen, und während der Erntezeit sogar 140 beschäftigte. Nach den Gesindeordnungen des 17. Jahrhunderts waren sowohl Handwerker (Schmiede, Schlosser, Küfer, Schneider S. 88 ff.), als auch landwirtschaftliches Personal (Ackermeister, Unterackermeister, Rinder- oder Ackerknaben, Fuhrknechte, Kälber-, Schweine-, Schafhirten etc., S. 95) gegen Jahreslohn ständig angestellt. Es ist also gemietetes Gesinde in die Funktionen der unfreien familia eingetreten.

hatten, nur einen Tag in der Woche, und die eine halbe Schuppose hatten, jede zweite Woche einen Tag, oder aber sie entrichteten einen Zins an die Grundherrschaft, dessen Betrag, weil offenbar ungleichmäßig normiert, nicht angegeben ist; außerdem lag ihnen eine Abgabe an den villicus ob. Es gab also Schupposen, von denen nur Fronden, und solche, von denen nur Zins entrichtet wurde. Die Hufen waren außer mit Fronden auch mit erheblichen Abgaben belastet: je 4 Malter Spelt und 6 Malter Hafer[1]), 1 Leinwandtuch, 2 Schweine und 5 oder 4 Hühner. Deutlicher können die Unterschiede zwischen den beiden Arten von dienenden Gütern im Fronhofsverband nicht bezeugt sein, und nicht die Schuppose, sondern eben die Hufe entspricht dem mansus servilis der Karolingerzeit.

Wenn Beyerle[2]) die bereits im 8. und 9. Jahrhundert ausgebildete Grundherrschaft St. Gallen als sekundären Ursprungs bezeichnen will, so müßte die noch jüngere des Klosters Muri für tertiär gelten. Es würden also in der tertiären Grundherrschaft sowohl die seiner Ansicht nach der primären angehörigen Schupposen als die sekundären Hufen neu angelegt worden sein, was an sich möglich wäre, aber allein schon beweisen würde, daß nicht eine jede Schuppose aus der Urzeit stammt. Die um die Mitte des 12. Jahrhunderts zum Hofe Muri gehörigen Schupposen sind zum mindesten nicht älter als die gleichzeitig dort erscheinenden Hufen. Bei der damals bestehenden Verteilung des an Hintersassen ausgetanen Landes unter Hufen und Schupposen ist es jedoch nicht auf die Dauer geblieben. Die Besitzungen von Muri sind im Habsburger Urbar[3]) einzeln aufgeführt, da die Grafen von Habsburg, als Vögte des Klosters, von ihnen das Vogtrecht bezogen, und es verhalten sich die Angaben der Acta Murensia zu denen des Habsburger Urbars folgendermaßen:

A. M.		Hufen	Schupposen	H. U.	Schupposen
S. 65	Muri	16	19	S. 142	an die 80
„	Egg	1/2	22	„	33
„	Hasli	—	4 1/2	„	4 und 1 Acker
„	Wil	1/2	4	„	7 „taglen“[4])
„	Langenmatt	1	3	„	4 dazu dort und in Itental „gůtter, die gegen 4 schůppůzen geahtet sint“

1) Nach Acta Mur. l. c. S. 62 entrichtete die hohe Getreideabgabe der huobarius, „qui plenum habet mansum“; es könnte also auch Hufner gegeben haben, die nicht eine volle Hufe inne hatten und demgemäß weniger zinsten.

2) Z.G.O.R. N. F. 22, 108.

3) Ediert von R. Maag, Quellen zur Schweizer Geschichte, Bd. 14 (Basel 1894), vgl. in den Erläuterungen von P. Schweizer, ibid. B. 15 T. 2 S. 599 ff.

4) Nach der Erklärung im Glossar, Quellen 15. 2, 292, „Lehen auf unbestimmte Zeit“.

A. M.		Hufen	Schupposen	H. U.	Schupposen
S. 65	Nidingen	—	3½	S. 142	—[1])
„	Isenbergswil	2	2	„	—
S. 67	Geldwil	6	1	S. 141	24 und 2 „taglen“
„	Buttwil 2 curtes	1	22	„	44.

Der Vergleich zeigt, daß BEYERLE mit seiner Annahme[2]), die Schupposen seien „keineswegs jüngere Teilgüter aus zerschlagenen Hufen“, völlig fehlgeht. Eine Anzahl der am Anfang des 14. Jahrhunderts in Muri vorhandenen Schupposen muß aus den früher dort nachweisbaren Hufen hervorgegangen sein. Es entfallen ungefähr auf eine Hufe je vier Schupposen, doch sind wohl auch die beiden früher im Eigentum der Grundherrschaft befindlichen Höfe zu Buttwil in Schupposen zerteilt und manche Schupposen neu angelegt worden, wie denn überhaupt der Auflösungsprozeß sich schwerlich mit strenger Regelmäßigkeit vollzogen hat. Als Ursache bezeichnet eine Stelle der Acta Murensia[3]), die eben deswegen, weil sie auf die Zersplitterung der dienenden Güter hinweist, als späterer Zusatz zum ursprünglichen Text angesehen werden muß, außer der besseren Nutzbarkeit auch die starke Bevölkerungsvermehrung.

Die Schuppose kann nicht mit dem mansus servilis identisch sein, weil beide Arten von dienenden Gütern nebeneinander vorkommen[4]). Wenn aber die Schuppose „als Urform hörigen Grundbesitzes“ älter wäre als die Hufe, so hätte sich die Entwicklung der Grundherrschaft in höchst eigentümlichen Bahnen bewegt; denn da nun einmal unzweifelhaft die Schuppose erheblich kleiner ist als die Hufe[5]), so würden die Grundherrn ursprünglich, obgleich Boden im Übermaß vorhanden war, den Hörigen Kleingüter zugewiesen haben, später wären sie freigebiger geworden und hätten ganze Hufen gegeben, die schließlich wieder in Schupposen aufgelöst wurden. Bei Anlage der tertiären Grundherrschaft Muri hätte eine Mischung von Formen der primären Grundherrschaft (Schupposen) und der sekundären (Hufen)

1) Nach H. U. S. 143 hatte die Herrschaft (Habsburg) in Nidingen und Isenbergswil „ze rihtenne dübe und vrefel“. Nach dem Habsburgischen Pfandrodel von 1281 war „1 mark gelts“ zu Isenbergswil verpfändet, Quellen 15. 1, 110; nach dem „Rodel um 1300“, ibid. S. 214 f., waren je 1 Mark Einkünfte in Nidingen und Isenbergswil als Burglehen vergabt. Vielleicht sind deswegen die speziellen Angaben für die beiden Orte im H. U. weggeblieben.

2) Z.G.O.R. N. F. 22, 195.

3) S. 65, „mansi autem isti sive diurnales multi divisi sunt sive propter utilitatem, se[u] ob multitudinem hominum“. In dem Weistum von Muri vom Jahre 1413, Argovia Bd. 4 (1866) S. 292 ff., auch Grimm, Weistümer 5, 77 ff., werden freilich Hufen und Hufner erwähnt.

4) Die Schuppose unterscheidet sich auch dadurch vom mansus servilis, daß sie gar nicht ursprünglich mit einem Unfreien besetzt gewesen sein muß. In Wolen gehörten dem Kloster Muri 2 Höfe, 22 Schupposen und freie Zinsleute mit ihren Gütern, Acta Mur. S. 70; nach dem Habsburger Urbar l. c. S. 167 sollten dort 50 Schupposen sein.

5) Vgl. die o. S. 495 n. 4 angeführte Literatur.

stattgefunden; hernach aber wäre alles auf die primäre Form reduziert worden. Solche Schlußfolgerungen, die sich aus BEYERLES Hypothese ergeben, werden überflüssig, wenn man einfach den unmittelbar durch die Quellen bezeugten Tatbestand in Betracht zieht. Die Existenz von Schupposen ist zur Karolingerzeit weder im Arbongau noch sonst irgendwo nachweisbar, wohl aber finden sich damals allerwärts Hufen als Zubehör der Fronhöfe; demnach sind die Schupposen jüngeren Ursprungs und verdanken ihre Entstehung einer Erweiterung der Villikation oder auch der Hufenzersplitterung.

Es darf nicht als Regel gelten, daß die Hufen in Schupposen aufgelöst wurden. Die 16 zu dem St. Galler Hofe Wangen [1]) gehörigen Hufen waren nach einer Aufzeichnung des 14. Jahrhunderts bis auf Achtel geteilt; aber die Hufenteile wurden nicht Schupposen genannt. Zu dem Hofe Mundelfingen [2]) gehörten im 12. Jahrhundert 13 Hufen und 9 Schupposen; — noch ein (Vogt) Urbar von 1523 führt am Orte Mundelfingen Viertelhufen und Schupposen nebeneinander auf [3]). Zu dem St. Galler Hofe Kirchdorf [4]) freilich gehörten im 12. Jahrhundert 6½ Hufen, hingegen betrug nach einer Urbaraufnahme vom Jahre 1200 die Zahl der Hufen 5, und außerdem waren 10 Schupposen vorhanden. In diesem Falle ist es um so wahrscheinlicher, daß 6 Schupposen an Stelle von 1½ Hufen getreten sind, als jede Hufe einen Zins von 5 Malter Weizen entrichtete, während von den 6 Schupposen 5 je 1½ Malter und die sechste 1 Malter Weizen gaben. Durch die Parzellierung wäre also der Ertrag gesteigert worden [5]).

Bei manchen Höfen, über deren Bestand Aufzeichnungen aus verschiedenen Zeiten vorliegen, ist eine Vermehrung der Schupposen nachweisbar, ohne daß deswegen die Zahl der Hufen zurückgegangen wäre. Die Grundzinse des Hofes Mönchaltorf [6]) sind in einem St. Galler Urbar des 12. Jahrhunderts und im Habsburger Urbar aufgeführt. Aus ersterem sind allerdings die Hufen nicht ganz deutlich erkennbar [7]),

1) Als Zubehör des (neben der Stadt Wangen fortbestehenden) Hofes sind in der Aufzeichnung bei WARTMANN, Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, Bd. 3 S. 758, Anh. Nr. 59. 2, s. 12/13, 16 Hufen genannt, die Teilstücke sind ibid. S. 762, Anh. Nr. 59. 5, s. 14, aufgeführt.

2) In Baden, Bezirksamt Donaueschingen, s. ibid. S. 751 Nr. 59.

3) S. Mitteilungen aus dem F. Fürstenbergischen Archive Bd. 1 (Tübingen 1894) S. 89 ff.

4) In Baden, B.A. Villingen, s. St. Galler U.B. 3, 751, Anh. Nr. 59, und ibid. S. 748 f.

5) Die anderen 4 Schupposen entrichteten anscheinend keinen Zins, eine war zu Lehen gegeben, eine mit dem Kelnhof verbunden und je eine hatten der Sakristan (der Kirche) und der Weibel inne, s. ibid. S. 748.

6) Im Kanton Zürich.

7) St. G. U.B. 3, 754, Anh. Nr. 59. Die Überlieferung des Textes ist fehlerhaft, wie gerade der Vergleich mit dem H. U. zeigt. Nicht „60 mod." entrichteten die 3 Schupposen in Seegräben am Pfäffiker See, sondern „60 ele" (Aale), H. U. l. c. S. 274, ebenso nach dem Rodel des Schultheißen Wezilo ca. 1279, Quellen 15. 1, 81. Demnach kann wohl auch in St. G. U. „panni 7 scůpůzarum" verschrieben sein; nach H. U. l. c. S. 272 gab jede der 7 Hufen 24 Ellen Leinentuch.

letzteres[1]) nennt deren 7. Schupposen gab es nach St. G. U. am Orte Mönchaltorf selbst 15, nach H. U. 18½ (und dazu des Sennen Schuppos[2]). Letztere Zahl läßt sich nicht auf erstere reduzieren.

Es entrichteten von den 15 in St. G. U. aufgeführten Schupposen an Zins eine 4 mod., 5 je 2 mod., 2 je 6 quart., 4 je 1 mod., 2 zusammen 1 mod. (Weizen) und eine 1 mod. Gerste; nach H. U. zinsten 10 Schupposen je 2 mut kernen, 7 je 6 viertel kernen, eine 5 viertel kernen und die halbe 1 mut kernen. Sollte die nach St. G. U. mit 4 Scheffel belastete Schuppose geteilt worden sein, so müßte doch eine Zusammenlegung der beiden mit nur 1 Scheffel belasteten stattgefunden haben, und da nun die Gesamtsumme des Weizenzinses in H. U. diejenige in St. G. U. nicht unerheblich übersteigt, erscheint die Annahme gerechtfertigt, daß nicht nur Veränderungen der bestehenden Schupposen stattgefunden haben, sondern auch neue angelegt worden sind.

Viel deutlicher noch ist das Wachstum der Schupposenzahl bei einem anderen St. Galler Hofe zu verfolgen. Zu der curia Frommern[3]) gehörten im 12. Jahrhundert 12 „buringeshůbe“ weniger ⅓, 2 (oder 3?) plani mansus und außerdem 6 Schupposen. Nach der im Jahre 1200 veranstalteten Urbaraufnahme lagen von den buringeshůbe in Laufen 7, in Endingen 3½ und in Zillhausen 1¼, plani mansus (in Frommern selbst) sind hier 3 aufgeführt. Die Zahl der Schupposen und ihre Lage ist folgendermaßen angegeben: Balingen 1, Weiler 2, Hart 2, Frommern 9 und 2 scupuse tabernariorum. Die Belastung der Schupposen mit Weizenzins erscheint als durchaus ungleichmäßig. Die in Balingen entrichtete in 2 von 3 Jahren je 2 Malter, von denen in Weiler die eine 7 modii, die zweite nichts, die beiden in Hart zusammen 3 Malter, ebenso zwei in Frommern, eine dritte dortselbst 2 Malter, die vierte 2½ Malter, die fünfte und sechste je 3 modii, die siebente 1 Malter 2 Viertel, die achte und neunte je 2 Malter, die beiden zur Schenke gehörigen zusammen 4 Malter. Da bereits die ältere Aufzeichnung umfangreiche Rodungen erkennen läßt[4]), kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in Frommern nicht lange vor 1200 Schupposen neu eingerichtet worden sind, denen auch die Verpflichtung zu Fronden zufiel. Die von ihnen zu stellenden Schnitter fanden offenbar bei der Ernte auf dem Salland Verwendung.

Eine Aufzeichnung des 14. Jahrhunderts[5]) beziffert die Schupposen zu Frommern auf 17, von denen 15 je 3 mod. Weizen entrichteten und 2 je 2 Malter. Die Hufen am Orte waren damals wohl bereits gänzlich zerstückelt, in geringerem Maße die zu Laufen, Zillhausen und

1) Quellen 14, 272, die „Vorder-“ und die „Hinder Hube“ in Mönchaltorf selbst, je eine Hufe in Vollikon und Sulzbach, und 3 in Riedikon.

2) Ibid. 274.

3) In Württemberg, Oberamt Balingen, s. St. G. U.B. 3, 750 u. 749 f.

4) Ibid. 750 „ex diversis etiam locis et novalibus dantur ibi 40 mald. tritici“.

5) Ibid. 759, Anh. Nr. 59, 3.

Endingen[1]; immerhin würde es nicht möglich sein, aus der jüngsten Aufzeichnung den älteren Bestand der Villikation zu erschließen. Weil die Entwicklung sich nicht in starrer Regelmäßigkeit vollzogen hat, ist sie nur aus der fortlaufenden Reihe von Nachrichten erkennbar. Diese zeigen, daß zwar bei weitem nicht sämtliche Schupposen, wohl aber die Hufen von vornherein zum Hofe gehörten. Es wäre also verfehlt, aus dem Umstande, daß die zuletzt nachweisbaren 17 Schupposen in Frommern selbst und die Hufen zum großen Teil an Nachbarorten lagen, ein höheres Alter der ersteren zu folgern.

Ganz ähnlich steht es mit dem Verhältnis von Hufen und Schupposen oder Lehen bei den Konstanzer Höfen Arbon und Horn[2]. Eine Umwandlung von Hufen in Lehen ist für den nicht weit entfernten St. Galler Hof Wittenbach bezeugt[3]; wenn also nach dem Urbar von 1302 zum Hofe Horn 14 Lehen und 4 Hufen gehörten[4], so mag sich die ursprüngliche Hufenzahl nicht mehr berechnen lassen; aber auch zum Hofe Arbon gehörten nach dem Urbar von 1302 Hufen neben den Schupposen und Lehen[5], und mit dem römischen Ursprunge von Arbon können die Schupposen nicht das geringste zu tun haben. In der ehemaligen Römerstadt Augst hat König Arnulf 891 einem gewissen Anno eine Kirche und „hobas 7 cum aedificiis et curtilibus mancipiisque omnibus utriusque sexus“ geschenkt[6]. Es ist gar nicht abzusehen, weswegen die 1302 in Arbon auftauchenden Schupposen älter gewesen sein sollen als die 891 in Augst nachweisbaren Hufen, da doch so viele Möglichkeiten jüngeren Ursprungs vorhanden sind.

Gegen Beyerles Annahme, daß im Arbongau die Hufe gegenüber der Schuppose das sekundäre Element sei, spricht des ferneren „eine Aufhellung der karolingischen Zustände“, die tatsächlich „aus den reicher fließenden Quellen des 12./13. Jahrhunderts möglich“ ist[7]. Wie von den Hufen des Hofes Frommern die meisten auf Laufen, Endingen und Zillhausen verteilt waren, so lagen auch von den 15 Hufen des Hofes Truchtelfingen[8] jedenfalls mehrere in Tailfingen und Pfäf-

1) S. ibid., in der Aufzeichnung vom Ende des 13. Jahrhunderts, ibid. S. 761, Anh. Nr. 59, 4, werden die Hufen noch erwähnt.

2) Wenn nach dem Urbar von 1302, Schriften l. c. S. 75, drei zum Hofe Horn gehörige Hufen in Goldach lagen, so war die Grundherrschaft von Konstanz hier keine geschlossene, denn es hatte auch St. Gallen in Goldach Besitzungen, vgl. die Rechtsquellen des Kantons St. Gallen, herausg. von M. Gmür, Bd. 1 S. 114 f.

3) St. G. U.B. 3, 754, Anh. Nr. 59 (aus dem 12. Jahrh.), in Witanbach 11 (!) mansus; ibid. S. 786, Anhang Nr. 68, in Witanbach 17 feodi, deren Namen in der Urkunde ibid. S. 331 f. Nr. 1147, 1303, und auch ibid. S. 800, Anh. Nr. 73, aufgeführt sind, darunter Laithůbe, Ramishůbe und Geroltshůbe.

4) Schriften l. c. S. 75.

5) Ibid. S. 70 ff., vgl. S. 48.

6) St. G. U.B. 2, 284, Nr. 682, vgl. ibid. S. 295 Nr. 694.

7) Z.G.O.R. N. F. 22, 196.

8) Württemberg, OA. Balingen, s. St. G. U.B. 3, 750 f., Anh. Nr. 59, und ibid. S. 760 f., Anh. Nr. 59, 3.

fingen. Wenn also 793[1]) der Ahilolfinger Peratold unter anderem Besitz zu Pfäffingen, Tailfingen, Zillhausen, Laufen, Frommern, Endingen und „Truhtinga“ (Truchtelfingen) an St. Gallen tradiert hat, den er zu Prekarie zurückempfing, so waren in der Tradition die beiden Höfe Frommern und Truchtelfingen mit ihrem Zubehör im wesentlichen bereits inbegriffen, ebenso wie 1403[2]) von dem Grafen Mülli von Zollern mit der Herrschaft Schalksburg nicht nur die beiden Höfe als Lehen von St. Gallen, sondern auch ihr Zubehör an den Nachbarorten dem Grafen Eberhard von Württemberg verkauft worden ist. Ein dritter in der Tradition des Peratold von 793 einbegriffener Hof war Vilsingen[3]), von dessen 12 Hufen jedenfalls mehrere in Engelswies und vielleicht auch anderwärts gelegen haben. Die „sekundäre“ Grundherrschaft des Klosters St. Gallen geht also in diesen Fällen auf eine ältere zurück, die mindestens mit dem gleichen Recht wie die des Bischofs von Konstanz zu Arbon als „primär“ bezeichnet werden darf. Gerade hier war aber im 12. Jahrhundert bei dem einen Hofe die Schupposenzahl sehr gering, während sie bei den anderen beiden Höfen damals kleiner erscheint als später[4]). Zu der Auffassung der Schuppose als „Urform hörigen Grundbesitzes“ konnte Beyerle nur gelangen, weil ihm für die alte Grundherrschaft kein altes Urbar zur Verfügung stand, und er weder die bisherigen Ansichten über die Schuppose[5]), noch die Quellenzeugnisse für andere Höfe genügend berücksichtigt hat.

Daß bereits zur Zeit des Tacitus die Hufe den Normalbesitz des Hörigen bildete, ist wenig wahrscheinlich; mit der damals üblichen wilden Feldgraswirtschaft ließ sich wohl die Zuweisung einer bestimmten Ackerfläche überhaupt nicht vereinbaren. Erst als nach der Völkerwanderung unter fränkischem Einfluß die Fronhöfe allmählich zu festerer Organisation gelangten, wird die Ausbildung der Hufen begonnen haben, denen später, als nicht mehr so reichlich Land zur Verfügung stand, die Schupposen zur Seite traten, aus zerteilten Hufen hervorgegangen, von größeren Höfen abgesplittert oder auch neu auf Rodung angelegt. Indem auf den Schupposen vielfach Fronden lasteten, nahmen sie wohl in der Grundherrschaft des 12. Jahrhunderts eine ähnliche Stellung ein wie die mansi serviles zur Karolingerzeit; nur können eben die beiden Arten von dienenden Gütern nicht identifiziert werden. „Die kleinen Grundbesitzer der brevium exempla“ hatten zum

1) St. G. U.B. 1, 126 f. Nr. 135, vgl. Jahrb. f. Schweiz. Gesch., Bd. 27 S. 207.

2) S. Monumenta Zollerana, Bd. 1 S. 377 ff. Nr. 480.

3) In Hohenzollern, s. St. G. U.B. 3, 751, Anh. Nr. 59. Es gehörte damals nur eine Schuppose zum Hofe, von der Frondienste entrichtet wurden. Engelswies und Vilsingen erscheinen auch St. G. U.B. 1, 223, Nr. 230, 817, nebeneinander; im Habsburger Urbar, Quellen 14, 427 ff., sind Besitzungen zu Engelswies (5 Hufen, 12 Güter etc.) als Lehen von St. Gallen aufgeführt.

4) Zum Hofe Truchtelfingen gehörten nach St. G. U.B. 3, 751, 7 Schupposen, ibid. S. 760 sind deren 8 aufgeführt.

5) Vgl. o. S. 495 n. 4. Eine Auflösung von Hufen in Schupposen hat schon Burckhart l. c. S. 12 angenommen.

Eigenbau auf ihrem Salland Fronden zur Verfügung, die durch Inhaber von mansi serviles, nicht aber von Schupposen geleistet wurden. Das zeigt gerade diejenige Quellenstelle, die, von HECK[1]) außer acht gelassen, im übrigen den durchschlagenden Nachweis liefert, daß die von ihm gegen WITTICH angenommene Eigenwirtschaft vorhanden gewesen sein muß. Nach den brevium exempla[2]) hat Hartwic presbiter dem Kloster Weißenburg die Hälfte der Kirche in Heßheim[3]) „cum casa dominicata, mansos vestitos serviles 4 et de vineis picturas 5" tradiert. Diese kleine Villikation ist im Weißenburger Urbar[4]) wieder zu finden als „domus cum curt. dom., de terra salica iurn. 59, vinea ad carr. 2", $^1/_2$ zur Kirche gehörige Hufe, $2^1/_2$ mansi vestiti, 1 mansus absus (im ganzen also 4 Hufen). Nach dem Urbar lasteten auf den Hufen nur Fronden, 3 Tage in jeder Woche, und eine „scara", die Frauen hatten jährlich 1 „sarcile", 10 Ellen lang und 4 Ellen breit, zu liefern[5]). Es stand also tatsächlich Salland mit der casa dominicata in Verbindung; der kleine Grundherr war nicht Rentenbezüger, sondern Landwirt. Auf großen Höfen von Großgrundherrschaften näherte sich wohl die Sallandwirtschaft zur Karolingerzeit, wenn nicht einem modernen Großbetrieb, so doch einem recht ansehnlichen mittleren[6]), und es ist wohl möglich, daß eine Verkleinerung des Eigenbaus seinem gänzlichen Aufhören voranging, wobei vielleicht eine teilweise Abwälzung der Fronden auf die Schupposen und Belastung der dienenden Hufen mit Getreide-

1) Vierteljahrschr. f. Soc.- u. Wirtschaftsgesch. 4, 349 ff.

2) M.G. Capit. 1, 252 ff.

3) In der Rheinpfalz, BA. Frankenthal, s. W. HARSTER, Der Güterbesitz des Klosters Weißenburg i. E., T. 2, Gymn.Progr. Speier 1893/4 S. 78.

4) Ediert von ZEUSS, Traditiones possessionesque Wizenburgenses, Speier 1842, s. S. 286 Nr. 105, de Hesseheim.

5) Auf Heßheim beziehen sich noch im Weißenburger Urbar die Stellen S. 281 Nr. 33, S. 286 f. Nr. 106—109, S. 301 Nr. 295, 299, 300, deren aus verschiedenen Zeiten herrührende Angaben zu den Traditionen des Motvvinus und Unroh, brevium exempla l. c., in Beziehung zu bringen sein werden und eine Umwandlung der Dienste in Abgaben erkennen lassen. Übrigens sind aus dem Weißenburger Urbar mit Hilfe der Untersuchungen von HARSTER noch weitere Erläuterungen zu den br. ex. zu gewinnen.

6) Der von BEYERLE, Schriften l. c. S. 64 f., angenommene geringe Umfang des Sallands (Arbon 50 Morgen, Horn 60 Juchart) ist nicht schlechthin unmöglich. Allerdings gehörte zu den Weißenburger Höfen, für die eben im Urbar direkte Zeugnisse aus der Karolingerzeit vorliegen, viel mehr Salland, vgl. HARSTER l. c. S. 30 ff., und der Hof Staffelsee in den brev. ex. l. c. S. 251 hatte 740 iurnales. Kleinere Zahlen gibt das im Reichsgutsurbar von 831 enthaltene Urbar des Klosters Pfäfers, vgl. Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforsch. Bd. 28 S. 262, so für den Hof Ragatz 133 iugera, Tuggen 100 iugera, Wäggis (am Vierwaldstätter See) 60 iugera. Zu dem St. Galler Hofe Kirchdorf (in Baden, BA. Villingen) gehörten an Salland im Jahre 1200 nur „17 iugera et 12 inutiles", St. G. U.B. 3, 748, Anh. Nr. 59. Wenn eine gewisse Relation zwischen dem Umfang des Sallands und der Zahl der dienenden Güter bestand, vgl. REICHEL l. c. S. 32 f., so müßten ursprünglich die Konstanzer Höfe im Arbongau sehr klein gewesen sein, und das ist, wenigstens für Arbon selbst, nicht gerade wahrscheinlich.

zinsen stattfand. Jedenfalls lassen sich die überaus mannigfaltigen Veränderungen, denen die Hofverfassung vor und während der staufischen Epoche unterlag, nicht aus jüngeren Urbaren berechnen, sondern müssen aus einer fortlaufenden Reihe von Zeugnissen festgestellt werden; nur wo dazu genügendes Material vorhanden ist, kann der von Beyerle eingeschlagene Weg lokalgeschichtlicher Untersuchung zu Ergebnissen führen; andernfalls sind Trugschlüsse, wie die auf das hohe Alter der Schupposen im Arbongau, unvermeidlich.

Die hansischen Handelsgesellschaften.

Von

F. Keutgen (Jena).

In der Zeitschrift für das gesamte Handelsrecht, Bd. 62 (1908) S. 289—327, veröffentlicht Karl Lehmann einen erweiterten Vortrag über „Altnordische und hanseatische Handelsgesellschaften". Nachdem er die Entwicklung des Gesellschaftsrechts im nordischen und im hansischen Gebiet zur Darstellung gebracht hat, soweit darüber unter den Forschern Übereinstimmung bestehe, setzt er sich zum Schluß in der Kürze mit dem Hauptergebnis meines Aufsatzes über „Hansische Handelsgesellschaften, vornehmlich des 14. Jahrhunderts" auseinander (in dieser Vierteljahrschrift, Bd. VI S. 278—324, 461—514, 567—632).

Lehmann erklärt, zwei Gründe seien es von juristischer Tragweite, die die Anhänger der Ansicht von der überwiegenden Bedeutung der offenen Handelsgesellschaft vom 14. Jahrhundert ab vorbringen: einmal die Behauptung des Auftretens einer Firma, das hergeleitet werde von der Verwendung einer Sozietätsmarke (S. 314 ff.). Er führt dann aus, daß darin noch kein irgendwie sicheres Zeichen für eine Sozietätsfirma liege; nur die Entwicklung aus der Marke zum Handzeichen der Gesellschaft, zur Firma, sei möglich.

Mehr habe ich aber auch wirklich nicht behauptet. Im Gegenteil, ich habe ausdrücklich konstatiert: „Es fehlt nur noch die Firma" (S. 608); „dies Fehlen der Firma" (S. 609). „Doch lassen sich bereits vielsagende Ansätze entdecken, die das Bedürfnis beweisen, die für eine Rechnung tätigen Personen als eine Einheit zum Ausdruck zu bringen" (S. 608). Und bloß für ein „Anzeichen für dieses Bedürfnis, ein Mittel, die Gesellschaft sichtbar zu machen", habe ich „die Verwendung einer bestimmten Handelsmarke für die Gesellschaftsgüter" erklärt (S. 608 f.). Indes könnte ja auch das Vorhandensein einer Firma gar nichts für die offene Handelsgesellschaft entscheiden, weshalb ich eben „dies Fehlen der Firma nur noch eine Äußerlichkeit" nennen konnte (S. 609): gehört doch eine Firma heute auch zur Kommanditgesellschaft!

Es betrifft das also vielmehr die freilich oft mit jener verquickte Frage: Gelegenheits- oder Gewerbsgesellschaft.

Unverständlich ist daher Lehmanns Satz von der „Firma und der daraus resultierenden Gesamthaftung und Vertretungsmacht jedes Gesellschafters“ (S. 321). Das heißt das Äußere zum Kern und die Wirkung zur Ursache machen. Aus der dauernden Vergesellschaftung resultiert das Bedürfnis, eine Firma zu führen, und nicht umgekehrt. Freilich könnte man an sich auch argumentieren: gegeben eine Firma, so macht sich das Bedürfnis der Gesamthaftung und Vertretung geltend. Allein das wäre eine Deduktion aus abstrakten Begriffen. Denn wie sollte wohl die Firma das Prius sein? Lehmann aber operiert überhaupt gern mit dem Begriff der „Firmengesellschaft“. Freilich wäre die, wie wir ja auch gesehen haben, in den hansischen Gebieten etwas Neues, sich erst Bildendes, mag im Süden früher zustande gekommen sein. Allein das hat mit der Frage gar nichts zu tun, ob unter den hansischen Handelsgesellschaften des 14. und 15. Jahrhunderts neben ihrem Kerne nach als Kommanditgesellschaften zu charakterisierenden auch Gesellschaften verbreitet waren, die als offene anzusprechen sind.

Ausschlaggebend allein ist denn auch in dieser Streitfrage die zweite Behauptung, die Lehmann zu widerlegen sucht, nämlich daß im 14. und 15. Jahrhundert bereits Vertretung und Gesamthaftung aller Teilnehmer bestanden hat. Die Behauptung, daß auch das Gesetz bereits diese wesentliche Eigenschaft der offenen Handelsgesellschaft anerkannt habe, stützt sich, wie Lehmann richtig bemerkt, zu einem großen Teil auf eine Bestimmung des lübischen Rechts:

> Welk man mit enem anderen selscop maken wil, de se wol to, weme he sines gudes belovet; wente wat de ene koft ofte vorgift, dat mot de ander betalen,

usw.[1]).

Die Beweiskraft dieser Stelle, die Lehmann an sich durchaus anerkennt, sucht er indes durch den Hinweis zu entwerten, daß der Segeberger Kodex, in dem sie sich findet, erst dem 16. Jahrhundert angehört. Allein mag das auch den Zeitpunkt der Abschrift bezeichnen (Jahreszahl in dem Leder des Einbandes 1532, Hach S. 119), so erklärt der Herausgeber Hach (S. 121), der einstweilen als der zuständigste Beurteiler gelten muß, daß das lübische Recht in diesem Kodex, „so viel die inneren Merkmale betrifft, zu den ältesten deutschen Rezensionen“ stimmt. Auch findet sich dieselbe Vorschrift noch in dem Kodex Brokes III (Bc., vgl. Konkordanztafel III bei Hach S. 608 und Lesarten S. 554), dessen Inhalt ebenfalls alt ist (Hach S. 127 ff.). Bei der Aufnahme des Kapitels in das revidierte lübische Recht von 1586 (Lehmann S. 318 f.) aber zeigt die Einschiebung der römischrechtlichen Formel „gemeine Gesellschaft aller Güter“ an Stelle des früheren bloßen „selscop“ gerade den einheimischen, deutschrechtlichen Ursprung der früheren Fassung[2]).

1) Hach, Das alte lübische Recht, S. 553 f. Auch bei mir S. 604; Lehmann S. 318.

2) Auch die altertümliche, naive Fassung zeigt, daß es sich um altes lübisches Recht handelt.

Übrigens bildet die Berufung auf den Segeberger Kodex, in dem die Sache nur am klarsten gefaßt ist, bei mir lediglich den Schluß einer langen, auf vielen Stücken beruhenden Beweisführung, auf die LEHMANN nicht weiter eingeht.

Dagegen führt er aus der Praxis des 15. Jahrhunderts einen Fall an, der aber klar beweist, daß die volle Haftung der Teilnehmer damals in der Tat im kaufmännischen Leben und auch vor Gericht weitgehende Anerkennung gefunden hatte (LEHMANN S. 319 ff.; die zugrunde liegenden Urkunden dankenswerterweise abgedruckt S. 323—327).

Ein Partner, Dirk Johannsen, hatte 1463

> vor zyck unde synen masscup Gert Ghirink

in dessen Abwesenheit ihr Haus mit Zubehör zu Bergen vor den Sechsmannen des Kaufmanns der Deutschen Hanse dort verpfändet. Die Verpfändung wurde von dieser Behörde für rechtsgültig erklärt, da

> de gesechten Dirk unde Gert uppe de tijt, do de vorpandinge schach, vulkomen masschuppe weren unde noch iegenwardigen zijn,

unter der Voraussetzung, daß die Verpfändung im Gesellschaftsinteresse, also nicht zum Privatnutzen des Handelnden, geschehen sei. Gert aber appellierte an den Rat zu Lübeck, der entschied:

> nademe yd liggende grunde unde stande erve zin, unde wowoll Gerd Ghirinck unde Diderik Johansson vulle selschopp weren, mochte doch Diderik Johansson nicht meer vorpanden in den erscrevenen erven, dan allene zin part, id en were, dat he van Gerde Ghiringes zines deles sulker erven halven ghemechtiget were.

Daraus ergibt sich allerdings, daß der Lübecker Rat ein Vertretungsrecht des Teilhabers bei Verfügungen über Gesellschaftsgrundstücke nicht anerkannte. Es folgt jedoch, und ist nicht bloß „möglich" (LEHMANN S. 320), daß er bei Mobilien anders urteilte. Und es ist ausgeschlossen, daß er hierbei mit dem Gesichtspunkt der Bevollmächtigung operiert haben würde, wie LEHMANN erklärt, da er ja diese auch bei Immobilien zuläßt.

Wesentlich für die Beantwortung der Gesamtfrage in ihrem Kern ist aber doch, daß die kaufmännische Behörde in Bergen selbst auch in bezug auf Grundstücke der freieren Auffassung huldigte. Man kann nicht umhin, anzunehmen, daß sie damit dem unter Kaufleuten allgemein gültigen Rechtsbrauch Ausdruck verlieh: denn wie sollte sie davon abgewichen sein?

Was demgegenüber den Rat zu seiner reaktionären Stellung veranlaßt hat, muß der Vermutung verbleiben: ein Motiv könnte gewesen sein, seinem Recht als Berufungsinstanz Nachdruck zu verleihen. Denn das Kaufmannsgericht in Bergen hatte anfänglich unter Hinweis auf einen Präzedenzfall die Zulässigkeit der Berufung abgelehnt. Erst nachdem Gert die Behauptung vorgebracht hatte, sein Associé und der Pfandinhaber Hermann Schotteler hätten, um ihn zu schädigen

und hinauszudrängen, die Schuld in betrügerischer Absicht fingiert, erst da wurde die Berufung vergönnt, weil es

> unerlike zake

wäre,

> die dar esscheden mer strengheckeit des rechtis, wenne deme kopmanne borde to richtende (LEHMANN S. 327).

Da nun aber der Rat zu Lübeck das Urteil der Vorinstanz nicht aus diesem Grunde aufhob, sondern mit einer Begründung, durch die er in die Sphäre eingriff, die die Bergener Kaufmannschaft geglaubt hatte, ihrer eigenen endgültigen Entscheidung vorbehalten zu sollen: so ergibt sich, daß er die Selbständigkeit des Bergener Gerichts einzuschränken entschlossen war und deshalb ein abweichendes Erkenntnis fällen mußte. Dieses Mittel zur Machterweiterung war in jenen Jahrhunderten an hohen Stellen viel zu beliebt, als daß man an der Wahrscheinlichkeit seiner Anwendung auch in diesem Fall irgend Anstoß nehmen dürfte.

Übrigens hatte selbst der Kläger die Verpfändung nicht bloß etwa deshalb angefochten, weil sie in seiner Abwesenheit und ohne sein Wissen geschehen sei, sondern außer aus dem schon angeführten Grund auch deshalb, weil er dasselbe Haus inzwischen vor Schöffen und Gericht zu Deventer verpfändet hatte (LEHMANN S. 324). Ein ungemein interessanter Umstand, der ein grelles Streiflicht auf die Schwierigkeit mancher Kreditoperationen vor der Zeit der Telegraphie wirft (aber nicht etwa bloß vor der Übernahme romanischen Handelsrechts!), und der uns zugleich eine ausreichende Begründung für die befremdliche Unterscheidung zwischen der Haftbarkeit von Mobilien und Immobilien in dem Lübecker Urteil an die Hand gibt. Der kaufmännische Verkehr verlangte volles Recht für jeden aktiven Teilhaber einer Handelsgesellschaft, die ganze Gesellschaft haftbar zu machen. Eine andere Modalität wäre in der Praxis, sobald der Handel nur einige Ausdehnung und Lebhaftigkeit gewonnen hat, undurchführbar, eine unmögliche Beschränkung jeder Bewegungsfreiheit. Gemeinsamer Betrieb und allseitige Haftung bedingen einander, wie schon früher ausgeführt (Bd. IV, S. 579 f.). Solange es sich nun dabei um die Verpfändung unter der Hand habender Waren oder Einsetzung des allgemeinen Kredites handelte, so mochte auch der steifste Vertreter des sächsischen Landrechts nicht umhin können, sich mit dem Anspruch des einzelnen, das Ganze haftbar zu machen, abzufinden. Führte das aber dazu, das geheiligte Grundeigentum in Mitleidenschaft zu ziehen, zu der Möglichkeit, daß ein und dasselbe „Erbe“ von zwei Gesellschaftern zwiefach verpfändet wurde, so mochten die Hüter des Gesetzes sich wohl für befugt erachten, einen Unterschied zu konstatieren und das Grundeigentum gegen die gar zu freie Beweglichkeit kaufmännischer Kredite einigermaßen sicherzustellen. Als offene Gesellschaft aber wird man auch die so beschränkte wohl oder übel gelten lassen müssen[1]).

---

1) Übrigens hat die Bestimmung des Segeberger Kodex über die offene Gesellschaft bei dem haftenden „Gut“ in erster Linie wohl auch nur Fahr-

Solche Widersprüche oder Inkonsequenzen in der Rechtsauslegung werden keinen Kenner der älteren deutschen Rechtsaufzeichnungen wundern[1]). HACH teilt mit, daß, wenn an Lübeck von einer Tochterstadt die Bitte um Rechtsmitteilung erging, man gar nicht stets eine Abschrift der letzten Revision des heimischen Rechts übersandte, sondern manchmal auch die einer älteren Rezension (S. 5). Und in Lübeck selbst verband man im 14. und 15. Jahrhundert mit dem lübischen ein zum Teil widersprechendes Hamburger Recht. Aber selbst die Revisoren des Jahres 1586 scheinen „keine Ahnung gehabt zu haben“, „daß besonders hieraus die große Verwirrung herrühre, weshalb man von allen Seiten zu dieser Revision drängte“ (HACH S. 2).

Es herrscht eben in der wissenschaftlichen Verwendung der älteren deutschen Rechtsquellen immer noch die falsche Voraussetzung der „Kanzleimäßigkeit“, wie man in der Diplomatik sagen würde. Mit dieser Voraussetzung aber ist endgültig zu brechen. Es wird immer wieder vergessen, was schon so oft und von Größeren gefordert worden ist, daß wir das Recht aus dem Leben herauswachsen sehen und nicht an Formeln kleben müssen. Auf unser Problem angewandt: die vollendete juristische Formulierung mag zwar unseren Handelsgesellschaften erst aus dem romanischen Rechtsgebiet überkommen sein, die Gesellschaften selbst aber sind daheim erwachsen aus den Bedürfnissen des Handels. Und zwar gilt beides sowohl von der Kommandit- wie von der offenen Gesellschaft. Denn das scheint LEHMANN ganz zu übersehen, daß die wederlegginge auf keinen Fall den Anforderungen der heutigen Kommanditgesellschaft entsprochen hat: und zwar deshalb nicht, weil der angebliche Kommanditist regelmäßig Leiter des Geschäftes war[2]).

Nun aber findet sich auch in dem Teil seines Aufsatzes, wo nach LEHMANN Übereinstimmung aller Forscher herrschen soll, eine doppelte Behauptung, gegen die ich Verwahrung einlegen muß. In bezug auf das „sendeve“ bleibt LEHMANN auf dem alten Standpunkt, wie er zu-

---

habe im Auge. Dasselbe würde dann aber noch von dem römisch beeinflußten Revidierten Recht zu gelten haben.

1) Ich erinnere noch einmal (vgl. oben Bd. IV S. 491) daran, daß gerade die Gesellschaft mit einseitiger Kapitaleinlage, also die als älteste geltende Form der Vergesellschaftung, in lübischen Rechtskodices überhaupt nicht vor dem Revidierten Recht von 1586 vorkommt.

2) Ganz ähnlich verhält es sich mit dem Testament, bei dem, vor dem Eindringen des römischen Rechtes, in deutschen städtischen Rechtsquellen Formen und Bezeichnungen ebenfalls schwanken, aber das Institut selbst gleichwohl verbreitet und anerkannt ist. (OTTO LOENING, Das Testament im Gebiet des Magdeburger Stadtrechtes. 1906.) — In bezug auf die Kommanditgesellschaft verweise ich auch noch einmal auf die Entscheidung Kaiser Friedrichs III. für Nürnberg von 1464 (oben Bd. IV S. 606 f.), durch die erst neu bestimmt wurde, daß am Betrieb Nichtbeteiligte auch für ihre Einlage haftbar sein sollten. Unbeschränkte Haftung auch der Kommanditisten war in Nürnberg beansprucht worden, sofern sie sich nicht durch besondere Abmachung (geding) dagegen geschützt hatten. Die Zulässigkeit der Beschränkung wurde der Stadt als besonderes Privileg verliehen!

letzt von SILBERSCHMIDT vertreten war, stehen, ohne die geringste Notiz von den abweichenden Ausführungen von KOPPMANN (Hansische Geschichtsblätter 1900, S. 203 f.) und mir (oben Bd. IV S. 479 ff.) zu nehmen, — außer daß er das Wort jetzt wenigstens seiner Bedeutung als Sendegut gemäß als Neutrum gebraucht.

LEHMANN erklärt (S. 308), daß zwar das sendeve [lies: Geschäft mit sendeve; denn selbst ist es ja keine Geschäftsart] Kommission, nicht Gesellschaft gewesen sei; aber „so bestand das Äquivalent in der Mehrzahl der Fälle in einer Gewinnquote, und dies war das sozietätsmäßige Element. Hieraus erklärt sich die Zusammenstellung von sendeve und wedderlegginge oder geradezu die hin und wieder vorkommende Bezeichnung des sendeve als societas". Es würde sehr dankenswert sein, wenn LEHMANN auch nur einen Beleg dafür anführen wollte, daß das Äquivalent bei der Übernahme von sendeve in einer Gewinnquote bestand, und nur einen Beleg für die Bezeichnung des sendeve als societas. KOPPMANN, dem das eigentliche Verdienst der Aufklärung hierüber zukommt, hat auch nicht einen finden können. Es mag ja aber sein, daß Lehmann neues Material bekannt ist.

Die Frage ist von allgemeiner handelsgeschichtlicher Bedeutung. Denn es handelt sich, wie früher schon angeführt (Bd. IV S. 486), um nichts Geringeres als darum: ob im 14. Jahrhundert und vorher man zuverlässige Gehilfen für den Handel auswärts nur vermittelst Gewinnbeteiligung erhalten konnte, oder ob die Zustände, auch die internationalen Rechtszustände, schon geordnet und gesichert genug waren, daß man den Verkauf in die Ferne gesandter Waren einem Angestellten oder einem Geschäftsfreund gegen ein Entgelt anderer Art überlassen konnte, ohne ihn in jener Weise an dem Gewinn unmittelbar zu interessieren.

Und das führt mich auf einen weiteren Punkt: die Wichtigkeit der Klarstellung der rechtlichen Formen, in denen sich der Handel vollzog, für die Aufhellung der Handelsgeschichte selbst als Wirtschaftsgeschichte.

EULENBURG, in der Festschrift zu SCHMOLLERS siebzigstem Geburtstag, will zwar meine These über die offene Handelsgesellschaft im Gebiete der Hanse akzeptieren[1]). Er macht jedoch ein Fragezeichen zu meinem Satz (oben Bd. IV S. 612), nur so sei die bedeutende Ausdehnung des hansischen Handels zu verstehen, und erklärt: „Es kommt nicht auf die Formen der Handelsgesellschaften an, sondern auf deren Umfang und Inhalt." Natürlich hängt die Ausdehnung des Handels ab von dem Umfang der Geschäfte! Doch ist es zu bedauern, wenn auch ein Nationalökonom den Zusammenhang von Form und Inhalt nicht verstehen kann. Freilich läßt sich nicht beweisen, daß der hansische Handel unmöglich die gleiche Ausdehnung hätte gewinnen

1) Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrhundert. GUSTAV SCHMOLLER zur 70. Wiederkehr seines Geburtstags . . . dargebracht. Leipzig 1908. Bd. II, Abhandlung XXVI S. 39 f. Vgl. Vierteljahrschr. f. Social- und Wirtschaftsgesch. 1909, S. 206.

können, falls das Gesetz oder ein eigentümliches Rechtsempfinden die Entstehung der offenen Handelsgesellschaft verhindert hätte. Aber solange in diesem Punkte Freiheit war, würde man berechtigt sein, aus einem Fehlen der elastischeren Form kaufmännischer Vergesellschaftung auf die Dürftigkeit des Handelsbetriebes zu schließen. Umgekehrt aber wird die Bedeutung dieses Handels, die wir aus überliefertem Zahlenmaterial erkennen und aus der Größe der politischen Aktionen folgern, erst verständlich durch den Nachweis des Vorhandenseins angemessener Rechtsnormen.

Auf Eulenburgs sonstige Anwürfe gegen den Betrieb der Wirtschaftsgeschichte durch die Historiker, die es sich „außerordentlich leicht gemacht" und die wirklichen Probleme nicht erkannt haben, erübrigt es sich, einzugehen. Das Aufstellen von Systemen aus allgemeinen Kategorien ist nicht unserer Wissenschaft Ziel. Allgemeinbegriffe sind uns nur Mittel zum Zweck schärferer Beleuchtung konkreter Befunde. Und das bequeme, aber trügerische Jonglieren mit Abstraktheiten hat daher bei uns — auch in der Wirtschaftsgeschichte — mit gutem Grund keine anerkannte Stätte.

Jena. F. Keutgen.

Das Inventar eines deutschen Marschbauernhofes aus dem letzten Jahre des 30jährigen Krieges.

Von

Wilh. Ramsauer.

Der hohe sandige, vergleichsweise unfruchtbare, mit dem Namen „die Geest" bezeichnete Boden im Herzogtum Oldenburg senkt sich von Delmenhorst bis Oldenburg und von Oldenburg bis Varel und weiter fast nirgends direkt zur Marsch hinab, sondern zuvörderst ins Moor, und erst an das Moor schließt sich die Marsch. Diese ist hier entstanden durch Nebenarme, Balgen und Prielen der Weser und Jade. Sie nahm ursprünglich noch mehr Raum ein, denn weite Strecken unter dem Moorboden enthalten auch Marschboden. Diese Marsch, in Etappen etwa von 1000—1600 eingedeicht oder durch Deiche gesichert, lockte zur Ansiedlung. Das Problem war, wie das Land am besten nutzbar gemacht werden könnte, und es wurde so gelöst, daß man die Bauernstellen aus langen, schmalen nebeneinander liegenden Streifen bildete, die Häuser auf Moorboden setzte, doch an der Grenze der Marsch, wo sie auf jeden Fall vor dem Wasser sicher waren, auch ungefähr in der Mitte des Streifens lagen. Einen solchen Streifen, der durch zwei Gräben von den beiden Nachbarstreifen getrennt ist, nennt man

eine Bau[1]), ist sie unbehaust, eine wüste Bau[2]), sind zwei Streifen zusammengelegt (wobei oft der trennende Graben beseitigt wurde), eine doppelte Bau[3]). Der Besitzer heißt, wie meist im Oldenburgischen, ein Hausmann, der Bewohner eines Hauses, im Unterschied von Köter, dem Bewohner einer Kate. Die einzelnen Bauen sind dann wieder durch Quergräben in verschiedene Stücke Landes abgeteilt (Kämpe oder Hämme genannt), deren Größe im allgemeinen zwischen 2 und 4 ha schwankt.

So erstrecken sich denn die sogenannten Moormarschen in vielfachen Windungen, veranlaßt je nachdem durch eine Ausbuchtung des Moores oder durch ein Ästuarium von der Weser oder dem Jadebusen her, von Moorhausen, 8 km östlich von Oldenburg, bis Seefelderaußendeich im Amt Butjadingen, wieder zurück bis zum Jader Vorwerk und wieder hinauf bis Hoheluoht im Amt Varel. Bauernhaus neben Bauernhaus, Bau an Bau, im Prinzip alle im rechten Winkel die vor der Häuserreihe herlaufende Chaussee schneidend, das Haus ungefähr in der Mitte der Bau gelegen, vor dem Hause die Marsch (oder der Klei), hinter dem Hause das Moor.

Natürlich sind die Bauen in den einzelnen Bauerschaften verschieden an Bonität und hinsichtlich ihrer praktischen Anlage. Moorhausen z. B. hat nur einen Kamp schlechten Klei (roten Knick) an der Hunte, alles andere ist Moorland. Sonst sind dort die Stellen wenigstens breit. Die Bauen der nächstfolgenden Bauerschaft Gellen sind zu schmal. Überhaupt sind die Stellen im ganzen sogenannten Moorriem (zu dem Moorhausen und Gellen gehören) durchgängig für die Länge zu schmal (drei Äcker breit, und wo sie sich auf dem Moore zuspitzen, in einen „Kiel" auslaufen, oft nur einen Acker breit, so daß ein guter Werfer über drei Bauen werfen kann). Daß die Bewirtschaftung eines so langen, schmalen Streifens schwierig ist, daß das entfernteste Land oft nicht die nötige Pflege erhält, leuchtet ein und muß ohne weiteres zugegeben werden. Die natürliche Lage macht, daß diese Art der Besiedlung doch die einzig richtige war: nur so konnte das Moor nutzbar gemacht werden. Um einen Begriff von dem verschiedenen

1) Dieser Ausdruck beschränkt sich heutzutage auf diese in Streifen liegenden Besitzungen. Er muß aber ursprünglich allgemeiner gewesen sein: wenigstens rühmte ein alter Schäfer auf der Delmenhorster Geest von der väterlichen Stelle, sie wäre eine geschlossene Bau. Ebenda, sowie in den Gemeinden Hatten (Amt Oldenburg) und Dötlingen (Amt Wildeshausen) ist der Titel für den vollen Bauern Baumann, den halben Halbbaumann.

2) Da hauptsächlich Weidewirtschaft getrieben wurde und wird, das Land leicht stückweise zu verpachten ist und die Gebäude auf der behausten Bau ja nur um so größer zu sein brauchen, sind solche wüsten Bauen nicht selten. Im Verkaufsfalle ist die Differenz zwischen einer behausten und wüsten Bau ganz gering, auf das Haus wird nur etwa $^1/_2$—1 ha gerechnet.

3) Ein einziges Mal begegnete mir aus dem Munde eines alten altmodisch sprechenden Knechts der Ausdruck „eine Breede" für doppelte Bau. Für den einfachen Streifen findet sich urkundlich meist der Ausdruck „Stück". Zwei Stücke auf dem Esch der Geest, wo ein Stück aber fast nie die Größe von 1 ha erreicht, heißen nun aber auch eine Breede.

Werte der Bauen zu geben, sei erwähnt, daß um 1880 herum eine wenigstens große Bau im mehrerwähnten Moorhausen (von 83 ha) für 33000 Mk. verkauft wurde, während etwas später die beste Stelle in Frieschenmoor (Gem. Strückhausen) von 121 ha 315000 Mk. kostete. Übrigens sind nicht die zuletzt eingedeichten Ländereien in unserm Bezirk allemal die besten, woran neben dem Umstand, daß das Wasser seine eigenen Gesetze hat und die Aufschlickung sich nicht allemal der Erwartung entsprechend vollzog, wohl besonders auch die Begehrlichkeit schuld war, die nicht abwarten konnte, bis das Land hoch genug aufgeschlammt war[1]).

Die allgemeine Charakteristik einer Moormarschenbau dürfte so lauten. Vor dem Hause zuerst der Warf (ein grüner, zuweilen etwas erhöhter Hofplatz), dann zuerst geringeres Marschland (oft sogenannte Pulvererde; die ersten beiden Kämpe vor dem Hause heißen das erste und zweite Höft, doch ist der Ausdruck vielerwärts schon vergessen), allmählich besser und höher werdend, zum wechselweisen Gebrauch (Weiden und Mähen), im günstigsten Falle endigend mit den am höchsten gelegenen, oft seit 100 und mehr Jahren beständig geweideten Fettweiden. Diese liegen an den alten Flußläufen, wo das Land am meisten aufgeschlammt ist, und brauchen, da der Dünger des Weideviehs stets dableibt, keine besondere Pflege, nur daß bei der Reinigung der Gräben die Erde wegen der Entfernung vom Hofe nicht stets verfahren wird, mithin die Ufer oft zu hoch werden und so dem Charakter einer rechten Ochsenweide, die rund sein soll und nicht hohl, Eintrag geschieht. Geht man von Hause nach diesen Weiden zu, so heißt es, wohl in Erinnerung an die vormaligen Verhältnisse, er ist „nedden“ (unten) oder „hendahl“ (hinunter, zutal), obgleich das Land das höhere ist und auch vor Anlage von Schöpfmühlen durch Winterwasser nie überschwemmt wurde. — Hinter dem Hause zunächst der Garten (mit dem Warf zusammen oft von einer breiten Graft umgeben) und der Busch (Gehölz). Dann ursprünglich hohes unkultiviertes Moor; dies bei der Besiedelung zunächst in Ackermoor verwandelt und, als dies durch Torfgraben, Abwässerung durch Grüppen und beständige Bearbeitung reichlich niedrig wurde, in Grünlandsmoor verwandelt. Derselbe Vorgang wiederholte sich immer wieder, so daß heute hinter den Häusern meist eine weite Fläche grünes Moor, teils Moorweiden, teils Heulandsmoor liegt, an welches sich dann erst das Ackermoor schließt. Hinter diesem kann dann noch völlig unangegriffenes wildes Moor folgen. Da nun auch vor dem Hause manchmal dieser oder jener Hamm unter den Pflug genommen wird, so sieht man, daß an Mannigfaltigkeit kein Mangel ist: es gibt nasses und trockenes Land, ja nasses und trockenes Moor, nasse und trockene Marsch, sowie dünnerdige und tiefgründige Marsch. Sogar das wilde

1) Schon vor der letzten Gewinnung des Landes hat eine Besiedlung hie und da stattgefunden. Dieser scheint durch Fluten ein Ende gemacht zu sein. Dies Gebiet der lokalen Geschichte ist aber so wenig geklärt, daß nur die Tatsache erwähnt werden soll. Hier kann nur oberflächlich und im allgemeinen von den Grundzügen der Gegend gehandelt werden.

Moor gibt Futterheide her. An eine völlige Mißernte ist also bei einer solchen Bau kaum zu denken, und dies mag einer von den Gründen sein, daß in den sogenannten bösen Jahren (1832 ff.) die Stellen in der Moormarsch weit besser bezahlt wurden als die der Wesermarsch und Butjadingens, die viel einseitiger sind und höchstens den Unterschied von tieferdigem und dünnerdigem Boden aufweisen.

Wohl unbestritten die besten Bauen in der ganzen Moormarsch sind die 12 Bauen von Colmar, Gemeinde Strückhausen, Amt Brake (ca. 30 km nördlich von Oldenburg). Sie erstrecken sich nebeneinander in der Richtung von WNW. auf ONO. in einer Länge von ca. 8 km, davon etwa 3 vor, etwa 5 km hinter den Häusern liegen, mit einer Breite von etwa 100 m bei den Häusern, die aber nach Westen zu größer wird. Die Größe der Stellen nimmt nach Norden zu; die kleinsten sind pl. m. 85 ha, die größte, jetzt herrschaftlich, ist 153 ha, doch haben die kleineren südlichen Stellen reichlich so gutes Land. Schon die Größe zeichnet diese Stellen aus: es gibt Bauerschaften genug, wo 4 Bauen dazu gehören würden, um die Größe einer Colmarbau zu erreichen, wenig, wo eine doppelte Bau diese Größe erreicht, und nur in den Bauerschaften Frieschenmoor, Jader Bollenhagen und Jader Kreuzmoor finden sich bei einfachen Bauen annähernd solche Maße, doch stehen diese Bauerschaften, im ganzen angesehen, in sonstiger Hinsicht hinter den Colmarbauen zurück. Sodann ist die Breite eine angemessene: an sich sind die Hämme nicht zu schmal. Was aber den vorzüglichsten Vorzug dieser Bauen ausmacht, ist, daß sich unter dem Moore ein ganz vortrefflicher Klei (Marschboden) findet. Dies haben sich die Besitzer seit hundert und mehr Jahren zunutze gemacht: sie „schießen das Moor mit Klei über", d. h. graben den Klei, so viel sie haben wollen zum „Umschießen", aus, werfen das entstandene Loch (das „Spitt", d. h. das mit dem Spaten ausgehobene; vgl. Späte = abgegrabenes Torfmoor) mit der daranliegenden oberen Schicht des (mehr wertlosen) lockeren Torfes dicht („bunken den weißen Torf ab"; Bunke = Erdkloß), nehmen die dann folgende bessere Schicht des Torfes zum eigenen Bedarf und zum Verkauf, lassen auch wohl eine Bank davon stehen, wenn das Land zu niedrig zu werden droht, fahren den ausgegrabenen Klei über das abgegrabene Moor und verwandeln so nach und nach das ganze Moor in herrliches Marschland. Die Kuhweiden hinter den Häusern gelten für die besten der ganzen Stelle. Diese Arbeit lassen die Hausleute nicht selbst besorgen, sondern haben auf dem Moore ein oder mehrere Köterhäuser, deren Pächter dies tun und die bei dieser mühsamen, aber einträglichen Arbeit (auf den ans Tageslicht gebrachten Klei pflanzen sie zuerst Kopfkohl und dergl. mit bestem Erfolg) neben der gewöhnlichen Landwirtschaft (es gibt Köter mit 2 Pferden und ca. 20 Stück Hornvieh) es oft zu einem gewissen Wohlstand gebracht haben. Durch diese Kötereien auf dem Moore wird der Betrieb der ganzen Bauen wesentlich erleichtert. Man rechnet auf 1 Jück[1]) ein großes Stück

1) 1 Jück als $^1/_2$ ha gerechnet; sonst ist ein Kataster Jück 56 ar, ein Jück neue Maße (sogen. kleine Jück) 45 ar.

Hornvieh für den Sommer und das gleiche für den Winter: Pferde, Kälber, Schafe und Schweine (letztere, soweit sie auf die Weide gehen) sind dann nicht gezählt, finden ihre Nahrung mit: somit müßten auf einer Colmarbau von 100 ha 100 große Beester jahraus, jahrein gehalten werden können, Pferde und Kleinvieh dazu. Das scheint aber im Oldenburgischen nirgends sich als praktisch erwiesen zu haben, und auch in Colmar werden wohl in der Wohnung des Hausmanns 40 Beester aufgestallt, natürlich im Sommer wegen der Weidewirtschaft mehr, 50 oder 60, geweidet. Das den Kötereien naheliegende Land erhält auch naturgemäß mehr sein Recht, als dies von der Stelle aus geschehen könnte. Durch das Umschießen des Kleis sind jetzt die Colmarbauen fast alle in völlige Marschstellen verwandelt; nur an der äußersten Grenze findet sich noch Moor.

Noch einige Nachrichten aus den Oldenburgischen Anzeigen zur Vervollständigung. 1843 Nr. 130: Amtmann Gramberg zu Schwartau will seine sogenannte Rathsbau[1]) zu Colmar verkaufen (unbehaust, 11 Hämme Fettweiden vom Neustädter Wege bis zum Krongraben); 1847 Nr. 8: Derselbe seine Colmarbau(wüst) mit 210 Jück Klei-, Moor- und Heideland, wovon a) 60 Jück Fettweiden[2]), jetzt verheuert für 940 Tlr. Gold, b) 78 Jück Weideland, 2. Moorland 17 Jück Roggenland, 3. unkultivierte Heide 55 Jück. Auf dem Moore sind zwei Kötereien, so mit den dazugelegten Ländereien 725 Tlr. G. Heuer einbringen. — 1870 Nr. 160: Koopmann verkauft seine Colmarbau (die dritte von Süden gerechnet), 154 Jück 133 Ruten 80 Fuß Kat. Maß für 63500 Tlr. Gold an Hermann Bunnemann zu Großenmeer (amtlich). — Die Grund- und Gebäudesteuer der Stellen betrug 1900

---

1) Vgl. Old. wöchentl. Anz. 1776 Nr. 35: Justiz Rätin von der Loo ihre Bau im Colmar zu verpachten, und 1815 Nr. 2: 50 Jück der besten Ochsenweiden auf Fräulein v. Looen Bau zu Colmar. Es ist die 4te von Norden gerechnet, noch Rathsbau genannt.

2) Es kann nicht wundernehmen, wenn bei Verpachtungen und Verkäufen dieser schönen Stellen das Land etwas zu sehr gepriesen wird. Die 60 Jück sind altes, echtes und recht gutes Marschland, aber die allerschwersten Ochsenweiden finden sich hier nicht, vielmehr in den Moormarschen nur in Moorseite und etwas in Oberströmische Seite (Gem. Großenmeer), Oldenbrok, Strückhausen (Altendorf, Mittel- und Norderhofschlag, etwas in Popkenhöge) und Bollenhagen und Kreuzmoor (Gem. Jade). Meist nur ein großer Hamm in der Bau (gewöhnlich der letzte), aber dann auch einige so schwer, „wie sonst in der ganzen Welt nicht", wie ein alter Weider sagte. Die durchgängige Bonität des Colmarlandes macht diesen Mangel bei weitem gut. Im übrigen haben die besten Colmarweiden den Namen Fettweiden immer in Anspruch genommen (vgl. Old. w. Anz. 1753 Nr. 34): Peter Bendes hat im Kollmer 20 Stück fette Ochsen, bei Sillens (in Butjadingen) 20 fette Kühe in der Weide; 1838 Nr. 1: weil. Lüder Cloppenburgs Bau zu Colmar: die in mehreren Hämmen belegenen 20 Jück besten Fettweiden. Nr. 3: Reinhard Woogen Collmarbau beträgt 115 Jück Kleiland, worunter 33 Jück Fettweiden (Nr. 85: 33½ Jück) und 21 Jück Roggenmoor. 1842 Nr. 58: Egelings olim Folten Bau zu Colmar 120 Jück Kleiland, wovon 24 Jück Fettweiden, 10 Tonnen Roggenmoor und Torfgräberei. Desgl. 1844 Nr. 88: 24 Jück Fettweiden.

von Süden an gerechnet: 342, 371, 400, 384, 427, 416, 443, 445, 443, 543, 528 und 948 Mk. — Schätzt man den Pachtpreis pro ha auf 140 Mk., den Kaufpreis auf 3000 Mk., beides „civil“ (d. i. niedrig, wie wenn Geschwister einem die Stelle zur Pacht oder zum Eigentum überlassen), so kann man sich ein Bild machen von dem Wert der Stellen.

In den Zustand einer solchen Colmarbau im Jahre 1647 werden wir durch ein Inventar aus diesem Jahre versetzt. Es ist von dem Vogt Claus Timme zu Strückhausen aufgenommen, einem schreibkundigen und sonst wohlerfahrenen Mann. Dazu findet sich dann noch ein Ergänzungsprotokoll aus dem Jahre 1648.

Die beiden Protokolle betreffen die weil. Martin Rütemanns-Bau in Colmar, die 5. von Norden an gerechnet, welche zwei Jahre später (1650) an Claus Timme, den Schreiber des ersten Protokolls, übertragen wurde. In dem Besitz der Familie Timme ist sie seitdem geblieben; dem jetzigen Besitzer, Herrn Nikolaus [1]) Timme, verdankt der Herausgeber die Abschrift. Die Bau war eine sogenannte Herrenbau [2]) und mußte als solche Herrenkorn (und wie das Hausbuch, welches noch vorhanden ist, ausweist, Herrengeld) geben, d. h. etwa, sie war von den Grafen von Oldenburg zu Meierrecht ausgetan, wie es öfter heißt, Graf N. hätte zu N. Land eingedeicht und „auf das Moor viele Meier gesetzt“.

Wenn es heißt, die Ländereien liegen zu Register für 60 Jück, so ist nur das Marschland vor dem Hause gerechnet, das ungefähr 60 Jück beträgt; alles andere ist nicht mitgerechnet. Diese 60 Jück galten für die Steuern, für die Repartition der Deich- und Siellasten [3]). Wahrscheinlich folgte dann auf die 60 Jück nach Warf, Gärten (in verschiedenen Abteilungen im Norden und Süden; im Süden auch zwei Abteilungen von Bäumen, leicht möglich wegen der dort stehenden Nebengebäude), Busch sogleich das Ackermoor von 5½ Tonnen Roggen Einsaat = 44 Scheffel Saat = pl. m. 4,4 ha und das Köterhaus. Das andere, mithin der größere Teil der Bau, heute meist umgeschossener Klei, war noch wildes Hochmoor, sogenannter Anschuß. Auf den 60 Jück Klei und 10 Jück Ackermoor müßten (s. o.) 35 Beester ohne Kleinvieh und Pferde sommers und winters genug haben; es finden sich aber nur (in beiden Inventarien) 3×8 oder, wenn man will, 3×9 Tiere, die Kälber mitgerechnet. Aber man sieht, es fehlen die 2jährigen Tiere und dies darum, dass diese (oder ihre Zahl) fettge-

1) Man beachte die Identität des Vornamens, die nicht zufällig ist. Der Zuname ist Kürzung von Timotheus.

2) In dem Colmar benachbarten Neustadt, wo die Besitzungen ebenfalls in langen Streifen liegen, aber wegen späterer Besiedelung nicht Bauen, sondern Kötereien heißen (sie waren auch ursprünglich gering und sind nur durch Umschießen des Kleis ansehnlich geworden), gibt es Herrenköter und Köter. Die Herrenköter sind nicht etwa die größeren.

3) Ein anderer Modus war, eine Besitzung auf sogenannte Bonitätsstücke zu reduzieren. Man nahm als Einheit ein Jück besten Landes an und maß danach das mittelmäßige, geringe und ganz geringe; so heißt es manchmal: die Stelle ist 108 Jück groß (irgendeine, nicht in Kolmar) oder 41⅞ Bonitätsjücke.

macht wurden und zur Jahreszeit der Abfassung beider Protokolle schon verkauft waren. Dies bestätigt das Hausbuch[1]). 1648 den 26. August Jürgen Ehlers im Oldenbrüche 8 feiste Kühe verkauft, gegen Bremer frey Marckt zu lieffern, umb 100 Rthlr. Okt. 2. 1648: Reiner Kohlmann 8 stück fette Böester verkauft à 15 Spec. Th. = 60 Rthl. „Darauf einen Rthl. auf den Kauff erleget, so in der Summa zu kürzen.“ Und 1650 Aug. 1: Schiasse Mentzen, zu Boitwarden wonhafft, meine feisten Ochsen und Quenen, als 14 stuecke, verkaufft umb 150 Rthl. Demnach ist wahrscheinlich, daß die doppelte Zahl des jährlichen Nachwuchses auf der Stelle fettgeweidet wurde (14—16), wie denn auch die über der Dornebbe gelegene Fettweide 14 Jück beträgt. Aber wie aus den Lasten des Inventars hervorgeht, wurde damals viel mehr gepflügt[2]) als jetzt, doch ist es auch hier unmöglich, Bestimmtes zu sagen, da sowohl aus dem Inventar wie aus dem Hausbuch hervorgeht, daß ein Pflughamm auf einer benachbarten Bau zugepachtet war. Überhaupt zeigt das Hausbuch besonders im 18. Jahrhundert, dass die Bau auf verschiedene Art genutzt wurde: zuzeiten wurden Beester von entfernt wohnenden Geestleuten ins Gras genommen, dann die Fettweiden an ausländische Handelsleute verpachtet, dann Hämme zum Mähen verheuert usw. Dazu begann im 18. Jahrhundert das Kleiumschiessen.

Das Haus ist das sächsische, wie das noch dort der herrschende Typus ist. Die Dachung ist weich (denn ein Nebengebäude ist mit Pfannen gedeckt). Beim Eintritt die Diele, rechts die Kühe, links die Pferde, über den Tieren die Hille. Dann die Hohwand mit offenem Feuer (jetzt überall verschwunden). Der Unterschlag. Zuletzt das Kammerwerk mit einer Stube und 2 Kammern. Das Kontor lag wohl noch im Hause. Denn, darauf ist hinzuweisen, aus dem Inventar geht an mehreren Stellen unzweideutig hervor, daß das Kammerwerk altem Gebrauch gemäß nicht mehr zum Hause gehört[3]); dies endigt vielmehr mit der Mauer hinter dem Feuerherd. Oben der Boden (Balken). Das Haus in Fachwerk gebaut, eine Bauart, die für die Moormarschen ursprünglich wegen des morastigen Untergrundes die gewiesene war[4]).

Unter den Bäumen werden die Haselsträucher genannt, und es verdient Erwähnung, dass solche noch heutzutage im ganzen Colmar sich finden und vorzüglich fruchtbar sind.

In die vergangene Zeit weisen die Hopfen- und Hanfgärten, sowie

---

1) Es scheint, als ob Timme vor der definitiven Übertragung der Bau dieselbe für die alten bezw. gebrechlichen Frauen schon verwaltet habe. Erst 1650 (s. u.) schreibt er von „seinem“ fetten Vieh.

2) Dies zeigt sich auch sonst in den Moormarschen. So heisst z. B. auf verschiedenen der 9 Bauen von Moorseite der 3. oder 4. Kamp vorm Hause noch immer übereinstimmend der Bohnenkamp, obgleich seit Menschengedenken keine Bohnen mehr dort gebaut sind.

3) „3 Fächer im Hause, über dem Feuer“; „auf dem Balken im Hause“.

4) Wenn Stellen verstückt wurden und nur der sogenannte „Rumpf“ bei der Stelle blieb, das Haus mithin für seine jetzige Bestimmung zu groß war, wurden manchmal verschiedene Fach des Hauses zum Abbruch verkauft.

die dazugehörigen Gerätschaften. Auch die Flachsbearbeitung hat aufgehört. Desgleichen das Brotbacken.

Die Zeugen der beiden Akte sind, wie sich von selbst versteht, angesehene Leute; von einigen lässt sich (mit Hilfe von Kirchenbüchern) feststellen, auf welcher Bau sie gewohnt haben. Es ist aber kein Name auf der betreffenden Stelle geblieben; dagegen sind sowohl Vor- als Zunamen in der Gegend noch durchaus geläufig. Dasselbe gilt von den unter den Schulden namhaft gemachten Personen hinsichtlich ihrer Vor- und Zunamen. Dies sind aber nicht alles Hausleute, sondern zum Teil sogenannte kleine Leute.

Besonders wertvoll erscheinen die beiden Inventare in sprachlicher Beziehung durch die Benennung der verschiedenartigen Geräte. Das meiste erklärt sich von selbst, manches ist erklärt worden; die Grenze, wo eine Erklärung nötig ist, ist nicht selbstverständlich: wer sich für die Bearbeitung des Flachses interessiert, dem ist eine Troite ein ganz geläufiger Ausdruck, denn er findet sich in ganz Norddeutschland; ein anderer darf ohne Scheu bekennen, er habe dies Wort nie gehört.

Zu den Schulden ist zu bemerken, daß im ersten Inventar zuerst aufgeführt ist, was die Rütemanns schulden, im ganzen — den Tlr. zu 72 Groten gerechnet — 760 Rtlr. 44 gr. + 1 Kuh = ca. 770 Rtlr.; sodann was sie zu fordern haben, zusammen 971 Rtlr. 34 Gr. (wovon 20 Rtlr. einem Gläubiger verehrt und 10 Tlr. à 55 Gr. von einem Schuldner abgetragen sind). Das zweite Inventar gibt an, was die Frauen noch schulden, bezw. was sie bezahlt haben: man kann diese Angaben rechnen, wie man will, so bleiben doch auf der Bau keine wirklichen Schulden. Die einzelnen Posten aber sind teilweise für jene Zeit bedeutend und zeugen indirekt für eine gewisse Wohlhabenheit der Gegend. Wenn etwas später gegen lebenslängliche Ernährung die Bau auf Claus Timme überging wegen Leibesgebrechlichkeit der Inhaberin (oder Inhaberinnen)[1], so ist der Grund glaubhaft, und wenn die alte Frau auf ihrem Bette mit vielen Tränen sich bedankte, so ist das vielleicht noch ein Stück mittelalterlicher Etikette.

Jedenfalls ist von dem 30jährigen Kriege nichts zu merken. Bekanntlich blieben die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst dank der Fürsorge des Grafen Anton Günter völlig verschont. Aber zu verwundern ist, daß auch kein einziges Anzeichen im ganzen Inventar sich findet, daß diese Gegend doch durch die Verwüstung von ganz Deutschland in Mitleidenschaft gezogen war. Die Bau hat ihren vollen Beschlag; das Fettvieh wird im Herbst verkauft wie immer; an Dienstpersonal ist kein Mangel: außer Johann Bolte, der im Köterhause wohnt und dafür als ein Knecht dient, finden wir im zweiten Inventar noch 2 Knechte und einen Jungen (kleinen Knecht) und 2 Mägde. Colmar liegt ca. 30 km nördlich von Oldenburg; man sehe die einschlägigen Arbeiten von Pfarrer Willoh und Professor Dr. Pagensteert[2]),

1) Die Urkunde muß ich aus dem Gedächtnis zitieren, da ich seinerzeit versäumte, eine Abschrift davon zu nehmen.

2) Willoh, Geschichte der katholischen Pfarreien i. O. Pagensteert, Die Bauernhöfe im Amt Vechta. Beide sodann noch mit verschiedenen Aufsätzen im Jahrbuch für oldenb. Geschichte und Altertumskunde.

wie es derzeit 30 km südlich von Oldenburg, im jetzt zu Oldenburg gehörigen Niederstift Münster, aussah; wie Bauern vom Kriegsvolk, Soldaten von erbitterten Bauern erschlagen wurden, wie die Bevölkerung schwand[1]), wie große Bauerstellen noch 1670 und später nur einige Scheffel Saat unter dem Pfluge hatten und ein paar armselige Kühe auf der Heide ihr Futter suchten. Dagegen denke man sich etwa einen Winterabend in dem Colmarer Hause: um das Feuer (und Feuerung an Torf und Holz genug für alle Zeiten) die alte Mutter, die Witwe, 3 Knechte, 2 Mägde; die Diele warm vom Atem der Tiere, 6 starke Pferde, 2 Enter, 3 Füllen und 25 schöne Beester, klein und groß.

Das einfache Volk knüpft fast an jede Burgruine die Sage von vergrabenen Schätzen und lässt sich nicht träumen, wie wahrhaft armselig zuweilen die Inventarien mittelalterlicher Burgen sind und daß fast jeder Bürger heute besser wohnt. Klügere aus demselben einfachen Volke fragen wieder umgekehrt mit dem Roßkamm auf dem westfälischen Oberhof: Ist es nicht, als ob man bei einem Grafen wäre? Das nicht, antwortet Immermann, und wir schließen uns in bezug auf das nun folgende Inventar der Colmarbau an, aber man sieht bäuerlichen Wohlstand und einen Segen, der von keinem Mangel weiß[2]).

Inventarium über

Weylandt Marten Ruetemans, des Jungern, im Kolmer, Strueckhauser Voigtey seßhafft, nachlaß, soviel deßen von der hinterbliebenen Wittibenn Trihenn[3]), unnd ermelts Martens Mutter Catharinen an Eydes stadt an: unnd für gezeiget wordenn, Geschrieben in gegenwertigkeit Henrich: unnd Friederich Ruetemans, gebrudere, Renecke Buesing, Eylert Schwarting, Renecke Buesing, Claws Sohne, unnd Johann Buch, im Neuenbruche, Imgleichen Rickleff Wogen, Hayecke Meinards unnd Henrich Addeckes, als zu diesem actu insonderheit erbetene gezeugen, durch Clawes Timmen ietziger Zeit bestalter Voigt zu Strueckhausen, als hierzu sonderlich requiriret unnd erbetenn. Im Jahre nach Christi unsers einigen Erlösers unnd sehligmachers geburt 1647, den 9 Novembris.

1) Im Messing: Kupfern, Ehrn: unnd Eisern Geschier.

1 zinnerne Kante[4]), halbgut; 1 klein Brandtweins schälichenn, halbgut; 1 Butterfaß, halbgut; 1 Kupffern Kessell, von einem Zubber nasses; 1 Alter Brau kessell, von einer Tonnen, unnd ein Eimer nasses;

1) S. z. B. Willoh a. a. O. unter Gemeinde Essen die Bauern von Herbergen: Flerlage 1 Mann, 1 Frau. Wille 1 M., 1 F. 1, Kind. Rump 1 M., 1 Fr. Hopmann 1 M., 1 F., 2 K. Vaseke 2 K. allein. Johann beim Pool 1 M. Pool Hinrich 4 K. Dessen Heuermann 1 M., 1 F., 1 K. Elberts Tobe 2 K. Dessen Heuermann 1 M., 1 F. Busse 1 F., 1 K.

2) Dies ist kein Zitat aus Immermann, sondern der Sinn seiner Worte.

3) = Trine (Katharine).

4) Kanne.

1 Klein alter messings Kessell; 2 Eysern Haven, oder Pötte, welche Löcherig sein, mit Eysern Seylenn[1]; 1 Ehrnen Pott mit dem Seil, von einem halbenn Eimer nasses gros; 1 Eysern Feur Korb; 1 Alt Bradt spieß; 1 Feur Zange; 1 Röste, von 7 Baleckenn[2]; 1 Eysen Kessel Hakenn; 1 Länghoel[3]; 1 Alter Eysen ofenn, in der hintern Stubenn; 1 Intzener[4], worauf 80 Pfund Können gewogen werden; 1 Alte Eysern Axte; 1 Handbeill; 1 Luntzbohr[5], 1 Nagelbohr; 1 Koelstösser[6]; 1 alte Röspell, mit Eysen Beschlagenn; 1 alte Schuppe, mit Eysen Beschlagenn; 2 beschlagene Lothenn[7]; 3 Mistforckenn; 1 Heuforcke; 1 fertige Uhr, ietzo bey Henrich Rueteman vorhandenn, 1 Feurbeckenn.

2) Hölzerne geräthe.

1 Schap, mit Zweyen Thuren, nicht schlössig; 1 Klein Schap, mit einer Thuer, mit einem Schloß; 1 Lade, mit einem Schloß, Marten sehligen gehörig; 1 Handtuchstock, in der Stubenn; 1 frauen Kaste unnd Lade, der Mutter Catharinen gehörig; 1 Alte fuß Kaste, darin allerhandt alt Eysenwerck vorhanden; 1 Fuhrlade, bey Teichen unnd Dämmen zum Proviandt zu gebrauchenn; 1 Dannen Lengligter Tisch, mit Vier Beinen; 1 Vier Kantiger Buchen Tisch, mit einem Schappe; 1 Kleiner Vier Kantiger Eichen Tisch, mit einer Schlößigen Zugh Lade; 1 Kleiner Dannen Tisch, mit vier Beinen; 1 fertige Korn Kaste, von Eichen holtze, wol verwahrt, von Acht Tonnen gross; 1 Dannen Bordt, mit 12 Haken, in der hintern Stubenn; 1 Dannen Bettstedt, hinder in der Schlaff Cammer; Noch 1 Dannen Bettstedt daselbst; 2 Nagelfeste Bettsteden, im Hause gegen dem Feurherd; 1 großer Holtzschlitte; 1 Kleiner Mist Schlitte; 1 Hanff Brake; 2 Kleine Flachs Brakenn; 1 Deichtrogh[8]; 1 Waschtrogh; 1 Molde, so gebundenn; 3 Zubber; 1 Beschlagener Scheffell; 1 Kupe oder Bierfaß, von 1½ tonnen; 1 Bier Tonne; 1 fertige Kleider Rulle; 18 Milchbalienn; 2 beschlagene Milch Eimer; 1 Klein Eymer, mit höltzern Bänden; 2 Butter Kuvenn;

---

1) grösserer, darum mit einem Bügel (Seil) zum Tragen versehener Topf, Seilpott.

2) Balken = Querstäbe, darauf das zu Röstende gelegt wird.

3) Kesselhaken, gewöhnlich Hahl. Es gibt verschiedene, z. B. das Pannhahl, mit einer Vorrichtung, die Pfannkuchenpfanne darauf zu stellen: dies Hahl ist natürlich leichter als die, welche Töpfe tragen müssen.

4) eine Wage, saterländisch Unster. münsterl. Emster.

5) Lünse = Achsnagel.

6) Instrument, Kohl zu zerstossen für das Vieh; das Eisen hat oft die Form eines S.

7) Gerät zum Entfernen des Schlamms und der Wasserpflanzen aus den Gräben. Die Gräben werden zuerst mit dem Haumesser gerade geschnitten und dann mit der Lote gelotet. Bei den sogenannten Schaugräben wird von Juraten nachgesehen, ob das Loten ordentlich gemacht ist, und Mangelpöste werden gebrücht. Die Loterde (das „Lotels“) wird am Ufer abgelagert und muss von Zeit zu Zeit abgebracht werden, dass die Ufer nicht zu hoch werden.

8) Teigtrog, zum Backen.

2 Brau Bödenn, die eine von 5: die andere von 6 Tonnen groß; 1 fertiger Rahmen uber Ein fach; 3 Fächer im Hause uber dem Feur, gantz mit Diehlenn bekleidet; 39 Alte Bretter, von einem alten Schiffe, auff den Balcken im Hause; 2 Fhuder alte Balckschletenn[1]); 1 groß: unnd 1 Kleine Butter Karne; 1 Zugh: oder Karne Winde; 1 großen Torffkorb; 7 gemeine Stuhle; 1 Grutze Siebe; 6½ Fach Pferde Krippen an der Suderseitenn; 1 Hengststall, mit Krippen unnd Röpffen, an selbiger Suderseiten, mit einem brett forne unter den fussenn; 1 Altes Schiff; 1 Höltzernn Leuchter, mit Vier Eysern Pfeiffen[2]).

3) Bau: unnd Acker geräthe.

3 Wagen, mit aller Zubehörung; 1 Alter Wagen Korb, unnd Zween Wagen Stule; 1 Eysen Wagen Tritt; 6 Wagen Leiternn; 3 Wagen Bretter; 2 Bindelbeume; 3 Wagen Reiffe forne unnd hintenn; 2 Touwe, mit Haaren Sehlenn; 2 alte Ledern Halß Seile; 2 Leinen Halßseill; 1 fertige Pflug, mit Ring unnd Pflughnagell, auch einer ruhe; 4 Egden, mit ihren Eysern Tinnen; 1 Korn Wanne; 2 Fuhr Leithern, zum Reisenn[3]).

4) Getreydig, Item Victualien unnd Esselwahr.

Rogken; Gerstenn; Bohnen unnd Habernn; Diese Frucht ist noch mehren theil im Stro, ohne was nacher Oldenburgk unnd Blanckenburgk[4]) zu Herren Korn gelieffert, unnd zur noth zur Haußhaltung verwendet werden müssen.

5 Seiten Speck, davon eine angeschnitten; 1 Stucke vom Alten Schmeer; 1 Rindtviehe geschlachtet, lieget im Saltz; 2 alte: unnd 2 Junge Schaff im Saltz.

5) Pferdt unnd Viehe.

1 Drey Jähriger Hengst; 6 Werckhaffte Mutter Pferde; 2 Alte Vohlenn; 4 Sogvohlenn, drunter 1 Hengst: und 3 Muttervohlenn.

8 Milche Kühe; 1 Bulle; 8 Ein Jährige Biester; 9 Junge Kälber.

10 Schaaff.

4 Mast Schweine; 2 Ahrt Schweine[5]); 1 Ever; 7 Junge Schweine; 18 Sogferckenn.

10 Alte Gense, mit einem Genser; 10 Junge Gänse.

13 Alte Huner; 2 Hanenn.

---

1) Hölzer zum Belag des Bodens (Balkens) über der Diele, worauf Heu und Stroh gelagert wird. Da die Schleten nicht genagelt, sondern lose aufgelegt werden, gehören sie zum beweglichen Inventar.

2) Röhren, die Lichter hineinzustellen, Tülle, ductile.

3) Wohl besonders, wenn sie zum Deichmachen müssen.

4) Ehemaliges Kloster unweit Oldenburg, vom Grafen Anton Günther 1632 zum Armen- und Waisenhaus gemacht.

5) = Zuchtsäue. „Das Schwein will ich zur Art behalten."

6) Gewehr.

1 Mußchette, mit Bandelier unnd was dar zu gehöret; 1 Feur Rohr, mit seiner zubehör; 2 Alte Degenn.

7) Bettegewandt unnd Stuel Kussen.

6 gemeine Bette, drunter ein Gastbette; 6 Haupt Pfuhle; 2 Haupt Kussenn; 12 Bettlakenn.

14 Stuel Kussenn, neu unnd alt, der Mutter davon 4, der Wittibenn davon 10 zustendich.

2 Eysen Gardinen Stangen; 2 Grune Gardinenn oder Vorhänge.

8) Unbewegliche Gueter.

Das Wohnhaus von 17 Fachen, mit dem Cammerwercke, in zimblichen Baulichen wesen erhältig, zwischen Eylert Timmermann unnd Eylert Schwarting innen belegenn.

hinten im Hause eine Stube, drinnen 29 Glasefenster.

in der Kammer nebest der Stube 20 Gläsern fenster.

in dem Cantorchen an der Suderseiten 4 gläsern fenster.

im Underschlage 24 glasern Fenster.

im Kämmerchen an der Norderseitenn 5 gläsern Fenster.

Forne im Hause 8 Gläsern Fenster.

Eine Neue erbauete Scheune von 8 Fachenn, unnd mit einem zu Hamb [1]).

Eine Scheune von 5 Fächern gros.

Ein aus Haus, oder Wohnung für alte Leute, ann der Suderseiten mit Thurn unnd fertigen Fenster-Stiepellen [2]), doch ohne Fenster.

Ein Spiker von 3 Fachen gros, an selbiger Suderseiten, mit Ziegeln behangen, darin Backofen unnd Darre vorhandenn.

Ein Schwein Kofen von Vier Fächern, mit Thuren und aller Zubehörung.

Ein Meste Kofenn, an der Norderseitenn.

Ein Immen: oder Binen Schuer, mit funff Korb Immen. ist verschlossen.

9) Fruchtbare Beume auf dem Werffe der Hausstedt unnd sonstenn vorhandenn.

an der Suderseiten des Hauses,

1 Wall nus Baum; 1 Bier Baum [3]); 3 Apffell: Beume 7 Hasseln Beume; 1 Wispelbaum [4]); 5 Pflaum Beume.

---

1) Hamm = Walm. Aber was ist ein Zuhamm?

2) Stiepel etwa = (hölzerne) Säule, z. B. bei Treppen die Träger des Geländers. Erbsen-, Bohnenstiepeln = Bohnenschächte. Sodann bei der Kirche und beim Turm die Strebepfeiler. Vgl. engl. steeple.

3) Birnbaum, plattd. Bärboom.

4) Mispelbaum. Der Wechsel von m und w ist häufig, vgl. Wacholder

ann der Suderseiten des Hauses.

2 Wallnus Beume; 25 Stämmen Hasselnüsse Beume; 10 Pflaum Beume; 52 Eichen Beume; 85 Eschen Beume.

Für dem Wohnhause

111 Eichen Beume; 1 Starcke Linde; 50 Birckenn; 40 Espenn Klein unnd groß.

hinterm Hause, der Pusch genant, nach dem Mohrwerts.

254 Eichenn, Klein unnd gros; 234 Birchen, Klein unnd gros; 85 Espen, auch Klein unnd gros; 56 Stämme von verhauene Eschen, davon Jungholtz wieder ausschläget.

Die Ländereyen liegen zu Register für 60 Jück

Ein Hopffen Hoff, an der Norderseitenn;
Ein Koelhoff, an der Suderseitenn;
Zween Hanffhöve an der Norderseitenn.

Ufm Mohre

5½ Tonne Rogken saet
1 Köterstedte, ufm Mohre, welche Johann Bolte bewohnet, unnd dienet dafür als ein Knecht.
1 Tagwerck Torff uff der Neustadt.

10) Aus Schulde.

Den ausgesteureten Kindern, Restiret an versprochenen Braudtschatz gelderen, wie folget.

Albert Hullemann 1 Rthlr 52 gr.

Renecke Buesing, Claus Sohn, unnd seiner Ehefrauen Annen 59 Rthlr 4 gr.

Eylert Schwarting unnd seiner Ehefrauen Metckenn à 49 groten 26 thaler unnd 29 grote . . . 18 Rthl. 7 gr.

Dethmar Frederichs unnd seiner Ehefrauen Geschenn à 49 groten 524 thaler 22 grote . . . 354 Rthl. 14 gr. Unnd eine Kue, oder . . .

Friederich Ruetemann unnd seiner Ehefrauen à 49 groten 428 thaler 17 grote . . . 291 Rthl. 37 gr.

Derselbe Weylandt Marten Ruetemann seinem Bruder vorgestreckt unnd geliehenn, an bahrem geldt 36 Rtl. 2 gr.

Henrich Hoen, auf der Neustadt, besage einem Memorial unterm dato Sct Petri Anno 1630 . . . 20 Rthl. (nachgetragen: sind Friederich Rüetemann verehret).

Johann Wever, auff der Neustadt, besage eines vergleiches, unter Herrn Syabben Hoddersen handt, unterm dato den 17. Octobris Anno

---

und Machandel, Wecke (Gebäck) und mnd. Micke, Misel und Wisel (Aussatz, Rotlauf), wente und minte (= bis), schmelen und schwelen (= stark rauchen) u. a.

1638 à 55 gl. 26 thaler . . . 19 Rthl. 62 gr. Unnd à 49 grote 30 Thaler . . . 20 Rthl 30 gr. Vonn diesen 30 thalern seint hinterstellig[1]) 10 Jahr Zinse ertragen, als vom Thaler 3 grote in wehrender Zeit $12^1/_2$ Rthl. Darauf hat Debitoris Sohnn Johann genandt, bezahlt 2 Tonnen Bier mit 4 Rthl., bleibt die Zinse 8 Rthl 36 gr. Noch Anno 1644 auf das Capitall abgetragenn unnd bezahlt à 55 grote 10 Thaler.

Johann Ellings, beim Friesischen mohre, laut obligat: unterm dato den 24. February Anno 1620 ein Rest von 50 Rthl. Unnd auf diesen nechst bevorstehenden Sct Petri eins Jahrs Zinse 3 Rthl.

Johann Willers, zu Rastedt, vermöge obligl: unterm dato Donnerstagh nach dem Nien Jahr Anno 1637 14 Rthl.

Eylert Storck, uff der Neustadt, Laut Rechenbuchs Anno 1638 à 55 grotenn 25 Thaler, unnd hinterstellig Zinse $4^1/_2$ thaler. 20 Rthl. $11^1/_2$ gr.

Noch wegen Dietrich Hoyers unnd seiner sehligen frauen, Laut Syabben Hoddersen hern Voigts ausgegebenen Mandat den 6. Marty Anno 1646 . . . 5 Rthl. Vorberurte Schuldt gestehet unnd bekennet Eylert Storck selbsten Mundtlich.

Die Kirche zu Struckhausen, unnd die Kirchgeschwornen sint wegen des Kirchspiels schuldig, so Weylandt Marten Ruetemann der Elter der Kirchen zum Besten vorschossen, vermöge Herrn Superintendentis Nicolai Vismari ausspruchs unnd gegebenen Bescheits, den 11. July Anno 1642 . . . 47 Rthl $66^1/_2$ gr.

Johann Hennings, im Kolmer, vermöge verschiedenen obligationibus 223 Rthl. in specie 48 gr. Woruber Johann Hennings zuforderst in persohn gehöret werden muß, ehr unnd bevor es damit zur richtigkeit kommen kann.

Gerdt Rueteman, uff der Neustadt 5 Rthl. 15 gr.

Rencke Hattermann, vermöge Rechen Buchs 10 Rthl. gibt Jährlich an stadt der Zinse ein Taghwerck Torffs, Unnd seint bis Anno 1647 inclusive hinterstellig geblieben . . . 8 Taghewerck.

Johann Bahlmann, uff der Neustadt, à 55 gr. 10 Thaler. 7 Rthl 46 gr.

Eylert Timmermann, im Kolmer, Laut einer obligation unterm dato den 15. Septembris Anno 1647 . . . 502 Rthl. Aus welcher Summa der Gnädigen Herrschaft schulden, als alte Restanten unnd hinterstelliger Weinkauff zuforderst abgestattet werden sollen, Allermaßen solches herr Andreas Cramerus, beyder Rechten Doctor, unnd hochgr: Oldenburgischer wolbestalter geheimbter Rath, mit sehligen Marten bestendig veranlasset unnd geschlossen am 31 July Anno 1647.

Johann Cordes, uff der Neustadt, vermöge Rechen Buchs à 55 gr. — 9 Thaler. — 6 Rthl. 63 gr.

Johann Lösekanne, uff der Neustadt, Laut Rechenbuchs 7 Rthl. unnd à 55 gr. 5 Thl. 5 gr. . . . 3 Rthl 64 gr.

Johann Schnouwer, besage Rechenbuchs 3 Rthl 14 gr.

Summa Summarum aller Austehendenn Schulden, ertragen à 72 gr . . .

---

1) Rückständig.

12) [sic!] Onera

An Herrn Korn, wirt bey wehrendem Ding Zahl[1]) von der Baue abgetragenn.

Rogkenn 11 Tonnen — Scheffel; Gersten 12 Tonnen; Bohnen 2 Tonnen; Habern 15 Tonnen; Kueschatz, Knechtegeldt [zusammen] 3 Rthl 46 gr; 1 Pferdt Futterung 3 Rthl — gr.; 1 Zins Schwein 1 Rthl. 36 gr.; 1 Hoen 5 gr.; Teiche auf der Klipkanne 6 Ruthenn; Teiche uff der Keeseborch 1 Ruthenn.

Voigts gebuhr.

Freyen geldt 1 Rthl 60 gr.[2]); Habern, wegen der Kurtzen Wagen reisen 1 Rthl.

Pastoren gebuhr.

Rogkenn 1 schffl; 1 Brodt 12 gr.

Custers gebuhr.

Habern 1 schffl; Brodt 1 stucke 12 gr.; Eine Kehle mit der Zunge, aus einem Schweine 9 gr.

Das nun diese Inventur vorhergeschriebenermassen, also verrichtet, unnd beschlossen, dessen zu Urkundt, haben alle oben zum anfang ernannte Persohnen, so diesem actu mit bey gewohnet, dieses Inventarium mit eigener handt Under geschrieben. So geschehenn wie oben einganges vermeldet wordenn.

Renk Busink mine Handt
Reneke Businge Myne handt
Claues Timme M pria
Hinrich Rueteman m pr.ia
Rhickleff Wogen Marck mit Egener Handt gezogen (Als gezuge)
Eilert Schwarting
Haieke Meinardus min Handt als getuge
Johan Boch Mine handt.
Hinrich Addickes als ein gezuge
Friedrich Ruteman

Anno 1648 den 29. Novembris haben die tutores wegen Weylandt Marten Reutemans hinterlassenen Kinde Catharina die restirende Poste, welche im ersten Inventario nicht VorZeichnet worden annotiren lassen, unnd folgents VorZeichnet worden beiseins der hernach ernanten gezeugen.

1) Wohl = festgesetzte Zahlung; vgl. Grimm, DWb. u. Dingnis: da der Tag der Dingnuß oder Zahlung kam. Die Abgaben der Herrenbau standen demnach, wenn die Erklärung richtig ist, nicht ein für alle Mal fest, sondern der Vertrag wurde periodisch erneuert (bei *währendem* Dingzahl).

2) Also nicht wie auf der Geest: lude und gud egen der herscup: die Leute waren frei.

1 Lange Sage; 1 Bogel Säge.
1 Kork Eysenn.
1 Wagen tritte Von 19 Pfund bei Hinrich Reuteman zu finden.
1 Eysern Bullenhecke (mit einem schlate — nachgetragen).
1 Hingst Helle[1]) mit dem Blocke; 1 Helle ohne schlüßell so den Knecht angehörich.
1 Segett[2]); 1 Lehe; 1 Houereysern[3]) ist Zerbrochen; 1 Torpspaden; 2 Torffforcken.
1 Schloß vorm Neuwenhause; 1 Schloß vom Schweinekaven; 2 Schloße vor der großen Scheure.
1 Stro Messer.
1 Isern Pott ist ein loch darinne.
1 Alte Schive.
1 Alter Disch so Zerbrochen; 1 Lange Kiste in der Stauben Von 3 wohnunge[4]) mit einem schloße; 1 Lange Dannenbanck; 1 Korte Dannen banck; 1 Lade in der Kleinen Stauben; 1 Kiste bei Hinrich Reuteman Vorhanden mit 4 fußen so gar Alt ist.
2 Ropen.
1 Kuven.
1 Kiste vor dem bette ohne schloße, ist etwas Zerbrochen; 1 Kiste in der Hohewandt, ist auch Alt.
3 Setze Bette Stette stette (sic!) von Eichenholtze.
1 Post[5]) ligt uff der Kuhhilden.
1 Lange banck in der hohewandt; 1 Wintfangk Vor dem Herdte; 1 Banck hinder dem herte.
1 Holzen Kanne von 5 quarten; 1 Holtzen Kanne Von 3 quarten; 2 Kleine Holtzen Kannen die eine ist Zerbrochen.
1 Schriggen[6]) Unter der Börden; 1 Jögbanck; 1 Schneidelade, ist auch Zerbrochen; 1 Groß holtzen faß uff dem Bönen Zu hopfen.
1 Holzern ferdendel[7]); 1 Holtzerne flaßhe[8]) Von 3 Kannen nates; 1 Große flaße von 40 kannen.

1) Helle, Kette an den Fuß eines Pferdes, das sich nicht greifen lassen will, geschlossen. Mit einer Kugel beschwert, seltener (wie hier) mit einem Holzklotz, weil die Tiere sich leicht damit verletzen.

2) Sichel zum Getreideschneiden; Lehe = Sense zum Grasmähen.

3) Haueisen zum Beschneiden der Grabenufer beim Loten.

4) = Abteilungen.

5) Eine Post, Treckpost ist eine Brücke, die über Gräben gelegt wird, wo es not ist, und wieder weggenommen wird, wenn man ihrer nicht mehr bedarf. Auch über Sieltiefe „wirft" man zuweilen eine Treckpost; so auch hier (s. u.) über die Dornebbe, d. i. das Braker Sieltief. Die Ostfriesen nennen eine Post Tillfahr (Tille = kleine Brücke).

6) Schrigge ein vierbeiniges hölzernes Gestell, etwa einen Waschtrog darauf zu stellen. Übertragen „alte Schrigge", verächtlich von einer alten oder unschönen Kuh.

7) Ein Maß.

8) Flasche.

1 Holtzern Kesehop[1]) so Tyden Zuhoret; 2 Holtzern Kesehecke eines gehoret Eylert Schwarting.

1 Senniff Mühle.

1 Milck Sye; 1 Rohmkuven; 2 Milchstapffen.

1 Hackt Block; 3 große Zimmerblock.

1 Kuven darauß ein Hingst trincket.

1 Holtzern Schottel Korb; 1 Brodt Träge.

1 Bonen[2]) Ledder.

1 Holtz Butterfaß.

1 Sott Ammer[3]) mit eisern banden.

1 Welter Zu dem Roggen mohr mit eisern Boltzen welche (zur Seite: Bolte) Eylerten Schwartingk angehöret; 1 Mohrpflugh ohne Eysern; 1 Alte Pflueg.

2 Leddern von 12 fueßen; 2 Vohr Leddern.

1 Zeertönneken; 1 Zeerkuven.

1 Pferdeblock; 1 Göete zum Pferdeblock.

1 Kukenkorpff.

2 dreyede gemeine Stuele; 1 Kinder Stuell.

1 Flaß brake mit eysern beschlagen; 2 andere Braken; 1 Schwinge blocke; 2 Troitenn[4]) ohne stäle.

1 Bone mit der thuer oben dem feurhert mit notholzern[5]) abgekleidet; Camern Unndt stauben alles mit strichenen bönen.

1 Kleine Meßel Schlitte.

1 Bort hinter dem herte darinne 25 haken befunden; 1 Bort in der Hohwandt; 2 Bort in der Kuchen die 1 mit Sieben haken.

1 Post Uber der Dornebbe.

2 Touwe ein Jeder mangelt 1 Schwengell ohne Sellen.

2 Flaß repen die 1 hat 12 Tinnen die ander 10 Tinnen.

1 Togh Messer[6]).

1 Isern hangkluchten.

1 Mißhaken.

1 Pferdekumb.

1 Spieker mit einem Strichen bönen ist Alt.

1 Caste mit 2 schloßen Von 24 Tonnen; 1 Caste im Hause Von 12 Tonnen.

---

1) Gewöhnlicher Käsekopf; wie Käseheck Gerät zur Käsebereitung, die aber auch aufgehört hat.

2) Bodenleiter.

3) Brunneneimer (Soot).

4) Troite, gerifftes Holzstück, mit einem spitzwinklig daran steckenden Stiel, womit der Flachs gepocht wird.

5) Notholzdielen, in früherer Zeit auf dem Boden jedes Bauernhauses, um gegebenenfalls Sargholz zu haben. Es wurde von den Geestleuten gekauft. Als ein bekannter Handelsartikel hat er zu dem Personennamen Notholt oder mit Abstoßung des N Otholt Anlaß gegeben.

6) Böttchermesser; bei dem damaligen bäuerlichen Betriebe ist das Vorhandensein eines solchen nicht verwunderlich.

1 Neuwen wagen ohnbeschlagen, das beschlagh ist Rencke Schmit schuldig von 6 RT.

2 Unter Holtzer liggen im Neueren hause von 3 fake langk.

1 Kalber Krubbe von 2 faken.

1 Milchschap Von Eichenholtz.

10 Eichen boenen Breder liggen uff den obersten böenen.

1 Staffede Kiste in der Kleinen Camern.

1 Tinnen Kinder kanne; 1 Halbe Tinnen kanne; 1 Tinnen Schale, so Tyden angehoret; 1 Tinnen Saltzfaß; 1 Tinnen fatt[1]); 2 Tinnen Maete so Tyden[2]) zuehoret; 1 Tinnen Bedde Pott[3]); 1 Tinnen Lampfe[4]); 1 Bleyen blackhorn[5]); 1 Alten Tinnen leuchter; 1 Tinnen Butterfatt; 1 Röer; 1 Pumpe; 1 Koffern Keßell.

2 Korn Korbe.

1 Bybell; 1 Hauß Postilla; 1 Spruchebuch; 1 Psalm Unnd bettebuch; 1 Neuwe Testament.

3 Spinele Rade.

1 Spiegel so Tyden zuhoret.

1 Sylbern Kinder Hertz.

1 Große Mißchen leuchte; 1 Holtzern leuchte mit glasefinstern ohnbezahlet.

1 Rive.

1 Korff damit man die Speise nach dem Velde traget; 1 Klein Korb mit dem Siele.

1 Mißchen Pottstulpe (nachgetragen: noch eine kleine stulpe); 1 Mißchen Schumkelle.

1 Leddern Vor touw; 1 Kordt bitt; 1 Lang bitt mit leddern linen.

1 fertige quernen.

1 fleisch forcke.

1 Grune decke Uffm Bette gehoret der Mutter; 1 Kleider Buste; 1 beneide Decke welche Tyden Zuhoret.

1 Haren Seven[6]) ohne blick; 1 Peper Muhle; 1 Spönen Korb; 1 Kleyder Korb ist Zerbrochen; 2 Holsters[7]) der eine ist alt.

2 Hekelen[8]) die eine ist auch vorschließen.

2 8tentheill.

4 gemeine Butter Kuven; 4 große Butter Kuven; 10 Milch Ballien.

1 Kleinen Alten Mischen Kittell.

1 Alten Sadel bei Hinrich Reuteman; 1 Näesebandt bei Hinrich Reuteman Vorhanden; 1 Zaum ohne Haubtledder.

1 Schuvekahr; 1 Holtzschlitten.

1 Breden Stuel so bei Rencke Buesing den Jungern steht.

---

1) Die große zinnerne Eßschüssel (Fatt).
2) Tiden = Tina, Trina; fehlerhafte Dehnung.
3) matula.
4) Lampe.
5) Tintenfaß.
6) Härenes Sieb.
7) Ranzen, auch kleiner lederner Behälter für den Tabak, wörtlich Halter.
8) Flachshecheln.

3 Bier Höneken.

2 Kurtze Mißliddern.

1 Keller, Dornsen[1]) Unnd Camern mit floren beleget mangeln etzliche floren.

1 Blauwsteinern Kroß ohne liedte; 1 Ferdendell; 4 Hollandische Steinen fäße davon 3 Tyden zugehoren; 9 gemeine Steinern faße; 4 Holzeren faße.

26 Taffelbrede[2]); 6 Bricken; 3 Becker.

1 Brauw Schöepe[3]); 1 Brauw Röer.

1 Scherledder; 1 Böegel Unnd Voringk.

1 fleischgaffell.

1 Brauw Kruke.

1 Alten Milch Ammer.

Einen 4Jahrigen Hingst; 5 Mutter Pferdte die Elteste von 14 Jahren die ander Von 11 Jahren die Dritte von 6 Jahren die 4 von 5 Jahren die 5. Ist auch (sic) Von 8 Jahren; 2 Mutter Enterß[4]); 3 Vahlen 2 Hingstvahlen Unnd 1 Mutter Vahlen, welche Pferdte Unnd guet im ersten inventario auch Zu finden.

8 Kühe benebest 1 Bullen; 9 einwinterige[4]) Beestere; 9 Kalber darunter 2 geringe.

13 Schaffe sambt 1 Bocke.

4 Art Schweine; 1 Evert; 3 Junge Schweine; 15 Fercken.

8 Ganse Unndt 1 Gäendt.

12 Höner neben 1 Hanen.

6 Syden Speckes.

4 Schweine welche werden gemestet, neben 3 Ecker schweins fleisch; 2 feiste beestere fleisch neben 6 schaffe fleisch undt 5 liggen noch im saltze; 1 Kuve mit 140 Pfund Buttern.

Bette gewandt,

5 Bette daß eine ist nicht Vollenkohmenn; der Mägde bette wicht 94 Pf.; daß ander bette wicht 78 Pf.; der Knechte Bette wicht 59 Pf.; noch ein theil bette mit dichten buren wicht 38 Pf.; noch ein gantzes Bette wicht 98 Pf; der Altmutter Catharinen Unndt Tyden bette Zeugh ist nicht gewöegen.

Außschulde.

Wilhelm Dagerath[5]) sein 2 beestere in betzahlung gethan diesen

---

1) Kleine Stube.

2) Tafelbretter, hölzerne Teller.

3) Große Gelte, Schöpfkelle der Bierbrauer mit langem Stiel (vgl. den Strassennamen Schopenstehl in Hamburg und Bremen).

4) Enter, einjähriges Pferd, eigentlich einwintriges (s. u. dem Hornvieh).

5) Der Name bedeutet Morgenrot (Tagrot). Die Dageraths waren Inhaber eines Wirtshauses in Strückhauser Moor, welches derzeit seiner Lage wegen von Viehhändlern viel besucht wurde.

Verlauffenen Sommer für Vierzehen Unnd einen halben Rthlr. bleibet Wilhelm seine schuld . . . 7 Rtl. 66 Und einen halb gr.

Caspar von Lingen restiret 3 RT 19 gr.

Johan von Minden hat seine betzahlunge gesetzlich bekohmmen in diesem Vergangenen Sommer.

Gerdten Reuteman sein betzahlt . . . 10 RT mit korn Uffen halme Von Eylert Timmermans Lande, welche 10 RT wollen Catharina Und Tyde in saat Unndt Pflueglohn Kurtzen.

Luder Sager sein auch an: Korn 10 RT Von Timmermans lande betzahlt, wollen auch Catharina Unnd Tyden gleichermaßen wie oben geschr. Kurtzen.

Dem Knechte Marten Clattenhagen Rest an Lohn 5 Sp. RT.
Der Maget Alcken restiret 4 RT 48 gr.
Der Maget Hillen Bremerß Rest 1 RT 66 gr.
Alcken Muhllerß restiret 2 RT.
Dem Knecht Harmen Brorsen 7½ RT.
Dem Jungen Hinnichen 1 RT.
Johan Bolten 3 RT 44 gr.

1) Heilchen Businges wegen Laken und Fettern so sie der Mutter Catharinen Vorstrecket Zugerechnet werden so selbige sol empfangen als benentlich 11 in Sp. RT.

2) Anna Businges eine außbeneyede wollen Decke 2 Bette lachen 1 haubt Poels Lachen von 2 Breden schraten Unndt 1 Poel mit dichten Buren Unnd einen ½ RT noch 20 gr der Mutter Vorstrecket, Unnd 7 gr Unnd 1 Tonne Roggen.

3) Agneta Hullemans der Mutter Vorstrecket 9 Pfund Feddern ist taxirt worden uf Anderthalben RT.

4) Catharinen Böeges der Mutter Reutemans Catharina Vorstrecket 14 Pf. feddern machen an gelden 2 RT 24 gr.

5) Hinrich Reuteman eine Kiste von 6 RT der Mutter geliehnet, welche sein Bruder Friedrich Reuteman beKohmmen. Daiegen ehr eine Uhr Klocke bei sich habe, welche ehr bei einem Meister Wyrock Ropken repariren laßen dafür gegeben 18 gr.

Albert Hulleman Unndt seine frauwen Agneten restire nach außweisunge des Rechenbuchs fürm Brautschatz Einhundert Unndt 54 in Sp. RT à 72 gr neben 39 gr.

Dietrich Reuteman empfangen in seinem Weinkauffe nach Außweisunge des vorigen inventarij 27 in Sp. RT Unnd 28 gr wirt Zum enekelten[1]) od. dobbelten weinkauff Kohmmen wirt sich bei dem Herrn beambten Zur Ovelgonne außweisen.

Daß diese vorbeschriebene Posten in dem ersten inventario nicht angegeben, Und fodderlichest den Vormunderen anbefohlen VorZeichnen Zu laßen Als ist solches weiter in notam genohmmen Unndt Uffs

1) enkelt = einzeln, hier einfach.

Papier gebracht, Unnd Zeugen Dieses mit eigenen Handten Untergeschrieben So geschehen wie oben einganges Vermeldet worden.

Bernhardus Zur Horst m. pria.
Heinrich Rüteman m. pria.
Rencke Businge.
Albertt Hulleman
Hinrich Addickeß Alß Einen gezugen,
Hinrich Businge ein gezuge
Eilertt Woge Alles gezuge
Eilert Timmerman eyn gezugen
Hinderich Ruteman
Johan Boch.

Literatur.

LUDWIG SCHMIDT, Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts (= Handbuch der mittelalterlichen und neueren Gesch. Herausg. von G. v. BELOW und F. MEINECKE. Abt. II. Politische Gesch.). München und Berlin, R. Oldenbourg, 1909.

Das durch straffe Anordnung, knappe Schreibweise und erschöpfende Verarbeitung des zerstreuten Stoffes bemerkenswerte Buch verdient auch vom Sozial- und Wirtschaftshistoriker gekannt zu werden. Die politischen Daten, die niemand, der in der Urgeschichte arbeitet, entbehren kann, sind zuverlässig und durchweg auf Grund eigener Nachprüfung der Verfassers zusammengestellt und ersparen das Nachschlagen einer ungeheuren, unübersichtlichen und mit Kontroversen erfüllten Literatur. Diese selbst ist bis 1909 in verständiger Auswahl (auch bibliographisch besonders exakt) verzeichnet. Die Stellung des politischen Historikers zu den urgeschichtlichen Ergebnissen von Philologie, Archäologie, Anthropologie, Geographie, Namen- und Volkskunde ist (S. 15 ff.) im Sinn weitgehender Skepsis gezeichnet, doch wohl etwas zu kurz und zu ablehnend [1]). Für die Sozialgeschichte beachtenswert sind die Angaben zur Bevölkerungsstatistik (S. 47 f.). Neben wenigen ziemlich gesicherten Zahlangaben (Wandalen [429 n. Chr.] 80000 Seelen; Bevölkerungsdichtigkeit Galliens [1. Jahrh. v. Chr.] bis zu 440 S. auf die Quadratmeile) kann auch SCHMIDT Vermutungsziffern (wie die Gesamtzahl der Germanen um Chr. Geb.: 5—6 Millionen) nicht entbehren. Die Ausschaltung wirtschaftsgeschichtlicher Momente aus der Darstellung, namentlich der Besiedelungsvorgänge, ist der Einheitlichkeit des Textes zugute gekommen. Die scharfe Trennung politischer und Wirtschaftsgeschichte, wie sie im Plan des Handbuches liegt, ist für die Übersichtlichkeit der Forschungsgebiete ein Vorteil, ruft aber gerade bei der Urgeschichte nach einer Ergänzung durch das Zusammenwirken von Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte. Der Verfasser selbst sieht die wertvollste Neuerung seines Buches in der Anlage, die nicht, wie üblich, nach der Geschichte der römisch-germanischen Beziehungen, sondern ganz vom germanischen Standpunkt aus nach der ethnographischen Gruppierung der Stämme angeordnet ist.

Kiel. FRITZ KERN.

1) Zum mindesten hätte der Stand der Literatur eingehender dargestellt werden können. Angenehm berührt die kurze Abfertigung L. WOLTMANNS.

Charles Dubois, *Etude sur l'administration et l'exploitation des carrières, marbres, porphyre, granit etc., dans le monde romain.* Thèse pour le Doctorat présentée à la Faculté des Lettres de Paris. Paris, Fontemoing, 1908. XLVIII—178 pages. In-8°.

M. Dubois s'est proposé, comme il nous l'annonce lui-même dans un *Avant-propos,* un triple but: d'abord dresser l'inventaire des textes relatifs à l'exploitation des carrières dans le monde romain, ensuite, donner les indications les plus importantes sur les carrières mêmes, exploitation, transport, détails du travail, coloration et qualité des marbres, tant d'après les inscriptions que d'après les auteurs anciens ou modernes; enfin, fournir un tableau d'ensemble sur l'exploitation et l'administration des carrières. Ce travail, en un mot, devait être, dans la pensée de l'auteur, „un recueil de documents coordonnées et commentés de façon à pouvoir être de quelque utilité aux historiens".

Dans l'*Introduction,* l'auteur nous montre la carrière impériale administrée par un *procurator,* et non affermée à un *conductor.* Le *procurator* est entouré d'agents techniques, d'experts, de comptables, de chefs militaires qui surveillent les condamnés *ad metalla* ou les soldats qui travaillent: condamnés et soldats, voilà en effet les deux grands groupes d'ouvriers, l'homme libre s'y rencontre rarement. Tout ce service d'exploitation trouve à Rome comme correspondant un service central de réception, de parachèvement et de mise en œuvre. L'un et l'autre sont reliés par une organisation de transport, qui n'est d'ailleurs pas indépendante et rentre dans l'exploitation.

Dans le corps même du travail M. Dubois s'est préoccupé de cataloguer avec la plus complète précision les inscriptions relatives aux carrières. Il les répartit par lieu de provenance: Italie, Gaule, Espagne, Afrique, Egypte, Asie, Grèce, Provinces du Danube et du Rhin; les inscriptions secondaires restent groupées dans les deux dernières sections.

Pour chaque pays, l'auteur donne avec grand soin la description des carrières et leur emplacement, la date, l'intensité et le mode d'exploitation, les noms et la qualité des fonctionnaires, les moyens d'extraction et de transport, les mesures de surveillance vis-à-vis des ouvriers libres ou esclaves ou condamnés. Puis vient la liste des inscriptions. Le tout est facile à consulter grâce à un index général très complet et bien ordonné.

M. Dubois a donc rempli consciencieusement ses engagements et il serait injuste de ne point signaler d'une manière toute particulière aux lecteurs de la „Vierteljahrschrift", cette étude fort bien conduite. Tous ceux qu'intéresse la question de savoir comment Rome et les villes du monde romain se procuraient tous ces marbres, porphyres, granits qui faisaient l'éclat et la solidité de leurs constructions, de leurs palais, de leurs temples, de leurs statues, trouveront facilement dans ce livre les renseignements désirables.

Le tableau d'ensemble que l'auteur dresse dans l'*Introduction* est très bon et complète heureusement ce que nous connaissions déjà, surtout par Hirschfeld. Et nous comprenons très bien que M. Dubois ait écarté tout ce qui se rattache au régime des mines et à l'ex-

ploitation minière, car c'est en somme un autre domaine. Son travail nous paraît cependant mériter deux remarques, l'une de fond, l'autre de forme.

D'une part, à propos de l'*Introduction*, nous reprocherons à M. DUBOIS une insuffisance de développement sur les problèmes juridiques qui se rattachent à la question qu'il étudie, propriété des carrières, dédoublement de la surface et du sous sol. Toute la législation du code Théodosien, que l'auteur expose rapidement est bien fragmentaire, soit; mais on aurait pu certainement y insister d'une façon plus complète. Aussi, en étoffant davantage l'introduction, déjà remplie de détails intéressants, M. DUBOIS en aurait faite une première partie: la partie juridique; la seconde partie eut été consacrée à l'épigraphie. A vrai dire, nous pardonnerons à l'auteur d'être surtout un archéologue et un épigraphiste et d'avoir montré plus de dimidité vis-à-vis des questions juridiques. Il avoue lui-même qu'il n'est pas juriste, en se retranchant volontiers et à bon droit derrière l'autorité de M. MISPOULET.

D'autre part, dans la seconde partie, nous n'avons pas trouvé très heureuse la disposition des notes. Il y a beaucoup de renvois, soit à des auteurs anciens dont le texte est même rapporté en entier, soit à des auteurs modernes. Mais pourquoi avoir inséré tout cet *apparatus* dans le texte? Ce système est d'abord en soi un peu inélégant et ensuite détourne l'attention et entrave la lecture, surtout quand les renvois sont très fréquents. On se rend compte de ce léger défaut notamment pp. 62, 73, 74, 80, 81, 83, 100, 101, 103, 109, 111, 116, 127 et 129. Mais c'est là un faute peu grave qui se réduit à une question de forme et d'impression.

Paris. J. VENDEUVRE.

ALFONS DOPSCH, Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen (Weimar, H. Böhlau, 1909. 179 S.).

Die Herausgabe der österreichischen Urbare durch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien erweist sich immer mehr und mehr als segensreich für die Vertiefung der kulturgeschichtlichen Forschung, da nunmehr vergleichende historisch-statistische Ermittlungen über größere Räume hin ermöglicht werden. Eine solche Verwertung der landesfürstlichen Urbare der Steiermark, deren Herausgabe DOPSCH für den zweiten Band der Sammlung österreichischer Urbare besorgte, stellt obige Abhandlung dar. Freilich verspricht der Titel mehr, als er hält. Wenn man eine positive Darstellung der älteren Einrichtungen der Alpenslawen erwartet, welche alle Quellen heranzieht, um ein Bild der Kulturzustände der Alpenländer vor der Germanisation der Alpenslawen zu entwerfen, so ist man hierin enttäuscht. DOPSCH beschränkt sich zumeist auf eine negative Beweisführung, wie es nicht gewesen sei. So wird seine Darstellung zu einer durch ihre Schärfe nicht anmutenden Polemik gegen die Theorien PEISKERS und

seiner Anhänger; sie reißt ein kühn aufgebautes Gedankengebäude nieder, baut aber kein neues auf.

Theorien über die Kulturzustände vorhistorischer Epochen anzustellen, ist stets eine gewagte Sache; Wahrscheinlichkeitsbeweise und Rückschlüsse aus Archaismen der späteren Entwicklung bilden den einzigen sicheren Weg der Beweisführung. Dagegen sollte man mit Analogieschlüssen aus räumlich getrennten und klimatisch anders gestalteten Gebieten sehr vorsichtig sein.

Gerade letzteren Weg haben MEITZEN und PEISKER eingeschlagen, indem sie ihre Theorien über den Urzustand der Germanen und Slawen auf Beobachtungen über das Verhältnis von Ackerbauern und Nomaden in Turkestan aufbauten.

MEITZEN nahm für die Germanen der Zeit Cäsars und Tacitus' an, daß sie sich im Stadium des Übergangs vom Nomadenzustand zum seßhaften Ackerbau befunden hätten. Während MEITZEN ein einheitliches Volk annimmt, aber mit Interessenverschiedenheit zwischen Adel und Gemeinfreien, hat PEISKER für die Slawen eine fremde nomadische Herrenschicht von Ostgermanen und Turkotataren angenommen, welche die ackerbautreibenden Slawen geknechtet haben soll. Er nimmt also für die Slawen von Anfang an Ackerbau als gegeben an. Hierin besteht der Unterschied zu MEITZEN. Die nomadische, vorwiegend viehzuchttreibende Herrenschicht wollte er in den Supanen Karantaniens erhalten sehen. PEISKER und seine Anhänger haben dann eine nachträgliche Herabdrückung der Supane auf bäuerliches Niveau durch die Deutschen und durch eine bäuerliche Revolution der Alpenslawen im 8. Jahrhundert angenommen, wobei aber die Abhängigkeit der Bauern von den Supanen aufrecht erhalten blieb und die Bauern von den deutschen Grundherren unter die Supane gleichmäßig verteilt wurden. Die Bauernrevolution erblickten sie in der Einsetzungszeremonie des Kärntner Herzogs symbolisch angedeutet. Diese Theorie wollte PEISKER durch Rückschlüsse aus untersteirischen Urbaren des 13. Jahrhunderts stützen.

Von diesen Urbaren geht nun die Polemik von DOPSCH aus, indem er aus ihnen nachweist, daß die Supane damals nichts anderes waren als die Ortsvorstände mit hauptsächlich wirtschaftlichen Befugnissen, die aber auch die niederste Gerichtsbarkeit ausübten, ein Ergebnis, das sich mit der Stellung der Supane in der Mark Meißen deckt. Auch die von PEISKER angenommene gleichmäßige Aufteilung der Bauern unter die Supane läßt sich nicht aufrecht erhalten, ebenso bestreitet DOPSCH, daß mehrere Supane in einem Dorfe zusammen vorkommen; dies geschehe nur dann, wenn verschiedene Grundherrschaften im Dorfe Besitz haben. Die Supane erscheinen in ihrem Wirtschaftsbetrieb weder in bezug auf den Ackerbau noch in der Viehzucht gegenüber den übrigen Bauern verschieden; sie sind wohl meist im Besitz einer zweiten abgabenfreien ganzen oder halben Bauernhufe, die mit der Inhabung der Supanie verknüpft ist, müssen dagegen von ihrem Besitz zinsen wie die übrigen Bauern. Auch die Schöffen der steirischen Urbare sind grundherrliche Wirtschaftsbeamte, nicht Vladiken im Sinne PEISKERS. Vor allem ist wichtig, daß der Supan im 13. Jahrhundert bisweilen auch Getreide

zinst, daß er also Ackerbauer war und daß die Gründe von Peisker und Levec, in ihm einen Wanderhirten zu erblicken, nicht stichhaltig sind. Vor allem die Schweine- und Geflügelzucht, die Seßhaftigkeit erfordern, sprechen dagegen. Dopsch geht ferner aus von einer Betrachtung der slawischen Niederlassung in den Alpenländern; er kommt hiebei durch die Ortsnamenforschung zu dem Ergebnis, daß die Talböden von den Alpenslawen bewohnt waren, was mit der Ansicht Kämmels und Levecs in Widerspruch steht, welche die Slawen vor allem an den Berghängen siedeln lassen; ferner, daß sich gar keine Nachrichten für die Bauernrevolution finden, und dafür, daß die Eroberung der Alpenländer durch die Deutschen mit so tiefgehenden, gewaltsamen Umwälzungen verknüpft war.

Levec hatte, weil die Talböden zur Zeit der ersten Ansiedlung der Alpenslawen unbewohnt geblieben sein sollen, eine spätere Besiedlung der Talböden angenommen, wobei im Draufeld den slawischen Ansiedlern das Land in Bruchteilen ($^1/_4$) der Königshufe aufgemessen wurde; die Königshufe sei hiebei als Vermessungshufe, nicht als Siedlungshufe verwendet worden. Indem er von der Meitzenschen Berechnung der Königshufe ausging, dividierte er die Flächengröße der Dörfer durch die Flächengröße der Königshufe und errechnete so die Zahl derselben, und durch weitere Division durch die vorhandenen Hufen erhielt er die Größe der slawischen Hufe zu $^1/_4$ der Königshufe. Gegen diesen Vorgang ist das Bedenken geltend zu machen, daß die Flächengrößen der Dörfer durch spätere Einverleibung von Grundstücken in die ursprüngliche Vermessung verändert sein können, daß man daher besser von den feststehenden Tatsachen ausgehen sollte, nämlich von der Flurkarte und Hufenzahl der Katasteraufnahme, und von hier aus rückschreitend mit Hilfe aller historischer Nachrichten den Anfangszustand ermitteln sollte. Daß die Königshufe im Draufeld als Siedlungshufe nicht nachweisbar ist, deckt sich vollkommen mit der Tatsache, daß sie auch in der niederösterreichischen Neumark als Siedlungshufe nicht erscheint. Dieser Umstand erklärt sich nach Dopsch wohl am besten dadurch, daß die Beschenkten sich das Land selbst zumaßen und daß die Königshufe nur eine ungefähre Rechnungshufe war. Diese Form der Erklärung dürfte aber auch Levec gemeint haben. Ich kann da keine allzu große Differenz in der Auffassung erblicken. Die Flurverfassung spricht aber hier jedenfalls für eine spätere Umsiedlung unter deutschem Einfluß.

Dopsch wendet sich auch gegen die Annahme einer Brennwirtschaft bei den Alpenslawen, die Peisker daraus erschloß, weil sich in Untersteiermark Pfluggemeinschaft innerhalb des Dorfes zeigt und weil es in Obersteiermark noch im 19. Jahrhundert Landwirtschaft gab. Levec wollte diese Annahme noch durch die Bienenzucht stützen.

Diese Anschauungen haben zur Wanderhirtentheorie nur sehr lose Beziehung, da eine Brennwirtschaft sich sehr gut mit Seßhaftigkeit und mit dem Besitz von Pflügen verträgt, wie die Verhältnisse im nordöstlichen Rußland lehren. Dopsch bestreitet vor allem und mit Recht die von Peisker angenommene Seltenheit der Pflüge. Jedoch halte ich die Beweisführung von Dopsch in der Frage des Pfluges

nicht für erschöpfend. Man darf hier den Herrendienst der 3 Pflugtage nicht mit dem Eigenbau der Bauern zusammenwerfen, wie dies Dopsch tut. Dopsch vermengt ferner das karantanische Pflugrecht mit den Verhältnissen in der Herrschaft Groß-Enzersdorf. In Groß-Enzersdorf stellt die Herrschaft bei der Bestellung der Herrschaftsgründe durch die Untertanen herrschaftliche Pflüge bei, während in den karantanischen Beispielen dem Grundherrn ein Verfügungsrecht über die bäuerlichen Pflüge zusteht. Dopsch legt diese Stellen dahin aus, daß die Grundherrschaft direkter Eigentümer der Pflüge war und diese den kleinen Dörfern zur Ackerzeit zur Verfügung stellte. Auch darüber kann man anderer Meinung sein. Wenn Dopsch meint, mit dem Nachweis des Vorhandenseins der Pflüge die Brandwirtschaft als unhaltbar erwiesen zu haben, so sehe ich diese Beweisführung nicht ein. Ebensowenig kann ich darin eine Widerlegung Peiskers erblicken, daß es im 19. Jahrhundert nur in Obersteiermark Brennwirtschaft gab, dagegen nicht in Untersteiermark. Man muß da doch zugeben, daß die Landesnatur bei der Konservierung solcher Archaismen mitspricht. In niedrigem, dicht besiedeltem Mittelgebirge kann die Brandwirtschaft sehr rasch einer höheren Betriebsform weichen, während sie sich im Hochgebirge länger erhält. Die dichte Besiedlung und die Hufenverfassung Untersteiermarks im 13. Jahrhundert sprechen dagegen, daß damals die Brandwirtschaft die einzige Form des Ackerbaus war. Hierin kann man Dopsch beipflichten; ob sie nebenher nicht doch noch bestand, hat Dopsch nicht widerlegt. Auffällig ist in den slawischen Gegenden die Stellung des Pfluges; sie sollte einmal systematisch bearbeitet werden. In den älteren böhmischen und polnischen Urkunden vertritt bei Schenkungen der Pflug die Hufe, indem dem Beschenkten in dem betreffenden Dorf eine Anzahl Pflüge geschenkt wird. Es scheint, daß hier der Pflug gleich einer Bauernfamilie gerechnet wurde. Vielleicht erklärt dies auch die Rechtsstellung des Pfluges in Karantanien, daß der Pflug faktisch im Besitz des Bauern war, der Grundherrschaft aber ein Eigentums- und Verfügungsrecht zustand. Der Ausdruck pertinere im Weistum des Klosters Oberburg im Sanntal spricht dafür. Auch in der Frage der Hauskommunion hat Dopsch meines Erachtens über das Ziel hinausgeschossen, indem er sie als bezeichnend slawische Einrichtung leugnet, weil kommunistische Betriebsformen auch auf nichtslawischem Boden vorkommen. Einen gewissen Familienkommunismus haben allerdings alle europäischen Völker im Anfangsstadium besessen und verschieden lang behalten; man darf ihn aber mit späteren Konvergenzerscheinungen nicht vermengen und darf auch nicht übersehen, daß die verschiedenen Völker verschieden spät den Kommunismus mit dem Privateigentum vertauscht haben. Von diesem Zeitpunkte an kann man den Kommunismus einerseits oder das Privateigentum andererseits als bezeichnende volkstümliche Verfassung beim Aneinandergrenzen beider ansehen. Es fragt sich, ob die von Dopsch auf südostdeutschem Boden nachgewiesenen Besitzgemeinschaften auch immer Hausgemeinschaften waren. Das Charakteristische der Hauskommunion ist das Zusammenwohnen mehrerer verehelichter Generationen in einer Hauswirtschaft. Dies hat Dopsch

nicht nachgewiesen, sondern Grundbesitzgemeinschaften, wie sie auch bei noch nicht vollzogener Erbschaftsteilung entstehen. Es fragt sich, ob nicht viele der von DOPSCH namhaft gemachten Fälle vorübergehende Erscheinungen nach dem Tode eines Erblassers sind, bei welchem die teilungsberechtigten Erben noch nicht alle das teilungsfähige Alter besaßen.

Die Fälle von Hausgemeinschaft, die DOPSCH auf mitteleuropäischem Boden nachweist, stammen aber entweder von romanischen oder ehemals slawischen Gebieten.

DOPSCH gibt für die Alpenslawen das Vorhandensein der Hauskommunion zu, bestreitet aber für die Gemeinderschaften in den Alpen, daß sie als Überreste slawischer Einrichtungen zu deuten seien. Soweit dies für Besitzgemeinschaften gilt, pflichte ich durchaus bei, dies können spätere gelegentliche Konvergenzerscheinungen sein; für die Hausgemeinschaften auf karantanischem Boden meine ich aber, wird man die slawische Grundlage beibehalten können. Wenn DOPSCH darauf Gewicht legt, daß sich in den Gemeinhausereien um Windisch-Matrei keine slawische Bezeichnung erhalten hat, so hat er nicht beachtet, daß da der Ortsname Windisch-Matrei schwer ins Gewicht fällt.

Ich muß hier hervorheben, daß sich die Hufenverfassung mit der Hauskommunion durchaus verträgt, wie ja auch neben dem russischen Mir die Hauskommunion in Rußland fortbesteht, indem die verheirateten Kinder im Hause des Vaters bleiben. Der Nachweis der Hufenverfassung ist also kein Beweis gegen das Vorhandensein der Hauskommunion. Die Ausführungen von DOPSCH über die Supane hat seither PEISKER zu widerlegen versucht. Ich verweise auf dessen Ausführungen (Vierteljahrschrift f. Social- und Wirtschaftsgesch. VII S. 326—337). Sie ergeben meines Erachtens nur eine Vermehrung der Supane seit dem 13. Jahrhundert, weil die Supanie in vielen Fällen erblich gewesen zu sein scheint. Dadurch und aus der Hauskommunion erklärt sich die spätere Mehrzahl von Supanen in einem Dorfe. Für das 13. Jahrhundert und vollends für die Frage der Wanderhirtentheorie ist aber diese spätere Mehrzahl belanglos. A. GRUND.

FREIBURG, Die Verfassungsgeschichte der Saline Werl. Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung, in Verbindung mit den münsterschen Fachgenossen herausgegeben von AL. MEISTER. Neue Folge, Heft 20. (Der ganzen Reihe 32. Heft.) Münster i. W. 1909, Universitätsbuchhandlung F. Coppenrath. VI und 52 S.

Die „Münsterschen Beiträge“ haben schon eine ganze Reihe nützlicher Arbeiten zur „Verfassungs- und Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit“, unter besonderer Berücksichtigung des niedersächsisch-westfälischen Gebiets, gebracht und verdienen deshalb gerade auch in unserer Zeitschrift Berücksichtigung. Die vorliegende Studie ist der in der Rechtsgeschichte viel behandelten Saline Werl gewidmet. Sie schildert nicht bloß die Verfassung der späteren „Pfännerschaft“, sondern sucht namentlich auch zu ermitteln, wie die Sälzer in den

Besitz der Solbrunnen gekommen sind und in welchem Verhältnis sie zu ihren späteren Landesherren, den Kölner Erzbischöfen, standen. Die Arbeit dürfte, soweit es bei der lückenhaften Überlieferung möglich ist, zu zuverlässigen Resultaten gelangt sein. Das Alter der Saline Werl führt F. nicht über das 11., bezw. die Wende des 10. Jahrhunderts zurück. Eigentümer der in Betracht kommenden Brunnen waren die Grafen von Werl, bezw. von Arnsberg, bezw. die Erzbischöfe von Köln (S. 13 und 17 f.). Die Bewirtschaftung der Saline lag, soweit urkundliche Nachrichten zurückreichen, in Händen von Privatpersonen, die in genossenschaftlicher Verbindung das Salzsieden als ihr erbliches und ausschließliches Recht gewerbsmäßig betrieben. Die Sole war Gemeingut der Genossenschaft, nicht aber die Siedeanlagen, die von jeher im Privateigentum einzelner, sowohl Sälzer wie Nichtsälzer, standen. Die Berechtigung zum Sieden war keineswegs mit dem Besitze eines Siedehauses verbunden, sondern beide waren getrennt vergeben (S. 10). Wie die Sälzer zu dem Recht der Ausbeute gekommen sind, entzieht sich unserer Kenntnis. F. hält es für wahrscheinlich (S. 21), daß sie von Anfang an als freie Bürger die Pacht der Brunnen und Koten übernommen haben. Unentschieden muß ferner bleiben, welcher Umstand die Sälzer veranlaßte, zur genossenschaftlichen Unternehmungsform überzugehen (S. 23). Der Siedebetrieb war Kleinbetrieb und Einzelbetrieb: jeder Sälzer gewann aus dem ihm zugewiesenen Anteil Sole selbständig sein Salz. Nicht aber hatten, wie schon angedeutet, alle ihr eigenes Siedehaus. Die Siedehäuser befanden sich nur in den Händen einzelner, die sie den Nichtkotenbesitzern gegen eine Entschädigung zur Mitbenutzung überließen (S. 27). Anders war es bei der Saline Neuwerk: da hier die Betriebsanlagen von Anfang an Gemeingut der Genossenschaft waren, so hat hier niemals Sonderwirtschaft der einzelnen Berechtigten, sondern ausschließlich genossenschaftlicher Betrieb stattgefunden (S. 37). Im Laufe der Zeit trat in Werl eine kapitalistische Umbildung des Betriebes ein. Es wurde jetzt dem einzelnen Sälzer gestattet, neben seinem eigenen auch noch ein fremdes „Wasser“ zu pachten und damit zu wirtschaften. Wiewohl von der Erlaubnis, fremde „Wässer“ mitversieden zu dürfen, an sich jeder Gebrauch machen konnte, so werden doch in erster Linie die Kotenbesitzer dies Recht ausgenutzt haben, da ihnen vor allem die nötigen Anlagen dafür zu Gebote standen. So kam es weiter dahin, daß die Siedehausbesitzer allein als die eigentlichen Salzproduzenten auftreten, während die Nichtkotenbesitzer ihre Anteile an diese verheuern (S. 35). Eingehende Berücksichtigung widmet F. dem Aufkommen des Salzregals und zeigt, wie die Ansprüche, die in späterer Zeit sich auf dieses stützen, zu den älteren grundherrlichen sich verhalten. Im letzten Kapitel erörtert er die Frage, ob die Erbsälzer adligen Ursprungs seien. Sie ist natürlich zu verneinen. Der Sälzer ist ursprünglich nichts weiter als der coctor salis (S. 50). Interessant ist aber die Geschichte der Bemühungen der Erbsälzer, eine höhere Stellung zu erlangen, und der innerstädtischen Kämpfe, die sich damit verknüpfen.

Freiburg i. B. G. v. Below.

K. DÄNDLIKER, Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich. 1. Band. Zürich 1908, Schultheß & Co. VIII und 405 S.

In WACKERNAGELS Geschichte der Stadt Basel (Bd. 1, Basel 1907) haben wir vor einigen Jahren ein ausgezeichnetes Werk erhalten. Es dürfte die beste deutsche Städtegeschichte sein, die wir besitzen. Sie steht ebenso hoch durch die Gediegenheit des Inhalts wie durch die Beherrschung der Form; man nimmt wahr, daß der Verfasser über eine künstlerische Anlage verfügt. Nicht auf derselben Höhe wie WACKERNAGELS Werk stehend, aber auch vortrefflich ist die hier anzuzeigende Geschichte von Stadt und Kanton Zürich von K. DÄNDLIKER, einem in der Schweizer Geschichte bereits bewährten Forscher. Es ist ein Stoff von beträchtlichem Umfang, den der Verfasser zu bewältigen unternimmt, da er mit der Geschichte der Stadt die des Kantons verbindet, ländliche wie städtische Verhältnisse schildert, sachlich seiner Darstellung die weiteste Ausdehnung gibt und sich zum Zweck setzt, auch dem Bedürfnis nach Information über die spezielle Ortsgeschichte Rechnung zu tragen. Unter diesen Umständen mußte er bei dem Reichtum an Quellen, über die diese Schweizer Landschaft verfügt, sich wesentlich auf die Mitteilung des Tatsächlichen beschränken, und seine Arbeit hat so ungefähr den Charakter eines belehrenden Handbuchs erhalten, was schon durch den Wechsel der großen und kleinen Lettern angedeutet ist. Die Brauchbarkeit des Buches wird durch die klare und nirgends schwerfällige Ausdrucksweise erhöht. Von treffenden Beobachtungen erwähnen wir die über den religiösen Sinn des Mittelalters (S. 118) und über die Schwierigkeit, den sittlichen Charakter eines Zeitalters genauer zu bestimmen (S. 207). Wenn D. S. 129 und S. 370 die Annahme von NITZSCH ablehnt, daß bei der Staatsumwälzung von 1336 italienische Einflüsse sich geltend gemacht hätten, so hat er damit vollkommen recht. Der vorliegende erste Band schildert uns die Zeit bis 1400. Recht unbequem ist die räumliche Trennung des Textes und der Anmerkungen. Beim zweiten Band, den der tätige Forscher uns gewiß bald schenken wird, sollten zur Erleichterung des Lesers in den Kolumnenüberschriften des Textes wenigstens die Nummern der Abschnitte notiert werden.

Freiburg i. B. G. v. BELOW.

H. WIDMANN, Geschichte Salzburgs. II. Band (1270—1519). Gotha 1909.

Die Vorzüge, welche wir an dem ersten Bande dieses Werkes gerühmt hatten, sorgfältige Verwertung der Quellen und Literatur und Genauigkeit in der Ermittlung der einzelnen Daten, treten auch im zweiten Band in rühmenswerter Weise zutage. Allerdings haften diesem auch dieselben Mängel der Disposition und Darstellung zum Teil noch an, aber es freut uns, feststellen zu können, daß W. in diesem Teil seines Werkes erfolgreicher bestrebt war, die Zusammenhänge herauszuarbeiten. Dies kommt vor allem den rechts- und wirtschaftsgeschicht-

lichen Partien des Werkes zugute. Ich möchte hier beispielsweise auf die ausführliche Darstellung hinweisen, welche W. S. 180 ff. der salzburgischen Berggesetzgebung widmet. Ganz richtig erkennt er den Zusammenhang der salzburgischen Bergordnungen mit den übrigen Rechtsdenkmälern des alpenländischen Bergrechts. Sie bilden mit diesen eine selbständige Gruppe in der allgemeinen deutschen Berggesetzgebung und erhalten schließlich in den großen Bergordnungen Maximilians I., Matthäus Langs und der bayrischen Herzoge aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts eine einheitliche Zusammenfassung. Eine Spezialuntersuchung dieser Entwicklung des alpenländischen Bergrechts von den Trienter Ordnungen des 13. Jahrhunderts bis zu der zusammenfassenden Kodifikation im 16. Jahrhundert wäre eine ungemein dankbare Aufgabe. Aber auch eine allgemeine salzburgische Bergwerksgeschichte, für welche ein schönes Material an gedruckten und ungedruckten Quellen vorliegt, müssen wir mit W. als wünschenswert bezeichnen. Zu W.s Darstellung der Steuerverwaltung, welche meinen Ausführungen im Archiv für österreichische Geschichte Bd. 92 S. 481 ff. folgt, möchte ich bemerken, daß ich mich nunmehr durch die Ausführungen G. v. Belows im 25. Bande der Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung veranlaßt finde, meine Anschauung von dem Ursprung der ordentlichen Steuer in Salzburg zu modifizieren. Sie ist keine grundherrliche Abgabe, sondern entspringt dem Grafschaftsbezw. Immunitätsrecht der Erzbischöfe, wurde von diesen aber schon vor Ausbildung der eigentlichen Landeshoheit eingehoben und blieb ihnen auch dort, wo sie die Landeshoheit nicht erwarben, in ungewöhnlicher Ausdehnung erhalten. Die von W. S. 193 angeführte Weihsteuer wurde ebenfalls noch im 15. und 16. Jahrhundert nicht bloß im Territorium Salzburg, sondern auch in den salzburgischen Herrschaften unter österreichischer und bayrischer Landeshoheit eingehoben und wurde im 15. Jahrhundert die Grundlage bei der Bewilligung und Einhebung der landständischen Steuern. Die Stände bewilligten bei außerordentlichen Anlässen einfach eine oder mehrere Weihsteuern. Die Entwicklung der landständischen Verfassung gibt W. im Anschluß an die Abhandlung R. Mells in den Mitteilungen für Salzburger Landeskunde 1904, aber auch mit wertvollen selbständigen Bemerkungen gut wieder. Interessant ist die Darstellung des ersten Landtags von 1473, zu welcher, wie W. S. 302 A. 1 richtig vermutet, die Bestände des Wiener Staatsarchivs, insbesondere die Handschrift cod. suppl. 1154, welche die Ausschreiben zu diesem Landtag enthält, wertvolle Ergänzungen bringen würden.

Wien. Ludwig Bittner.

Die Kölner Zunfturkunden nebst anderen Kölner Gewerbeurkunden bis zum Jahre 1500. Bearbeitet von Heinrich von Lœsch. (Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XXII.) 2 Bände. Bonn, P. Hanstein, 1907.

Die Herausgabe der Kölner Zunfturkunden bedeutet eine wesentliche Förderung der Wirtschaftsgeschichte. Das bis zum Sieg der

Demokratie reichende Urkundenmaterial ist allerdings nur dürftig und war zum größten Teil schon bisher bekannt. Aber von 1396 ab entfaltet sich das Schriftwesen der Zünfte sowohl wie der mit ihrer Beaufsichtigung betrauten Behörden sehr schnell. Die reichen Bestände des Kölner Stadtarchivs zur Gewerbegeschichte dieser Zeit werden durch die vorliegende Publikation zum erstenmal der Forschung zugänglich gemacht. Mit dem Ende des 15. Jahrhunderts gebot das immer mehr anschwellende Material leider Halt und macht für die Folge eine andere Form der Behandlung nötig[1]). Der gesamte Stoff ist in zwei Bände geschieden. Der erste umfaßt als allgemeinen Teil die Stiftungsurkunden und umfassenden Ordnungen für die einzelnen Zünfte, die Namenlisten und ferner diejenigen Stücke, die mehrere oder sämtliche Zünfte angehen. Dem zweiten Band ist der Rest der Urkunden und Akten, die die einzelnen Zünfte betreffen, zugewiesen. Durch diese Anordnung des Stoffs wird der Gebrauch des Werkes nicht eben erleichtert. Denn es ist kaum eine Art der Benützung der großen Zunftordnungen denkbar, bei der ihre Ergänzung und Erläuterung durch die zugehörigen Urkunden des speziellen Teils entbehrt werden könnte. Der Bearbeiter eines einzelnen Gewerbes aber wird es bedauern, seinen Stoff nicht vereinigt zu finden. Glücklicherweise wird dieser Übelstand durch die Beigabe eines chronologischen Registers über sämtliche Stücke zum Teil ausgeglichen.

Soweit die wiedergegebenen Stücke schon in älteren Drucken vorliegen, zeigt der Vergleich, namentlich mit den „Quellen“ von ENNEN und ECKERTZ, den großen Fortschritt, den die neue Edition darstellt. Der Überblick über die zum Teil recht umfangreichen Urkunden wird durch ausführliche Überschriften und Randregesten erleichtert. Bei der langen Dauer des Druckes war es nicht zu vermeiden, daß zum Schluß Nachträge und Berichtigungen sachlicher Art notwendig wurden. Dankbar wird man es deshalb begrüßen, daß die von HASHAGEN bearbeiteten Register auf solche Zusätze besonders hinweisen. Das Sachregister und Glossar umfaßt allein gegen 100 Seiten und macht ein reiches Material von großem sachlichen und sprachlichen Wert zugänglich. Bei häufigem Gebrauch erwiesen sich die Register als sorgfältig und zuverlässig. Einige kleine Versehen können dieses Urteil nicht beeinträchtigen. (So sind II S. 682 die textores peplorum unter die Wollenweber geraten.)

Dem Text der Urkunden hat v. LŒSCH eine Einleitung vorausgeschickt, die nach einem Überblick über die Quellen und die Literatur eine zusammenfassende Darstellung des Kölner Gewerbes und Zunftwesens gibt. Der Verfasser legt darin den Ertrag zehnjähriger Beschäftigung mit dem Stoff nieder. Vergleichende Hinweise auf ähnliche

1) Für ein einzelnes Gewerbe ist das jüngere Material benützt von HANS KOCH, Geschichte des Seidengewerbes in Köln vom 13. bis zum 18. Jahrhundert, 1907 (SCHMOLLERS Forschungen, Heft 128). Hier ist der wichtige Transfixbrief des Seidmacheramts von 1506 abgedruckt. Die Arbeit ist für die ältere Zeit wertvoll durch die Heranziehung von Nachrichten über den Kölner Handel.

Verhältnisse in andern Städten sind sparsam eingestreut, zeigen aber überall die sorgsam wählende Hand. Wir wollen hier versuchen, einige Punkte hervorzuheben, an denen die Ergebnisse des Verfassers sich mit den allgemeinen Problemen der Gewerbegeschichte berühren.

Das Kölner Gewerbe ist von Anfang an vornehmlich Preiswerk, Arbeit für den Markt. Das Lohnwerk geht nebenher, je nach der Art des betreffenden Gewerbes in verschiedenem Umfang. Preiswerk und Lohnwerk sind meist in einer Person vereinigt. Zu beachten ist die Unzünftigkeit der Störarbeiter in den Nahrungsmittelgewerben. Verschiedene Kölner Gewerbe, namentlich der Textilindustrie, beschäftigen mit der Zurichtung des Rohstoffs Hilfsarbeiter gegen Lohn; unter diesen befinden sich besonders viele Frauen. Das Verlagssystem ist im 15. Jahrhundert in der Seidenindustrie und der Kupferschlägerei ausgebildet; die andern Gewerbe weisen nur unbedeutende Ansätze dazu auf[1]). Den Kölner Handwerkern ist die Neigung eigentümlich, mit ihrem Gewerbe einen Handel mit fremden Produkten zu verbinden, obwohl dem manche gesetzliche Schranken entgegenstanden. Wo sich bei manchen Handwerkerfamilien der Aufstieg zum Reichtum beobachten läßt, liegt die Quelle des Wohlstandes in diesem Handel. Dagegen scheint sich bei der großen Masse der Handwerker die Vermögenslage eher verschlechtert zu haben; gegen Ende des 15. Jahrhunderts sind sie nur noch zum allerkleinsten Teil Hausbesitzer. Auch in Köln zeigt sich, wie anderwärts, die Erscheinung, daß die einzelnen Handwerke in bestimmten Gassen eng zusammenwohnen. Diese Handwerkerstraßen sind über alle Stadtteile zerstreut; es ist deshalb unmöglich, sie allgemein auf Marktbudenreihen zurückzuführen. Dagegen nimmt v. LŒSCH an, daß diese Ansiedlungen allein durch das Bestreben der Handwerker selbst, neben Fachgenossen zu wohnen, zustande gekommen sind. Nun ist allerdings kein Fall obrigkeitlicher Einwirkung bekannt. Gleichwohl bleibt es auch unter Voraussetzung eines starken Zusammengehörigkeitsgefühls der Fachgenossen schwer erklärbar, wie dieser Trieb ohne planmäßige Unterstützung durch die städtischen Gewalten befriedigt werden konnte. Bei den öffentlichen Verkaufsplätzen glaubt v. LŒSCH einen Unterschied zwischen den Angehörigen der Nahrungsmittelgewerbe einerseits, den andern Handwerkern und den Händlern andererseits feststellen zu können. Während die letzteren ihre Marktstände nach freier Entschließung käuflich erwarben, wurden den Fleischern, Fischern, Fischhändlern und Bäckern zur besseren Durchführung der Lebensmittelkontrolle von der Obrigkeit auf städtischem Grund und Boden Verkaufsplätze angewiesen.

Einen Zusammenhang der obrigkeitlichen Gewerbeüberwachung mit der Entstehung des Zunftwesens leugnet der Verfasser in lebhafter Polemik gegen KEUTGEN. In Köln hat sich die Zunftautonomie bei den Nahrungsmittelgewerben überhaupt nie auf die Marktpolizei er-

1) Wenn KOCH a. a. O. S. 23 sagt, daß „die Hausindustrie im Auftrag des Verlegers wie überall, so auch in Köln die älteste und zunächst ausschließliche Betriebsform gewesen“ sei, so ist das nicht einmal für das Seidengewerbe unzweifelhaft nachgewiesen, im übrigen aber sicher falsch.

streckt, sondern blieb stets in der Hand von Gemeindebeamten. Bei den andern Gewerben aber lassen sich für die mutmaßliche Entstehungszeit der Zünfte keine Spuren einer von der Obrigkeit ausgeübten Warenprüfung nachweisen.

Die technische Benennung für die Zunft ist in Köln in älterer Zeit das Wort „Brüderschaft“. Es bezeichnet die Zunft nach allen ihren Funktionen. Unter dem Einfluß politischer Umwälzungen wird es durch „Amt“ verdrängt, das vorher sowohl die gewerbliche Tätigkeit des einzelnen wie die Gesamtheit der Berufsgenossen bezeichnet hatte. Die Entstehungszeit der ältesten Kölner Zünfte liegt im Dunkeln. Man wird v. Lœsch zustimmen können, wenn er aus den dürftigen Nachrichten von der Mitte des 12. Jahrhunderts den Schluß zieht, daß damals die Zünfte der Grundgewerbe schon bestanden haben; für das 11. Jahrhundert fehlt jeder Anhaltspunkt.

Das bei der Zunftgründung angestrebte Ziel ist die Verleihung des Zunftzwangs (im engeren Sinne) und der Rechtskraft für die Zunftbeschlüsse. Der Verfasser hebt stark die egoistischen Antriebe hervor, die zum Zusammenschluß der Berufsgenossen drängten: von Anfang an lag auf den wirtschaftlichen Zwecken der Zunft das Hauptgewicht. Immerhin räumt v. Lœsch den religiösen Motiven bei der Gründung mancher Handwerkerbrüderschaften einen größeren Anteil ein als Keutgen, insofern mit Recht, als man sich von der Denkweise des Mittelalters entfernt, sobald man das Verhältnis zwischen der gewerblichen und der kirchlichen Seite der Zunft wie den Unterschied von Inhalt und Form auffaßt. Dagegen scheint mir in keinem Fall bewiesen und auch an sich unwahrscheinlich, daß irgendwo die Sorge für Begräbnis und Leichenfeier als die wichtigste gemeinsame Handwerkssache empfunden wurde.

Die Verfassungsgeschichte der Kölner Zünfte zeigt die bemerkenswerte Erscheinung, daß mit der Zunahme an politischen Rechten keineswegs zugleich die Abhängigkeit der Zünfte von den städtischen Behörden sich lockert. Vielmehr greift der von den Gaffeln gewählte Rat häufiger und nachdrücklicher in die Angelegenheiten der Zünfte ein als früher die Amtleute der Richerzeche. Aber da der Rat dabei die Interessen des Handwerks im Auge hatte, ließ man sich solche Eingriffe gerne gefallen. Von Anfang an besitzen die Zünfte das Recht, sich selbst Statuten zu geben. Seitdem man aber angefangen hatte, die Bestimmungen der Statuten in die vom Rat ausgestellten Zunftbriefe zu übernehmen, waren sie autonomer Abänderung durch die Zunftversammlung entzogen. Diese Rechtslage gestattete dem Rat, seinen Einfluß auf die Ausbildung des Gewerberechts allmählich zu steigern. Die strafrechtlichen Bestimmungen des Gewerberechts veranlassen die Frage nach dem Motiv derjenigen Maßregeln, die die Güte der Handwerksprodukte zu sichern bezwecken. Man hat sie bisher meist auf die dem Pflichtbewußtsein der Handwerker entspringende Sorge für die Konsumenten zurückgeführt. Keutgen und v. Lœsch beurteilen diese Ansicht als eine unhaltbare Idealisierung des mittelalterlichen Handwerkers. Nun lehren die Quellen, daß Pro-

duktionsordnungen und Arbeitskontrolle von vielen Zünften völlig freiwillig, ohne Druck von oben, eingerichtet worden sind. Es waren also wohl die wirtschaftlichen Interessen, die diesen Zünften selbst den Anstoß gegeben haben, die Produktion ihrer Mitglieder zu regeln und einer Aufsicht zu unterwerfen. Die dahin zielenden Bestrebungen sind nach v. LŒSCH aus dem Bedürfnis hervorgegangen, dem Kölner Handwerksprodukt seinen guten Ruf und damit den Absatz nach außen zu erhalten. Es sollte „Kaufmannsgut" von gleichmäßiger, auf den auswärtigen Märkten bekannter Beschaffenheit sein. Deshalb mußte der einzelne Handwerker daran gehindert werden, durch Herstellung von minderwertiger Exportware den guten Ruf der Kölner Erzeugnisse überhaupt und damit die Gesamtheit der Fachgenossen zu schädigen [1]). Die Rücksicht auf die Ausfuhr betont der Verfasser meines Erachtens zu einseitig. Da die Einfuhr auswärtiger Produkte nach Köln bis ins späte Mittelalter wenig beschränkt war, hatte das kölnische Handwerk allen Grund, auf den heimischen Markt nur tadellose Erzeugnisse zu bringen. Schlechte Arbeit einzelner konnte auch hier zur Folge haben, daß das Mißtrauen der Konsumenten sich gegen ein ganzes Handwerk wandte und auf diese Weise der Gesamtabsatz des einheimischen Gewerbes zugunsten der fremden Konkurrenz herabgedrückt wurde. Mit dieser Erweiterung kann die Ansicht, daß die Sorge für die Produzenten das Gewerberecht beherrschte, auch für das Handwerk von Städten ohne nennenswerte Exportindustrie fruchtbar werden. Übrigens wird das ethische Moment bei v. LŒSCH zwar zurückgestellt, aber keineswegs vergessen; es wird nur zu etwas Sekundärem. Indem sich der Handwerker an die Einhaltung der von der Zunft auferlegten Vorschriften gewöhnte, bildete sich mit der Zeit eine bestimmte Handwerksehre aus, die dem Egoismus des einzelnen gewisse innere Schranken setzte. Die sittlichen Anschauungen, die sich so entwickelten, wirkten dann auch auf solche Gewerbe hinüber, die an der Ausfuhr unbeteiligt und daheim von der Konkurrenz fremder Arbeit unabhängig waren. Im einzelnen unterscheiden sich die Bestimmungen des Kölner Gewerberechts wenig von den in anderen Städten beobachteten Normen.

Stuttgart. ERICH KOBER.

---

1) Leider setzt sich KOCH mit diesen Anschauungen v. LŒSCHS nicht auseinander. Daß vor dem 15. Jahrhundert im Seidengewerbe eine zünftische Organisation nicht zu erkennen ist, bringt KOCH in Zusammenhang mit dem Charakter des Seidengewerbes als Exportgewerbe. „Die vorzugsweise Arbeit für den Fernhandel verlangte eine größere Freiheit des Gewerbes" (S. 22). Daß die Zünfte unfähig waren, sich den Bedürfnissen des Exports anzupassen, wird sich aber nur für die Verfallzeit des Zunftwesens behaupten lassen. Eben in Köln beweisen eine Reihe von Gewerben das Gegenteil. KOCH berücksichtigt an dieser Stelle zu wenig die eigenartige Betriebsform des Kölner Seidengewerbes, die durch die schwierige Beschaffung des hochwertigen Rohstoffs bedingt ist. Es ist eine überwiegend von Frauen ausgeübte Hausindustrie, die von kapitalkräftigen Verlegern abhängig ist. Hier konnten sich die Formen der Zunft natürlich nur schwer durchsetzen.

Ulrich Schrecker, Das landesfürstliche Beamtentum in Anhalt von seinen ersten Anfängen bis zum Erlaß bestimmter Verwaltungsordnungen (ungefähr 1200—1574). (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, herausg. von O. Gierke, 86. Heft.) Breslau 1906, M. u. H. Marcus. VIII und 152 S.

Der schöne Vorrat von edierten Quellen, der für die Geschichte des Territoriums Anhalt vorliegt, erfährt hier eine sehr fleißige Bearbeitung; für das 15. und 16. Jahrhundert hat der Verfasser auch noch eigene archivalische Forschungen hinzugefügt. Zwar bestehen die Nachrichten, die wir über den Ämterorganismus der älteren Zeit besitzen, der Hauptsache nach nur aus der Erwähnung von Beamtennamen. Aber auch aus solchem Material läßt sich eine Verwaltungsgeschichte schreiben, und der Verfasser hat sich dieser Aufgabe gewachsen gezeigt. Seine Arbeit möge die Anregung zu verwandten Studien für andere Territorien geben. Anhalt bietet in seiner Ämtergeschichte manches Bemerkenswerte. So ist die geringe Entwicklung der ministerialischen Hofämter auffallend. So erlischt sehr früh das Truchsessenamt, während es sonst in norddeutschen Territorien, auch in kleineren, das Mittelalter hindurch eine große Rolle spielt, und wird auch nicht durch das Hofmeisteramt, das in Süddeutschland sich bedeutend entwickelt, abgelöst. Eine solche Ablösung fand in der Mark Brandenburg statt (Spangenberg, Hof- und Zentralverwaltung der Mark Brandenburg im Mittelalter S. 55), und zwar dürfte sie durch den Einzug der Wittelsbacher herbeigeführt sein, die ihre süddeutschen Anschauungen von der Notwendigkeit eines angesehenen Hofmeisteramts mitbrachten (vgl. Spangenberg S. 46: „Nach dem Aussterben der Askanier verlor die Drostei ihre alte Bedeutung"). Im einzelnen kann man zu der vorliegenden Arbeit einige Ausstellungen machen. Mit Recht tadelt Spangenberg, Deutsche Literaturzeitung 1909, Sp. 1644 es, daß Schrecker mit der Mitte des 15. Jahrhunderts „ein fast ganz neues Beamtentum" aufkommen läßt. Die betreffenden Neuerungen liegen ein Jahrhundert später, was Schrecker übrigens indirekt anzuerkennen nicht umhin kann. S. 3 liest man, der letzte Inhaber des Truchsessenamts begegne 1288; S. 4 aber ist der Truchseß noch 1289 tätig. Daß „das Truchsessenamt in seinem alten Umfang überflüssig geworden" sein soll, wie S. 5 Anm. 4 behauptet wird, leuchtet nicht ein. Das Küchenmeisteramt kann es schwerlich überflüssig gemacht haben, da dieses erst später auftaucht. Mehrfach (z. B. S. 5, 13) scheint der Verfasser einen Ritterstand von einem Knappenstand zu unterscheiden. Ritter im Gegensatz zu Knappen bilden ja aber keinen besonderen Stand oder umgekehrt. Es gab sehr viele ritterbürtige Personen, die nicht den Ritterschlag erhalten hatten und deshalb Knappen waren; sie bildeten aber mit den Ritterbürtigen, die zum Ritter geschlagen worden waren, den einen Ritterstand, dem kein Knappenstand gegenübersteht. Im Anhang werden einige Aktenstücke zur Geschichte der Hof- und Zentralverwaltung aus dem 16. Jahrhundert mitgeteilt, leider ohne Normalisierung der Orthographie. Bei A. Kern, Deutsche Hofordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts, 2. Bd., S. 23 ff. sind jene nicht

berücksichtigt. Zu meiner Besprechung dieser Edition in den Gött. Gel. Anz. 1908, S. 864 ff. ist nachzutragen die von Gundlach in der Ztschr. des Vereins f. hessische Gesch. und Landeskunde Bd. 41 S. 307 f.; vgl. auch die Besprechung, die V. ERNST in dieser Zeitschrift (s. unten) veröffentlicht.

Freiburg i. B. G. v. BELOW.

R. JECHT, Quellen zur Geschichte der Stadt Görlitz bis 1600. Görlitz 1909, Rud. Worbs & Co. 248 S.

R. JECHT, der kundige und tätige Forscher auf dem Gebiet der Geschichte der Lausitz, bietet uns hier eine Quellenübersicht für die Stadt Görlitz bis zum Jahre 1600. Es ist zum größeren Teil ein Inventar des Görlitzer Stadtarchivs, was wir erhalten; doch geht die Publikation noch erheblich darüber hinaus. Zweifellos gehört Görlitz zu den quellenreichsten unter den Städten des kolonialen Deutschland; speziell auch das Ratsarchiv hat im Laufe der Jahrhunderte nur wenig Verluste erlitten. Es ist demgemäß ein sehr mannigfaltiges Material, über das uns J. unterrichtet. Umfangreich sind z. B. die Handschriften von Stadtbüchern. Bei der Berichterstattung über diese wünschte man eine mehr systematische Anlage nach den Gesichtspunkten, die HOMEYER geltend gemacht hat. Auch für die Innungsgeschichte liegt viel Quellenstoff vor (S. 165 ff.), obwohl gerade hier manches vorloren gegangen ist, besonders im Zusammenhang mit dem „Pönfall" von 1547. S. 2 f. gibt J. knappe, aber das Verhältnis durchaus klarlegende Daten über die Geschichte des Ratsarchivs und die Vorgeschichte des Rathauses. Über die weit zurückreichenden, wertvollen Görlitzer Ratsrechnungen habe ich schon im Jahrgang 1908, S. 281 ff. referiert; zu den daselbst angezeigten drei ersten Lieferungen der von J. besorgten Edition ist inzwischen die vierte, umfassend die Jahre 1406—13, hinzugekommen.

Freiburg i. B. G. v. BELOW.

E. v. MÖLLER, Die Elendenbruderschaften. Ein Beitrag zur Geschichte der Fremdenfürsorge im Mittelalter. Leipzig 1906, J. K. Hinrichs. 176 S.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich durch eine sehr törichte Art, Polemik zu treiben, seine wissenschaftliche Stellung beeinträchtigt (vgl. die Beispielsammlung, die KANTOROWICZ in der Deutschen Literaturzeitung 1908, Sp. 2866 f. gibt). Es gibt nichts Törichteres, als wenn ein Autor jeden Gegner, der einen sachlichen Einwand macht, sofort für wissenschaftlich ganz minderwertig erklärt. Eine Abart einer solchen unsachlichen Polemik zeigt auch die vorliegende Arbeit, insofern E. v. MÖLLER die Art der mittelalterlichen Frömmigkeit auf eine nicht bloß das religiöse Gefühl, sondern jeden historischen Sinn verletzende Art verhöhnt. Alles dieses ist um so mehr zu bedauern, als M. ein

Autor von höchst anerkennendem Fleiß und sehr weitgehenden wissenschaftlichen Interessen ist. Seine Arbeiten hätten unzweifelhaft die Forschung stärker gefördert, wenn er sich strengerer Sachlichkeit befleißigt und übrigens auch, was ich gegenüber seiner Schrift „Die Trennung der deutschen und der römischen Rechtsgeschichte" einmal im Literarischen Zentralblatt (Jahrgang 1907, Sp. 540) angedeutet habe, sich stofflich engere Grenzen gezogen hätte. Die hier anzuzeigende Schrift ist wiederum ein Produkt emsigen Fleißes. Sie hat zum mindesten das Verdienst, zum erstenmal die Frage der Verbreitung der Elendenbruderschaften klargestellt zu haben. Es macht dabei nichts aus, daß einzelne Nachträge seine Listen noch vervollständigen können: so willkommen sie sind, so dürften sie doch die Ermittlungen M.s in der Hauptsache nur vervollständigen. Ich notiere hier einige Rezensionen, die solche Berichtigungen gebracht haben, und füge zugleich weitere Äußerungen, die zu M.s Buch laut geworden sind, bei: Nirrnheim, Jahresberichte der Geschichtswissenschaft 1906, II, S. 229; Falk, Histor. Jahrbuch der Görresgesellschaft 1909, S. 322 ff.; K. Bücher, Ztschr. f. d. gesamte Staatswissenschaft 1908, S. 381 ff.; Curschmann, Histor. Ztschr. 99, S. 569 ff.; Histor. Vierteljahrschrift 1909, Bibliographie S. 17. Nicht ganz so glücklich wie bei der Ermittlung der Verbreitung der Elendenbruderschaften dürfte M. bei der Bestimmung ihres Wesens sein, wie von verschiedenen Seiten schon bemerkt worden ist. Indessen bringt auch der systematische Teil seines Buchs mancherlei Belehrung.

Freiburg i. B. G. v. Below.

Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte. Herausgeg. von Prof. Dr. Georg Steinhausen. Zweite Abteilung: Ordnungen. Deutsche Hofordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Herausgeg. von Dr. Arthur Kern. Zwei Bände, 1905 und 1907. 315 und 263 Seiten.

Aus dem reichen Material, das wohl die meisten fürstlichen Archive für die Geschichte der deutschen Höfe liefern, greift A. Kern die Hofordnungen des 16. und 17. Jahrhunderts heraus und vereinigt sie in zwei Bänden, von denen der erste vier nordostdeutschen, der zweite zehn, meist süddeutschen Höfen gewidmet ist. Der überwiegende Inhalt dieser Ordnungen rechtfertigt den Gedanken, sie in erster Linie der Kulturgeschichte im engeren Sinn dienstbar zu machen, obwohl dabei auch für die politische Geschichte, besonders für die Entwicklung des Beamtentums, manches von Bedeutung ist. Als Ganzes genommen wirkt der angesammelte Stoff trotz vieler interessanter Einzelheiten einförmig und ermüdend, andererseits hat doch gerade die Zusammenstellung der Ordnungen aus weit zerstreuten Gebieten ein wertvolles Vergleichsmaterial geliefert.

Vergleicht man nun aber bei einem einzelnen Territorium das von Kern Gebotene mit der archivalischen Überlieferung und stellt man seiner Leistung die wirklich zu lösende Aufgabe gegenüber, so erheben sich gegen die Anlage des Werkes mannigfache Bedenken. Für Württem-

berg, das ich hierbei zugrunde lege, gibt Kern drei Stücke, eine ausführliche Hofordnung des Herzogs Johann Friedrich von 1614 und dann zwei kurze Aufzeichnungen von Herzog Christoph aus der Zeit, da er als Statthalter seines Vaters in Mömpelgard Hof hielt (1549, 1550). Das zweite dieser Stücke trägt die Überschrift „Verzaichnus, waß morgen (nicht: morgens) den hofgesinden furgehalten soll werden“, ist also zunächst, wie auch der Anfang zeigt, nur zur einmaligen Verkündigung am andern Tag bestimmt und darf nicht als „Hofordnung“ bezeichnet werden. Bei der Hofordnung von 1614 gibt Kern noch die Abweichungen zweier Ordnungen desselben Herzogs von 1611 und 1618 und fügt am Schluß auch die Änderungen der Hofordnungen von 1660, 1685, 1696 an. Dagegen fallen die wichtigen Ordnungen für den Stuttgarter Hof aus dem 16. Jahrhundert völlig unter den Tisch; einmal eine Hofordnung, die ein (noch nachzuprüfender) älterer Archivvermerk dem Herzog Ulrich zuschreibt; ferner eine Hofordnung des Herzogs Christof von 1556, von der auch das Konzept mit vielen eigenhändigen Notizen des Herzogs erhalten ist, weiter eine Hofordnung des Herzogs Ludwig von 1587, die mit der bei Kern gedruckten von 1614 größtenteils wörtlich übereinstimmt. Neben diesen Gesamtordnungen liegen eine Reihe von Spezialordnungen: so eine Ordnung für das Mahlen und Backen am Hof von 1540, zwei Bestimmungen, wie es auf der edlen und der unedlen Jungfrauen im Frauenzimmer Hochzeiten gehalten werden soll; eigenhändige Aufzeichnungen des Herzogs Christoph über die Verteilung der Trinkgelder unter „die vier Ämter“ (Silberkammer, Lichtkammer, Kellerkammer, Küche) von 1552, Setzordnung von 1569 usw. Den Mömpelgarder Ordnungen Christophs stehen noch eine Stallordnung, eine Kellerordnung, eine Bäckerordnung und anderes zur Seite. Diese eigentlichen Ordnungen sind aufs engste verwachsen mit einem sehr reichen Bestand von Akten über Anstellung und Entlassungen von Hofbeamten, Dienstinstruktionen, Verhandlungen über Reform des Hofes, Verzeichnissen der Hofbeamten usw., welche um so weniger ignoriert werden durften, als sie zum Teil viel weiter zurückreichen als die Ordnungen selbst. Schon für das 15. Jahrhundert ließe sich aus diesen Quellen ein genaues Bild des württembergischen Hoflebens gewinnen. Was Kern aus diesem überreichen Stoff herausgegriffen hat, ist keineswegs das wichtigste; es sieht aus, als hätte der reine Zufall die Wahl geleitet.

Daß sich Kern mit dieser Auswahl begnügen konnte, hängt mit der unzureichenden Verarbeitung seiner Stücke zusammen. Solche Ordnungen sind von jeher großenteils nach Vorlage, teils eigener, teils fremder, gearbeitet, und die Aufgabe des Herausgebers ist es, so weit als möglich die neuen Zutaten von den übernommenen Sätzen zu unterscheiden. So ließe sich die von Kern gedruckte württembergische Ordnung von 1614 in Stücke von sehr verschiedenem Alter auflösen. Wenn S. 114 eine badische Ordnung gegeben wird, die als Überarbeitung einer württembergischen bezeichnet ist, so müßte der württembergische und der badische Anteil im Druck unterschieden werden, und wenn nicht selten von einem Hof mehrere, sich eng berührende Ordnungen vorliegen, so müßte auch hier der Fortschritt von der einen

zur andern deutlich gekennzeichnet sein. Nur für ihre Entstehungszeit sind die einzelnen Bestimmungen in vollem Umfang charakteristisch. Deshalb liegt in der Sonderung der jedesmaligen Zutaten von dem mechanisch sich fortschleppenden alten Bestande der eigentliche Schlüssel zur historischen Verwertung dieser Ordnungen.

Würden die beiden Bände KERNS das volle Material für nur zwei Höfe, etwa einen norddeutschen und süddeutschen, in genügender Verarbeitung bringen, so wäre der Ertrag auch für die „Kulturgeschichte" reicher als bei dem jetzigen Werke. Je mehr sich die „Kulturgeschichte" in der Darbietung ihres Stoffes den bewährten Methoden der „politischen" Geschichte anpaßt, desto leichter wird sie sich vor dem Versinken in öde Altertümelei bewahren.

Stuttgart. VIKTOR ERNST.

H. E. BECHT, Statistische gegevens betreffende den handelsomzet van de Republiek der Vereenigde Nederlanden gedurende de 17ᵉ eeuw (1579—1715). Academisch prœfschrift. s'Gravenhage, Firma L. J. C. Boucher. 1908. 206 S. 8°.

Der Verfasser dieser Amsterdamer Dissertation hat sich die mühevolle, aber lohnende Aufgabe gestellt, aus den in holländischen Archiven bewahrten Abrechnungen über die Erträge der Schiffsgelder den jährlichen Umsatz herauszurechnen. Die vorliegende Abhandlung, die den Zeitraum von 1579—1715 umfaßt, bietet leider noch keinen Abschluß der Untersuchungen, sie will nur eine Grundlage für weitere Arbeiten auf diesem Gebiete schaffen. Mit großem Fleiß hat B. das ungedruckte Material der Stadtarchive von Amsterdam und Rotterdam, der Reichsarchive im Haag und in Middelburg, wo sich überraschend reiche Funde ergaben, durchforscht und die gewonnenen Resultate in drei gut geordneten Tabellen niedergelegt.

Für eine Statistik des niederländischen Handelsumfangs vom Ausgang des 16. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts bilden die zum großen Teil noch erhaltenen Rechnungsabschlüsse der Convoi- und Lizentgelder die Hauptquelle. Neben den Steuern der Generalitätslande waren diese in der ganzen Republik erhobenen Gebühren bis tief ins 17. Jahrhundert hinein die einzigen selbständigen Einnahmen der niederländischen Union. Alle Kauffahrer, die sich zur Zeit des spanischen Krieges dem Schutzgeleit von Kriegsschiffen anvertrauten, mußten eine bestimmte Convoiabgabe an die Admiralitäten entrichten, während man von Seglern, die den Kurs nach den südlichen Niederlanden oder nach der iberischen Halbinsel lenkten, ein Lizentrecht forderte. Beide Auflagen wurden vom Wert der ein- und ausgehenden Waren erhoben und dienten zum Unterhalt der Kriegsflotte. Auch nach dem westfälischen Friedensschlusse behielt die Republik die Convois und Lizenten bei; als mäßige Finanzzölle haben sie bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts fortbestanden. Im zweiten Kapitel seines Buches widmet BECHT ihrer Geschichte eine eingehende Betrachtung. Er erläutert Ursprung, Beschaffenheit und Zweck der beiden Schiffsgelder,

schildert Art und Weise der Erhebung und stellt Vergleiche zwischen den mehrfach modifizierten Tarifen an. Eine gute Vorstellung von dem Schwanken der Sätze gibt uns der Verfasser, indem er die Abänderung der Tarife an verschiedenen Beispielen erläutert. So waren — um einen Artikel herauszugreifen — für 100 Pfund holländischen Süßmilchkäse, wenn er nach Deutschland, England etc. ausgeführt wurde, 1603 = 2 fl., 1605 = 0,75 fl., 1625 = 2 fl., 1651—55 = 1 fl. zu zahlen.

Den Betrachtungen über die historische Entwicklung der Convois und Lizenten läßt B. die Geschichte der „kleineren“ Auflagen folgen, unter denen die Last- und Veilgelder die Hauptrolle spielen. Auch hier führt er die Untersuchung in der oben angedeuteten Weise, aber seine Darlegungen haben lediglich dekorativen Zweck, da eine Verarbeitung der in den Last- und Veilgeldrechnungen enthaltenen Ziffern nicht vorgenommen ist, sondern erst für später in Aussicht gestellt wird.

Die schon erwähnten drei Tabellen umfassen daher nur Zahlen, die B. aus den Registern der Convoi- und Lizenteinnahmen gezogen hat. Nr. I gibt eine Übersicht über die jährlichen Einnahmen der Admiralitäten von Amsterdam, Rotterdam, Hoorn-Enkhuizen, von Seeland und Friesland (1579—1715). In der zweiten Tabelle stellt der Verfasser die Beträge zusammen, die im Jahre 1627 monatlich auf allen Haupt- und Nebenkontoren gebucht wurden, während die dritte Liste die Summen der Jahr für Jahr in Amsterdam, Arnheim, Rotterdam, Dordrecht, Nymwegen, Herzogenbusch, Enkhuizen, Zwolle, Middelburg, Vlissingen, Harlingen und Groningen bezahlten Abgaben anzeigt. Wir erhalten also eine Ziffernmenge, die zwar große Lücken aufweist, aber nach den verschiedensten Richtungen hin zu näherer Untersuchung Anregung bietet. Leider hat B. darauf verzichtet, das mit so vieler Mühe ans Licht gezogene Material sofort nach Kräften auszunutzen. Mit fast verdächtigem Eifer versichert er dem Leser immer wieder, ihm sei es zunächst nur darum zu tun gewesen, statistische Angaben zu sammeln und sie in den Gebrauch der wissenschaftlichen Welt zu stellen. An eine Verwertung der Funde könne erst gedacht werden, wenn das ganze in den Archiven noch vorhandene Zahlenmaterial bis ins Detail verarbeitet dem Forscher vorliege. Eine Auffassung, über deren Berechtigung sich angesichts der reichen Ergebnisse streiten läßt, zumal da es sehr zweifelhaft ist, ob weitere Nachforschungen noch einmal solche Resultate erzielen werden. Die in den Tabellen zusammengefügten Zifferreihen bieten so viel Neues, daß wenigstens ein Versuch, ihnen Leben abzugewinnen und Fragen von allgemeiner Natur an sie zu richten, gemacht werden mußte. Einen schwachen Anlauf hat B. ja auch genommen, aber seine „vorläufigen Schlußfolgerungen“ sind nur dürftige Skizzen und erwecken unwillkürlich den Eindruck, als habe dem Verfasser die Kraft gefehlt, sich über sein Material zu stellen. Mögen auch die Zahlen nicht absolut einwandfrei sein — Deklarationen unter dem Werte und Umgehungen der Vorschriften waren damals an der Tagesordnung —, mögen die Totalziffern vielleicht nur 75 % der wirklich umgesetzten Werte ent-

sprechen, gegenüber den phantastischen Schätzungen, die sich in Chroniken und bei zeitgenössischen Schriftstellern finden, geben uns die Rechnungen über die Convois und Lizenten ziemlich sichere Anhaltspunkte.

Im Interesse seines Buches ist es jedenfalls bedauerlich, daß B. sich mit der Fertigstellung des Stoffes für den Gebrauch begnügte. Hätte er die weitschweifigen Kapitel über die Geschichte der verschiedenen Gebühren in einen einleitenden Abschnitt zusammengefaßt, die Tabellen in die Mitte gestellt und nun an Hand der Ziffern das Auf- und Niedergehen der Handelsbewegung einer gründlichen Prüfung unterzogen, seine Arbeit hätte ein ganz anderes Ansehen gewonnen und wäre vielleicht ein Markstein in der handelsgeschichtlichen Forschung geworden. Ergaben spätere Untersuchungen genauere Resultate, so wäre es, da die Grundlinien feststanden, leicht gewesen, Lücken auszufüllen oder Verbesserungen anzubringen. Dann hätte B. auch den Lohn für seinen Fleiß erhalten. Jetzt aber wird er zusehen müssen, wie andere die schönen Funde für sich ausbeuten werden.

Heidelberg. WÄTJEN.

A. RÉBILLON, *Les Anciennes Corporations Ouvrières et Marchandes de la ville de Rennes.* In-8^{0}, 247 pp. Paris, Picard; Rennes, Plihon, 1902.

L'ouvrage de M. RÉBILLON semble être l'essai d'un débutant. On s'en aperçoit à quelque flottement dans la composition et à quelque gaucherie dans l'exécution de son travail. Mais ce sont de bien minimes défauts dans une œuvre qui par la conscience des recherches, la précision des renseignemens et la clarté de l'ensemble, se classe parmi les meilleures auxquelles ait donné lieu l'histoire des corporations ouvrières. On y sont déjà la trace d'une méthode excellente, l'action d'une véritable éducation scientifique, c'est-à-dire les qualités qui font défaut à la plupart des études analogues entreprises jusqu'ici dans un grand nombre de nos provinces. En résumé, le début de M. RÉBILLON est de ceux qui sont pleins de promesses, et montrent qu'il a un tempérament de véritable historien des faits économiques et sociaux.

L'auteur a conduit son enquête avec un soin scrupuleux, ne négligeant aucune source accessible. Les archives municipales de Rennes et les archives départementales d'Ille et Vilaine ont été minutieusement explorées par lui. Statuts corporatifs, livres de comptes et registres de communautés; dossiers des procès; actes et arrêts divers; correspondance des intendans, ont été analysés et utilisés. Les nombreux documents qu'il a étudiés sont mis à profit dans un exposé dont la trame est serrée et où il n'y a pas de développement inutile. On souhaiterait même parfois que le jeune historien eut été moins sobre de renseignements sur certains points.

C'est ainsi que la première partie, sorte de tableau de la formation des corporations rennaises, apparaît un peu étriqué: l'exposé

devrait être plus nourri. Il y avait la matière à 2 ou 3 chapitres, en distinguant les périodes. C'est par excès de discrétion, pour ne pas paraître alourdir son exposé, que l'auteur n'a pas profité de tous les éléments d'information dont il disposait. Quoique trop bref, ce chapitre fournit de précieux détails. On y assiste au développement économique de la capitale bretonne. Ses relations commerciales avec la Flandre, l'Angleterre, l'Espagne, l'Allemagne, la Normandie, la Guienne y sont brièvement indiquées. L'activité de ses marchands et leur rôle dans le commerce provincial y sont fidèlement notés. Au milieu des métiers industriels, on aperçoit l'importance que prennent deux industries, celles de la tannerie et de la teinturerie, nées des circonstances favorables du milieu agricole. Puis, avec la centralisation administrative et la concentration industrielle naissante, on voit se produire la décadence de l'industrie et du commerce rennais au XVII[e] et au XVIII[e] siècle. Rennes devient une ville administrative et judiciaire, dont les sept foires ne suffisent pas à ranimer l'activité commerciale et dont le mouvement industriel se restreint à l'approvisionnement du marché local. Dans la seconde moitié du 18[e] siècle, quelques grands établissemens de faïencerie et de chapellerie s'y organisent. Ils ne suffisent pas à donner à la capitale de la Bretagne l'aspect d'une ville de grande industrie [1]).

Les communautés industrielles et marchandes de Rennes appartiennent donc au groupe de la petite industrie et du petit commerce, prédominant, même à la veille de la Révolution, dans l'ancienne France. L'ouvrage de M. Rébillon prouve l'exactitude du fait général exposé déjà ailleurs par l'auteur du présent compte-rendu [2]). Il montre qu'en Bretagne comme en Poitou la forme corporative a été au Moyen-Age limitée à un petit nombre de communautés de métiers, et qu'elle est restée, même aux temps modernes, restreinte à une proportion plus ou moins grande de groupemens industriels ou commerçans privilégiés. Avant 1340, aucun document ne mentionne à Rennes de communauté organisé en *jurande;* les premiers statuts que l'on posséde pour cette ville sont ceux des boursiers-gantiers-blanconniers (1395). Lorsque, au XV[e] et au XVI[e] siècle, les artisans se groupent, tantôt spontanément, tantôt contraints, en *corporations jurées,* la plupart des métiers restent cependant *libres.* Successivement, 30 *métiers* rennais reçoivent la forme corporative. Au milieu du XVIII[e] siècle (1755), on compte seulement 24 métiers jurés à Rennes et 64 *métiers non jurés.* Les constatations de M. Rébillon concordent avec les nôtres sur un autre point. Elles démontrent que les privilèges corporatifs appartinrent surtout aux métiers de première necessité (alimentation, habillement et équipement, bâtiment), soit que ceux-ci les aient sollicités, soit qu'on les ait concédés, en leur imposant originairement des charges équivalentes. La liberté du travail, d'ailleurs bornée, dont on pouvait avoir alors l'idée, aurait donc été sous l'ancien

1) A. Rébillon, pp. 15 à 20.
2) P. Boissonnade, *Histoire de l'Organisation du Travail en Poitou,* tome II, chap. 1[er].

régime plus répandue qu'on ne le croit d'ordinaire, et le régime corporatif semble avoir été limité à la partie la moins nombreuse du monde industriel, du moins avant la généralisation du système règlementaire tentée par Colbert.

Limitant son sujet à l'étude des anciennes corporations rennaises, M. RÉBILLON a été amené à montrer quelle était l'organisation du régime corporatif à Rennes, et quels avaient été les rapports de ces communautés avec le milieu politique ou social représenté par les pouvoirs locaux ou par le pouvoir central. Deux idées générales, qui ne sont pas assez nettement énoncées dans cet exposé et qui se dégagent plutôt des faits analysés par l'auteur, dominent toute la seconde et la troisième section du travail de M. RÉBILLON[1]). Le caractère oppressif de l'organisation corporative ressort avec force des chapitres où sont décrits les traits essentiels des communautés jurées. C'est la meilleure partie du livre, et ces 10 chapitres, très-nourris dans leur précision, sont extrêmement instructifs[2]). Les dures règles de l'apprentissage et de la maîtrise apparaissent à Rennes combinées de manière à réserver le patronat à un petit nombre de privilégiés. L'apprenti, auquel on impose des conditions de religion, d'origine, d'honorabilité, est astreint de plus à faire enregistrer son brevet sur le registre (*déal*) de la communauté et à payer un droit assez onéreux (10 l pour les apprentis marchands). La limitation du nombre des apprentis restreint celui des candidats à la maîtrise. L'apprenti qui a pu résister au régime de travail (12 à 14 heures par jour de besogne, interrompue seulement par les repas), imposé par les statuts, est jugé apte à devenir maître, sans passer par le *compagnonnage.* Mais s'il possède en principe le droit d'aspirer à la maîtrise, il s'en faut de beaucoup qu'il arrive aisément à la dignité de *maître.* Il se heurte en effet aux privilèges des fils et des gendres de *maîtres*, à ceux des titulaires de lettres de maîtrise, aux difficultés du chef d'œuvre, où éclatent les sentiments malveillans des *maîtres* à l'égard des aspirants[3]). L'étroitesse d'esprit et l'égoïsme des corporations apparaissent encore plus clairement dans les règlemens qui les régissent. A Rennes, on observe comme ailleurs, l'existence de ces monopoles favorables aux métiers jurés urbains et qui leur permettent d'exploiter leur spécialité sans concurrents, ainsi que ces ordonnances qui multiplient les précautions contre les marchands ou les industriels forains. Elles donnent lieu à des querelles interminables entre forains et domiciliés, entre métiers jurés et métiers non jurés, entre négocians en gros et marchands au détail, entre marchands jurés et marchands privilégiés des voûtes du Palais du Parlement. Comme rançon du monopole, les corporations

---

1) L'auteur a divise son travail en 4 parties qu'il eut pu ramener à 3 (formation — organisation des corporations — rapports avec le pouvoir et chute du régime corporatif).

2) Malheureusement, il y a de proportion entre cette partis qui compte 10 chapitres (pp. 53 à 120) et la 1ère et la 2e qui n'en ont chacune qu'1.

3) RÉBILLON, pp. 55—78.

rennaises sont astreintes à une foule de règlemens d'hygiène, de fabrication, de vente, de police générale, qui ont pour corollaire tout un système de contrôle et de surveillance, de marques de fabrique et de vente, de visites à l'atelier et à la halle ou au marché ou au bureau des marchands, de saisies et de confiscations [1]).

M. Rébillon décrit avec la même précision les institutions administratives et charitables des corporations. Avec lui, on peut remarquer que cette autonomie corporative, dont le principe présentait tant d'avantages, se trouva, dans la pratique, entachée de nombreux abus. Les assemblées des communautés sont plus ou moins irrégulières; les élections des officiers de la corporation (*élus* ou *visiteurs-examinateurs* — *prévôts* ou *jurés*) parfois entachées d'illégalité; l'irrégularité de leur gestion financière est maintes fois signalée. Les corporations rennaises apparaissent, surtout au XVIIIe siècle, piètrement administrées, et, malgré leurs ressources, réduites par leur manie processive on par les exigences du fisc à un état voisin de la détresse. Le déficit dévient chronique, et c'est par voie de taxes directes (*esgail*) sur les membres de la corporation qu'on est forcé de le combler annuellement.

Dès le milieu du XIVe siècle, les métiers rennais s'étaient groupés en *confréries* dont la formation prépara l'organisation des jurandes. Ayant leurs chapelles, leurs autels, leurs fonds de réserve, leurs administrateurs, elles ont joué dans la vie des corporations un rôle qui fut d'abord actif, mais qui se limite depuis le XVIe siéle à des pratiques de dévotion formaliste et étroite. Les communautés de Rennes ont également tenté de créer une sorte d'assistance mutuelle, sous forme de secours aux patrons et ouvriers indigens, de rentes alloués aux veuves de maîtres, d'allocations aux orphelins, fils de maîtres. Toutefois, il convient de remarquer encore à cet égard que cette assistance ne semble pas avoir été organisée d'une manière très-forte, qu'elle n'a pas été exercée par l'ensemble des corporations, mais seulement par quelques-unes, et qu'elle a été limitée en général aux familles de patrons [2]).

Au reste, celles-ci végétaient souvent dans la gêne. Si l'on en excepte quelques-unes, telles que les communautés des marchands merciers et des bouchers, les corporations rennaises, du moins au XVIIIe siècle, ne renfermaient guère que des maîtres dont la condition était voisine de la misère. Tel était le cas de 15 métiers jurés sur 24, et de 50 métiers libres sur 55. La situation des ouvriers se trouvait encore plus précaire. Opprimés par les règlemens, sans protection contre l'arbitraire, exclus des assemblées de métiers, obligés pour se faire embaucher de recourir à l'intervention capricieuse et partiale des *prévôts,* ils sont astreints à un labeur épuisant de 11 à 15 heures par jour, peuvent être transférés, par décision des patrons assemblés, d'un atelier à l'autre, sont traités en criminels quand ils osent se mettre en grève [3]). Dans l'organisation du

1) Rébillon, pp. 78—92.
2) Rébillon, 35, 107—109.
3) Rébillon, 109, 114.

travail comme dans l'organisation de la société, l'ancien régime, depuis le XVe siècle, n'a su aboutir qu'à l'écrasement du faible et qu'à la consolidation du monopole de quelques privilégiés. Telle est la conclusion qu'on peut retirer de l'étude de M. Rébillon.

A la tyrannie corporative s'ajoute le despotisme du pouvoir. Il est en germe dans les deux siècles qui précèdent le colbertisme, et s'il n'a pas été alors très-gênant, c'est que le pouvoir central représenté d'abord par les ducs de Bretagne, puis par les rois de France, manquait de continuité dans les desseins et d'énergie dans l'action. Mais, nos propres recherches sur les origines et les progrès du système réglementaire permettent d'affirmer que l'intervention de l'Etat dans la vie industrielle et en général dans la vie économique remonte à la naissance même des temps modernes. M. Rébillon a découvert un règlement du duc Jean V de Bretagne qui dès 1424 fixe les conditions du travail et du commerce, détermine les salaires, et astreint les ouvriers à des obligations précises. Dès le XIVe siècle, on trouve des ordonnances royales analogues. Ce fait c'est donc pas isolé. Au XVe et au XVIe siècle, il est vrai, le pouvoir central en Bretagne se borne à approuver les statuts ou privilèges corporatifs, à interdire les confréries ou congrégations illicites, à favoriser l'organisation des jurandes, et à créer des lettres de maîtrise [1]). Toutefois, il ne faut pas oublier qu'à plusieurs reprises, les Valois et les premiers Bourbons ont essayé de réglementer d'une manière générale le travail. Si les documents spéciaux à la Bretagne ne font pas mention de ces ordonnances, il n'en est pas moins certain que dans cette province comme dans les autres, s'est produit un essai de réglementation, dont la trace s'est effacée, parce que la royauté ne sut pas vaincre la résistance ou l'inertie des organisations locales. Avec Louis XIV et avec Colbert, le système réglementaire triomphe. M. Rébillon a exposé dans une série de chapitres très nourris la plupart des formes que revêtit l'intervention royale. Il explique clairement quels furent les effets de la politique des règlements pour trois principaux métiers, ceux des orfèvres, des chirurgiens barbiers, des libraires et imprimeurs [2]). Il est regrettable qu'il n'ait pas poussé plus loin ses recherches, qu'il ne les ait pas étendues aux autres communautés, dont certaines, celles des textiles et de l'habillement, par exemple, subirent tout autant les exigences du pouvoir central.

Parfois ces exigences furent inspirées par le souci de l'intérêt public, bien ou mal entendu. On n'en saurait dire autant des créations d'*offices* et des *lettres de maîtrise* [3]), simples expédiens fiscaux qui contribuèrent à la ruine des métiers plus encore que la mauvaise administration des maîtres. A l'extension croissante de la tutelle administrative sur les communautés se rattache la question de la juri-

---

1) Rébillon, 33—52; ce chapitre aurait dû être placé, semble-t-il, au début de la 3e partie.

2) Rébillon, pp. 120—156.

3) Rébillon, pp. 156—160.

diction[1]), qui avant 1669 est partagée en Bretagne entre les tribunaux ordinaires et le sénéchal, et qui, depuis Colbert ou ses successeurs, est attribuée aux tribunaux municipaux et aux intendans, sauf appel au Parlement et au Conseil du roi. De là, des conflits entre les juges de police de Rennes et les intendans de Bretagne qui se poursuivent pendant une partie du XVIII[e] siècle.

Au milieu de ce siècle, on commence à apercevoir les vices du régime corporatif et du système règlementaire. L'idée des réformes naît dans la haute administration elle-même. D'après M. Rébillon, dès 1755 on projette la réorganisation des communautés d'arts et métiers en Bretagne. Puis apparaissent les projets de Bertin (1761), l'édit de mai 1767, l'édit de février 1776. Le plus intéressant de ces plans pour la Bretagne est celui de Tolosan (1781): il tendait à autoriser le cumul des métiers et à faciliter la liquidation des dettes des communautés. Mais comme il renforçait l'autorité des intendans sur les corporations, il se heurta à l'opposition entêtée du Parlement de Rennes et des Etats de Bretagne. Ces derniers en vinrent (21 janvier 1783), par haine pour le pouvoir central, à se réclamer des maximes de la liberté économique absolue, à proclamer que la „concurrence est la base des arts et du commerce“, et à demander l'abolition des privilèges, des monopoles et des règlemens[2]) au point de vue économique. C'étaient d'étranges théories dans la bouche des privilégiés qui composaient les Etats, et il est permis de suspecter la sincérité de ceux qui les mettaient en avant. En tout cas, elles ne représentaient nullement l'opinion des communautés rennaises, qui, dans leurs cahiers de doléances en 1789, se bornent à récriminer contre le régime politique, fiscal et social, sans émettre le moindre vœu pour la transformation du système industriel[3]). Condamné par l'opinion, aussi bien que les autres privilèges, le monopole des jurandes ne devait pas d'ailleurs tarder à disparaître, et les corporations jurées de Rennes furent dissoutes après la loi du 17 mars 1791, sans que leur disparition ait provoqué en Bretagne la plus petite protestation. A vrai dire, elles n'avaient jamais été populaires, et les classes ouvrières n'avaient, au moins pendant les trois derniers siècles de l'ancien régime, jamais eu à se louer d'un système plus favorable à l'égoïsme de quelques patrons et à l'action de l'Etat qu'aux intérêts des masses laborieuses et qu'à l'esprit d'initiative individuelle. Ces conclusions ressortent de l'ouvrage de M. Rébillon. Solide, bien informé, clair, il mérite d'être signalé, malgré quelques légers défauts, comme l'une des plus importants essais écrits pendant ces dernières années sur l'histoire de l'organisation du travail dans les provinces de l'ancienne France.

P. Boissonnade.

---

1) M. Rébillon a placé ce chapitre plus haut, pp. 114 et suiv., de sorte que son exposé reste isolé sans lieu suffisant avec les développemens qui précèdent et qui suivent immédiatement.

2) Rébillon, 4[e] partie chap. VI, 166—184.

3) Ibid. pp. 185 et sq.

Heinrich Ritter von Srbik, Der staatliche Exporthandel Österreichs von Leopold I. bis Maria Theresia. Untersuchungen zur Wirtschaftsgeschichte Österreichs im Zeitalter des Merkantilismus. Mit Unterstützung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller, K. und K. Hof- und Universitätsbuchhändler. 1907.

Das vorliegende, aus archivalischem Quellenmaterial herausgearbeitete, gründliche und den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Werk behandelt den fiskalischen Exporthandel Österreichs mit dem Produkte der Quecksilbergruben von Idria, wozu später auch das der Siebenbürger Grube von Zalakna kam, und dem Erzeugnis der oberungarischen[1]) Kupfergruben von Neusohl, später auch der von Schmölnitz an der Tatra und einiger Banater Gruben. Es ist also ein Stück der österreichischen Finanzgeschichte und Domanialverwertung. Der Verfasser gibt seiner Darstellung jedoch einen weiteren Hintergrund, indem er sich nicht nur in theoretischen Auseinandersetzungen über den Merkantilismus ergeht, sondern auch von Zeit zu Zeit Übersichten über die staatlichen Bemühungen um die Hebung der Volkswirtschaft im Sinne des Merkantilismus unter Leopold I., Joseph I., Karl VI. und den Anfängen Maria Theresias gibt, die unstreitig zu den anziehendsten Partien seines Buchs gehören, aber mit dem eigentlichen Gegenstande seines Buchs nur in sehr losem Zusammenhang stehen, insofern der Exporthandel mit Quecksilber und Kupfer mit dem Merkantilismus nur das Streben nach Hereinziehung fremden Kapitals in das Land gemein hatte, ohne daß dasselbe für die Hebung der Volkswirtschaft benutzt wurde. Man kann also nur von einer Gleichzeitigkeit, einem Parallelismus der finanzpolitischen und der volkswirtschaftlichen Bemühungen der Regierung, nicht von einem Ineinanderwirken beider sprechen. Der eigentliche Gegenstand des an sich vorzüglichen Werks führt den Leser in das Gebiet von Finanzoperationen, deren Darstellung für den im Bank- und Finanzwesen geschulten Leser großes Interesse hat, für jeden andern aber überaus anstrengend und dadurch ermüdend zu lesen ist. Für die österreichische Staats- und Finanzgeschichte ist das Srbiksche Werk in hohem Grade wertvoll durch den Einblick in die unsäglichen Schwierigkeiten, die die stete Finanznot der österreichischen Politik und Kriegführung bereitete, und darf von keinem Geschichtsdarsteller des österreichischen Staats und der Zeit, von der es handelt, unbeachtet bleiben.

Als Quellen haben dem Verfasser gedient das Hofkammerarchiv, Archiv der K. und K. Statthalterei in Graz, dessen acht Abteilungen besonders zitiert werden, das Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien, insbesondere die Abteilung Hollandica, und das Archiv der K. K. Bergdirektion in Idria, das dem Verfasser Abschriften seiner Akten gesandt hat.

Die älteste Form der Verwertung der fiskalischen Bergwerksprodukte war der Appalt, d. h. die staatliche Verpachtung der Kameral-

1) Amtlich jedoch als niederungarische bezeichnet.

einnahmsquellen. Die Quecksilbergruben von Idria waren seit 1580 vollkommenes Eigentum des Landesherrn und standen seit 1619 unter der Verwaltung der innerösterreichischen Hofkammer in Graz für Steiermark, Kärnten, Krain und das Littorale. Den Appalt hatte zuerst Albertinelli, dann Overholz, von 1631—1648 Bartholomäus Balbi von Wolfsdorf aus Genua, dann Johann Balbi. Der Gewinn belief sich jährlich auf 80000 fl. bei einem Verkauf von 3000 Ztr., beim Verkauf von 1500—1800 Ztr. auf 40000—45000 fl. für die Hofkammer, für den Pächter 80—100 p. Ct. Die Quecksilbertransporte genossen Mautfreiheit, was bei den vielen binnenländischen Mauten sehr ins Gewicht fiel. Das Schlimme war die fortwährende Geldnot der kaiserlichen Kasse, die bei den Appaltatoren immer neue Anleihen machte; sie hatte 1646 bei Johann Balbi schon 215000 fl. Schulden. Da machte 1658 der Hofkammerrat bei der innerösterreichischen Kammer Inzaghi den Vorschlag, den Quecksilberhandel in fiskalische Regie zu nehmen und versprach eine Einnahme von 150000 fl. brutto jährlich gegen 90000 beim Appalt und 100 fl. Einnahme vom Zentner anstatt 50 fl. Er wurde mit dem Hofkammerrat Breuner zum Inspektor des Quecksilberhandels ernannt und brachte ihn auch zur Blüte; die Produktion wurde auf 2000 Ztr. jährlich gesteigert; der Überschuß vom Verkauf belief sich 1663 und 1664 auf 105387 fl., etwa 100 p. Ct. Der Schaden des ganzen Geschäfts lag in den sogenannten Antizipationen, den Vorausbezahlungen der Verlagskosten, und in den besonderen Anleihen, die die Kammer bei Inzaghi nicht anders als bei den Appaltatoren machte. Die wichtigsten Verlagsplätze waren Amsterdam, wo 1658 das Bankhaus Deutz die Faktorei erhielt, und Venedig, wo die früheren Faktoreien der Häuser Cernezzi und Rezzonico beibehalten wurden. Trotz der großen Verdienste, die sich Inzaghi um den Quecksilberhandel erworben hatte, wurde er infolge einer Anklage des Geschäftsführers in Passau, Triangl, daß er durch einen Kontrakt den Venezianern den ganzen Gewinn habe zuschanzen wollen und den ganzen Handel mehr zu eigenem Vorteil, als zu dem der Hofkammer geführt habe, 1668 gestürzt und als Hofkammerrat abgesetzt. Nun wurde die Kameralverwaltung des Quecksilberhandels energisch durchgeführt. Dies war hauptsächlich das Verdienst des Wiener Großkaufmanns oder Niederlagsverwandten Hans Ludwig Mittermayer, später geadelt als v. Waffenberg, auf dessen Vorschlag in Wien eine „Quecksilberkorrespondenz und -Inspektion unter ihm und Johann Jakob Knopf, an dessen Stelle nach seinem baldigen Tode Michael Zollikofer trat, eingerichtet wurde. Sie wurde dem Kaiser, d. h. der österreichischen Hofkanzlei und der innerösterreichischen Kammer, der aber nicht viel mehr als der leere Titel der Direktion verblieb, unterstellt. In Amsterdam behielt Jean Deutz die Faktorei gegen Herabsetzung seiner Provision auf 2 %, in Venedig Rezzonico gegen Verringerung des Zinsfußes seiner Forderung von 6 auf 5 %. Für die Erblande wurde eine Faktorei in Steyr, für das Reich in Regensburg eine eingerichtet, zum Kommissionär für beide Gebiete die Firma Luckner & Mittermayer in Steyr bestellt, der auch die Spedition des Quecksilbers von Idria nach Amsterdam anvertraut wurde.

Jean Deutz erhöhte den Preis für das Quecksilber, bewog die ostindische Kompanie zur Abnahme von 54000 Pfund und streckte der Hofkammer zweimal je 150000 fl. zu 4% vor. Vierteljährlich mußte er nach Graz und an die Wiener Kommission berichten. 1670 war die Neuordnung der Quecksilberverwaltung durchgeführt. Das Bergwerk in Idria sollte sich selbst erhalten, der Ertrag des Quecksilbers sollte zur Ablösung verpfändeter innerösterreichischer Ämter und Mauten verwendet werden.

Anfänglich ließ sich die staatliche Administration sehr gut an. Mittermayer machte Ersparnisse an allen Kosten; die ersten 15 Jahre betrug angeblich der Gewinn aus dem Quecksilberhandel 1½ Millionen Gulden. Dennoch entging Mittermayer nicht den Anklagen seiner Gegner wegen Unredlichkeit seiner Verwaltung; er bewirkte aber durch ein Darlehen von 100000 fl. an den Hof, daß sie nicht gehört wurden. Er wurde 1690 zum Quecksilberinspektor ernannt und von der Handelsdirektion entbunden; er starb schon 1692; seine Nachkommen wurden 1702 in den Freiherren-, 1718 in den Grafenstand erhoben. Unter seiner Verwaltung betrugen die staatlichen Quecksilbereinnahmen 1/8 der Kameral-, 1/22—1/25 der gesamten Staatseinnahmen; sie wurden meistens von der Hof- und Zivilverwaltung, 1683 jedoch von den Kriegsbedürfnissen in Anspruch genommen. Allmählich schlichen sich aber wieder Schäden in der Verwaltung ein; Mangel an Aufsicht setzte die Faktoren instand, unberechtigten Gewinn zu ziehen teils aus der Verschiedenheit des Gewichts, teils durch die Wechselkurse; es fielen aber auch Entwendungen von Erz vor. Dazu kam nun das Schuldenwesen. Dieses bewirkte, daß der fiskalische Handel ganz in die Hand Hollands kam. 1695 wurde eine Staatsanleihe in Holland von 1550000 fl. holländisch (620000 Taler) auf das Quecksilber aufgenommen, deren Bezahlung aber große Schwierigkeiten machte, bald darauf eine zweite von 1½ Millionen Gulden, 1701—02 eine dritte, 1704 eine vierte von je 1 Million Gulden rheinisch; da aber die Quecksilberlieferungen nach Amsterdam unregelmäßig geschahen, so sank der österreichische Staatskredit, und von der letzten Anleihe gelangten nur 340000 fl. in die Staatskasse; in Idria wurde ein Kommissar von seiten der Interessenten bestellt. Diese erlangten dadurch das Mitbesitzrecht an den Gruben von Idria. Durch verfehlte Handelspolitik, hauptsächlich eine ungegründete Preissteigerung war der Quecksilberhandel auf einen tiefen Stand herabgedrückt worden. 1696 schon wurde die Legestätte Venedig aufgegeben, und von 1706 an war der ganze Exporthandel mit Quecksilber auf Amsterdam und die Firma Deutz beschränkt oder vielmehr konzentriert. Der ganze Ertrag des Handels wurde von den Zinsen und Spesen aufgezehrt. Der Bergbaubetrieb in Idria wurde eingeschränkt. Die Regierung kam ihren Lieferungsverpflichtungen nicht nach und stellte sie 1721 ganz ein. Diese Sachlage führte zum Plane einer Ablösung der Quecksilberschulden. Schon 1719 kam ein Kontrakt zustande, wonach die Gläubiger jährlich 1500 Ztr. Quecksilber anstatt der Geldzahlung nehmen wollten, was jedoch nicht ausgeführt und 1722 in Barzahlung zunächst durch die Universalbancalität in Wien, dann durch die Wiener Stadt-

bank ersetzt wurde, die in die Rechte der Holländer eintrat. Es wurde mit Ablösung der rückständigen Zinsen begonnen. Dem Erben von Johann Deutz, Gedeon Deutz, wurde ein Kommissar, Alderwerelt, zur Seite gestellt, der 1724 feste Anstellung als Kontrollor erhielt. Der Grubenbetrieb wurde nach Bedarf eingerichtet, seit 1725 auf 300 Lagel (450 Ztr.) bestimmt. Der alte Lagervorrat in Amsterdam war bis Anfang 1734 verbraucht; es kamen neue Lieferungen als Hypothek für eine neue Anleihe von 2400000 fl. dahin; der Rest der alten Schuld war im Dezember 1734 abgetragen, 1735 war die letzte Obligation in den Händen des Legationssekretärs Siegmann. Der Quecksilberhandel nahm nun nach der Befreiung von der holländischen Herrschaft einen großen Aufschwung; er belief sich 1741 auf 1664 Ztr. und brachte, unter Einrechnung des Siebenbürger Quecksilbers von Zalakna 249242 fl. 36 kr. in Brutto und 200—240000 fl. in Netto. 1739 wurde in Holland eine neue Anleihe von 800000 fl. gemacht.

Der staatliche Handel mit Kupfer von den fiskalischen Gruben von Neusohl, nachher auch von Schmölnitz litt sehr durch die immer wiederholten Aufstände der Ungarn, 1604 unter Bocskai, 1619—20 unter Bethlen Gabor, 1644 unter Georg Rakoczy, später unter Tököly und Franz I. Rakoczy; in langen Perioden ging dadurch der ganze Ertrag der Kupfergruben der Regierung verloren. Aber auch davon abgesehen waren die Produktionskosten und der Verlag so kostspielig, daß wenig oder nichts an die niederösterreichische, nachher an die Wiener Hofkammer kam, unter der die oberungarischen Bergwerke standen. 1642 wurde der Appalt des Kupferverlags an die Brüder Vinzenz und Benedikt Joanelli, zwei Wiener Großkaufleute, übergeben, in deren Familie er an 40 Jahre blieb; 1648 wurden sie von dem Verlage entbunden und wurden dafür Kupferkäufer mit der Verpflichtung, monatlich 1000 Taler ohne Interessen, bald darauf, vierteljährlich 4000 Taler dem Ärar vorzustrecken. Die Hofkammer geriet durch die Antizipationen und besondere Anleihen in immer größere Verschuldung, während die Joanellis einen nicht unbeträchtlichen Gewinn, 1651—1667 von 300000—400000 fl. rhein., zogen. Triangl bewirkte, daß Johann Andreas Joanelli gleichzeitig mit Inzaghi zur Untersuchung gezogen wurde; jedoch konnte ihm und seinen Eltern keine Verletzung des Vertrags nachgewiesen werden. Es folgte nach kurzer Appaltperiode eines gewissen Kriechbaum Hieronymus Joanelli, unter dem der Kupferhandel die schwerste Zeit wegen des Tökölyschen Aufstandes erlebte; Joanelli geriet selbst in Schulden, 300000 fl. an seine Vettern, während der Hof ihm 40000 fl. schuldete. 1677 lagen 15000 Ztr. Neusohler und Schmölnitzer Kupfer unverkauft. Joanelli kündigte 1679, ließ aber den Kontrakt noch zweimal verlängern. Nach Ablauf desselben befahl der Kaiser Leopold, daß die Direktion des Kupferhandels in Wien durch Mittermayer und Zollikofer geführt werden sollte; Faktoreien wurden in Wien, Regensburg, Breslau und Triest errichtet. Die Schuld an Joanelli wurde abgetragen. Die neuen Direktoren ließen sich die Erhöhung des Kupferpreises um 2 Taler pro Zentner gefallen. Sie begnügten sich mit 2 % Provision und erhielten keine Besoldung. Der Vorteil der eigenen Regie stellte sich

auf 30 % heraus gegen die Joanellische Verwaltung. Die Nachfrage nahm nach dem Frieden von Nymwegen zu; der Kupferpreis hob sich bis auf 48 fl. rhein. pro Zentner. Man zahlte auch mit Ware anstatt Geldes. Neusohl konnte nicht genug produzieren. Anweisungen zur Zahlung ergingen weit über den Kassenüberschuß. Für die Administration verblieben nur noch Wien und Breslau Legestätten. 1700 wurde nun auch das Kupfer als Hypothek für Anleihen benutzt; es gelang, 8200000 fl. rhein. in Holland auf Neusohler und Schmölnitzer Kupfer zu 5 % mit Verpflichtung zur Rückzahlung nach 8 Jahren gegen Lieferung von 2000 Ztr. sogleich und 4000 Ztr. jährlich aufzunehmen; Hamburg wurde Filiale des Kupferhandels von Amsterdam. Das Ärar konnte aber seine Verpflichtungen nicht erfüllen; es suchte deshalb den inländischen Verkauf durch unmäßige Preissteigerung einzuschränken. 1702 wurden neue Anleiheverhandlungen in Holland aufgenommen, die 1703 zu einer Anleihe von 2 Millionen fl. holländ. = 800000 fl. rhein. führten gegen Lieferung von 6000 Ztr. Neusohler und Schmölnitzer Kupfer und 300 Ztr. siebenbürgischen und oberungarischen Quecksilbers unter Aufsicht eines holländischen Bevollmächtigten, die Hälfte in Losrenten zu 5 %, die Hälfte in Leibrenten zu 12 %. Die Lieferungen konnten aber wieder nicht geleistet werden, da die Gruben in Rakoczys Hände fielen und erst 1708 Neusohl und 1710 Schmölnitz wieder in die der Hofkammer kamen. Es traten nun aber, da die Gruben fast zugrunde gerichtet waren, unglaubliche Verhältnisse ein. Anstatt 6000 Ztr. konnten nur 2000 Ztr. jährlich nach Holland geliefert werden; Deutz mußte die Interessen der Kupferschuld von 2 Millionen Gulden vorschießen; die Leib- und Losrenten wurden nicht mehr bezahlt. 1714 kam ein Kontrakt zustande, nach dem eine Kameralkommission die Verwaltung unter Direktion des Breslauer Verlegers Schreyvogel im Auftrage der Gläubiger und der Hofkammer erhielt, und Deutz Käufer des Kupfers anstatt Verleger wurde; er zahlte für die Wiederherstellung des Betriebes monatlich 10000 fl. Der Kontrakt wurde von Schreyvogel und der Hofkammer gebrochen. Die Hälfte der Deutzschen Zahlung wurde zur Schuldenzahlung verwendet, da eine neue Schuld bei den Gebrüdern Palm in Wien aufgenommen worden war. Schreyvogel brachte die Produktion der Grube von Neudorf (Iglo) an sich und benutzte auch die Mehrerzeugung von Neusohl und Schmölnitz in seinem Interesse. Jedoch hob sich die Produktion; es wurde eine Anzahl Gewerkschaftsgruben der sogenannten Waldbürger angekauft, andere Gruben wurden eingelöst, so daß der Gewinn sich auf 200 % steigerte, der des Schmölnitzer Bergbezirks jährlich um 80 %. So konnte die Kupferschuld getilgt werden; die Wiener Stadtbank schoß das Leib- und dann auch das Losrentenkapital vor; im Frühjahr 1736 war die ganze Schuld amortisiert. Nach Ablösung der Schulden konnte die Produktion hoch gesteigert werden bei geringen Kosten; schon seit 1719 waren im Banat zwei fiskalische Kupfergruben und eine walachische, die verpachtet wurde, dazugetreten. Seit 1736 wurde oberungarisches Kupfer über Triest ausgeführt. Schon 1738 wurden 3 Millionen Gulden auf Neusohl und Schmölnitz in Leib- und Losrenten neu aufgenommen bei den Gebrüdern Palm, denen man

die Bestellung von Vertretern in den Gruben zugestand. Die Kupferproduktion hob sich 1740 auf 11 135 Ztr., um 66 % in zwei Jahren. So war denn nach zahlreichen Mißgriffen in der Führung des fiskalischen Handels und nach den größten Bedrängnissen infolge der Verschuldung ein normaler Zustand eingetreten, bei dem die Bergwerke gediehen und ihre Produkte eine gute und sichere Hypothek für staatliche Anleihen abgaben. Die Umgestaltung des ganzen österreichischen Staatswesens und seiner inneren Politik unter Maria Theresia bewirkte jedoch, daß der Exporthandel des Staats mit Quecksilber und Kupfer nicht mehr die hervorragende Stelle in den Kameraleinnahmen behaupten konnte, wie vorher. Statistische Übersichten über die Quecksilber- und Kupferpreise, sowie über den Handel und die Produktion machen den Schluß des gründlichen und für die österreichische Finanzgeschichte hoch verdienstlichen SRBIKschen Werkes. Man kann nur wünschen, daß der Verfasser seine hervorragende wissenschaftliche Kraft nur bald auf eine Arbeit wendet, die seiner Kenntnis und Neigung für den Merkantilismus entspricht, nämlich einer Geschichte der österreichischen Staats- und Volkswirtschaft von Leopold I. bis auf Joseph II. Die Vorliebe für das System verleitet ihn jedoch einmal zu einer Behauptung, die wohl nicht aufrecht erhalten werden kann. Er sagt nämlich S. 115: „Der Handel war auch in diesem Falle (dem Einstellen der Zinnoberfabrikation in Idria) der Feind des Gewerbes; der unmittelbar gewinnbringende Absatz der Rohprodukte verhinderte die Entwicklung einer mit Opfern für die Staatskasse verbundenen Industrie.“ Wenn dieser Vorwurf auch gegenüber den Wiener Niederlagsverwandten berechtigt ist, so gilt er doch nicht für den damaligen schlesischen Großhandelsstand, der durch seine Tätigkeit die Blüte der schlesischen Tuch- und Leinenindustrie bewirkt hat; an anderer Stelle nennt SRBIK ja Schlesien, das damals zu Österreich gehörte, den Großfabrikanten von ganz Österreich.

Breslau. Prof. Dr. phil. H. FECHNER.

ANTON OVERMANN, Die Entwicklung der Leinen-, Woll- und Baumwollindustrie in der ehemaligen Grafschaft Mark unter brandenburgisch-preußischer Herrschaft. Ein Beitrag zur Wirtschaftspolitik der preußischen Könige im 18. Jahrhundert. Münstersche Beiträge zur Geschichtsforschung, Neue Folge XIX. Münster 1909, F. Coppenrath. 128 S.

Die teilweise heute bestehende wirtschaftliche Einheit, die wir in dem ehemaligen rheinischen Herzogtum Berg und in der westfälischen Grafschaft Mark beobachten, finden wir in ihren Anfängen bereits in früheren Jahrhunderten. Fließen die ältesten Zeugnisse für die wirtschaftliche Erschließung häufiger aus der von den kulturellen Mittelpunkten entfernter gelegenen märkischen Grafschaft[1]), so tritt uns das

1) Vgl. ILGEN, Die Landzölle im Herzogtum Berg, Ztschr. d. Bergischen Geschichtsvereins 1905, S. 227.

entwickelte und in Zünften organisierte städtische Leben früher in dem von der Natur zwar weniger gesegneten, indes durch eine lange Tradition hindurch als arbeitsam bewährten bergischen Lande entgegen[1]). Den im 13. Jahrhundert nicht mehr bedeutungslosen bergischen Städten Lennep und Wipperfürth kann keine gleichwertige Ansiedlung in der Mark zur Seite gestellt werden. Die Lage dieser Orte an der Ostgrenze des Landes beförderte die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Territorien. Besonders rege wurden diese in der neueren Zeit, so zwischen den Wupperorten Elberfeld, Gemarke, Barmen und dem westfälischen Schwelm. Dem in beiden Ländern im 17. Jahrhundert beobachteten wirtschaftlichen Niedergang folgte im 18. ein bedeutender Aufschwung, der Berg und Mark nur noch fester miteinander verkettete. Wie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts der Zuzug von Industriellen aus dem Bergischen namentlich nach Köln bemerkenswert war, so hatte bereits im 18. eine ähnliche Abwanderung nicht nur in die klevischen Lande, so nach Duisburg, sondern auch in die Mark stattgefunden, die nicht zum kleinsten Teil der Neubegründung der Textilindustrie zugute kam. Die im 18. Jahrhundert auf märkischem Boden ansässigen Familien Wichelhaus, Wuppermann, Rittershaus, Hardt, Moll stammen aus dem Bergischen. Es ist somit verständlich, wenn eine Darstellung der wirtschaftlichen Entwicklung der Mark häufig auf die Verhältnisse in dem rheinischen Nachbarlande zurückgreifen muß: auch in der vorliegenden Arbeit wird die Darstellung dieser Wechselwirkungen nicht vernachlässigt.

Overmann schildert uns ausführlich und anziehend die Bemühungen der brandenburg-preußischen Fürsten für die Förderung der bei der Besitzübernahme des Landes in kleinen Anfängen steckenden Textilindustrie. Dieselbe hatte, erklärlich durch das Vorherrschen des Hofsystems wie im Münsterlande und im Bergischen, einen starken ländlichen Einschlag. Jedenfalls hatte das Kölner und das bergische (Lenneper) Textilgewerbe an dem märkischen keinen ernsthaften Rivalen. Von einer bedeutenden Tätigkeit der Kommunen bei der Regelung des gewerblichen Lebens konnte bei dem wenig entwickelten Stand des Städtewesens im Gegensatz etwa zu Kleve kaum die Rede sein. Die preußischen Könige, zunächst Friedrich Wilhelm I., konnten deshalb ihre Bestrebungen entfalten, ohne auf eine selbstherrliche Opposition im Lande zu stoßen. Sie gingen darauf aus, die märkische Textilindustrie durch die Ansiedlung fremder kapitalkräftiger Manufakturisten konkurrenzfähig und dadurch die Einfuhr ausländischer Produkte überflüssig zu machen. Dabei mußte den Existenzbedingungen des ländlichen Handwerks Rechnung getragen werden, während die Städte durch Auferlegung der Zunftpflicht und des Meisterstücks das Land abgabepflichtig zu machen suchten. Namentlich den Landleinewebern gab König Friedrich II. eine bevorzugte Stellung. Nach seiner Ansicht mußten sie eher vermehrt als vermindert werden. Der heimischen Industrie sollten Einfuhrverbote, wie das des französischen Tuches im

1) Ilgen S. 238; Overmann S. 5.

Jahre 1676, und strenge Kleiderordnungen zugute kommen. Das bergische Tuch wurde indes nicht als ausländisch angesehen. Neben dieser Fürsorge des Landesfürsten gingen noch andere Bestrebungen, wie die einheitliche Festsetzung der Garnhaspel auf zwei Berliner Ellen, die Regelung der Lohnverhältnisse.

Einen wesentlichen Abschnitt des Heftes füllen die Bemühungen für die Einführung von Maschinen und für die somit vereinfachten Arbeitsbedingungen aus. Aus dem bergischen Ratingen wurde die Überführung der ersten Maschine im Jahre 1786 nach Hattingen an der Ruhr bewirkt. Die Versuche, die namentlich von Nikolai gemacht wurden, waren mannigfach, aber nicht immer glücklich. Wiewohl die Regierung im allgemeinen gegen Monopole war und mit der Erteilung von Privilegien häufig zögerte, so gewährte sie doch bei der Anlage von Bleichereien, z. B. in Schwelm, Vergünstigungen, um den an der Wupper im Bergischen zuerst entwickelten Anstalten ein wirksames Gegengewicht schaffen zu können. Wurde doch der Gedanke, eine Bleichereisozietät mit einem Aktienkapital von 50000 Rtlr. zu gründen, von der Regierung ernstlich erwogen. Diese Konkurrenzbestrebungen hatten dann freilich seitens der pfälzischen Regierung die zeitweise Unterbindung des mutuum commercium, d. h. der Freiheit der wirtschaftlichen Wechselbeziehungen, zur Folge, so daß z. B. kein bergischer Kaufmann im Märkischen Garn bleichen durfte.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die märkische Textilindustrie am Ende des 18. Jahrhunderts eine verhältnismäßige Blüte erreichte. Namentlich Plettenberg und Herdecke wiesen größere Betriebe auf. In Iserlohn diente das 1773 errichtete Arbeits- und Waisenhaus dem Textilgewerbe. Wenn es sich auf diesem Stand nicht behaupten konnte, so wird man die Gründe nicht nur in seiner allzu künstlichen Schöpfung erblicken, sondern auch in der regen Konkurrenz in den rheinischen Städten Duisburg, Kettwig, Aachen, Burtscheid, Düren, Eupen, Montjoie und Verviers, die in manchem dieser Orte gerade am Ende des Jahrhunderts sehr bedeutend und leistungsfähig war und sich daher bei den veränderten politischen Verhältnissen weithin bemerkbar machen konnte.

Die von Overmann auf S. 1 gegebene Umgrenzung der Grafschaft Mark ist insofern ungenau, als doch nicht nur der kleine Kreis (nicht Landkreis) Schwelm, sondern auch die Kreise Hattingen und Altena sowie der Landkreis Hagen die langgestreckte Grenze gegen das Herzogtum Berg bilden. Häufig werden auch die Namen von Personen und von Orten unrichtig geschrieben. So heißt die vielfach erwähnte Ruhrstadt Herdecke, nicht Herdicke. Ebenso lese man Meinerzhagen, Kettwig, das übrigens nicht zur Mark, sondern dem Abte von Werden gehörte. Irreführend ist der Satz auf S. 34, daß die Krämer „die Parasiten des Handwerks“ gewesen seien, die „unaufhörlich bemüht waren, auf Kosten der anderen Zünfte das Feld ihrer Gewerbetätigkeit zu erweitern“, da doch im allgemeinen von einer Gewerbetätigkeit der Krämer nicht gut die Rede sein kann.

Köln. Walther Tuckermann.

JOSEPH HIRN, Tirols Erhebung im Jahre 1809. Innsbruck, Heinrich Schwick, 1909. XVI und 871 S. mit einer Beilage. 10 K.

H. gibt in seinem genannten Werke unter anderem auch eine sehr verdienstvolle Vorgeschichte[1]) des tirolischen Aufstandes, den man mit Recht als einen vorzüglich bäuerlichen bezeichnen darf. Das städtische Element spielte in demselben eine untergeordnete Rolle, wie das schon die geringe Bedeutung des tirolischen Städtewesens an sich bedingte. Die Vorgeschichte des Jahres 1809 hat schon seinerzeit bei EGGER (Geschichte Tirols, III. Band) eine ausführliche und vielfach sehr tüchtige Bearbeitung erfahren. H. vermag nun die Darstellung EGGERs in vielen Punkten zu ergänzen, manches in ein ganz neues Licht zu rücken. EGGER hat sich im Wesen, was Benützung ungedruckten Materials betrifft, an das allerdings sehr wertvolle, aber doch unvollständige Material des Museum Ferdinandeum in Innsbruck gehalten. H. aber war in der Lage, vor allem aus den sehr reichhaltigen Beständen des Kreisarchivs und des Staatsarchivs in München zu schöpfen. Außerdem durchforschte H. für seine Zwecke mit Erfolg eine Reihe tirolischer Archive sowie das Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien. In ausgiebigerem Maße als bei H. sind hingegen von EGGER die zahlreichen Gesetze und Verordnungen, in deren Erlaß die bayrische Regierung eine nur allzu große Tätigkeit entfaltete, herangezogen. Man kann mit einiger Berechtigung behaupten, bei EGGER kommt zum Ausdruck, was die bayrische Regierung erreichen wollte, bei H., was sie tatsächlich erreichte.

H., der mit seiner Schilderung nicht nur von den Fachgenossen sondern auch von weiteren Kreisen vernommen sein will, konnte selbstverständlich nicht eine Geschichte der bayrischen Verwaltung in Tirol bieten, sondern mußte sich darauf beschränken, dieselbe nur insoweit zu charakterisieren, als ihre Beschaffenheit die Erhebung von 1809 beeinflußte. Da bringt nun gleich die Darstellung der Richtlinien der bayrischen Finanzverwaltung viel von neuen und wertvollen Beobachtungen. Die Bemühungen der bayrischen Regierung, Tirol zu einer „aktiven Provinz" zu machen, traten in fühlbarsten Gegensatz zu den Grundsätzen, welche seinerzeit die österreichische Finanzpolitik gegenüber Tirol geleitet hatten. Österreich sah in Tirol vor allem die natürliche Festung, legte daher auf den Besitz des Landes Wert aus militärischen und politischen Gründen; in finanzieller Hinsicht nahm es auf das arme, wenig steuerkräftige Land weitgehendste Rücksicht und räumte demselben gegenüber andern Provinzen manche Vorrechte ein. Die bayrische Finanzpolitik, die dem Lande allzu schwere Lasten auflegte, fand bei keinem Geringeren Verurteilung als bei dem obersten bayrischen Beamten Tirols, dem Hofkommissär Grafen Arco. Eingehend und mit Heranziehung wertvollen Materials werden von H. eine Reihe einzelner Operationen auf finanziellem Gebiet besprochen, so die Abwürdigung des von Österreich allzu leichtfertig ausgegebenen

1) Auf eine Besprechung der von H. gebotenen schönen Darstellung der kriegerischen Ereignisse von 1809 muß ich an dieser Stelle verzichten.

Papiergeldes, welche dem Lande nach Berechnung Aretins einen Verlust von fünf Millionen seines Barvermögens brachte, die Herabsetzung der Schwazer Obligationen und die Erhöhung des Zinsfußes für Stiftungskapitalien. In den Anmerkungen ist hier reichliches und wertvolles Material aufgehäuft und die Anregung für künftige Forschung geboten, diesen Fragen noch weiter nachzugehen. Üble Wirkungen für den bisher bedeutsamen tirolischen Transithandel zeitigte die napoleonische Handelspolitik, insbesondere die Kontinentalsperre.

Wie die bayrische Finanzverwaltung in Gegensatz zu jener Österreichs trat, so läßt sich Ähnliches hinsichtlich der politischen Verwaltung beobachten. Wenn auch in Österreich seit den Tagen Maria Theresias und Josephs II. der zentralistische Gedanke die Reorganisation der Verwaltung beherrscht hatte, so waren derartige Ideen doch nicht in jener Schärfe geltend gemacht worden wie jetzt unter der bayrischen Regierung. Der Erlaß der bayrischen Verfassung vom 1. Mai 1808 suchte Neubayern, wie es durch Napoleons Gnade geschaffen worden war, zu einem einheitlichen Staatsgebilde zu formen und die Verschiedenheiten partikularer Verwaltung, wie sie sich in der an Altbayern angegliederten Ländermasse vorfanden, auszugleichen. Als Vorbild hatte dem Montgelasschen Verfassungswerk der hochentwickelte Zentralismus des napoleonischen Polizeistaates gedient. Daß diese schärfste Geltendmachung zentralistischer Ideen, welche die tirolische Landeseinheit zerriß und an ihre Stelle (in Nachahmung der französischen Departementsverfassung) drei Kreise setzte, in Tirol, das wie alle Gebirgsländer stark autonomistische Neigungen besaß, Unwillen erregte, ist unschwer einzusehen. Weniger fühlbar machte sich in weiteren Kreisen die Beseitigung der landständischen Verfassung. Die Mißwirtschaft der Landstände auf finanziellem Gebiet erklärt es hinreichend, warum im Bürger- und Bauernstand der Untergang der tirolischen Verfassung anfangs so wenig beklagt wurde. Erst 1809 beginnt die Aufhebung der Verfassung unter den verschiedenen Beschwerden der Tiroler hervorzutreten. Das hatte aber seinen Grund nicht so sehr in einer Wertschätzung der Verfassung an sich; es hat vielmehr den Anschein, daß von außen her aus politischen Gründen Stimmung für die Wiederherstellung derselben gemacht wurde[1]).

In weiterer Darstellung der Vorgeschichte behandelt H. in einzelnen Kapiteln den Kirchenkonflikt, die Militärstellung und die Vorbereitung

1) Hormayr zumal war es, der mit Erfolg darauf ausging, die Tiroler über die Bedeutung des Verlustes ihrer „Verfassung" aufzuklären. Man wollte von österreichischer Seite die Aufhebung der Verfassung als eine Verletzung des Preßburger Friedens hinstellen und so einen Vorwand erlangen, um einerseits in die tirolischen Verhältnisse eingreifen, andererseits den Tirolern eine rechtliche Grundlage zur Erhebung gegen ihre Regierung bieten zu können. Die staatsrechtliche Begründung der Widerrechtlichkeit der Verfassungsaufhebung ist allerdings eine ganz unzureichende, weil auf einer unrichtigen Auslegung von Artikel 4 des Preßburger Friedens beruhend. Vgl. v. Voltelini, Forschungen und Beiträge zur Geschichte des Tiroler Aufstandes 1809, S. 28 ff.

des Aufstandes. Letztere, als rein politische Aktion, interessiert uns hier weniger. Die strenge Geltendmachung der staatlichen Kirchenhoheit Bayerns führte zu einer Reihe von Konflikten, obwohl die Kirchenpolitik Maria Theresias und noch mehr die Josephs II. seinerzeit ganz ähnliche Ziele verfolgt hatte wie jetzt jene Bayerns. Das findet aber zum Teil schon darin seine Erklärung, daß nach dem Tode Josephs II. die österreichische Regierung, was kirchliche Fragen anbelangt, wieder in konservative Bahnen eingelenkt war. Die strenge Geltendmachung des placetum regium sowie die Forderung unbedingten Gehorsams der Seelsorggeistlichkeit gegenüber Anordnungen der Regierung rief eine lebhafte Opposition der Geistlichkeit hervor, namentlich in den beiden Diözesen Trient und Chur, wo es schließlich zur Deportation der Bischöfe kam. Das mitunter recht kleinliche Vorgehen der bayrischen Regierung gegen volkstümliche Andachtsformen zog die breitesten Volksschichten unmittelbar in den Kirchenkampf herein.

Die Einleitung der Militärstellung endlich stieß auf umso heftigeren Widerstand, als Tirol bisher sein Landesregiment nur durch freiwillige Anwerbung oder strafweise Rekrutenzuweisung ergänzt hatte. Bedeutete die Einführung der Rekrutierung nur die Gleichstellung Tirols mit den übrigen zu Bayern gehörigen Gebieten, so war doch der Zeitpunkt für ihre Einführung angesichts des bevorstehenden Krieges mit Österreich höchst unglücklich gewählt. Der Umstand aber, daß man seitens Bayerns in Ansehung des heftigen Widerstandes, der gegen die Rekrutierung zutage trat, deren weitere Durchführung verschob, erschütterte das moralische Ansehen der Regierung erheblich und ermunterte die Anhänger gewaltsamen Umsturzes.

Die tirolische Erhebung ist, nach ihren Ursachen und ihren Zielen betrachtet, eine wesentlich im konservativen, ja noch richtiger im reaktionären Sinn wirkende Revolution und in dieser Hinsicht vergleichbar mit andern bäuerlichen Revolutionen, so jener des Jahres 1525. Man kann diese Bewegungen insofern als reaktionäre bezeichnen, als sie nicht so sehr auf eine Neugestaltung des politischen oder des sozialwirtschaftlichen Lebens gerichtet waren, sondern vielmehr auf eine Wiederherstellung vergangener, zum Teil auch überlebter Zustände und Verhältnisse. Die Wiederherstellung der guten alten Zeit ist das Ziel solcher Erhebungen; „stara pravda“, das alte Recht, wollten die slowenischen Bauern Innerösterreichs im Jahre 1519 mit gewaffneter Hand wiederhergestellt wissen; die alte Kirchenverfassung, die Wiederherstellung der bisherigen politischen Verhältnisse sowie der äußeren Bedingungen für das Wirtschaftsleben verlangten in ähnlicher Weise die tirolischen Bauern im Jahre 1809. Ebensowenig wie die Bauernerhebung zu Beginn der Neuzeit vermochte der Aufstand der Tiroler sein Ziel in dieser Hinsicht vollständig zu erreichen. Was veraltet und überlebt war, vermochte auch die zähe Anhänglichkeit der Bauern nicht wieder zu beleben selbst die so heiß ersehnte Rückkehr der österreichischen Herrschaft war nicht imstande, die bäuerlichen Erwartungen vollkommen zu erfüllen, obwohl das Regiment Kaiser Franz I. einer Vorliebe für Neuerungen wahrlich nicht geziehen werden konnte.

Innsbruck. Hermann Wopfner.

A. LOTZ, Geschichte des deutschen Beamtentums. Mit Buchschmuck und zahlreichen kulturhistorischen Abbildungen versehen von J. SCHLATTMANN und E. STRACH. Berlin 1909, R. v. Deckers Verlag (G. Schenck). 683 S.

In Jahrgang 1908 S. 601 f. unserer Zeitschrift haben wir die ersten Lieferungen dieses Werkes angezeigt und daselbst auch bereits die Grenzen der Darstellung angedeutet. Das jetzt vollendete Buch führt uns seinen Gegenstand bis zur unmittelbarsten Gegenwart vor. Bei der Schilderung der neuesten Zeit verweilt L. mit Vorliebe bei der Persönlichkeit der leitenden Männer der Verwaltung. Das Buch ist danach zu beurteilen, daß es in erster Linie den Wünschen des praktischen Beamten dienen will. Unter allen Umständen aber wird man ihm das Zeugnis geben, daß sehr viel Information in ihm steckt und daß der Verfasser sich um ein gerechtes Urteil bemüht. Über die Verhältnisse der brandenburgischen Instruktion für den Geheimen Rat von 1604 wird nicht ganz zutreffend berichtet (S. 87); vgl. was ich darüber in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft 1909 S. 493 bemerkt habe. Auch an der Darstellung der Entstehung des Landratsamts (S. 119) kann man wohl etwas aussetzen; doch ist dies ja ein schwieriges und auch noch nicht vollkommen gelöstes Problem. Zu den Mitteilungen über das Prüfungswesen im Beamtentum mag jetzt ROSENTHAL, Geschichte des Gerichtswesens und der Verwaltungsorganisation Bayerns II, S. 462 ff. hinzugenommen werden. Die Charakteristik des Kultusministers Raumer (S. 421) hätte sich noch präziser gestalten lassen, wenn die Schilderung bei VARRENTRAPP, JOH. SCHULZE S. 545 ff. berücksichtigt worden wäre.

Freiburg i. B. G. v. BELOW.

Histoire des doctrines économiques par JOSEPH RAMBAUD. 2e édition. Paris, Larose; Lyon, Effantin. 1902. In-8°.

M. JOSEPH RAMBAUD publie une seconde édition de son Histoire des doctrines économiques qui, comme la première, est destinée aux étudiants. Il a entrepris la tache singulièrement lourde de condenser à leur usage, en un seul volume de 700 pages, l'histoire de toutes les idées économiques qui ont été mises en circulation „depuis qu'il y a des économistes et qui pensent“, et il a réussi à écrire un ouvrage qui représente une somme de travail considérable, dont la lecture sera certainement très profitable au public auquel il est destiné, et qui d'ailleurs constitue pour tous ceux qui s'occupent d'économie politique, un bon instrument de travail, bien documenté, muni de tables bien faites et contenant d'utiles références.

L'auteur a divisé son ouvrage en quatre livres. Dans le 1er, qui porte le titre un peu paradoxal de l'„économie politique avant les économistes“, il étudie des écrivains qui traitent de questions économiques, mais qui, selon lui, ne sont pas cependant des économistes, parceque, dit-il (sans songer peut-être à ce moment-là à Aristote, à Nicolas Oresme

et à bien d'autres) ils n'ont pas la notion des lois économiques. Il 1° successivement sous ce titre parle des philosophes grecs en quelques pages seulement: 2° des jurisconsultes romains qu'on ne voit guère figurer habituellement dans un traité d'histoire des doctrines économiques, il nous les présente d'ailleurs comme n'ayant rien ajouté aux idées de leurs prédécesseurs, mais il émet cependant à leur sujet d'intéressantes considérations juridico-économiques; 3° du moyen-âge, à l'occasion du quel il traite assez longuement du rôle du christianisme à l'égard de l'économie politique, du capital et du prêt à intérêt, de la philosophie scolastique et de St Thomas d'Aquin. Enfin, dans l'avant dernier chapitre qui est le plus important de ce premier livre, il étudie le Mercantilisme, en insistant plus qu'on ne le fait habituellement, et avec raison d'ailleurs, sur Thomas Mun. Dans le dernier chapitre, il s'occupe des économistes financiers prédécesseurs des Physiocrates.

Dans un livre IIe, intitulé „les théories des lois économiques", M. Rambaud étudie les Physiocrates auxquels il consacre d'assez longs developpements, les économistes de l'école classique, leurs successeurs immédiats, leurs disciples de l'école mathematique et Autrichienne et même certains de ceux qui les ont combattus ou ignorés, tels que Sismondi, List, Carey ou Le Play et qui ne se seraient pas attendus sans doute à figurer en cette compagnie sous un pareil titre. Le troisième livre, que M. Rambaud intitulerait peut-être volontiers l'économie politique *après* les économistes, parcequ'il y traite d'auteurs qui ne croient plus à des lois „absolues" au sens où il l'entend, est consacré à l'Historisme et au Socialisme d'état, qu'il confond sous le même titre et dans la même étude, ces écoles étant inspirées, selon son opinion du moins, qui ne serait peut-être pas facilement acceptée par certains de leurs représentants tels que Brentano, et Wagner, par des tendances ou des principes communs. Enfin, dans le quatrième et dernier livre, l'auteur s'occupe du socialisme: il étudie assez longuement les précurseurs du collectivisme, le socialisme chrétien et, trop brièvement à notre gré, le socialisme scientifique, dans lequel il fait rentrer à notre grand étonnement les diverses théories de la nationalisation du sol, et d'où il n'exclut pas, semble-t-il, les ouvrages de Schäffle qui ne parait pas l'avoir convaincu „qu'il n'est pas socialiste". Il lui concède seulement qu'il est „d'un socialisme moins violent que „celui de Lassalle".

Si l'on cherche parmi toutes ces écoles celle à laquelle M. Rambaud parait se rattacher ou du moins dont il se rapproche le plus, on trouve que c'est peut-être encore l'école classique qu'il aime tout à la fois pour sa conception scientifique des lois économiques et pour son liberalisme, et à laquelle il ne reproche guère qu'une tendance à envisager l'économie politique à un point de vue trop exclusivement „chrématistique". — Mais il est délibérément hostile à l'historisme qu'il considère comme une théorie dangereuse, antiscientifique, parcequ'elle proscrit l'absolu du domaine de la science et méconnait ainsi la notion de loi; elle „renferme mille fois plus d'*immoralités*, que les historistes n'en ont jamais trouvé à reprocher au classicisme des disciples d'Adam Smith". Il condamne non moins énergiquement le

socialisme d'état, dont les doctrines lui paraissent „inspirée par l'illusion de croire que l'état peut conduire à son gré la nation". Et il est à peine utile d'ajouter qu'il se montre très dur pour le collectivisme, auquel il reproche tout à la fois ses tendances évolutionistes et interventionistes. — Les disciples modernes des classiques eux mêmes ne trouvent pas complètement grâce à ses yeux: aux uns, ceux de l'école Autrichienne, il reproche le caractère „métaphysique" de leurs doctrines, aux autres, ceux de l'école mathématique, „la stérilité" de leurs calculs.

Il semble donc bien, à en juger du moins par la position que prend M. Rambaud vis-à-vis de ces écoles, et par les appréciations qu'elles lui inspirent, qu'il doit être considéré comme un libéral modéré. Mais son libéralisme, et par le il se différencie des autres membres de l'école libérale, est fortement teinté de christianisme, et plus précisément encore, de catholicisme. Bien qu'il critique assez volontiers le caractère „métaphysique" de certaines doctrines, qu'il parait confondre quelquefois (quand il parle de l'école Autrichienne par exemple) avec le caractère alstrait, il est, parmi les auteurs modernes, l'un de ceux chez qui les tendances „métaphysiques" au sens précis du mot, s'affirment le plus fortement, au point de ne différer de celles des Physiocrates que par leur caractère plus nettement religieux ou même théologique. Non seulement il prétend établir entre la religion et la science, en particulier l'économie politique, une subordination, que beaucoup même dans l'Eglise tendent à remplacer aujourd'hui par une séparation complète, mais il croit aux lois économiques parceque, sans elles, le monde des phénomènes économiques manquerait de „cet ordre et de cette beauté" que Dieu à mis partout dans le monde. Et parceque ces lois économiques sont l'œuvre de Dieu, il les croit „bonnes et bienfaisantes", en ce sens que *les intérêts des individus s'accordent avec ceux de la collectivité,* de telle sorte que „dans la majorité des cas, la recherche honnête et morale de l'intérêt privé de chacun réalise *providentiellement* le bien général de tous". Il est à peine utile de faire remarquer que ce physiocratisme attardé qui revêt chez M. Rambaud la forme optimiste, pourrait, avec autant de logique, en s'appuyant sur le même fondement religieux et surtout catholique, c'est à dire sur l'idée de faute et de réparation, aboutir ainsi qu'il en est d'ailleurs chez les socialistes catholiques, à une conception pessimiste des lois économiques, impliquant une certaine contradiction entre les intérêts privés et ceux de la collectivité, et la nécessité de subordonner volontairement ou par la contrainte les uns aux autres. — Mais, qu'il se se rattache à son point de départ avec plus ou moins de nécessité ou de logique, le liberalisme de M. Rambaud n'est pas du moins exclusivement fondé sur des raisons d'ordre scientifique, et c'est pourquoi nous lui avons appliqué le qualificatif de „chrétien".

Toutefois il faut se garder sur ce point de toute confusion. Le catholicisme de M. Rambaud n'a rien de commun avec ce qu'on appelle aujourd'hui „le catholicisme social" et à plus forte raison avec le socialisme chrétien; il est même en antagonisme avec eux. M. Rambaud, en effet, se montre très sevère pour certain catholiques de notre siècle, „qui ont fait, dit-il, de regrettables et dangereux emprunts à

divers systèmes socialistes. Il leur reproche de vouloir toujours donner comme contrepartie aux droits individuels, des fonctions sociales, dont le contrôle ou même l'accomplissement serait confié à l'état, et il se refuse énergiquement à admettre qu'ils puissent trouver dans les doctrines des premiers chrétiens et des Pères de l'Eglise, „un point d'appui pour leurs formules qui, sous prétexte de rajeunir et de légitimer la propriété, ne seraient pas allées à moins qu'à autoriser la spoliation". C'est donc à l'école catholique libérale qu'il faut rattacher M. RAMBAUD, et encore son libéralisme catholique, comme celui de beaucoup d'autres membres de son école, ne diffère-t-il du libéralisme pur et simple, quant aux conséquences pratiques auxquelles il conduit, que par des nuances fugitives bien difficiles à saisir, car il déclare lui-même, et en cela, il a pleinement raison, qu'il n'y a pas une économie politique chrétienne pas plus qu'il n'y a une médecine chrétienne. Aussi mériterait-il plutôt, nous semble-t-il, lui et les autres membres de l'école catholique libérale, le qualificatif de chrétien économiste plutôt que celui d'économiste chrétien.

Ceci soit dit d'ailleurs non pas à titre de critique, mais de constatation, car les idées personnelles de M. RAMBAUD sur l'économie politique ne l'empêchent nullement d'analyser les idées des autres en pleine liberté d'esprit et de les exposer souvent d'une façon fort exacte et intéressante. Nous avons lu notamment avec beaucoup de plaisir les pages qu'il a consacrées au mercantilisme, dont il eut pu cependant marquer plus nettement l'évolution, aux corporations, au système de Law, aux doctrines des Physiocrates et de J. B. SAY, au socialisme chrétien. Mais sur un certain nombre de points nous sommes en désaccord avec lui. Il ne nous parlaît pas qu'il ait mis assez en lumière les origines du collectivisme, dont il parle cependant assez longuement, et qu'il l'ait suffisamment distingué, d'une part, du socialisme utopique, et de l'autre, du marxisme. Il eut pu aussi, nous semble-t-il, exprimer plus nettement en les dégageant de la forme un peu abstraite et convenue qu'on leur donne habituellement dans les ouvrages destinés à une réfutation sommaire faite pour des lecteurs convaincus d'avance, les objections des marxistes contre l'organisation économique actuelle. Ce que M. RAMBAUD nous dit de plus net à cet égard, c'est que Marx „n'a jamais voulu reconnaître que des instruments possédés par un entrepreneur aient dû figurer au nombre des causes économiques de la valeur et du produit". — Or ce n'est pas précisément ce que nie Karl Marx, il admet bien que les instruments sont la cause de la valeur des produits; mais cette valeur n'étant selon lui que du travail cristallisé, doit aller tout entière à ceux qui fournissent le travail, et non rester partiellement entre les mains du capitaliste qui, comme tel, n'a pas travaillé. Ce qu'il n'admet pas en réalité, c'est qu'une classe sociale, par le seul fait qu'elle détient, sous le nom de capitaux, le monopole du pouvoir de commander du travail, puisse opérer des prélèvements sur le produit de ce travail. C'est cette objection de parasitisme dirigée contre la classe bourgeoise que M. RAMBAUD à notre sens n'a pas assez nettement formulée et discutée. — Ajoutons qu'il a complètement passé sous silence l'évolution du marxisme

et la lutte très vive qui s'est engagée au sein du parti socialiste, dans tous les pays, entre les tendances révolutionnaires et les tendances réformistes.

Nous ne sommes pas non plus tout à fait d'accord avec M. RAMBAUD sur la conception qu'il se fait de l'économie politique classique, des lois qu'elle a prétendu formuler et des écoles qui dérivent directement d'elle. Les réponses qu'il oppose à cet égard aux objections de ses adversaires de l'école classique ne nous paraissent pas plus concluantes que les arguments par lesquels il combat les théories de ses continuateurs de l'école Autrichienne et de l'école mathématique. Au reproche que l'école historique fait à l'école classique d'avoir abusé de l'abstraction en échafaudant sur des données empruntées aux caractères généraux de l'homme et de la nature une conception de la vie économique degagée de tout élément contingent, avec la prétention cependant d'en tirer des règles de conduite pour la vie pratique, M. RAMBAUD répond en disant que l'école classique n'a pas perdu de vue autant qu'on le prétend la réalité vivante, que d'ailleurs l'abstraction est inséparable de la science, qu'il n'y a pas de science sans abstraction. Cela est entendu; on pourrait même dire avec Chevreul que tout fait est une abstraction, mais la question est de savoir quel usage on peut faire de l'abstraction, quels correctifs et quel contrôle il faut lui faire subir avant de s'en servir dans la vie réelle. Or, sur ce point, il semble bien que l'école classique et l'école historique se soient également trompées, la première en prenant des hypothèses pour des vérités acquises et des abstractions pour des réalités, la seconde en n'appréciant pas à leur juste valeur les services que peut rendre l'hypothèse pour atteindre la vérité et l'abstraction pour atteindre la réalité. C'est là ce que M. RAMBAUD ne semble pas avoir aperçu. Il n'a pas remarqué non plus, semble-t-il, que précisément l'école mathématique et l'école Autrichienne ont prétendu réagir contre ces deux tendances opposées et également vicieuses, en créant deux domaines séparés, l'un pour l'hypothèse et l'abstraction, l'autre pour les vérités demontrées et la réalité. On peut d'ailleurs discuter l'opportunité de séparer des données concrètes ou celle de compliquer encore les abstractions de l'école classique. Mais quand on admet, comme M. RAMBAUD, la légitimité de l'abstraction poussée aussi loin que l'ont fait les économistes classiques, on ne saurait opposer avec lui une fin de non recevoir absolue à la méthode de l'école Autrichienne et de l'école mathématique. De sorte qu'en dernière analyse, si les arguments qu'invoque M. RAMBAUD nous paraissent insuffisants pour défendre l'école classique contre ses adversaires de l'école historique, ils nous paraissent en revanche pleinement suffisants pour défendre contre M. RAMBAUD lui même les héritiers de l'école classique. Observons d'ailleurs en passant que la méthode de l'école mathématique, qui se rattache par les liens les plus étroits, que M. RAMBAUD ne parait pas non plus avoir remarqués, à celle de l'école Autrichienne est comme elle, dans le domaine de l'économie politique pure tout au moins, essentiellement déductive, qu'elle n'a rien de commun par conséquent, sinon l'emploi des chiffres et des formules, avec la méthode statistique qui est au contraire une des formes de la

méthode d'observation, et qu'il ne convient pas par conséquent, comme l'a fait M. Rambaud, de confondre ces deux méthodes sous le même titre, dans le même exposé et la même critique.

Quant à l'école historique enfin et aux critiques que formule contre elle M. Rambaud, nous aurions beaucoup à dire. Mais il nous permettra de ne pas prendre trop au sérieux, en raison même de leur gravité, les objections dont il prétend l'accabler. Que l'école historique se soit livrée à des exagérations dans la critique qu'elle a faite des théories classiques, qu'elle ait cédé plus d'une fois à la tentation de démolir au lieu de mettre au point, d'opposer trop vivement le relatif de ses conceptions à l'absolu de celles des classiques, c'est ce que tout le monde commence à admettre aujourd'hui. Mais qu'elle n'ait aucun caractère scientifique ni même „éthique", elle qui a inventé ou du moins vulgarisé le mot, sinon la chose, M. Rambaud aura beaucoup de peine à le faire accepter. En tous cas, nous avouons ne pas comprendre du tout pourquoi le fait que l'école historique allemande ne s'est pas inspirée de considérations religieuses lui enleve le droit de reprocher à l'école anglaise d'avoir négligé dans son analyse des phénomènes économiques les mobiles autres que l'intérêt personnel et l'égoisme. Lucien Brocard.

W. Langenbeck, Geschichte des deutschen Handels (Aus Natur und Geisteswelt, Band 237). B. G. Teubner, Leipzig 1909. Geb. 1,25 Mk.

Das vorliegende Bändchen bildet eine Ergänzung zu der in der gleichen Sammlung veröffentlichten Arbeit des Referenten über die Geschichte des Welthandels. Ein Überblick über das Literaturverzeichnis zeigt ebenso wie der Gang der Darstellung, daß Verfasser das umfangreiche Quellenmaterial sorgfältig verarbeitet hat; auch weiß er den oft spröden Stoff anschaulich und fesselnd zu formen. Der allgemeine Verlauf der Entwicklung ist treffend charakterisiert; doch scheint es, als ob der zweite Abschnitt über die Zeit vom Ausgang der Karolinger bis zum Ende des Mittelalters zu skizzenhaft behandelt ist. Insbesondere hätte wohl für eine eingehendere Würdigung der tiefen wirtschaftlichen Gegensätze zwischen Städten, Rittern und Landesherren Platz geschaffen werden können. Auch scheint die Wirksamkeit der Territorialherren für die Hebung des Handels im späteren Mittelalter etwas unterschätzt zu sein. Recht dankenswert sind die Ausführungen über die Organisation des städtischen Marktes und des Binnenhandels (Transport-, Straßen- und Zollwesen). Auch hier zeigt sich, daß der Verfasser über die neueren Forschungen und die sich widersprechenden Anschauungen gut unterrichtet ist. Bei der Erörterung der Kolonialpläne des Großen Kurfürsten hätte vielleicht auch der geniale Versuch Augusts des Starken von Sachsen, durch Beteiligung am portugiesischen Pfeffermarkt Einfluß auf den Welthandel zu gewinnen, erwähnt werden können. Doch beeinträchtigen solche Einzelwünsche den Gesamtwert des Buches nicht.

Marburg i. H. Max Georg Schmidt.

F. Friedensburg, Die Münze in der Kulturgeschichte. Berlin 1909, Weidmannsche Buchhandlung. VIII und 241 S.

In A. Luschin v. Ebengreuths „Allgemeiner Münzkunde und Geldgeschichte“ (München 1904) besitzen wir ein Werk, das sich nicht nur durch eine gewaltige Fülle von Gelehrsamkeit auszeichnet, sondern auch noch auf lange hinaus mannigfache wissenschaftliche Anregungen geben wird. Aber neben ihm haben noch mancherlei Arbeiten zur Münzgeschichte, die ein spezielles Ziel verfolgen, Platz. So begrüßen wir denn die vorliegende Arbeit eines Münzkenners und Münzforschers, der seit langem einen Namen in der Disziplin der Münzgeschichte besitzt. Dieses Buch über „Die Münze in der Kulturgeschichte“, das F. der philosophischen Fakultät der Universität Breslau als Dank für die Verleihung des Ehrendoktorats darbringt, sucht darzustellen, wie die Münze zugleich Erzeugnis, Werkzeug und Denkmal der allgemeinen Kultur ist, indem es in besonderen Abschnitten ihre Beziehungen zur Wissenschaft, zur Religion, zum Verkehr zur Kunst, zur öffentlichen Meinung und zum Volksleben darlegt. F. bemerkt selbst, daß er hiermit kein Lehrbuch bieten wolle; wie man aus den eben über den Inhalt gemachten Andeutungen ersieht, ist auch eine strenge Systematik der Disposition nicht beabsichtigt. Es handelt sich aber jedenfalls um eine Schrift, die in anziehender Form sehr viel Belehrung gewährt. Wenn F. erklärt, er sage den Fachgenossen nichts Neues, so trifft dies nur für den speziellen Münzforscher zu; der große Kreis der historisch interessierten Personen, die für Münzgeschichte auch etwas übrig haben, wird ihm für seine Mitteilungen und Anregungen sehr dankbar sein. Um auf ein paar Einzelheiten einzugehen, so kann man nicht erwarten, daß eine Erscheinung wie die der „Kipper und Wipper“ im Rahmen des vorliegenden Buches allseitig gewürdigt wird (vgl. dazu übrigens Hist. Ztschr. 102, S. 547 f.; Riezler, Gesch. Bayerns 6, S. 48). Es handelt sich, wie auch F. richtig darlegt, hierbei nicht um etwas Isoliertes: die Herabsetzung des Feingehalts der Münzen kommt vorher wie nachher wiederholt vor. Man meinte von oben her ihren Wert einfach dekretieren zu können. Betrügerische Absicht kann neben dieser Anschauung hergehen. Die Kleinstaaterei Deutschlands machte solche Dinge stets besonders unerquicklich. Alles, was von diesen Voraussetzungen aus möglich war, wurde aber damals gesteigert durch die große Not der Zeit, und es kam zugleich etwas wie eine geistige Epidemie hinzu, ähnlich wie es sich bei dem Südseeschwindel von 1720 (vgl. diese Ztschr. 1908, S. 559) verhält. Übrigens würden die Darstellungen der Kipper- und Wipperzeit wohl in manchen Beziehungen eine Änderung erfahren, wenn der bekannte Aufsatz von Opel (Hist. Ztschr. Bd. 16), auf den man sich noch immer wesentlich stützt, eine Ergänzung durch Studien in süddeutschen Archiven erhielte. S. 77 verwendet F. das Wort „Gesta Dei per Francos“ zur Charakterisierung der Sinnesweise der alten Franken. Das dürfte doch nicht ganz zulässig sein.

Freiburg i. B. G. v. Below.

Beschreibung des Oberamts Urach. Herausgegeben vom K. Statistischen Landesamt. 2. Bearbeitung. Mit Höhenkurvenkarte, Entfernungskarte und mit Stadtplan von Urach. Stuttgart 1909, W. Kohlhammer. X und 788 S.

Durch den Besitz seiner Oberamtsbeschreibungen zeichnet sich Württemberg seit langem vor andern deutschen Staaten aus. Wir haben hier von der zweiten Auflage die Darstellung des Oberamts Urach anzuzeigen und machen auf sie um so lieber aufmerksam, als das Unternehmen außerhalb Württembergs noch keineswegs genügend bekannt ist. Der Band enthält zunächst einen „Allgemeinen Teil", mit den Unterabteilungen: 1. Natürliche Verhältnisse; 2. Altertümer; 3. Geschichte; 4. Volkstümliche Überlieferungen und Mundart; 5. Wirtschaftliche Verhältnisse; 6. Öffentliche Verhältnisse (Rechtspflege, Finanzverwaltung, Kataster- und Steuerwesen usw.). Dann folgt, den kleineren Teil bildend, die Beschreibung der einzelnen Orte, wiederum mit historischen Rückblicken. Die Mitarbeiter sind aus dem Kreise bewährter Sachkenner ausgewählt, wie wir denn unter ihnen einen so trefflichen Forscher auf dem Gebiet der historischen Pflanzengeographie wie GRADMANN finden. Neben seinen Beiträgen kommen für uns namentlich die von V. ERNST, dem eigentlichen Historiker des Bandes, in Betracht. Er hat für die verschiedenen Seiten der Wirtschaftsgeschichte selbständige archivaliche Forschungen angestellt (vgl. z. B. den Abschnitt über Verkehrsgeschichte). Von den mancherlei interessanten Ausführungen, die er uns gibt, seien die über die Konstanz der Wohnplätze und die doch nur wenigen Verlegungen von Gehöften in die Mitte des Arbeitsfeldes (S. 189), über die Geschichte der Leibeigenschaft (S. 231 ff.) erwähnt. S. 188 bespricht ERNST die Verfügung des Grafen Eberhard, daß die Einwohner schwören sollen, nicht von der Herrschaft Württemberg zu verziehen. Meines Erachtens geht es zu weit, sie mit einer allgemeinen Landflucht in Zusammenhang zu bringen. Es handelt sich wohl wesentlich nur um eine Beschränkung der Freizügigkeit, wie sie auch in solchen Territorien vorkommt, bei denen von einer großen Landflucht nicht die Rede sein kann. Bemerkenswerte Tatsachen anderer Art, die die Annahme einer Landflucht nahelegen könnten, hat E. allerdings beigebracht.

Freiburg i. B. G. v. BELOW.

Minden-Ravensberg unter der Herrschaft der Hohenzollern. Festschrift zur Erinnerung an die dreihundertjährige Zugehörigkeit der Grafschaft Ravensberg zum brandenburgischpreußischen Staat. Bielefeld und Leipzig 1909. Velhagen & Klasing. 379 S.

Dieser Sammelband enthält folgende Beiträge: H. TÜMPEL, Politische Geschichte (bis zur Gegenwart); H. EICKHOFF, Kirchen- und Schulgeschichte; O. SCHULZ, Die Entwicklung der Landwirtschaft; H. POTTHOFF, Geschichte von Gewerbe und Handel; H. BLOCKS, Geschichte

des Post- und Telegraphenwesens; W. MICKE, Die Entwicklung der Eisenbahnen; H. JELLINGHAUS, Volkskunde; E. MAGNUS, Das Bauernhaus in der Grafschaft Ravensberg; W. ENGELS, Ravensbergisches und minden-ravensbergisches Münzwesen von 1609—1706. Aus der in jeder Hinsicht trefflichen Darstellung von TÜMPEL (der zugleich Herausgeber der ganzen Festschrift ist) möchten wir namentlich hervorheben, daß die Geschichte der politischen Parteien eingehend behandelt wird. Es ist zu wünschen, daß sie darin Nachahmung findet: dieser Teil der inneren Geschichte wird noch viel zu wenig gepflegt. EICKHOFFS Beitrag ist bei der Bedeutung, die der kirchlichen Entwicklung Ravensbergs im 19. Jahrhundert zukommt, besonders willkommen. Der Artikel von SCHULTZ entbehrt nicht des Belehrenden; doch vermißt man teilweise die Benutzung der neueren Literatur. Die Darstellung von POTTHOFF, einem Schüler von K. BÜCHER, zeigt die Vorzüge dieser Schule. Aber BÜCHERS Lohnwerktheorie hätte doch mit mehr Zurückhaltung vorgetragen werden sollen (S. 181); vgl. mein „Territorium und Stadt“ und Histor. Ztschr. Bd. 86. Die Schilderung von MAGNUS ist dankbar aufzunehmen, insofern sie gegenwärtige Verhältnisse behandelt. Die historische Erörterung läßt manches zu wünschen übrig. Es mag bei dieser Gelegenheit auf ein Urteil hingewiesen werden, mit dem EDWARD SCHRÖDER in den Streit über die Herkunft des Einzelhofsystems eingegriffen hat. Er bemerkt, „Stadt und Dorf in der deutschen Sprache des Mittelalters“, Sonderabdruck aus den Nachrichten der Gött. Gesellschaften d. Wiss. Geschäftl. Mitteilungen 1906, 2. Heft, S. 4: „Das Wort Dorf besitzen die Germanen mit den Kelten gemeinsam: auch auf deutschem Boden ist es mehrfach in keltischer Form als Ortsname überliefert (Trebra, Drever, Drebber, Tribur), und hierin haben wir einen bedeutungsvollen Hinweis darauf, daß bei den Kelten Nord- und Westdeutschlands das Zusammenwohnen in Dörfern nicht das Gewöhnliche war. Von dieser Seite her erhält die schlecht bewiesene These MEITZENS von den Einzelhöfen der nordwestdeutschen Kelten eine gewiß beachtenswerte Stütze.“

Nehmen wir die andern Beiträge des Sammelbandes hinzu, so haben wir in ihm im ganzen eine erfreuliche Bereicherung auch der wirtschaftsgeschichtlichen Literatur zu begrüßen.

Freiburg i. B. G. v. BELOW.

Erwiderung.

Meine Schrift über die friesischen Standesverhältnisse in nachfränkischer Zeit ist in dieser Zeitschrift[1]) von HÖFFLINGER in einer Weise besprochen worden, die einer Antwort bedarf.

Mein Rezensent hat es nicht für erforderlich gehalten, zu den von mir behandelten Fragen sachlich Stellung zu nehmen. Er begnügt

1) Bd. VII S. 328, 539.

sich damit, in sechs Einzelfällen meine Arbeitsmethode zu beanstanden und daraufhin ein näheres Eingehen abzulehnen. Trotz dieser Zurückhaltung hat er genug gesagt, um eine Klarlegung seiner Rezensionsmethode zu ermöglichen. Sie besteht in Verwechslungen. Ich will mit dem Schlußangriff beginnen, weil er der ausführlichste ist und von Höfflinger als besonders vernichtend vorgetragen wird.

I. Die Verwechslung von Text und Konjektur.

Höfflinger verspricht ein bedauerliches Beispiel „für Hecks gewaltsame Art, die Belegstellen nach seinem Bedarf zu interpretieren", und gibt nun von meinem Fehlgriff die nachfolgende Schilderung: „Da wird auf zwei Seiten (208, 209) ein wichtiges Novum angekündigt, das sich — als eine Wiederaufnahme einer schlechten Lesart Herolds herausstellt. Im Epilog zu tit. XXII der lex Fris. heißt es:

. . . nobilis vero hominis compositio, sive in vulneribus et percussionibus et omnibus, que superius scripta sunt . . .

. . . liti vero compositio, sive in vulneribus, sive in percussionibus, sive in mancationibus et in omnibus superius descriptis . . .

Hier setzt Heck beide Male mulieribus statt vulneribus. Es wäre also zu übersetzen: bei Frauen, Schlägen, Verstümmelungen etc. Doch genug damit." — „Es dürfte schwerlich jemand Lust fühlen, auf solche Argumente eingehend zu entgegnen."

Ein mit den friesischen Quellen vertrauter Leser wird ohne weiteres erkennen, auf welchem Fehler das Urteil des Rezensenten beruht. Für Fernerstehende sei bemerkt, daß wir von der lex Frisionum nur eine einzige Überlieferung besitzen, nämlich nur jenen Druck Herolds, den der Rezensent so nichtachtend behandelt. Es existiert weder eine Handschrift noch ein nicht auf Herold zurückführender Druck. Das ist allgemein anerkannt[1]). Es gibt daher überhaupt „keine Lesarten", wie mein Rezensent meint, sondern nur einen Text, den Text Herolds und daneben Konjekturen neuerer Schriftsteller. In diesem einzigen Texte steht nun an den beiden fraglichen Stellen mulieribus. Die Worte vulneribus, welche Höfflinger für Textworte hält, stammen von Gärtner, der sie 1730 in seiner Ausgabe von Siccama bringt[2]). Richthofen hat diese Änderung als Emendation aufgefaßt und übernommen mit der dürftigen Begründung, daß die Überlieferung mulieribus sinnlos sei.

Diese Emendation ist schon aus allgemeinen textkritischen Gründen bedenklich. Es handelt sich um ein zweimaliges Vorkommen desselben Ausdrucks. Auch mußte jedem schlecht orientierten Schreiber oder Drucker die Kombination von vulneribus und percussionibus näher liegen als die von mulieribus und percussionibus. Mein „Novum"

---

1) Vgl. z. B. R. Schröder, Lehrbuch der deutsch. Rgsch. § 31, 11. Brunner, Handbuch I § 47 usw. Dissentienten gibt es nicht.

2) Die Änderung ist weder hervorgehoben noch motiviert. Es muß dahingestellt bleiben, ob sie vom Herausgeber herrührt oder vom Korrektor.

besteht nun in einer früher nicht gemachten Beobachtung, welche jeden Anlaß zu der Textkorrektur beseitigt. Die Bußen des Titels XXII beziehen sich allerdings überwiegend auf Wunden, aber dieser Titel handelt tatsächlich auch von Frauen, und zwar stehen diese Beschlüsse gerade am Ende des Titels unmittelbar vor dem Epilogus[1]). Der Epilogus enthält eine rückschauende Erläuterung. Er sagt, daß die vorhergehenden Bußzahlen für den liber gelten. Es ist nun psychologisch durchaus möglich und bei einem Rechtsprotokoll besonders naheliegend, daß die Verfasser einer solchen Rückschau die zuletzt stattgehabten Verhandlungen zuerst ins Auge fassen und erwähnen. Diese letzten Beschlüsse stehen ja noch frisch im Bewußtsein. Da nun die zeitlich letzten Verhandlungen sich auf die Frauen bezogen haben, so ist es nicht sinnlos, sondern vollkommen verständlich, wenn bei der Aufzählung der Bußfälle uns an erster Stelle die Frauen begegnen. Mit dieser einfachen, von keiner Streitfrage abhängigen Beobachtung entfällt jeder Anlaß zu der Konjektur[2]).

Das ist derjenige Sachverhalt, der auf HÖFFLINGER so abschreckend gewirkt hat. Wie kommt nun mein Rezensent dazu, in dieser Restitution des Textes ein bedauerliches Beispiel für gewaltsame Interpretation zu finden? Er ist auf die Gründe gar nicht eingegangen, sondern meint, wie sein Gedankenstrich beweist, schon mit der bloßen Mitteilung, daß ich mich auf Herold berufe, einen Trumpf auszuspielen. Er erwartet, daß jeder Leser ein solches Verhalten als unmethodisch auffassen würde. Wie erklärt sich eine so merkwürdige Erwartung? Wie kann ferner der Rezensent seinen Lesern die Emendation GÄRTNERS ohne jede Einschränkung und Ursprungsangabe als den Text der lex Frisionum mitteilen und den wirklichen Text als eine von mir vorgeschlagene Veränderung? Eine solche Vertauschung würde, wissentlich vorgenommen, eine Fälschung des Sachverhalts sein. Das Bedenkliche der Doppelemendation scheint der Rezensent erkannt zu haben („beide Male"), aber er legt dies Bedenken mir zur Last und nicht den Vertretern der Gegenansicht. Für das ganze Verhalten gibt es nur eine Erklärung: Der Rezensent weiß gar nicht, daß

---

1) Der Zusammenhang ist folgender:

Titel XXII § 88. Si quis liberam feminam, et non suam, per maxillam strinxerit, duobus solid. comp. et duos solid. pro freda.

§ 89. Si per verenda ejus comprehenderit, IV solid. comp. et duos solidos pro freda.

Epilogus.

Haec omnia ad liberum hominem pertinent, nobilis veo hominis compositio sive in mulieribus et percussionibus et in omnibus, quae superius scripta sunt . . .

2) Das Ergebnis ist für die Ständekontroverse wichtig. Es bestätigt meine schon vor Jahren unter Verwendung des emendierten Textes aus der Untersuchung der Bußzahlen gezogene Folgerung, daß die Verfasser des Epilogus gerade den Schlußteil des Tit. XXII im Auge hatten. Die gegenteilige Ansicht spielt unter den Gründen meiner Gegner eine Hauptrolle.

die Ausgabe Herolds die einzige Überlieferung der lex Frisionum ist. Er meint, daß ich mich gegen eine anderweit gesicherte Überlieferung auf einen alten Druck berufe. Infolge dieser Unwissenheit hat mein Rezensent die Parteirollen verwechselt. Er hält mich für einen Konjekturalkritiker und fühlt sich selbst als konservativen Textverteidiger. Deshalb ist HÖFFLINGER allerdings von dem Vorwurf der Fälschung freizusprechen, aber dafür treffen ihn andere Vorwürfe. Schwerer noch als die Unkenntnis wiegt die überraschende Leichtigkeit des Urteils. Mein Rezensent bringt es fertig, über eine textkritische Ansicht abzuurteilen, ohne von der Überlieferung Kenntnis zu nehmen.

II. Die übrigen Verwechslungen.

1. HÖFFLINGER lehnt von vornherein die Wergeldgleichungen als unzuverlässig ab und beruft sich dabei „gegen HECK“ auf RIETSCHEL. Er kann die Ansicht RIETSCHELS nur vom Hörensagen kennen. Denn RIETSCHEL hat an der einzigen Stelle, an der er sich äußert[1]), die allein in Frage stehende Vergleichung der friesischen Wergelder untereinander gebilligt und bei dem mittelfriesischen Problem als sehr beweiskräftig anerkannt. Nur die Vergleichung der Wergelder verschiedener Stämme, wie sie von meinen Gegnern BRUNNER, VINOGRADOFF, HILLIGER und JAEKEL als Grundlage ihrer Ansicht verwendet wird, hat RIETSCHEL abgelehnt. 2. Mein Rezensent meint, daß die Unzuverlässigkeit meiner Wergeldgleichungen gleich bei dem ersten Teil meiner Arbeit, bei der Frage der Einheitsbußen, zutage trete. Ich habe diese These auf sehr verschiedene Gründe gestützt, aber nirgends auf eine Wergeldgleichung. Nur JAEKEL hat sich auch bei diesem Problem auf eine Gleichung berufen, die ich lediglich ablehne. 3. Mein Rezensent führt ein Beispiel für die Kombination von Quellen verschiedener Zeit (500 Jahre Abstand) an, das meine Arbeitsmethode verdächtigen soll. Aber die angeführte Zusammenstellung rührt nicht von mir, sondern von JAEKEL her und wird von mir an der angeführten Stelle gerade wegen des zeitlichen Abstands verworfen[2]). 4. Nach meinem Rezensenten soll ich „an mehreren Stellen“ kundtun, daß „Friling“ durch das Suffix einen verächtlichen Sinn bekomme, „was

1) Göttinger Gelehrte Anzeigen 1902 S. 100 ff. RIETSCHEL polemisiert gegen die Schlüsse, die BRUNNER aus der Übereinstimmung der Wergelder der verschiedenen Stämme zieht, und fügt hinzu: „Viel wichtiger ist der (HECK) gelungene Nachweis, daß das spätere mittelfriesische Wergeld genau mit dem alten mittelfriesischen Wergeld des nobilis übereinstimmt. Sicherlich ein starkes Argument dafür, daß der nobilis und nicht der liber der gemeine Freie war.“

2) JAEKEL hatte sich bei Auslegung der Oldenburger Handschrift auf das Recht der lex Frisionum berufen. Ich wende ein: „Die Lähmungsbuße betrug allerdings nach der lex Frisionum $^1/_4$ Wergeld, aber sie ist seitdem in allen Gebieten differenziert worden.“ Dann ziehe ich meinerseits für die Auslegung der Oldenburger Handschrift, nicht aber der lex Frisionum, die sehr nahestehende Handschrift von 1327 heran.

zu weitgehenden Schlüssen Anlaß bietet". Tatsächlich bin ich nur an einer einzigen Stelle auf die Suffixbedeutung eingegangen, um einen positiven Schluß BRUNNERS abzulehnen, ohne meinerseits einen positiven Schluß aus dem Suffix zu ziehen[1]). Die „weitgehenden Schlüsse" sind Phantasiegebilde des Rezensenten. 5. Der Rezensent findet ein zweites „bedauerliches Beispiel für gewaltsame Quellenverwertung" auch in der Anmerkung 1 S. 203. Tatsächlich habe ich die fraglichen Stellen überhaupt nicht verwertet, sondern ihre Verwertung abgelehnt[2]).

Damit sind die Einwendungen des Rezensenten erschöpft. Es bleibt gar nichts übrig. PH. HECK.

Nochmals die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen (Berichtigung).

Im letzten Hefte dieser Zeitschrift hat J. PEISKER unter dieser Überschrift einen Aufsatz veröffentlicht (S. 326—37), der gegen mein Buch „Die ältere Sozial- und Wirtschaftsverfassung der Alpenslawen" gerichtet ist. Hatte ich darin den Nachweis angetreten, daß die von PEISKER in verschiedenen Abhandlungen, besonders dieser Zeitschrift, aufgestellten Hypothesen über die älteren Kulturzustände der Slowenen unbegründet, weil mit den Quellen absolut

---

1) Die einzige Stelle, an der ich von der Bedeutung des Suffixes rede, lautet vollständig: „Das Suffix kann verschiedene Beziehungen ausdrücken, sowohl die Eigenschaft wie die Abstammung und eine Deminution. Nicht selten gibt es dem Worte den Nebensinn einer Nichtachtung. (In der Anmerkung 3 zitiere ich KLUGE: „Häufig verbindet sich im Westgermanischen das Gefühl des Bedauernswerten oder Verächtlichen mit diesen Bildungen".) Wenn BRUNNER in der neuen Auflage seiner Rechtsgeschichte zu Friling lediglich hinzufügt „(der von Freien abstammende)", so läßt sich die Alleinberechtigung dieser Deutung nicht durch sprachliche Erwägungen nachweisen. Die sprachlichen Erwägungen sind eher ungünstig. Die altfreien Elemente bildeten innerhalb der persönlichen Freien eine höhere Schicht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß zur technischen Bezeichnung dieser Oberschicht eine Wortform verwendet wurde, welche die Nebenbedeutung der Geringschätzung nahelegte. Ausschlaggebend ist freilich dieser Gesichtspunkt nicht. Die definitive Entscheidung der etymologischen Frage kann nur induktiv aus dem sachlichen Inhalt der vorhandenen Fundstelle gewonnen werden." A. a. O. S. 189, 90. Das Resultat aus der Induktion wird S. 198 gezogen. „Deshalb ist die Etymologie BRUNNERS abzulehnen und die geringschätzige Bedeutung des Worts als die ursprüngliche aufzufassen."

2) Mein Urteil lautet hinsichtlich der fraglichen Stellen: „Allenfalls sind zwei Nachrichten anzuführen, die höchstens eine leise Unterstützung der Fredeilstheorie ergeben, aber keine selbständige Bedeutung besitzen."

unvereinbar sind, so will er nun an einer Stichprobe die Unrichtigkeit meiner Darlegungen erweisen.

Er entnimmt zu diesem Zweck meinem Buche einzelne Stellen und dichtet mir im Anschluß daran Dinge an, die sich beim Vergleich mit dem Buche selbst teils als sachlich ganz haltlose Behauptungen, teils als Verdrehungen des Sachverhalts herausstellen. Auf diese Weise sucht er seinen wissenschaftlichen Gegner vor dem Leser in eine Position zu versetzen, der gegenüber er dann mit scheinbar sachlicher Widerlegung leichtes Spiel zu haben glaubt. Und — seine Theorie ist gerettet! Obwohl der Aufsatz selbst nur einen bescheidenen Umfang hat — 12 Seiten — und sich auf zwei miteinander in näherem Zusammenhang stehende Fragen aus den in meinem Buche behandelten Problemen beschränkt, ist die Zahl dieser Verdrehungen, Ausflüchte und Winkelzüge doch eine so verblüffend große, daß ich sofort dagegen Protest erheben und eine tatsächliche Berichtigung hier folgen lassen muß:

1. Es ist völlig unrichtig, daß ich „im allgemeinen . . . die Gebiete, die zu untersuchen sind, nicht abgesteckt“ habe (Peisker a. a. O. S. 326).

Wahr ist vielmehr, daß ich Ausdehnung und Ziele meiner Untersuchungen schon im Vorworte meines Buches (p. VI) ganz genau abgegrenzt und auch in der Disposition desselben klar zum Ausdruck gebracht habe, indem jeder der neun Paragraphen desselben einen ganz bestimmten Komplex von Problemen behandelt. Den besten Beweis für die Unrichtigkeit dieser Behauptung Peiskers liefert die eben erschienene ausführliche Besprechung meines Buches von Felix Rachfahl in Schmollers Jahrbüchern für Volkswirtschaft etc. Bd. XXXIII.

2. Es ist völlig unrichtig, daß „die entscheidende Quelle, auf die ich mich wie auf einen Kronzeugen berufe“, das Urbar von Liechtenwald vom Jahre 1448 sei (Peisker S. 326 und 337).

Wahr ist vielmehr, daß ich meine Ausführungen vornehmlich auf die landesfürstlichen Gesamturbare der Steiermark aus dem 13. Jahrhundert, welche die Hauptquelle für Peiskers Annahmen bildeten, aufbaue und dem genannten jüngeren Urbar nur eine ganz untergeordnete Bedeutung einräume (vgl. mein Buch S. 40).

Peisker bemerkt in der Hitze des Gefechts gar nicht, wie widersinnig seine Behauptung ist, da er mir in einem Atem doch zugleich vorwirft, ich hätte dieses Urbar „bis auf einen einzigen Satz nicht zu Worte kommen“ lassen (a. a. O. S. 326). Ein sonderbarer Kronzeuge, der nahezu gar nicht zu Worte kommt!

3. Es ist völlig unrichtig, daß ich aus einem einzigen Satz dieses Urbars alle möglichen Folgerungen gezogen hätte (Peisker a. a. O. S. 336).

Wahr ist vielmehr, daß ich die Stellung der Supane, um welche es sich da handelt, aus einer großen Anzahl verschiedener Quellen zu erklären suchte (vgl. mein Buch S. 30—52), daß gerade im Gegenteil Peisker selbst sich dieses schweren Fehlers schuldig gemacht hat, indem er aus denselben zwei Quellen — dem landesfürstlichen

Urbar von 1265 und dem Salzburger Urbar von 1309 — zwei ganz verschiedene Arten von Supanen herauskonstruiert hat (vgl. unten Nr. 4).

Peisker gerät auch hier wieder mit sich selbst in bösen Widerspruch, da er an einer andern Stelle seines Aufsatzes (S. 328) eben das, was er mir hier zum Vorwurf macht, die Annahme einer verschiedenen Bedeutung von Supan, dort als Unterlassung anrechnet.

Und damit komme ich zu einer 4. Behauptung Peiskers, die von derselben Qualität ist. Während er ursprünglich, bei der ersten Formulierung seiner Theorie (Zeitschr. f. Social- und Wirtschaftsgesch. 5. Bd.), nur eine Klasse von Supanen annahm — die Nachkommen des altslowenischen Hirtenadels, eine (auch im 13. Jahrhundert) noch immer privilegierte Bevölkerungsschicht —, hat er nach den Darlegungen von W. Levec zwei Arten unterscheiden wollen — neben jenen noch Dorfschulzen im angeblich jüngeren Kolonisationsgebiete. Ich wies nach, daß die Supane der Urbare nichts anderes sind als niedere grundherrliche Wirtschaftsbeamte — Dorfschulzen, Meier, Schaffer —, welche aus den bäuerlichen Zinsleuten selbst auf Zeit bestellt wurden.

Und nun stellt Peisker (a. a. O. S. 326 f.), indem er sich, ganz ebenso wie seinerzeit Levec gegenüber, den Anschein gibt, als ob diese Unterscheidung von ihm herrührte, — drei Kategorien von Supanen auf. Als dritte kommt jetzt neu hinzu jene von Dörfern, „in denen es überhaupt keine ständigen Supane gibt, sondern einer der Bauern auf eine gewisse Zeit zum Supan bestellt wird“.

Mit dieser Ausflucht meint Peisker nun seine Theorie retten zu können. Es gebe eben verschiedene Arten von Supanen, die „nur den Titel gemeinsam“ hätten. „Von dem Supan der einen Kategorie kann — so erklärt er uns jetzt — auf den einer anderen nicht geschlossen werden . . . „der altslowenische Supan ist schon a priori etwas ganz anderes als der Supan einer erst von Deutschen angelegten slowenischen Kolonie, ebenso wie der fränkische Pferdeknecht marescalcus etwas anderes ist als der deutsche Staatswürdenträger Marschall. Es könnte heute niemandem mehr einfallen, von diesem auf jenen Rückschlüsse zu wagen“ (S. 327 f.). Unmittelbar darauf behauptet Peisker (S. 328): „Diese Tatsachen läßt Prof. Dopsch überhaupt nicht gelten.“ Man muß wirklich über die Kühnheit staunen, mit welcher derartiges vorgebracht wird! Wer war es denn, der von den Supanen jüngerer Quellen (Urbar von 1265 und 1309) auf altslowenische Supane Rückschlüsse gemacht und nur aus diesen relativ späten Zuständen, welche die Urbare allein bezeugen, eine ganz phantastische Welt der Vorzeit rein willkürlich konstruiert hat? Daß eben Peisker damit das ABC aller historischen Kritik und Forschungsmethode gröblichst verletzt hat, ist ja die durch mein ganzes Buch ziehende und immer wieder betonte Hauptanschuldigung meinerseits! (Vgl. bes. S. 85.)

Er hat bis jetzt für die sozialen und wirtschaftlichen Zustände der Alpenslawen tatsächlich überhaupt keine älteren Quellen vorgebracht, als die mehrfach zitierten Urbare von 1265 und 1309, be-

ziehungsweise noch jüngerer Zeiten. Die älteren Urkunden und Traditionsbücher, die Ortsnamen- und Flurkartenforschung aber hat er nicht berücksichtigt!

Ich lasse selbstverständlich gelten, daß der altslowenische Supan etwas ganz anderes gewesen ist, als der Supan einer erst von den Deutschen angelegten slowenischen Kolonie, aber PEISKER muß für jene erst ältere Quellennachweise erbringen. Er hätte eben selbst sich „nicht einfallen lassen" sollen, von diesen jüngeren Supanen des 13. Jahrhunderts auf jene so weitgehende Schlüsse zu wagen. Sie hängen bis dato gänzlich in der Luft . . .

Ich bin PEISKER für die so kräftige Einschärfung jenes obersten Grundsatzes aller historischen Forschung, der strengen chronologischen Scheidung nach den verschiedenen Quellen, herzlich dankbar. Er hat seiner Theorie damit selbst den Strick gedreht!

Ebenso wie hier hat PEISKER auch bei seiner Polemik wider meine Ausführungen über die Bevölkerungsstatistik eine Reihe direkter Unwahrheiten vorgebracht.

5. Es ist völlig unrichtig, daß ich von der Drei- und Vierzahl der Supane an einem Orte überhaupt keine Notiz nahm (PEISKER a. a. O. S. 332).

Wahr ist vielmehr, daß ich alle von PEISKER dafür vorgebrachten Stellen genau erörtert habe (vgl. mein Buch S. 35 ff.). PEISKER hatte sie freilich vollkommen irrig aufgefaßt, was zum Teil auch schon F. RACHFAHL vor mir festgestellt hatte (ebenda S. 36).

6. Es ist völlig unrichtig, daß ich das Urbar von 1448 . . ., „in welchem es von mehrsupanigen Dörfern wimmelt", bis auf eine Stelle „gar nicht in Betracht gezogen" habe (PEISKER a. a. O. S. 333).

7. Es ist völlig unrichtig und durch nichts belegt, daß ich das Urbar von 1528 für Liechtenwald „gründlich mißverstanden" hätte (PEISKER ebenda).

Wahr ist vielmehr, daß ich, um die Mehrzahl von Supanen an einem Orte zu erklären(!), zuerst auf diese beiden Urbare selbst aufmerksam gemacht und darauf hingewiesen habe, daß die Verwendung des Ausdruckes „Supp" hier noch eine andere Bedeutung erkennen lasse, indem hier einerseits Supane oft neben einzelnen Hufen nur Teile einer Supp, andererseits aber auch Nichtsupane, Zinsbauern sonst, Suppen oder Teile davon innehaben. Diese Tatsachen legen, so folgerte ich, die Auffassung von Supp im Sinne der sonst bezeugten Höfe (curie) nahe, womit dann auch die Mehrzahl von Supanen (= villici) an einem Orte sich erklären würde (vgl. mein Buch S. 39 f.).

Es lag für mich, da ich meine Ausführungen prinzipiell (vgl. mein Buch S. 17) auf die jemals ältesten Quellen stützte und den jüngeren Urbaren durchweg nur akzessorische Bedeutung zuerkannte, hier gar kein Grund vor, im Detail des weiten und breiten auf diese zwei späten Urbare selbst einzugehen. Indem ich gegen die Annahmen PEISKERS von einer Mehrzahl von Supanen an einem Orte polemisierte, hatte ich um so weniger Anlaß, mich darüber näher zu verbreiten, als ja PEISKER diese beiden Urbare ebenso wie jenes vom Jahre 1322 — gar nicht kannte! Ich durfte, von den älteren Urbaren handelnd,

tatsächlich zu Recht hervorheben, daß die Fälle, in welchen zwei Supane an einem Ort nachgewiesen werden konnten, die seltenen Ausnahmen darstellen, daß es „bis jetzt bloß vier von mehreren Hundert“ seien (S. 40). PEISKER (S. 333) moniert auch dies somit zu Unrecht und entstellt damit den tatsächlichen Sachverhalt. Tatsächlich kommt in den ganzen, sehr umfangreichen landesfürstlichen Gesamturbaren der Steiermark nicht ein Ort vor, wo mehr als ein Supan erwähnt würde; jene von mir als Ausnahmen erklärten vier Fälle beziehen sich auf das jüngere Salzburger Teilurbar vom Jahre 1309 (vgl. mein Buch S. 38).

PEISKER, der selbst seine Darstellung meist sehr breit zu halten pflegt und alle ihm bekannten Quellen gewöhnlich auch mit zum Abdruck bringt, wird freilich kaum verstehen, daß man eine Quelle sehr wohl in Betracht gezogen haben kann, auch wenn man nur einen Satz daraus abdruckt. Vgl. übrigens S. 105 n. 5. Ich kann ihm verraten, daß ich noch eine stattliche Reihe von solch jungen Urbaren — die er vermutlich auch nicht kennt — sehr genau durchgearbeitet habe, ohne daß in meinem Buche auch nur mit einem Wort davon die Rede ist. Er braucht nur die Benützungsausweise des Grazer Landesarchivs und Wiener Staatsarchivs durchzusehen; einiges wird auch aus meiner Edition der steiermärkischen landesf. Urbare ersichtlich.

8. Es ist völlig unrichtig, daß „diese Schlußfolgerung“ — welche ich aus den Urbaren von 1448 und 1528 betreffs des Ausdruckes Supp hier zog — „eine der Hauptstützen“ meines ganzen Buches bilde und zusammenstürze, wenn man den Sachverhalt vom Jahre 1528 mit jenem von 1309 und 1448 vergleicht (PEISKER S. 336 Note).

Wahr ist vielmehr, daß diese Annahme überhaupt nur in einer Unterabteilung eines von den neun Paragraphen meines Buches, § 3b (S. 39—40), vorkommt und auch hier wiederum nur als eine von verschiedenen Erklärungsmöglichkeiten für das Auftreten mehrerer Supane an einem Orte vorgebracht wird. Letzteres ergibt sich übrigens auch schon aus dem von PEISKER S. 332 gebotenen Zitat aus meinem Buche!

Selbst wenn sie unrichtig wäre — angenommen, aber nicht zugegeben —, würde sich tatsächlich nichts an meinen Darlegungen ändern. Denn was ergibt sich denn Positives aus dem nun von PEISKER gebotenen Abdruck einer Reihe von Urbarstellen? Was versteht denn ér hier unter Supp? Es genügt doch wohl nicht, die Annahme des wissenschaftlichen Gegners einfach als unrichtig hinzustellen, ohne selbst eine bessere, ja überhaupt eine Erklärung dafür zu geben. Oder sollen wir vielleicht deshalb, weil in einem Urbar von 1448 an verschiedenen Orten eine Mehrzahl von Supanen genannt wird, nun ernstlich glauben, daß dies zur Rekonstruktion der altslowenischen Supane — eines Hirtenadels von Nachkommen turkotatarischer Reiternomaden — genüge? „Es könnte“ — um PEISKERS neuesten Lehrsatz nun praktisch anzuwenden — „heute niemandem mehr einfallen“, von diesen Salzburger Zinsleuten des 15. Jahrhunderts, die von festbemessenen Hufen dienen, auf jene solche Rückschlüsse zu wagen. Das ginge ja weit über die von ihm mit Recht gerügte Monstrosität

einer Zusammenstellung des fränkischen Pferdeknechtes mit dem deutschen Staatswürdenträger Marschall noch hinaus. Oder meint PEISKER, daß die von ihm mit so viel Emphase betonten methodischen Grundsätze nur dort gelten, wo es ihm gerade paßt?

9. Es ist völlig unzutreffend, daß der von mir gegen die PEISKERsche Supanenstatistik erhobene Einwand bezüglich der Besitzgemeinschaften „unrichtig“ sei (PEISKER a. a. O. S. 332).

Wahr ist vielmehr, daß PEISKER die von mir zuerst nachgewiesene Tatsache, daß auf einer Hufe nicht selten mehrere Bauern saßen, Gemeinderschaften an diesen anzunehmen sind, bisher in all seinen zahlreichen Aufsätzen übersehen hat, daß die Beachtung derselben aber die ganze Statistik zu seinen Ungunsten erheblich ändert, da er stets nur eine Bauernfamilie für eine Hufe annahm. Wenn PEISKER jetzt behauptet: „Von diesen socii weiß ich übrigens schon längst“ (a. a. O. S. 332), so läßt dies seine Forschungsmethode nur in einem um so bedenklicheren Lichte erscheinen. Er hätte also eine entschieden gegen seine Aufstellungen sprechende Tatsache bewußt verschwiegen?

Warum aber ist mein Einwand unrichtig? Die Hufe, sagt PEISKER, repräsentiere ursprünglich nur eine Wirtschaftseinheit, eine Bauernfamilie, und nur für diese Zeit gelte seine Statistik; „ob und wieviele socii später da waren, sei gleichgültig“. Man traut seinen Ohren kaum. Für welche Zeit soll also PEISKERS Statistik denn gelten? Doch wohl nicht gar für die altslawische? Was meint denn PEISKER mit dem „ursprünglich“? Er kann doch nach seinen oben zitierten Ausführungen über den Marschall seiner aus einer Quelle des 13. Jahrhunderts entnommenen Statistik unmöglich für eine viel frühere Zeit Geltung vindizieren? Da die socii aber nicht erst später, sondern damals bereits nachweisbar sind (vgl. mein Buch S. 27), ist seine Statistik wegen Nichtberücksichtigung dieser eben tatsächlich fehlerhaft.

Ebensowenig konsequent wie hier ist PEISKERS Forschungsmethode auch in der Quellenbenützung für die spätere Zeit. Man höre: „das von DOPSCH gründlich mißverstandene Urbar vom Jahre 1528 kommt hier überhaupt nicht in Betracht, weil sich die Verhältnisse seit 1448 gänzlich geändert haben“ (PEISKER S. 333). Ja, glaubt denn PEISKER, daß dies in dem so viel längeren Zeitraum von 1265 bis 1448 nicht der Fall war? Auch hier gerät er mit sich selbst in argen Widerspruch, da er an einer andern Stelle (S. 336) doch selbst konstatiert, daß von 1309 bis 1448 eine sehr bedeutende Veränderung hinsichtlich der Supane eingetreten sei. Also — könnte man nach PEISKERS Rezept konsequenterweise sagen — kommt das Urbar von 1448 hier gar nicht in Betracht!

Man sieht: gerade PEISKER macht sich in eminentem Maße eben jenes Fehlers schuldig, den ich nach seiner Behauptung (S. 336) begangen haben soll. PEISKER ist es, der die Quellen auswählt, „je nachdem es zu seiner Auffassung paßt“ . . .

Die „ganz willkürliche Auswahl der Beispiele“ hatte ich ja der von ihm aufgestellten Statistik hauptsächlich zum Vorwurf gemacht. Was entgegnet er darauf? „Der Prozentsatz zwischen Supanen und

Bauernhuben in den einzelnen Gruppen ist zwar verschieden, aber in vier Gruppen derselbe. Daher nehme ich [PEISKER] diese als die unversehrten an; die abweichenden sind durch Neurodungen und Vermehrung der Bauernhuben in einzelnen Dörfern vergrößert worden" (PEISKER S. 331). Eine sachliche Begründung für dieses Vorgehen fehlt auch jetzt wieder gänzlich. Warum sind denn gerade in diesen vier Gruppen die altslowenischen Verhältnisse bis zum Jahre 1265 „unversehrt" geblieben, in allen anderen — will sagen mehr als hundert — aber nicht??

Als dritten und letzten Punkt hat PEISKER die Frage der Besiedelung berührt. Um wenigstens einen Teil der in den Urbaren des 13. Jahrhunderts erwähnten Supane als altslawische ausgeben zu können, unterscheidet PEISKER zwei verschiedene Kolonisationsgebiete. Die Weilersiedelungen um Tüffer sollen altslawisch, die Marburger und Pettauer großen Gewanndörfer spätdeutsch sein (S. 329). Ich bestritt dies auf Grund einer Reihe von urkundlichen Belegen der älteren Zeit (9.—12. Jahrhundert) aus dem Gebiete der Alpenslawen. Und PEISKERs neue Begründung? Weil die Nachrichten des Prokopios über die Siedelungsart der alten Slawen höchstens Weiler, aber keine großen Dörfer voraussetzten und die Serben, Russen und Elbeslawen ebenso hausten, könne keinem Zweifel unterliegen, daß die Tüfferer Siedelungsart nach Supanenweilern in Untersteiermark vordeutsch sei. „Alles das übersieht Prof. DOPSCH", sagt PEISKER (S. 328). Nun, auf den Bericht des Prokopios habe ich naturgemäß keinen Wert gelegt, da er sich gar nicht auf das von mir behandelte Gebiet der Alpenslawen bezieht, sondern auf die Slawen in den Ebenen an der unteren Donau. Wollte man nach der vorschnellen und gänzlich unwissenschaftlichen Methode PEISKERs Schlußfolgerungen ziehen, dann könnte man auch das gerade Gegenteil eben hier beweisen: da die auch PEISKER sehr wohl bekannten Berichte Cäsars über die Siedelungsart der alten Germanen Einzelhöfe oder höchstens Weiler voraussetzen, in einer Reihe deutscher Gegenden, und zwar gerade in den Alpen und deren Vorland, auch heute noch diese Siedelungsart vorherrscht, können die Tüfferer Weilersiedelungen in Untersteiermark also nur altgermanisch, somit vorslawisch sein! Will PEISKER etwa diese Argumentation nicht gelten lassen? Sie ist genau nach dem von ihm aufgestellten Muster fabriziert . . .

Tatsächlich entspricht die Einzelhof- und Weilersiedelung hier und auch in nichtslawischen Gebieten der Bodenkonfiguration (Gebirge); sie ist, wie Urkunden und jüngere Urbare dartun, vielfach jüngeren Ursprungs (vgl. Österr. Urbare I, 2, Einl. LXVIII und Kartenbeilage 3). PEISKER hat aber auch noch eine weitere Ausflucht vorgebracht, um den von mir nachgewiesenen urkundlichen Zeugnissen für die Siedelung der Slawen in der Ebene zu entkommen: „Dieser scheinbare Widerspruch löse sich leicht, wenn man das Schalten und Walten der Reiternomaden, insbesondere der Awaren, Bulgaren und Magyaren, in Betracht zieht, waren sie doch der Hauptfaktor in unseren Landen! Von diesem Hauptfaktor nimmt Prof. DOPSCH überhaupt keine Notiz" (PEISKER a. a. O. S. 329). „Die slawischen Siedelungen in den

höheren Lagen blieben nämlich von den durchrasenden Nomaden eher verschont . . . aber die Ebenen wurden entvölkert und konnten erst nach längerer Ruhepause von den Deutschen . . . neu besiedelt werden" (PEISKER a. a. O. S. 330).

10. Es ist tatsächlich unrichtig, daß ich von diesen Dingen keine Notiz genommen habe. Wahr ist vielmehr, daß ich gerade bei meinen Ausführungen über die Besiedelung nicht nur wiederholt (vgl. mein Buch S. 57, 60, 86, 91) der Einfälle von Awaren und Magyaren gedacht, sondern insbesondere auch selbst betont habe, daß die breiten Flußtäler und Felder hierbei die stets benützten Einfallsbahnen bildeten (vgl. PEISKER S. 329), speziell aber das von PEISKER S. 330 zitierte Mur- und Draufeld (vgl. mein Buch S. 56). Abgelehnt habe ich freilich die phantastische Konstruktion PEISKERs, daß die Supane der Urbare des 13. Jahrhunderts Nachkommen turkotatarischer Reiternomaden sein sollen, denn dafür fehlt jeder Anhaltspunkt in den Quellen.

Schließlich berührt PEISKER jetzt auch noch die Ortsnamenforschung. Er hatte sie bei Aufstellung seiner Theorie — so unglaublich dies klingen mag — gänzlich unberücksichtigt gelassen. Daß ich diesen schweren Unterlassungsfehler hervorhob, hat nun augenscheinlich PEISKERs Ärger ganz besonders entfacht. Es regnet nur so zum Teil auch ganz persönliche Vorwürfe: „Die Ortsnamenkunde setzt tiefe Kenntnisse der Laut- und Sprachgesetze voraus; Prof. DOPSCH selbst versteht aber nicht slawisch, ließ sich Stellen aus slawischen Literaturen erst durch andere ad hoc übersetzen, hält sogar eine französische Form für slawisch (siabrynage) und vermag nicht einmal ein nomen topicum von einem Patronymikum oder Possessivum zu unterscheiden" (PEISKER S. 330).

Offenbar sollen diese persönlichen Spitzen ersetzen, was PEISKER an sachlichen Argumenten fehlt. Tatsächlich hat er für diese Anwürfe keinen einzigen Beleg vorgebracht. Ich fordere PEISKER hiermit auf, die Stellen zu nennen, welche ihn dazu berechtigen. Denn das, was er hier vorgebracht hat, bezieht sich in einem Teil gar nicht auf die Alpenslawen, sondern auf Böhmen (S. 330) und deckt sich auch im zweiten Teil (S. 331) vollkommen mit meinen Darlegungen! Auch ich habe tatsächlich die von PEISKER angeführten Ortsbezeichnungen als Personennamen erklärt, und zwar selbstverständlich als Namen von zur Abfassungszeit der Urbare lebenden Personen (Österr. Urbare I, 2, 16 und 18; vgl. mein Buch S. 37[6]). Nirgends aber habe ich „die patronymen Ortsnamen als alt, vordeutsch" angesehen, wie man nach PEISKERs Darstellung meinen müßte[1]).

PEISKER macht sich hier einer ganzen Reihe von Verdrehungen des wahren Sachverhalts schuldig. Ich konstatiere weiters: Tat-

1) In meiner Edition der steiermärkischen Urbare habe ich an einer bereits vor meinem Buche (Herbst 1908) gedruckten Stelle (Einl. p. LXXXI) gerade die aus Personennamen abgeleiteten Ortsnamen als jüngere Kolonisationen des 12. und 13. Jahrhunderts erklärt!

sächlich habe ich selbst gar keine eigenen Ortsnamenforschungen angestellt, sondern mich durchaus auf die Ergebnisse fremder Untersuchungen, und zwar von deutschen und slawischen Forschern, gestützt und dieselben bloß wirtschaftsgeschichtlich verwertet. Peisker scheint dies in seinem Ärger ganz übersehen zu haben, und insbesondere auch die Tatsache, daß ich mich gerade für das von ihm berührte Pettauer Feld auf die Forschungen eines slawischen Autors (Levec) stützte (vgl. mein Buch S. 55), dem Peisker bisher wenigstens eine hohe Autorität zumaß.

Ich hebe besonders hervor: Meine Untersuchungen beruhen auf Quellen, von denen keine einzige slawisch, alle vielmehr lateinisch oder deutsch abgefaßt sind.

Ich habe ausdrücklich schon im Vorwort meines Buches und später wiederholt abgelehnt, mich auf Fragen einzulassen, denen ich als Nichtslawist fachmännisch fernstehe. Ich war bei meinen Quellenstudien tatsächlich nirgends auf Übersetzungen aus dem Slawischen angewiesen. Denn auch die Ortsnamenforschungen, auf welche ich mich stützte, sind, soweit sie von slawischen Forschern herrühren, entweder selbst in deutscher Sprache veröffentlicht worden (Miklosich, Levec, Orožen) oder in deutscher Übertragung zugänglich (Strekelj).

Das, was ich mir übersetzen ließ, war eine Anzahl von Aufsätzen aus der čechischen, polnischen, russischen und slowenischen Literatur, welche selbst die hier vorliegenden Probleme (Alpenslawen) gar nicht unmittelbar berührten. Sie können auch ganz ausgeschaltet werden, ohne daß sich an meinen Darlegungen auch nur das geringste ändern würde. Ich habe auf sie meist nur nebenher verwiesen als analoge Ergebnisse der Forschung in anderen slawischen Gebieten. Peisker hatte sich's freilich leichter gemacht, indem er sich darum — wie ich ihm vorwarf — einfach nicht kümmerte. Nun aber frage ich Peisker, der dieses Moment zuerst berührt hat, umgekehrt: Wie steht es denn mit den „tiefen Kenntnissen der Laut- und Sprachgesetze", die ich nirgends für mich in Anspruch genommen habe, bei ihm selbst?

Peisker mußte schon früher zugeben, daß er in Philologicis Laie sei, daß er die etymologischen Annahmen, welche die Grundlage seiner weit ausgreifenden Konstruktionen bilden, bloß mit Hilfe fremder, meist deutscher Forscher kompiliert habe (vgl. diese Ztschr. 3, 244). Sie sind heute zum Teil als schwere Mißverständnisse Peiskers, im ganzen aber als völlig unbegründete Schlußfolgerungen von slawischen Gelehrten selbst abgelehnt worden (z. B. von Niederle und J. Janko in Prag)[1]. Ein solcher von hohem Ruf (A. Brückner, Berlin) hat Peiskers Deutung eben des vielberufenen Supan und Supa geradezu

1) Vgl. jetzt auch Jankos neueste Darlegungen „Über die Berührungen der alten Slawen mit Turkotartaren und Germanen" in der neuen Zeitschrift „Wörter und Sachen" 1, 109 (1909), wo er zu dem Schlußergebnis kommt, daß Peiskers Methode verfehlt, seine Quellenerklärung aber „eigenmächtig" sei.

in das Kapitel der „Etymologischen Anarchie" eingereiht! (Indogerm. Forsch. 1908, 23, 217). Will PEISKER diese Slawisten von Fach, denen sich noch ein hervorragender slawischer Rechtshistoriker, OSWALD BALZER in Lemberg, ebenso ablehnend anreiht, auch nicht gelten lassen? Wo sind denn die fachmännischen Koryphäen, welche sich für seine Theorien ausgesprochen haben??

Auf den übrigens nicht hierhergehörigen und nichts besagenden Vorwurf wegen Verwendung des Wortes siabrynage brauche ich nicht näher einzugehen. Jeder Leser, der mein Buch aufschlägt, sieht sofort, daß ich diese französische Transkription für das Rechtsverhältnis der Sjabri aus der französisch geschriebenen Arbeit LOUTCHISKYS, auf welche ich mich ebendort stützte (S. 171), übernommen habe, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil mir keine ebenso kurze deutsche Transkription dafür bekannt ist. Weiß mir vielleicht PEISKER eine solche zu nennen? Sjabr wird aber auch er wohl kaum für ein französisches Wort ansehen wollen?

Man hat den Eindruck, als ob PEISKER mit so naiven Vorwürfen in Nebensachen nur Staub aufwirbeln wollte, um den wahren Sachverhalt, das volle Debâcle seiner ganzen Theorie, einigermaßen verschleiern zu können.

Genug für diesmal. Der unbefangene Leser wird sich, wenn er mein Buch selbst mit den Behauptungen PEISKERS vergleicht, leicht überzeugen können, auf welcher Seite die Unrichtigkeit liegt. Will PEISKER weitere „Stichproben" solcher Art folgen lassen, so werde ich ihm auch weiters keine Antwort schuldig bleiben. Schon heute aber bin ich ihm aufrichtig dankbar dafür, daß sein Aufsatz mir Gelegenheit geboten hat, seine ganze Forschungsmethode auch vor den Lesern dieser Zeitschrift, in welcher er seine Theorien vornehmlich veröffentlicht hat, kritisch zu beleuchten.

Igls bei Innsbruck, den 10. Aug. 1909. ALFONS DOPSCH.

Bei der Redaktion sind zur Besprechung eingelaufen:

Martin Reichlin, Die schwyzerische Oberallmende bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts. Schwyz, Emil Steiner.

A. Herzog, Die Lebensmittelpolitik der Stadt Straßburg im Mittelalter. Berlin, W. Rothschild.

K. Hoffmeister, Die Grundgesetze aller völkergeschichtlichen Entwicklung. Wien und Leipzig, C. Fromme.

H. Simon, William Godwin und Mary Wollstonecraft. München, Oskar Beck.

O. Kämmel, Die Besiedelung des deutschen Südostens vom Anfang des 10. bis gegen das Ende des 11. Jahrhunderts. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung.

C. J. Centmaier, Rechenschieberstreifen für Elektrotechniker gesetzlich geschützt. Zürich, Rascher & Cie.

K. Baschwitz, Die Organisation der städtischen Haus- und Grundbesitzer in Deutschland, ihre Entwicklung, ihr Wesen und ihr Wirken. Stuttgart, J. G. Cotta.

Das neue Europa, herausg. von **Alex. v. Blaskovich.** April 1909. Leipzig, F. A. Brockhaus.

E. Hensler, Verfassung und Verwaltung von Kurmainz um das Jahr 1600. Straßburg i. E., Herdersche Buchhandlung.

M. Kemmerich, Die Lebensdauer und die Todesursachen innerhalb der deutschen Kaiser- und Königsfamilien. Leipzig und Wien, F. Deuticke.

F. Dittmann, Der Begriff des Volksgeistes bei Hegel. Leipzig, R. Voigtländer.

Th. Lindner, Weltgeschichte, Bd. 6. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.

H. Stenger, Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Donauwörth (1193 bis 1607). Donauwörth, Buchhandlung Ludwig Auer.

Jos. Tigges, Die Entwicklung der Landeshoheit der Grafen von Arnsberg. Münster i. W., F. Coppenrath.

Freiburg, Die Verfassungsgeschichte der Saline Werl. Ebenda.

A. v. Kostanecki, Arbeit und Armut, ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte sozialer Ideen. Freiburg i. B., Herder.

Jahrbuch über die deutschen Kolonien, herausg. von **K. Schneider,** 2. Jahrgang. Essen, G. D. Bädeker.

Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, 5. Teil, 4. Lieferung (1430—36). Bearb. von **Pl. Bütler** und **T. Schieß.** St. Gallen, Fehrsche Buchhandlung.

K. Polenske, Forschungen zur Bodenreform. Jena, G. Fischer.

Ergebnisse der Säuglingsfürsorge, herausg. von Prof. Dr. **A. Keller,** 2.—4. Heft. Leipzig und Wien, F. Deuticke.

Otto Schreiber, Die Geschichte der Erbleihe in der Stadt Straßburg i. E. Heidelberg, C. Winter.

Quellen zur Geschichte der Stadt Görlitz bis 1600, herausg. von **R. Jecht.** Görlitz, R. Worbs & Co.

M. Hartmann, Der Islam. Leipzig, R. Haupt.

K. Henking, Joh. v. Müller 1752—1809. 1. Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.

Ch. Gide et **Ch. Rist,** Histoire des doctrines économiques depuis les physiocrates jusqu'à nos jours. Paris, L. Larose et L. Tenin.

H. Brunner, Geschichte der englischen Rechtsquellen im Grundriß. Leipzig, Duncker & Humblot.

H. Grimm, Das Burggrafenamt in Tirol. Meran, C. Jandl.

F. Friedensburg, Die Münze in der Kulturgeschichte. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark, Bd. 17. Dortmund, F. W. Rehfuß.

C. Krollmann, Das Defensionswerk im Herzogtum Preußen. II. Teil. Berlin, F. Ebhardt & Co.

M. Handelsman, Napoléon et la Pologne (1806—07). Paris, Félix Alcan.

F. Varrentrapp, Rechtsgeschichte und Recht der gemeinen Marken in Hessen. Teil I. Marburg i. H., A. G. Elwert.

S. Grotefend, Die Erwerbungspolitik Kaiser Karls IV. Berlin, Emil Ebering.

H. Hamburger, Der Staatsbankerott des Herzogtums Wirtemberg nach Herzog Ulrichs Vertreibung und die Reorganisation des Finanzwesens. Schwäb. Hall, Wilh. German.

F. Ohmann, Die Anfänge des Postwesens und die Taxis. Leipzig, Duncker & Humblot.

Ign. Schwarz, Das Wiener Ghetto, seine Häuser und seine Bewohner. Wien und Leipzig, Wilh. Braumüller.

M. Kowalewsky, Die ökonomische Entwicklung Europas bis zum Beginn der kapitalistischen Wirtschaftsform. Bd. 4. Berlin, R. L. Prager.

O. Hatzig, Justus Möser als Staatsmann und Publizist. Hannover u. Leipzig, Hahnsche Buchhandlung.

W. Aßmann, Wenigen-Jena. Eine Geschichts-, Verfassungs- und Finanzstudie. Jena, B. Vopelius.

P. Trautmann, Kiels Ratsverfassung und Ratswirtschaft vom Beginn des 17. Jahrhunderts bis zum Beginn der Selbstverwaltung. Kiel, Lipsius & Tischer.

H. Kampfmeyer, Die Gartenstadtbewegung. Leipzig, B. G. Teubner.

A. Brenning, Innere Kolonisation. Ebenda.

Jules Valery, Une traite de Philippe le Bel (SA. aus d. Revue génerale du droit). Paris, Albert Fontemoing.

W. Wendland, Die Religiosität und die kirchenpolitischen Grundsätze Friedrich Wilhelms III. in ihrer Bedeutung für die Geschichte der kirchlichen Restauration. Gießen, Alfred Töpelmann.

W. Ed. Biermann, K. G. Winkelblech (K. Marlo). Sein Leben und sein Werk. Bd. I. Leipzig, A. Deichert (G. Böhme).

A. Neukirch, Der niedersächsische Kreis und die Kreisverfassung bis 1542. Leipzig, M. Heinsius Nachfolger.

Feldzugserinnerungen aus dem Kriegsjahre 1809 (Bibliothek wertvoller Memoiren). Hamburg, Gutenbergverlag.

Vorträge der Gehe-Stiftung zu Dresden. 1. Band, 1909. Leipzig, B. G. Teubner.

O. Schwarz, Die Finanzsysteme der Großmächte. 2 Teile. Leipzig, Göschen.

Beschreibung des Oberamts Urach. Herausg. vom K. Statistischen Landesamt. 2. Bearbeitung. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Die Traditionen des Hochstifts Freising. 2. Bd. (926—1283). Herausg. von **Th. Bitterauf.** München, M. Riegersche Universitätsbuchhandlung (G. Himmer).

Emil Thürkauf, Verlag und Heimarbeit in der Basler Seidenbandindustrie (Basler volkswirtschaftliche Arbeiten, herausgegeben und eingeleitet von **Stephan Bauer**). Bd. 1. Stuttgart, W. Kohlhammer.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

